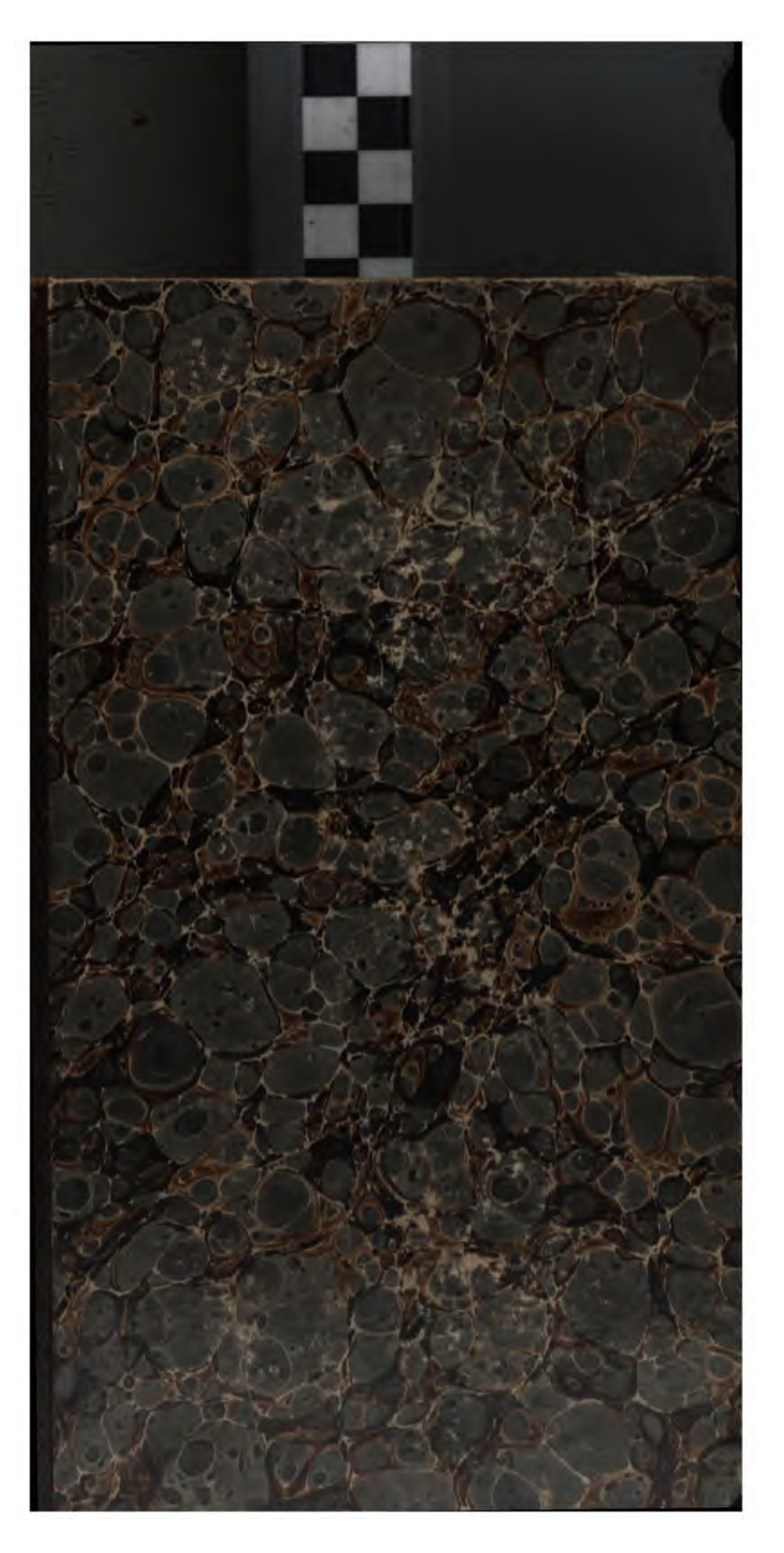





LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES






LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891







Die Wissenschaften

im

neunzehnten Jahrhundert,

ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen.

Eine Rundschau

zur

Belehrung für das gebildete Publikum.

Herausgegeben

von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Technikern.

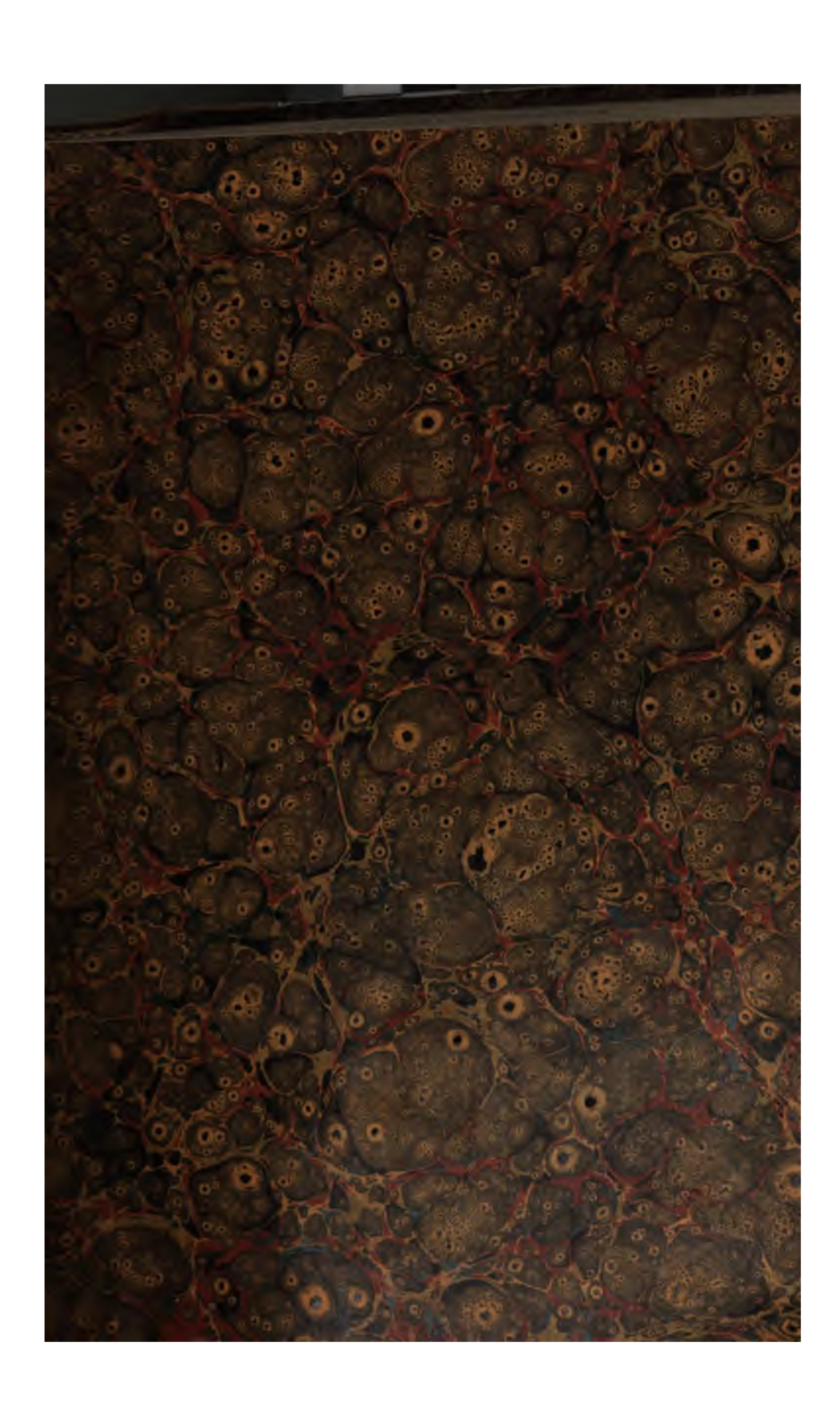
Achter Band.

Sondershausen.

Verlag von G. Neuse.

1863.


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





Die Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert,

ihr Standpunkt und die Resultate ihrer Forschungen.

Eine Rundschau

zur

Belehrung für das gebildete Publikum.

Herausgegeben

von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Technikern.

Achter Band.

Sondershausen.

Verlag von G. Neuse.

1863.

Ein holder Wahn.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.*)

1.

Prachtvolle Herbsttage weckten und nährten die Reiselust, und die Glücklichen, deren Mittel eine Befriedigung derselben gewährten, säumten nicht, sich ihr mit voller Seele hinzugeben. Die Eisenbahnen waren belebter als je, und an allen Stationsorten war lebhafter Ab- und Zustrom von Tausenden bemerkbar, besonders aber da, wo in der Nähe kleinere oder größere Gebirge mit Felsriesen, Burgtrümmern, heiteren Waldorten und lieblichen Heilbädern im Schooß ihrer Thalrinnen lockten und winkten, zu denen allen von den betreffenden Bahnhöfen aus die schönsten Fahrgelegenheiten auf gut gehaltenen Hochstraßen sich darboten.

Auch die Bäder selbst waren noch belebt, und die länger bleibenden Gäste, die sich nach und nach zu einander gesellt, fanden sich in trauliche Kreise vereinigt, gaben sich dem Genusse kunstvoller Concerte gemeinsam hin, machten Ausflüge nach ländlich schönen, aussichtreichen oder idyllisch-romantisch gelegenen Punkten der nahen Umgegend, und verschönten so durch angenehme Unterhaltung das Zwangvolle und Lästige der Kur, an welches der Kurgast sich zuletzt wohl oder übel gewöhnen lernen muß.

Im Damenkreise der vornehmen Badegäste zu Ems zeichnete sich ein Fräulein von edler Gestalt, hoher Schönheit und gediegener Bildung aus, Marie von Wallhoff, welche nicht Kurgast, sondern nur Begleiterin ihrer leidenden Schwester Cäcilie war, deren Aufenthalt

---

*) Aus des Dichters liter. Nachlaß.

durch eine ihr verordnete Traubenkur verlängert wurde. Im Kreise der Herrengesellschaft bildete ein Fürst den Mittelpunkt, der mit wenigen Begleitern ganz einfach als Kurgast lebte, aber trotz des streng zu bewahren gesuchten Incognitos doch von Jedermann nach Stand und Namen gekannt war, jedoch war die Badewelt, zumal zu ihrer eigenen Bequemlichkeit, so rücksichtsvoll, jenes Incognito gelten zu lassen und zu achten, was um so mehr beitrug, die gesellige Unterhaltung nicht zu drücken und nicht zu stören. Fürst Heinrich Günther war Wittwer und hatte blos als hoffnungsvollen Thronerben einen einzigen, bereits auch schon heirathsfähigen Sohn. Der Fürst selbst stand noch in den Jahren des blühendsten Mannesalters, und da in seiner Jugend schon manches Mädchen- und Frauenherz still für ihn sich entflammt hatte, so war er noch keineswegs der Zeit entrückt, in welcher Herzen zu Herzen sich in heißer Neigung begegnen oder alle sehnsuchtsvollen Schmerzen der Liebe in einem Frauenbusen wach zu rufen vermögen.

Leicht knüpft und schlingt das Leben in Bädern Bande der Sympathie und süßen Einverständnisses, und Marie von Wallhoff, obschon sie von vielen, ja von zahllosen Huldigungen umflattert und von zärtlich schmachtenden Anbetern umgeben war, fand sich doch hoch geschmeichelt, daß auch Fürst Heinrich Günther ihr Theilnahme und Wohlwollen entgegentrug, und sie ermangelte nicht, ohne Ziererei und Gefallsucht, sondern von einem natürlichen Gefühl geleitet, jede von dem Fürsten ihr erzeigte Artigkeit in gesitteter und anstandvoller Weise zu erwidern. Sie sang gern, wenn er sie zum Gesange an dem herrlichen Flügel im Concertsaal aufforderte und sie auf demselben begleitete, sie war gern seine Tänzerin auf den oft rasch improvisirten Bällen; sie sah es nicht ungern, wenn auf Vergnügungsausflügen zu Fuße oder zu Grauschimmel der Fürst sich ihr nahte und ihre Unterhaltung suchte, aber sie entzog sich auch anderen nicht und war gegen alle Herren der Gesellschaft gleich liebenswürdig wie gleich würdevoll. Daß sie Herren-Besuche nicht annahm, erschien selbstverständlich, auch war sie Abends nicht sichtbar, weil sie die späteren Abendstunden ganz der Pflege und der Ruhe der geliebten leidenden Schwester widmete.

In ganz Ems war nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung über das reizende Fräulein Marie von Wallhoff, und die ganze Männerwelt pries den Mann, den sie mit ihrer Hand und mit ihrem reichen Herzen beglücken werde. Ein dunkles Gerücht ging, daß Maria die Verlobte eines Herrn in München sei, der sich in Tyrol und Steiermark des Besitzes bedeutender Bergwerke erfreue. Ueber die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gerüchtes ließ sich leider nicht in's Klare kommen, denn zur unmittelbaren Frage hatte Niemand ein Recht, und Fräulein von Wallhoff schien es auch nicht zu lieben, Aufschluß über ihre Privatangelegenheiten zu geben. Mit genugsamer Mühe hatte die Neugier auf dem Fremdenbureau ermittelt, daß dieselbe mit ihrer Schwe-

ster in der Nähe von Augsburg wohne, wo ihre noch lebende Mutter ein Landgut besitze.

Die sinkende Sonne überfluthete das Thal von Ems mit ihren goldenen Strahlen, die tausendfach gebrochen aus den Spiegelfenstern der Gasthäuser und Pensionen zurückblitzten. Beide Fräulein von Wallhoff lustwandelten auf der schönsten Promenade, und zufällig allein; die Mehrzahl der noch anwesenden Gäste hatte den schönen Tag noch einmal zu Ausflügen benutzt, denn mehr oder minder nahte allen Gästen die Scheidestunde von dem freundlichen Ems und von so mancher liebgewonnenen und angeknüpften Bekanntschaft.

Fürst Heinrich Günther holte mit raschem Schritt die beiden Damen ein; auch er hatte sich keiner der veranstalteten Lustpartien angeschlossen. Er grüßte verbindlich und sah seinen Gruß ehrfurchtsvoll erwidert. Tiefer als bisher verneigten sich beide Damen.

„Nun meine Gnädigen? So gemessen, so ceremoniös? Bin ich vielleicht von heute Mittag bis jetzt etwas geworden?“ fragte scherzend der Fürst.

Marie's Angesicht war von einem leichten Anhauch milder Wehmuth umflort; sie belächelte die Scherzfrage und erwiderte: „Die nahe Scheidest u n d e richtet die geziemende Scheidew a n d wieder auf. Wir reisen morgen nach der Heimath ab, empfehlen uns dem Herren Grafen von Blankenstein zu geneigtem Andenken und bezeugen Seiner Durchlaucht dem regierenden Herren Fürsten von Blankenburg unseren demüthigsten Respekt!“

„Sie reisen? Und so schnell?“ fragte der Fürst betroffen. „Ihr Entschluß sollte mich nicht überraschen, denn auch ich bin zur Abfahrt gerüstet, und dennoch überrascht er mich. Es war so schön hier, so ungezwungen und heiter. Die Gesellschaft hatte sich so harmlos in einander eingelebt, und indem jeder das Möglichste that, angenehme und liebenswürdige Seiten seines Charakters darzulegen, fühlte man sich so recht warm von dem Gefühle durchdrungen, sich nur in guter, in auserlesener Gesellschaft zu bewegen, wozu denn auch Ihre beiderseitige Gegenwart, meine gnädigen Fräulein von Wallhoff, so wesentlich beitrug.“

Die Damen verneigten sich geschmeichelt, doch lenkte Marie sogleich das Gespräch von sich selbst ab und wieder dem Allgemeinen zu, indem sie mit ihrer klangvollen Stimme und wehmuthvoll betonend sprach: „Ja, es war schön hier, unsaglich schön; wir nehmen köstliche Erinnerungen an unvergeßliche Stunden mit uns fort. Niemals kehren diese Stunden wieder; ihre Wiederkehr ist unmöglich!“

„Dann bleibt auch mir ein gütiges Andenken bei Ihnen gesichert, um das ich bitte!“ sprach der Fürst mit voller Wärme des Gefühls. Der Zauber, der sich über Marie's ganzes Wesen, das jetzt von Trennungsschmerz verklärt war, ergoß, strömte in des feurigen Man nes leicht entzündbares Herz, und es fiel ihm schwer, sich nun so schnell, so plötz-

lich da losreißen zu sollen, wo eine tiefere Neigung Wurzel zu schlagen bereits seit einiger Zeit begonnen hatte.

„Könnte mir nicht vergönnt sein," begann der Fürst, nachdem er die beiden jungen Damen einige Schritte stumm begleitet hatte, „Sie eine Strecke Ihres Reiseweges zu begleiten, da der meine mich ebenfalls nach Süden führt. Sie gehen doch ohne Zweifel nach Augsburg, und diese Stadt ist eins der Ziele der Erholungsreise, die mein Arzt mir als Nachkur vorschreibt."

Die jüngere Schwester, wie bescheiden sie war, wollte gleichwohl bei dieser Unterhaltung nicht eine ganz stumme Rolle spielen, und fuhr, freilich nicht sehr überlegend, mit der Mittheilung heraus: „Wir fahren über Frankfurt, Würzburg und Nürnberg blos bis Donauwörth, in dessen Nähe unsere kleine Besitzung liegt."

„Aber liebe Cäcilie! Was plauderst Du da? Es wird Sr. Durchlaucht wenig daran liegen, zu erfahren, wo unser einziges Landparadies sich in der weiten Hochebene wie ein Reiherneſt im Schilfrohr liegt!" strafte sanft Marie die minder weltkluge Schwester und zum Fürsten gewendet, sagte sie: „Herren Höchst-Ihres Standes, Durchlaucht, sind gewohnt, anders zu reisen, wie ein Paar arme Mädchen vom Lande. Daher sollten sie sich unsertwegen nicht belästigen, zumal der ganze Gewinn einer solchen Zusammenreise, wenn man sie so nennen will, nur in einem flüchtigen Sehen auf einer oder der andern Station beruht. Nächstdem haben Euer Durchlaucht Ihr Gefolge bei sich, und wir das unsrige, welches freilich nur alles in allem in der Person unseres Kammermädchens besteht."

„Mein eben auch nicht großes Gefolge," erwiderte Fürst Heinrich Günther lächelnd: „geht mit Ausnahme meines Büchsenspanners, der mich allein begleitet, schon mit dem heutigen Abendzuge nach der Heimath ab. Es sind blos mein Geheimsecretair, mein Leibarzt und ein zu deren Bedienung bestimmter Lakei. Wir könnten daher uns noch eine Tagesfahrt angenehm unterhalten, die Erinnerung an Ems noch fester knüpfen, und Büchsenspanner sammt Kammermädchen fänden wohl Raum in einem anderen Waggon, als in dem, den ich für uns drei ausschließlich nehmen würde."

„Herr Fürst, Herr Fürst!" rief Marie und drohte schalkhaft mit dem Finger: „Das sieht ganz aus wie ein Abenteuer! Wir sollten nicht einwilligen, indeß kommen wir mit dem Vormittagsschnellzug von Frankfurt aus noch nicht einmal in den Abend hinein, und Durchlaucht kommen noch recht gut bis Augsburg, also Honny soit, qui mal y pense! Angenehmere Begleitung und besseren Schutz können wir uns nicht wünschen, aber um eins wagt dann noch Höchstdero unterthänigste Dienerin in Demuth zu bitten!"

„Und das wäre? Ich gewähre im Voraus Alles!" erwiderte in freudiger Erregung der Fürst.

„Dieselben haben die Gnade, uns zu Liebe für diesen einen Tag noch Incognito beizubehalten!“

„„Oh meine Gnädige!“ rief lachend der Fürst: „Das thue ich schon mir zu Liebe. Das Nicht-Incognito kostet unser einem auf Reisen ein schmähliches Geld an Hunderterlei Lungerer; weit lieber gibt man es dem Armen, als daß man es so zu den Waggonfenstern hinauswirft. Thut man's aber nicht, so heißt man ein Filz, ein Kümmelspalter. Schlimm genug, daß auch das Incognito so schwer zu bewahren ist, was freilich natürlich, da wir so gern unsere werthen Physiognomien auf unsere Thaler prägen lassen, ein schon von den Vätern überkommener Erbfehler.“

Mit sinnendem Ernst und bedeutsam erwiderte Marie: „Es gibt Physiognomien, gnädigster Herr, die sich nie vergessen, auch wenn man sie sich nicht von geprägten Thalern in das Gedächtniß einprägt.“

Fürst Heinrich Günther fühlte die zarte Huldigung, die ihm in diesen Worten gebracht wurde, Marie wurde aber auf's Neue von einem Wehmuthsgefühl überwallt und sprach mit leiser, halb von Thränen erstickter Stimme: „Also gute Nacht für heute und keinen Abschied. Morgen auf dem Bahnhof in Frankfurt — Wiedersehen —“

Sie wandte ihren durch Thränen lächelnden Blick von dem Fürsten ab, drückte ihr feines Batisttuch an die Augen und zog ihre Schwester rasch in einen Seitenweg der Promenade, um mehreren, dieselbe heraufkommenden Badegästen nicht zu begegnen.

Der Fürst blieb stehen und sah dem Schwesternpaar lange nach — dann wandte auch er sich um und schritt seinem Gasthause zu.

„Welche Fülle von Schönheit, Grazie, Bildung und weiblicher Anmuth wurde diesem einen, einzigen Mädchen zu Theil! Heute noch frei, und in vier Wochen schon vielleicht die Frau eines Bergmannes, eines Petrefacts, eines Ichthyosaurus — eines Steinkohlenflötzes! Und warum nicht die Meine? Warum nicht die Meine! O Zwang des Herkommens, Du eherne Fessel!“

2.

Am nächsten Tage reisten die beiden Damen und der Graf von Blankenstein zu gleicher Zeit von Bad Ems nach Frankfurt am Main ab. Andere Gäste waren auch gegangen, und unter den wenigen Zurückgebliebenen entstand über jene gleichzeitige Abreise ein Geflüster.

Es geht in Bädern, wenn sie leer werden, wie in Wäldern, wenn der Spätherbst naht, das Geflüster wird immer stärker. Die zurückgebliebenen Gäste haben zu wenig Unterhaltungsstoff mehr, und nun lästern sie was Weniges über die Abgegangenen. Die Blätter im Walde hören keine Vögel mehr singen, nun wollen sie selbst Concert geben — und rascheln.

Die drei Reisenden brachten noch einen recht heiteren, seelenvergnügten Tag zusammen zu, in sittiger Heiterkeit, voll Scherz und Humor. In Bamberg wurde Mittag gehalten und köstlich gespeist, das Beste, was die treffliche Bahnhofwirthschaft darzubieten vermochte, dazu Gaslimonade, Champagner in Eis und dergleichen. Manch liebgewonnenem Gaste in Ems wurde ein Hoch gebracht, den schönen Erinnerungen, der frohen Zukunft, dem heiteren Wiedersehen!

„So sehen wir einander nicht wieder!" sprach Marie, ernst werdend. „Sollten wir aber einander wiedersehen, dann wollen wir der schön und froh genossenen Stunden still gedenken. Es ist ja genug, wenn sie in unserem Gedächtniß leben, Andere würden sie doch nicht begreifen."

Der Fürst fühlte, was Marie meinte, dennoch drang sein immer mehr sich für sie entflammendes Gefühl ihm die Frage ab: „Darf ich Sie nicht auf meiner Rückreise von Augsburg aus auf Ihrem Landsitz besuchen?" und wieder wollte Cäcilie für ihre Schwester antworten und begann: „Von Donauwörth hat man bis Mertingen zwei Stunden —"

„„Und von Mertingen bis Nordendorf anderthalbe,"" unterbrach Marie rasch die Schwester und trat sie unter dem Tische wirklich etwas fühlbar auf die Zehe.

„Also Nordendorf?" fragte der Fürst.

„„Nordendorf liegt ohnweit Elgau am Lech,"" versetzte, das Haupt neigend, Marie.

Indem schlug eine helle, quäkende Stimme in den Speisesaal, und der betreßte weltbekannte Pförtner rief: „Einsteigen! Nach Erlangen, Fürth, Nürnberg!" und gab somit, Vielen der Reisenden zu früh, das Zeichen zum schleunigen Aufbruch. Mancher ließ seine bereits bezahlte Tasse Kaffee unausgetrunken, um dann eingekeilt in seinem Wagen, zwei Viertelstunden Angesichts des Speisesaals darüber nachzudenken, aus welchem Grunde man die Reisenden von ihrem ruhigen Sitz ganz ungebührlich bald aufschreckt.

Die drei Reisenden kümmerte diese kleine Mißhandlung des Reisepublikums nicht, sie waren gesättigt mit Wohlgefallen, saßen gottfroh in ihrem herrlichen Waggon erster Klasse und lachten sattsam über eine spaßhaft aufgeputzte Menschenpuppe, die viel zur Erheiterung und lustigen Zeitverkürzung auf dem Bahnhofe beitrug.

Die Trennung und der Abschied der drei Reisenden erfolgte, als

ihnen viel zu früh der Schaffnerruf: „Donauwörth!“ in's Ohr tönte, wie es nicht anders sein konnte, rasch und herzlich. Die Damen waren bald im Gewühl der Reisenden und der Bahnhofsbesucher den Blicken ihres Gefährten entschwunden, und dieser, nun so plötzlich allein, schloß die Augen, um auf der Bahnstrecke bis Augsburg sich das lebensfrische, holde Bild der schönen Lechthalbewohnerin vor dem inneren Blicke gaukeln und schaukeln zu lassen. —

Einige Tage darauf stiegen zwei Damen mit Billets nach Culmbach in Donauwörth in einen Wagen zweiter Klasse ein. Die eine war noch jugendlich frisch, die zweite bejahrt. Beide machten sich's recht bequem in dem außerdem unbesetzten Wagen, schon läutete die Glocke, die Lokomotivpfeife grellte, als rasch noch ein Reisender zu dem Schaffner herantrat, Lichtenfels als Reiseziel angab, und sagte: „Ich wünsche in einen Wagen, in dem man nicht raucht.“

„So? — Da müssen's halt da hinein zu die zwei Damen!“ erwiderte der Schaffner, erschloß den Wagen, zeichnete sogleich das Billet, schlug die Thüre zu, und alsbald schallte die grelle kleine Hornpfeife des Oberschaffners, und der Zug setzte sich in langsame Bewegung. Jetzt erst war der mit Ordnen seines Sitzes den Damen gegenüber beschäftigte Herr im Stande, diese höflich zu begrüßen. Sein Gruß wurde etwas kühl und steif erwidert, denn er war ziemlich ungelegen eingedrungen, und es wäre weit angenehmer gewesen, für das geringe Fahrgeld für zwei Plätze Selbstherrscherinnen aller 8 Sitze eines Waggons zweiter Klasse zu sein. Es hätte sich so vertraulich plaudern und so gemüthlich schlafen lassen.

Man saß sich eine Weile still gegenüber. Der Herr besah bald durch die Fenster rechts, bald durch die links die Gegend. Leider war in ihr nicht viel zu besehen. Nur bei Haarburg eine wahrhaft malerische Landschaft, später noch einige andere, doch weniger bedeutend vor den Blick tretend. Weite Flächen, kahle Böschungen, versengte Fichtenstämmchen, durch die ausgesprühten Funken der Lokomotiven in Brand gesetzt, so ging es fast bis nach Nürnberg fort.

Mittlerweile musterten die Frauen ihren Reisegefährten. Ein Mann in mittleren Jahren, von mittlerer Größe, kräftiger Haltung, blühender Farbe, wohlgepflegten röthlichen Bart — Entschiedenheit und ruhige Sicherheit im ganzen Wesen ausgeprägt. Die Kleidung forstmännisch, ein Hirschfänger mit Goldgriff an der Seite, ein modischer kleiner Jagdhut auf dem Haupt.

Lange vermochte die ältere Dame, die bisher nur wenige flüchtige und leise gelispelte Worte mit der jüngeren gewechselt hatte, ihrer Zunge wie ihrer Neugier nicht Einhalt zu thun.

„Der Herr schauen sich so sehr um!“ begann sie ein Gespräch. „Kommen wohl zum erstenmale in diese Gegend? Ist nicht so übel, sehr abwechselnd.“

„O ja, Verehrteste!“ erwiderte mit etwas spöttischem Lächeln der Reisende. „Sand wechselt ganz anmuthig mit Mergel oder Schieferthon, und Kieferpflanzungen wechseln mit Fichtenanlagen! Mein Gott! Das wollen Wälder sein?“

„Nun, mein Herr? Sind es etwa keine Wälder?“ fragte die junge Dame, patriotisch inflammirt. „Wie nennt man diese bei Ihnen zu Lande?“

Wieder lächelte der Reisende und erwiderte spöttisch: „Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen, meine Damen — so nennt man bei uns solches mageres Stangenholz — Knüppel.“ —

Die junge Dame biß sich mit den Zähnen, die sehr rein und weiß waren, auf die Lippen, die sehr schmollend und kirschroth waren.

Man fand für gut, diesen Faden des Gesprächs fallen zu lassen. Die ältere Dame nahm einen neuen auf.

„Der Herr rauchten wohl gern Ihre Cigarre? Thun Sie sich unserthalben ja keinen Zwang an!“

„Sie sind sehr gütig!““ erwiderte der Reisende: „allein obschon ich rauche und gern rauche, thue ich es doch nie in Gesellschaft von Damen, ja ich habe den Platz in diesem Wagen ausdrücklich erbeten, weil man hier nicht rauchen darf, und weil ich es lästig und unbequem finde, im engen Raume eines Wagens den Dampf einzuathmen, mit dem bereis Andere ihre Lungen beräuchert haben. Ich reise nie mit Rauchern zusammen, zumal man sich dabei der Unbequemlichkeit aussetzt, den Duft von Tabakssorten zu riechen, der den eigenen Geruchsnerven nicht zusagt.“

„Sehr aparte!““ warf die junge Dame hin. „Und dann, wenn es nun mir und meiner Frau Mutter beliebte, jetzt zu rauchen?“

„Ich würde Sie höflich ersuchen, dies lieber nicht zu thun!“ war die Antwort: „und an der nächsten Haltestelle den Schaffner bitten, entweder Ihnen das Rauchen dienstlich zu untersagen, oder mir einen anderen Wagen für Nichtraucher anzuweisen!“

Die junge Dame suchte, ihre Rede in einen Scherz zu verkehren, sie lachte laut und sagte: „Sein Sie außer Sorge, mein Herr! Wir rauchen nicht!“

„Ich bin völlig außer Sorge, meine Dame!“ versetzte der Reisende mit großem Gleichmuth.

„Sie sind jedenfalls ein Nordländer?“ fragte die Mutter.

„Vom Standpunkt der Lombardei aus betrachtet — ja“ — antwortete der Frage der Reisende mit schalkhaftem Humor: „vom Standpunkt Nürnbergs und Bambergs aus, nein. Es ist von meiner Heimath noch sehr weit zu den Eisbären, zu den Nordseeküsten mit ihren schönen Austern, ja wenn wir wollen, selbst zum Athen an der Spree mit allen seinen Gelehrten, jenen des Kladderadatsch nicht ausgenommen.“

„Das ist hübsch zu vernehmen!" gegenredete die Tochter: „lassen Sie uns diese angenehme Unterhaltung fortsetzen, wenn es Ihnen gefällig ist. Es ist viel gemüthlicher, auf einer solchen Reise mit einander zu sprechen, als einander wie verhölzerte Bildstöcke gegenüber zu sitzen, aus lauter albernem Dünkel, wie die Engländer zu thun pflegen."

„Ich theile vollkommen Ihre Absicht, Verehrteste!" erwiderte das Gegenüber der Sprecherin. „Wozu reist man? Was ist alles todte Schauen und Anschauen? Die menschliche Rede und Gegenrede ist der frische Springquell der Unterhaltung, der Belehrung, der Erweckung neuer Ideen. Was wir in Büchern lesen, hat in uns keine Dauer; was wir sehen, was wir hören, prägt sich uns so ein, daß wir es auch wieder auszuprägen im Stande sind durch gegenseitige Mittheilung."

„Nun denn, so wollen wir nähere Bekanntschaft mit einander machen!" sprach die jüngere Dame. „Ich bin Frau Marie Brunhard, Bergwerksbesitzerin, zu München wohnhaft, und dies ist meine biedere Frau Mutter, verwittwete Walghuber, geborne Seppelmeier aus München, königliche Beamtenwittwe, jetzt wohnhaft zu Donauwörth, wo ich sie besuchte, und heute machen wir mitsammen einen kleinen Ausflug nach Culmbach zu Verwandten."

Dies offene Vertrauen forderte nun von Seiten des Reisenden gleiche Aufrichtigkeit gegen seine Gefährtinnen. Derselbe begann daher: „Ich, meine Damen, bin auf dem Thüringer Walde zu Hause, und kehre von einer Reise nach der Lombardei durch Tyrol zurück. Mein Hauptreisezweck war diesesmal, Einsicht von der Bienenzucht zu nehmen, wie man sie jetzt in der Lombardei betreibt; ich bin nämlich ein Bienenfreund und selbst Bienenzüchter. Ich führe vier wälsche Bienenköniginnen als Gefangene mit mir nach Thüringen; man rühmt ihnen nach, zur Zucht besser und auch artiger zu sein, als die deutschen. Dieselben sollen ein neues Bienenhaus bevölkern helfen, das ich jetzt bauen lasse, und das mich sieben bis achthundert Gulden kosten wird. Unser Waldgebirge ist ein Prachtland für die Bienenzucht; wir haben Haidestrecken, die sich viele Meilen lang ununterbrochen ausbreiten, und der Honigsaft in den zarten rosenrothen Blüthen der Haide ist bekanntlich den Bienen die angenehmste und zusagendste Kost." —

„Da ernten sie wohl vielen Honig?" fragte die Frau Bergwerkbesitzerin mit Antheil.

„Vielen, und so vorzüglich guten," war die Antwort, „daß ich nichts lieber wünschte, als Ihnen, meine Verehrteste, einige frischgeschnittene, recht volle Waben von Jungfernhonig vorsetzen zu können."

„Aber Sie sind doch kein bloßer Land- und Honigbauer," fragte die Wittwe. „Ihre Tracht deutet auf einen anderen Stand — Sie haben gewiß noch andere Geschäfte und Berufskreise?"

„Sehr wichtige und sehr viele!" erwiderte der Reisegefährte. „Ich

bin so eine Art — Herr von Berge oder Waldteufel — oder wilder Jäger — Gebirgsfürst — mit einem simpeln Worte: ein Forstmann, und bin es mit Liebe. Bei uns gibt es noch Wälder, was man Wälder nennt, die sollten Sie sehen. Ich habe große Mühen und Mittel verwendet, um sie zu verbessern. Meine zweiundzwanzig Reviere gelten als Muster forstlicher Bewirthschaftung, ich habe ganz versumpfte Waldbodenstrecken entwässern, urbar machen und frisch bepflanzen lassen; meine Forste ertragen jetzt alljährlich fünfzehntausend Thaler mehr als früher."

„„Da sind Sie wohl in Preußen zu Hause?" fragte ganz naiv die junge Dame.

„Wie so in Preußen? Wie kommen Sie nach meiner Mittheilung zu dieser Frage? Gehören auch Sie zu den Süddeutschinnen, denen Preußen da beginnt, wo Bayern aufhört? Preußen hat allerdings auch großen Antheil am Thüringer Walde, aber die Sächsischen Herzogthümer haben dessen noch viel mehr, ebenso die Schwarzburgischen und die Reußischen Fürstenthümer.

„Hören Sie auf — das muß ja ein schauderhaft großes Land sein, Ihr Thüringerwald!" rief die bayrische Beamten-Wittwe. „Ich habe mir immer gedacht, das sei so ein Wald wie der von Gauding bis nach Starenberg!"

Der Forstmann begnügte sich mit einem stillen Lächeln über diese landübliche Unwissenheit; die junge Frau aber begann nachzusinnen über alles Gehörte, um es sich nach der Eingebung ihrer Phantasie zurecht zu legen.

Ein „Gebirgsfürst" hatte der Reisende selbst gesagt, sei er. Zweiundzwanzig Waldreviere hatte er die Seinen genannt. Seine Einkünfte aus den Wäldern nur allein beliefen sich fünfzehntausend Thaler jährlich mehr als früher — wie viel mochte da das Ganze betragen! Welch ein Vermögen! Da konnte man wohl Bienen- und auch andere Häuser bauen. Er reiste als einfacher Forstmann, das war bequem, das war incognito, jedenfalls war er — einer der Fürsten des großen Thüringerwaldes, und ein so freundlicher, so humaner, und noch so männlich schöner Mann, der leicht Zuneigung erwecken konnte. Es konnte unmöglich schwer werden, auf feine Weise zu erkunden, ob er der sei, für den Frau Marie Brunhard ihn hielt, oder der, für den er sich ausgab.

Der Bahnhof zu Nürnberg wurde erreicht. Die Damen behaupteten ihre Plätze, ihr Begleiter aber stieg aus, verlor sich in die Restauration, und als er zurückkehrte, gewahrten beide Frauen, wie ein herrschaftlicher Büchsenspanner ihm mit ehrerbietigem Grusse nahte, und wie der Herr mit diesem einige Worte wechselte. (Fortsetzung folgt.)

Die Zustände im ehemaligen Königreich Neapel.

Von

Dr. L. Köppe.

Die Hoffnungen der Neapolitaner. — Ihre Resignation. — Der „Augiasstall" der Bourbonen. — Der Gedanke der Nationaleinheit. — Das Räuberwesen. — Oeffentliche Bauten und Arbeiten. — Eisenbahnen, Straßen und Wege. — Die Vernachlässigung aller Gewerbs- und Verkehrszweige. — Mangelhafte Polizei. — Die Beleuchtung und Reinigung der Straßen Neapels. — Die Versorgung der Stadt mit Wasser. — Neubauten. — Armenanstalten. — Das Bettlerwesen. — Diebstahl und Mord. — Die Camorra. — Das öffentliche Erziehungs- und Unterrichtswesen. — Der Aberglaube der Neapolitaner. — Der öffentliche Kultus. — Der Klerus. — Die retrograden und die liberalen Geistlichen. — Steuererhebung und Konskription. — Die Protestanten. — Die Zeitungen. — Das Parteiwesen. — Die Entwickelung der Einheitsidee. — Mißgriffe der neuen Regierung. — Konsolidirung des Einheitsstaates.

Nach dem jähen Sturz der Bourbonen nahmen die Hoffnungen der Neapolitaner einen hohen Flug. Vergangen war die lange finstere Leidensnacht, strahlend erhob sich die Sonne der jungen Freiheit, man glaubte aus dem eisernen Zeitalter plötzlich in das goldene zu treten. Maßlos, wie der Druck der erduldeten Leiden, waren auch die Erwartungen, welche das neapolitanische Volk an die neue Ordnung der Dinge knüpfte. Natürlich konnten sie nicht sofort und nicht sämmtlich erfüllt werden. Der süße Hoffnungsrausch verflog nur zu bald, und es blieb in den Gemüthern ein dumpfes Mißbehagen, eine Verstimmung zurück, von der sich die neue Regierung nichts Gutes versprach. Doch es kam anders, als man in Turin dachte. Das ernüchterte Volk sah ein, daß es seine hochgespannten Erwartungen bedeutend herabstimmen müsse, daß es nur langsam und mit großer Vorsicht vorwärts schreiten dürfe. Es begriff behende die Situation der neuen Regierung, und statt dieselbe in ihren oft unholden und ungeschickten Anstrengungen zu hindern, kam es ihr mit hingebendem Sinn und seltener Selbstverleugnung entgegen.

„Die Regierung der Bourbonen hat einen wahren Augiasstall zurückgelassen", schrieb der englische Gesandte Sir James Hudson unterm 8. Mai 1862 an Lord John Russel. Diese Worte bezeichnen kurz und treffend den Zustand des alten Bourbonenreichs nach der Flucht des Königs Franz II. Die Neapolitaner, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß vor Allem eine gründliche Reinigung des Augiasstalles noththue, erwarten von der Regierung Viktor Emanuels, daß sie diese herkulische Arbeit vollbringen werde, aber sie verkennen durchaus nicht die Schwierigkeiten, welche sich einem solchen Unternehmen in einer Zeit entgegenstellen, wo es gilt, das große nationale Werk zu konsolidiren, auf welches die Wünsche von ganz Italien gerichtet sind. Sie haben es über sich gewonnen, die Zurücksetzung ihrer stolzen Hauptstadt, die von dem Range einer königlichen Residenz zu einem bloßen Präfektursitz herabgesunken ist, ohne Murren zu ertragen. Ungeduldig erwarten sie die geistigen und materiellen Verbesserungen, welche sie von Rechts wegen ansprechen können, denn sie haben mit richtigem Instinkt erkannt, daß in dem gegenwärtigen Stadium des politischen Einigungsprozesses alle Fragen der inneren Verwaltung vor dem großen nationalen Anliegen zurücktreten müssen, daß von einer durchgreifenden Reformpolitik nicht die Rede sein kann, so lange Italien, ohne seinen natürlichen Mittelpunkt Rom, ohne geschützte Grenzen im Nordosten und Nordwesten, theilweise im Besitz fremder Mächte, noch nicht sich selber gehört, noch nicht wahrhaft einig und geeint ist. Dieses Nationalgefühl, dieser Vaterlandsgedanke, nach der Ansicht so Vieler das Höchste, wofür das menschliche Herz schlagen kann, ist für den größeren Theil des neapolitanischen Volkes etwas völlig Neues. Die Bourbonen hatten es sich stets angelegen sein lassen, den alten Munizipalgeist, diesen Erbfeind der italienischen Freiheit und Einheit, wach zu erhalten und mit allen Mitteln die Zwiespältigkeit zu fördern, die zwischen der Bevölkerung des Südens und Nordens besteht. Demselben System der Vereinzelung, des partikularen Egoismus huldigten auch die italienischen Fürsten, welche unter Habsburgischer Vormundschaft standen. Kein Zweifel, daß Oesterreich größtentheils den zersetzenden Wirkungen dieser Politik die glänzenden Erfolge verdankt, welche die nationalen Erhebungen von 1848 und 1849 niederwarfen. In Süditalien gab es zu jener Zeit keine Italiener, sondern Neapolitaner, Kalabresen, Sizilianer, die streng auf ihre provinziellen Namen und Unterschiede hielten. Eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung herrschte in den Provinzen des Königreichs. Wie anders jetzt! Das Vaterlandsgefühl, das Bewußtsein, zum italienischen Volke zu gehören, ist in allen Herzen lebendig und läßt sie für die Einheit Italiens schlagen. Noch im Jahre 1860, beim Einzug Garibaldis, in welchem die Popolani von Neapel nur einen neuen milderen Herrn erblickten, fragten sie, nachdem sie aus voller Kehle viva l'Italia una! geschrien hatten, einander verwundert: „Italien — was ist das, was soll das bedeuten?" Heutigen Tages wissen sie recht gut, was die Einheit Italiens ist, und daß dieselbe, um sich zu konsolidiren, der Hauptstadt Rom und Venetiens als Grenzmark bedarf. Das ist ein ungeheurer Fortschritt in dem Bewußtsein des Volks von Neapel. Der Lazzarone wird es

vielleicht nicht übelnehmen, wenn man ihn einmal schlägt, wer ihn aber einen Oesterreicher nennt, dem wird er unfehlbar mit dem Messer antworten. Vor zwei Jahren hätte er die Beleidigung gar nicht verstanden. Als das bekannte Manifest der Bischöfe, welches den Papst aufforderte, in seinem Widerstreben gegen die nationalen Wünsche zu verharren, unter den Popolani von Neapel bekannt wurde, gab es einen furchtbaren Ausbruch des Zornes. Wir erinnern uns einer anderen auffallenden Thatsache, die gleichfalls Zeugniß gibt von der Wandlung, die der neapolitanische Volscharakter in der letzten Zeit erlitten hat. Unter den Briganten, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, hat man nicht einen einzigen Mann aus dem neapolitanischen Volke gefunden, und doch hatten gerade die Popolani, die von der königlichen Freigebigkeit lebten, die Lazzaroni, welche Ferdinand II. seine guten Freunde und Kinder nannte, die dringendste Veranlassung, sich jenen Räuberbanden anzuschließen, die im Namen des legitimen Königs die Diligencen überfallen, die Reisenden ausplündern, die Ortschaften brandschatzen und ganze Provinzen mordend und raubend durziehen.

Es ist in der letzten Zeit von dem Räuberwesen häufig die Rede gewesen, und da eine große Partei es als Waffe gegen die Regierung Viktor Emanuels benutzt, so hat man die ohnehin furchtbare Landplage in tendenziöser Absicht noch schwärzer zu malen versucht. Ohne uns mit den Einzelheiten zu befassen, die weder neu noch hinlänglich verbürgt sind, betrachten wir den Charakter und die Bedeutung jener bewaffneten Banden, die in der ganzen Welt als Briganten, als Räuber berüchtigt, für sich selber den wohlklingenden Namen Bourbonisten in Anspruch nehmen.

Das italienische Bourbonenreich ist zu allen Zeiten das Heimathland der Räuber gewesen. Klima und Bodenbeschaffenheit scheinen es zum Asyl für Banditen bestimmt zu haben, die hier durch ein natürliches Bollwerk von beinahe unzugänglichen Gebirgen gegen jeden Angriff geschützt sind. Wer die Steuern nicht zahlt oder den Militärdienst verweigert, wer „Unglück gehabt hat", oder wen die Justiz verfolgt, der hat nichts Eiligeres zu thun, als in die Berge und Wälder zu fliehen. Hier verbinden sich die Feinde der bürgerlichen Gesellschaft zum gemeinschaftlichen Betrieb des Räuberhandwerks, das nach den völlig heidnischen Moralbegriffen ihrer Landsleute durchaus nicht für ehrlos gilt. Und es ist ein charakteristischer Zug dieses süditalienischen Banditenthums, daß es sich hinter politische Motive verschanzt, so oft die Zeitumstände es gestatten. Jedermann weiß, daß unter der Regierung Joseph Bonaparte's der famose Räuberhauptmann Fra Diavolo mit seiner Bande das Königreich verheerend durchstreifte; aber weniger bekannt dürfte es sein, daß er zuletzt, von der vertriebenen Königin Karoline und ihrem Helfershelfer Sidney Smith angestachelt, an der Spitze von 300 Galeerensträflingen, die man ihm eigens zur Verfügung gestellt hatte, unter der Firma der Bourbonen das alte Geschäft fortsetzte. Bei seiner Gefangennahme fand man in seiner Tasche Briefe von Sidney Smith und der Königin, in denen er „Oberst in der sizilianischen Armee" betitelt war. In wie großartiger Weise die Bourbonen

das Räuberwesen unter der Regierung Joachim Murat's organisirten, kann man in Coletta's „Geschichte des Königreichs Neapel" nachlesen. „Selbst die Rechtlichsten unter den Bourbonen, sagt dieser Geschichtschreiber, betrachteten das Räuberwesen als ein rechtmäßiges Mittel, um die Herrschaft ihres Hauses wieder aufzurichten". Das politische Räuber- und Bandenwesen jener Zeit ward zuletzt durch die furchtbaren Maßregeln des General Manches, den jetzt die Kalabresen in dankbarer Erinnerung il santo Manches nennen, blutig unterdrückt. Aber kaum waren die Bourbonen nach Neapel zurückgekehrt, so florirte das Banditenwesen wieder in den Provinzen des Reichs, jetzt freilich ohne Beimischung politischer Elemente. Im August des Jahres 1822, also zu einer Zeit, wo alle legitimen Fürsten ruhig auf ihren Thronen saßen, ward der niederländische Gesandte auf der Straße zwischen Kapua und Terracina von Räubern überfallen. Die Wege waren so unsicher, daß die Regierung sich im Dezember desselben Jahres genöthigt sah, 10,000 Mann zwischen der römischen Grenze und der Hauptstadt aufzustellen, um auf wirksame Weise die Person des Königs von Preußen zu schützen, der zum Besuch nach Neapel kommen wollte. „Die wieder zur Herrschaft gelangten Bourbonen, sagt der Baron Ricasoli in einem Rundschreiben vom 24. August 1861, ergriffen ein anderes Mittel, um das Räuberwesen zu vernichten, dessen sie sich als Werkzeug bedient hatten und das mit Gewalt zu unterdrücken sie sich nicht mächtig genug fühlten. Der General Amato unterhandelte mit der Bande Vandarelli's und gewährte ihr nicht bloß eine vollständige Amnestie, sondern es ward auch vertragsmäßig festgestellt, daß sie als besondere Legion in den Dienst des Königs treten und diesem den Fahneneid leisten sollte. Nach dieser Uebereinkunft zog die Bande nach Foggia, um sich zu ergeben; hier wurde sie mit Flintenschüssen empfangen und vollständig vernichtet."

Vor etwa 20 Jahren hauste ein gewisser Talarico, der allerlei Mißhelligkeiten mit den Behörden gehabt hatte, als Räuber in der Provinz Calabria ulteriore I., wo er bald eine größere Bande um sich versammelte. Er machte Jagd auf die Gensdarmen, plünderte die Frachtwagen, brandschatzte die Ortschaften, setzte das ganze Land in Schrecken und wußte geschickt alle Maßregeln zu vereiteln, welche die Regierung ergriff, um seiner habhaft zu werden. Man ward es endlich müde, den erfolglosen Kampf gegen den gewandten Räuber länger fortzusetzen, und schloß mit ihm einen Vertrag, worin man ihm für seine Person eine monatliche Pension von 30 Piaster (40 Thlr. 24 Ngr.) und jedem Mitglied seiner Bande einen täglichen Sold von 3 Carlini (10 Ngr.) zusicherte. Der Vertrag wurde feierlich beschworen und kam buchstäblich zur Ausführung. Talarico ward Anfangs auf einer von den Lipariinseln internirt, und da ihm das dortige Klima nicht zusagte, so gestattete man ihm den Aufenthalt in Ischia, wo er noch heute als Hafenkapitän lebt.

Das Räuberwesen bestand also längst in dem Königreich Neapel, und die frühere Regierung sah sich nicht selten genöthigt, mit hervorragenden Bandenführern wie mit Ihresgleichen zu unterhandeln. Daß sich das Uebel nach dem Sturze des letzten Königs verschlimmert hat, ist eine Thatsache, die man nicht

in Abrede stellen, aber sehr leicht erklären kann. Viele Verbrecher benutzten die Verwirrung, welche durch die Revolution in die Verwaltung kam, und entflohen aus dem Gefängniß. Alle die, welche nicht wieder eingefangen wurden, schweifen seit dieser Zeit als Briganten im Lande herum und sind pfiffig genug, ihre Unthaten mit politischen Vorwänden zu maskiren. Dann kam die Auflösung der alten neapolitanischen Armee, die wiederum den Räuberbanden zahlreiche Rekruten zuführte. Man hat diese Maßregel der neuen Regierung lebhaft getadelt, und namentlich waren es die Neapolitaner, welche ein großes Geschrei erhoben und bitter klagten, das entlassene Soldatenheer werde sich in ein Banditenheer verwandeln und sodann die Provinzen verwüsten. Die Klage war leider gegründet; hätte man aber die vom schlechtesten Geist beseelten neapolitanischen Truppen der italienischen Nationalarmee einverleibt, so wäre die letztere gleichfalls demoralisirt und zerrüttet worden. Von zwei Uebeln wählte die neue Regierung klüglich das kleinere. Besser, man hatte zahlreiche Räuberbanden zu bekämpfen, als daß man das neugebildete Nationalheer, welches die Wehrkraft des ganzen italienischen Volkes umfassen soll, durch bourbonistische Söldnergesinnung vergiftete.

Das Räuberwesen hat in den neapolitanischen Provinzen unsägliches Unheil angerichtet, aber zu keiner Zeit ist es auch nur vorübergehend der neuen Ordnung der Dinge gefährlich gewesen. Selten hat es eines militärischen Aufgebots bedurft, in der Regel genügte schon die Nationalgarde, um die gefürchteten Banden in die Flucht zu schlagen, zu zerstreuen und zu vernichten. In Kalabrien haben sich die angesehensten Gutsbesitzer an die Spitze ihrer bewaffneten Pächter gestellt und die Provinz von dem Raubgesindel gründlich gereinigt. Am meisten heimgesucht sind noch immer jene Gegenden, welche an das päpstliche Gebiet grenzen, wo das Brigantenthum fortwährend Schutz und Hülfe findet. „Ich erkundigte mich, schreibt Sir John Hudson in der erwähnten Depesche, bei den Eisenbahnbeamten nach dem Räuberwesen. Sie erzählten mir, es sei früher nicht selten vorgekommen, daß in einer Nacht zweihundert Arbeiter weggelaufen wären, um sich von einem päpstlichen Agenten für 15 Piaster der Mann als Briganten auf eine bestimmte Zeit anwerben zu lassen."

Vergebens sehen wir uns in unserer vaterländischen Geschichte nach analogen Erscheinungen um. Vergebens haben es gewisse Publizisten versucht, diese vermeintlichen Kämpfer für die Legitimität und das göttliche Recht auf gleiche Stufe mit den Jakobiten, den Vendeern, den tyroler Patrioten von 1809 zu stellen. Man höre, was ein wahrheitsliebender und zuverlässiger Mann*), der die Zustände Neapels aus eigener langjähriger Anschauung kennt, über die hervorragendsten Bandenführer berichtet. „Carmino Donatelli, genannt Crocco, ein entlaufener Galeerensträfling, hat 30 Verbrechen begangen, darunter 15 qualifizirte Diebstähle, 3 Diebstahlsversuche, 4 Freiheitsberaubungen, 3 Tödtungen, 2 Mordversuche; Crocco hat den Titel General

*) Monnier, Geschichte des Räuberwesens in Süditalien. 1862.

angenommen. — Vicenzo Nardi von Ferrandina, bekannt unter den Räubern als Hauptmann Amati, 15 Diebstähle, 4 Morde. — Michele de Rotonda von Ripacondida, 4 Diebstähle, 2 Mordversuche, 2 Freiheitsberaubungen, nennt sich Oberstlieutenant. — Der Major Giuseppe Nicola Summa, 3 qualifizirte Diebstähle, 2 Mordversuche ꝛc."

Das sind die Anführer, und nun stelle man sich die gemeinen Briganten vor! Alle tragen das ihnen von Rom geschickte Erkennungszeichen, einen Ring von Zink mit der Inschrift: Fac et spera. Sie morden und brandschatzen ohne Unterschied Freunde und Feinde, sie stehen nicht an Kirchen zu plündern, deren Priester zu ihrer Begrüßung mit Kreuz und Kirchenfahne erscheinen. Unter dem Vorgeben, loyale Anhänger der gestürzten Dynastie zu sein, arbeiten sie für eigene Rechnung und suchen sich auf jede Weise zu bereichern. Man irrt gewiß nicht, wenn man zu Gunsten des Bourbonismus annimmt, daß diese Räuber gar keine politische Gesinnung haben. Sie sind der Auswurf einer Gesellschaft, die durch furchtbare Krisen zu heftig erschüttert ward; sie führen heute Krieg gegen Viktor Emanuel, indem sie rufen: Es lebe Franz II., wie sie morgen vielleicht gegen Franz II. kämpfen werden unter dem Geschrei: Es lebe Viktor Emanuel!

Gegenwärtig strebt das Räuberwesen wieder zu seinem Normalzustand zurück, der darin besteht, daß eine Anzahl Vagabunden, Wegelagerer und ähnliches Gesindel einzeln oder truppweise das Land durchstreifen und auf Kosten der Bauern und Reisenden leben. Eine solche Bande haust gegenwärtig auf dem Monte Gargano in der Provinz Capitanata, eine andere erscheint von Zeit in der Provinz Basilicata, eine dritte treibt sich in der Nähe des Vesuv herum und lauert den Reisenden auf, die sich zu weit von Sorrento und Castellamare wegwagen. Besonders berüchtigt war noch vor kurzem die Bande Chiavone's, der, wie es heißt, auf Befehl seines Vorgesetzten, des Spaniers Tristany, erschossen worden ist; diese Bande, die ihr regelmäßiges Standquartier im Kirchenstaat hatte, war eine furchtbare Plage für die nördlichen Grenzdistrikte, und sie schien unausrottbar, da sie sich stets vorsichtig auf das päpstliche Gebiet zurückzog, sobald sich irgend eine Gefahr zeigte.

Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo das Räuberwesen von selbst verschwinden wird. Mit dem Beginn der großen öffentlichen Arbeiten, die der physische Zustand des Landes, welcher noch derselbe ist wie zu den Zeiten der Bourbonen, gebieterisch fordert, wird auch die Genesung des arg zerrütteten Gesellschaftskörpers beginnen. Schon ist die wichtige Eisenbahn zwischen Rom und Neapel vollendet, die Konzession zum Bau der Südbahn einer Gesellschaft Kapitalisten ertheilt, die alle nöthigen Bürgschaften bietet. Dieses Unternehmen wird eine Menge Arbeiter beschäftigen und somit dem Räuberwesen manchen Rekruten entziehen. In den neapolitanischen Provinzen beträgt der durchschnittliche Lohnsatz eines Handarbeiters ungefähr 3½ Ngr. Man lebt allerdings leicht und billig in diesem vom Himmel bevorzugten, von der Natur so reich gesegneten Lande, aber es ist doch geradezu unmöglich, daß eine Arbeiterfamilie selbst bei den geringsten Bedürfnissen mit einer solchen

Kleinigkeit auskommen kann. Was Wunder, wenn die Unglücklichen, welche lediglich auf diesen Arbeitslohn angewiesen sind, sich manchmal durch das Versprechen eines Tagelohns von 3 Carlini (10 Ngr.) zur Theilnahme am Straßenraub verleiten lassen. Man hat annähernd berechnet, daß der Bau der neapolitanischen Eisenbahnen dreißig bis fünfunddreißigtausend Arbeiter beschäftigen wird. Das wäre mehr als nöthig ist, um das Räuberwesen verschwinden zu machen und dem schwergeprüften Lande den inneren Frieden wiederzugeben.

Es ist für uns, die wir in einem Lande leben, wo die Maschen des großen Verkehrsnetzes so dicht gesponnen sind, daß wenigstens eine Fahrstraße nach der entlegensten und unbedeutendsten Ortschaft führt, außerordentlich schwer, uns eine Vorstellung zu machen von der Sorglosigkeit der Bourbonen in Bezug auf die öffentlichen Kommunikationsmittel und Verkehrsanstalten. Sogar in der Gegend von Neapel waren und sind noch heute die Landleute genöthigt, ihre Produkte auf Eseln nach der Stadt zu schaffen, weil es keine Wege gibt, die breit genug zum Fahren sind. Wenn der Bauer in der Nähe der Hauptstadt Lastthiere benutzen muß, um sein Getraide auf den Markt zu bringen, so wird man es begreiflich finden, daß die reichen Marmorbrüche Kalabriens nicht ausgebeutet werden, daß man in den Wäldern die Bäume verfaulen läßt und nur so viel Holz schlägt, als man gerade bedarf. Und doch könnte man in den großen Eichen- und Kastanienwäldern der Abruzzen, Kalabriens und der Capitanata vortreffliches Nutzholz, das beste Material zum Flottenbau in solchen Massen gewinnen, daß auf den Schiffswerften die Arbeit nimmer zu ruhen brauchte. Ganz Süditalien ist überhaupt noch ein Land, das erst entdeckt und dann dem großen Weltverkehr erschlossen werden muß. Es ist nicht allein Bauholz, das man hier ohne Mühe findet, sondern die schönsten und seltensten Marmorarten, Baumwolle, deren Kultur, wie es heißt, im Großen betrieben werden soll, alle möglichen Getraidearten, Seide, Wein, edle und unedle Metalle, Wachs, Färberröthe, Harze, Oel, Zuckerrohr, das man leicht akklimatisiren könnte, Orangen, Citronen, feine Holzarten, tausend andere Schätze und Reichthümer bietet dieses Land, dessen Bevölkerung beinahe verhungert, weil es dieselben nicht zu benutzen, nicht zu verwerthen versteht. Das einzige Heilmittel für die Leiden dieses Volkes und zugleich die einzige Forderung, in welcher alle Parteien, alle einsichtsvollen und verständigen Männer übereinstimmen, ist — Arbeit. Ein tüchtiger Minister der öffentlichee Arbeiten fände in diesem verwahrlosten Lande, das sich seiner reichen Produktionskräfte noch gar nicht bewußt ist, ein ungeheures Feld für eine segensvolle Thätigkeit. Und ein umsichtiger, energischer Minister des Inneren würde sich das größte Verdienst um Land und Leute erwerben, wenn es ihm gelänge, eine wirkliche und wirksame Sicherheitspolizei nach dem Muster der englischen zu organisiren.

Namentlich in der Hauptstadt Neapel macht sich der Mangel einer ordentlichen Polizei besonders fühlbar. Nicht durch einseitige Verfügungen und Reglements, sondern durch Anregung nothwendiger und nützlicher Verbesserungen, durch Einführung zweckmäßigerer Methoden des öffentlichen Verkehrs könnte hier Großes geleistet, könnte das wegen seiner Unsicherheit und Unreinlichkeit

verrufene Neapel in ein wahres Paradies umgeschaffen werden. Lange hat sich die alte Bourbonenstadt gegen alle Verbesserungen hartnäckig gesträubt. Am reizendsten Meerbusen der Welt gelegen, in der Glühhitze einer entnervenden Sonne schlummernd, schien sie sich in ihrer Trägheit und Unsauberkeit zu gefallen. Allerlei Kunstgriffe mußte man anwenden, um nach und nach eine nothdürftige Beleuchtung der Hauptstraßen zu ermöglichen, deren nächtliches Dunkel das Diebsgesindel begünstigte. An den Straßenecken wurden Heiligenbilder aufgehängt, Statuen der Jungfrau aufgestellt, um nur einen Vorwand zum Anzünden von Votivlampen zu haben, deren mattes Licht wenigstens einige Helligkeit verbreitete. Nach unsäglichen Kämpfen und Anstrengungen gelang es endlich die Gasbeleuchtung einzuführen, aber man ließ weite Zwischenräume zwischen den Kandelabern, wahrscheinlich um ein Halbdunkel hervorzurufen, das den lichtscheuen Unthaten zu Statten käme. Das Alles wird sich bald ändern. Ein Vertrag, der für das nächste Jahr eine glänzende Beleuchtung sämmtlicher Plätze und Straßen verheißt, ist mit einer französischen Aktiengesellschaft geschlossen worden. Ein neuer Hafen soll am Ostrande der Stadt angelegt und durch den Aufbau eines ganz neuen Viertels eine heilsame Bresche in jenes Labyrinth schmutziger, stinkender Gassen und Gäßchen gemacht werden, welches das „alte Neapel" heißt. Hier ist der Heerd des socialen Elends, der Verbrechen, der furchtbar verheerenden Krankheiten, die von Zeit zu Zeit die Bevölkerung decimiren. Aaskörper, Exkremente und andere faulende Stoffe aus der Stadt zu schaffen, fällt keinem Menschen ein. Alle Küchenabgänge werden auf die Straße geworfen, wo sie sich mit anderem Unrath zu schmutzigen Haufen verfilzen, welche die Luft verpesten und mit Myriaden ekelhafter giftiger Insekten erfüllen, bis sie durch einen wohlthätigen Gewittersturm aufgewirbelt und in das nahe Meer gefegt werden. Ein Gemeindebeschluß und ein paar hundert Straßenkehrer würden hinreichen, um eine gepflasterte Stadt, in der selten ein Regen fällt, und die nicht wie Paris und London an dem doppelten Uebelstand eines Macadampflasters und eines feuchten Klimas leidet, gründlich zu reinigen. Aber nicht bloß eine reine Luft, auch das Wasser mangelt Neapel; die öffentlichen Brunnen, welche vorhanden sind, genügen durchaus nicht dem Bedürfniß. Es ist unbegreiflich, daß man noch nicht daran gedacht hat, die herrlichen Quellen, welche so reichlich von den Höhen des Monte Briano herabfließen und die Kaskaden der Gärten von Caserta speisen, bis in das Herz von Neapel zu leiten. Dieses Neapel — trotz alledem und alledem eine herrliche, wundervolle, unvergleichliche Stadt — ewig strahlend im Glanz seiner Sonne, umgürtet von einem Kranz der feinsten und erhabensten Naturschönheiten, sich spiegelnd in dem blauen, weithinleuchtenden Golf, wäre nicht nur die Königin der Städte, es wäre die gesundeste Stadt der Welt, wenn man ihm Luft und Wasser gäbe. Warum man es noch nicht gethan hat? Darauf wurde schon oben geantwortet: weil gegenwärtig alle inneren Angelegenheiten vor der großen nationalen und politischen Frage zurücktreten müssen.

Ueberhaupt hat die neue Verwaltung noch Vieles und Großes zu leisten, wenn sie die Uebelstände und Mißbräuche, welche die frühere Regierung nicht

bloß duldete, sondern häufig sogar begünstigte, völlig zu beseitigen entschlossen ist. Unerläßlich ist vor Allem die Errichtung von Armenhäusern in einer so volkreichen Stadt wie Neapel, wo die Bettelei sich vom Vater auf den Sohn vererbt und wie ein zünftiges Gewerbe betrieben wird. Vor etwa zwanzig Jahren stellte ein Erlaß des Königs Ferdiand II. die Gründung einiger großer Armenanstalten in Aussicht, leider ging es aber mit diesem Projekt wie mit so vielen anderen derselben Regierung, — es kam nicht zur Ausführung. Die einzigen Armenanstalten, welche gegenwärtig in dem ehemaligen Königreich bestehen, sind der Albergo dei Poveri in Neapel, eine andere in der Provinz Abruzzo ulteriore II., und eine dritte in der Terra di Lavoro. Zu Anfang des Jahres ließ der Präfekt von Neapel, ernstlich beunruhigt durch die zahllosen Bettlerschaaren, welche die Stadt in allen Richtungen durchstreiften, einen großen Theil des Gesindels aufgreifen und einstecken. Nachdem sie gehörig untersucht worden waren, schickte man die fremden Bettler nach ihren Heimathsorten zurück, übergab die gesunden und arbeitsfähigen dem Zuchtpolizeigericht zur Bestrafung und brachte die gebrechlichen, schwachen, alten in verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten unter. Diese Maßregel, so vortrefflich sie war, verfehlte doch gänzlich ihren Zweck. Zur Aufnahme der vielen unholden Gäste waren die Wohlthätigkeitsanstalten weder eingerichtet, noch vermochten sie die aufgenommenen auf die Dauer zu ernähren; die bestraften Bettler kehrten, nachdem sie aus den Gefängnissen entlassen waren, zu ihrem alten Gewerbe zurück; die in die Heimath verwiesenen Landstreicher erschienen nur zu bald wieder in der Hauptstadt, wo das Betteln viel leichter ist und mehr einbringt als in entlegenen Provinzialstädten oder armseligen Dörfern. Das Bettelwesen wird gleichfalls nicht eher verschwinden, als bis das gemeine Volk von Neapel sich an ehrliches und fleißiges Arbeiten gewöhnt, bis es gebildeter und gesitteter wird, bis die Arbeitsgelegenheiten in Folge der gesteigerten Produktionsthätigkeit sich vermehren, und die Arbeit selbst lohnender wird.

Die Polizei von Neapel hat bisher für die öffentliche Sicherheit sehr wenig gethan und leider fast nur eine politische Rolle gespielt. Eine eigentliche Sicherheitspolizei, Konstabler, Policemen gibt es nicht; groß ist daher die Zahl derer, welche auf Kosten Anderer leben, darunter befinden sich aber verhältnißmäßig nur wenig Diebe von Profession. Hier vielleicht mehr als irgend anderswo trifft das Sprüchwort zu: Gelegenheit macht Diebe, und selten hört man von Unternehmungen förmlich organisirter Diebsbanden, die in anderen großen Städten etwas ganz Gewöhnliches sind. Um so häufiger ist der Mord, aber unter hundert Mördern findet man kaum einen, den nicht irgend eine Leidenschaft, Haß, Liebe, Eifersucht, Rache, politischer Fanatismus zu dem Verbrechen getrieben hat. Das Volk weiß das und gibt daher selten einen Mörder, wohl aber einen Dieb an. Es scheint in dieser Beziehung ein stillschweigendes Einverständniß unter den Popolani von Neapel zu bestehen; man läßt den Mörder entschlüpfen, beschützt ihn, verbirgt ihn im Nothfall, und wenn von ihm die Rede ist, so sagt man: „der arme Mensch, er hat Unglück gehabt!“ Als im November 1860 Gambardella, der Oberälteste der Fischhändler

von Santa Lucia, ein sehr einflußreicher und gefürchteter Mann, um neun Uhr Morgens in Gegenwart von mehr als zweihundert Personen ermordet wurde, ließ man den Mörder hinreichende Zeit zur Flucht, und nachher wollte Niemand ihn gesehen oder erkannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Forschungen und Resultate der Elektrizität, des Magnetismus und Galvanismus.

Von

J. Schucht.

Inhalt: Die Existenz zweier elektrischer Fluida und ihr Verhältniß zu den Körpern. Messung der elektrischen Anziehung und Abstoßung.

Großartig und erhaben sind die wunderbaren Erscheinungen des Weltalls, und je tiefer wir dessen wunderbare Gesetzmäßigkeit erforschen, desto großartiger und erhabener stellt es sich uns als ein logisches System dar, in dem auch das kleinste Atom als dienendes Glied des großen Absoluten thätig ist und zu logischen Zwecken verwendet wird. Jedes Wesen, jede Kraft, jedes Atom hat eine selbstständige Existenz, ist aber so in der großen Wesenskala verbunden, daß seine Existenz und Wirksamkeit nur in und mit der Wirksamkeit aller anderen Atome bedingt und regulirt wird.

Was ist es für eine merkwürdige und geheimnißvolle Kraft, die unsere Gedanken und Thaten schneller als der Blitz und schneller als das Sonnenlicht in die entferntesten Welttheile trägt?! — Was ist es für ein höchst merkwürdiges Fluidum, das durch unser ganzes Nervensystem pulsirt?! —

Elektrizität, sagt man, und mit diesem Worte gibt sich die große gedankenlose Menge zufrieden, ohne weiter zu denken und zu fragen, was denn eigentlich Elektrizität sei, wie dieses wunderbare Fluidum entstehe, oder ob es ebenso als selbstständige Urkraft existire wie die uns bekannten Elemente Oxygen, Hydrogen, Carbon ꝛc. Dies genügt aber dem denkenden Publikum nicht, noch weniger dem denkenden Naturforscher, der die Erscheinungen, deren Gesetze und Ursachen bis zu den allerletzten Gründen zu erforschen sucht; er will ergründen, worin das Wesen der Existenz beruht; ob sie erzeugt wird durch Stoffmodifikationen oder als eine selbstständige Potenz im Weltall existirt. Zwar ist die Lehre der Elektrizität, des Galvanismus und Magnetismus in unzähligen Werken und Abhandlungen bearbeitet worden; aber es wurden in unserer Zeit wieder

so zahlreiche und außerordentlich merkwürdige Entdeckungen darin gemacht, welche allseitig dargestellt und besprochen werden müssen, nicht bloß um deren Kenntniß allgemein zu verbreiten, sondern um hauptsächlich das Wesen dieser Fluida noch tiefer zu ergründen und deren Wirkungen und Funktionen im Weltall kennen zu lernen.

Sehr viel haben die Deutschen in diesen Wissenszweigen geleistet, aber nicht weniger zahlreich sind die Entdeckungen der Engländer, Franzosen und Italiener, ja man kann behaupten — ohne deshalb deutsche Geisteskultur zu schmälern — daß die drei letztgenannten Nationen hierin mehrere und wichtigere Resultate erzielt haben, weil sie mehr experimentirten als die Deutschen. Der deutsche Denker bevorzugt es lieber, alle neuen Experimente und Resultate kennen zu lernen, um sodann deren Ursachen zu erforschen, die Phänomene systematisch zu klassifiziren und in ein logisches System zu stellen. Beide Geistesthätigkeiten haben ihre volle Berechtigung, und nur durch sie werden alle höheren Vernunftwahrheiten ergründet. Der einseitige Empiriker häuft Entdeckungen und Erscheinungen zusammen, ohne nach deren Causalnexus im Weltall zu forschen. Der einseitige Spekulant dagegen phantasirt Theorien, Systeme und Dogmen, die in einzelnen Fällen aller Vernunft, allen Denkgesetzen Hohn sprechen und vom trivialsten Weltverstande als purer lächerlicher Unsinn bespöttelt werden. Nur aus dem Naturphänomenen und durch zahlreiche Experimente vermögen wir die Weltgesetze zu ergründen und die Erscheinungen in Theorien zu klassifiziren; und nur diejenigen Systeme, deren Lehrsätze durch Experimente und Naturerscheinungen bewiesen werden können, denen also die Naturprodukte nur die Beweise, gleichsam die realgewordenen Gedanken der Theorie sind, können als absolute Wahrheiten betrachtet werden.

Indem ich hier eine Darstellung der neuesten Forschungen und Resultate der Elektrizitätslehre gebe, bin ich zwar genöthigt, manches Bekannte zu sagen, wegen der systemathischen Methode — werde aber dabei so kurz als möglich sein und nur die wichtigsten und allerneuesten Entdeckungen darstellen und sodann das Wesen und den Ursprung der Elektrizität, des Galvanismus und des Magnetismus zu ergründen suchen.

Allgemein bekannt sind die Thatsachen, daß an wollenen oder seidenen Stoffen geriebenes Siegellack, Harz, Schellack, Schwefel u. v. A. elektrisch werden und in der Nähe befindliche Papierstücke, Metall- nnd Holzspäne anziehen, abstoßen und wieder anziehen, bis die erregte Elektrizität verschwunden ist. Solche Stoffe wie Glas, Harz, Siegellack, Seide, Wolle u. A., die nach Reibung eine Zeit lang das Phänomen der Anziehung und Abstoßung leichter Körperchen zeigen, also Elektrizität bewahren, nannte man Nichtleiter oder auch schlechte Leiter, auch idio-elektrische Körper, weil sie das auf ihnen erregte elektrische Fluidum mehrere Minuten hindurch festhalten; es wirkt nur auf der geriebenen Stelle, nicht auf einer anderen Seite; dies kann man jeden Augenblick mit einer Siegellackstange beweisen. Anders verhalten sich dagegen die Metalle; man kann diese Stunden lang reiben, ohne daß sie Elektrizität zeigen, wenn man sie in der Hand behält. Wird aber ein Metallcylinder isolirt, in-

dem man ihn auf einer Glas= oder Harzstange befestigt, und dann mit einem wollenen Tuche oder Katzenfelle gerieben, so zeigt er Elektrizität und zieht nahe-liegende leichte Gegenstände an, um sie abzustoßen und wieder anzuziehen, ganz so wie Harz und Siegellack, nur mit dem Unterschiede, daß beim Metallcylinder die Elektrizität sich auf der ganzen Oberfläche verbreitet, während sie bei Glas und Harz sich nur auf der geriebenen Stelle zeigt. Daher bezeichnet man die Metalle als Leiter, auch als anelektrische Körper. Sie können nur die auf ihnen erregte Elektrizität festhalten, wenn sie durch Nichtleiter isolirt werden. Da aber alle organischen Materien gute Leiter sind, so erklärt sich's, daß ein in der Hand gehaltener Metallcylinder durch Reiben nicht elektrisch wird, d. h. die erregte Elektrizität nicht festhält, weil sie im Moment der Erregung sogleich in den Körper überströmt und von da in die Erde zieht. Alle idio-elektrischen Körper oder Nichtleiter, welche die Elektrizität auf der geriebenen Stelle fest-halten, wie Glas, Harz u. A., nennt man auch Isolatoren. Wenn man einen Metallcylinder auf Glas oder Harz setzt, so verhindern sie das Ueberströmen des Fluidums in die Erde. Demzufolge können alle idio-elektrischen Körper durch Reiben elektrisirt werden, auch wenn sie auf der Erde ruhen; ihre Atome halten das Fluidum fest und verhindern dessen Durchgang. Alle diese Experimente gelingen am besten bei trockner Luft, die isolirend wirkt; ist dieselbe aber mit Wasserdämpfen erfüllt, so leitet oder absorbirt sie die Elektrizität und verhindert das Anhäufen derselben auf geriebenen Körpern.

Durch zahlreiche Experimente ist nun festgestellt, daß alle Körper durch Reibung elektrisch werden, und daß ein isolirter Leiter bei Berührung mit einem elektrisirten Körper demselben einen Theil seiner Elektrizität entzieht und diese um so länger festhält, je trockner die umgebende Luft und ein je schlechterer Lei-ter der zur Isolirung dienende Körper ist. Setzt man einen elektrisirten Leiter mit einer Metallkugel oder Metallcylinder in Berührung, so strömt ein Theil seiner Elektrizität auf die Kugel; je größer letztere ist, destomehr entzieht sie er-sterem. Daher gehen auch alle Fluida sehr leicht in die Erde, welche gleichsam als großes Reservoir, als elektrische Batterie betrachtet werden muß. Folgende Experimente veranschaulichen die Wirkungen näher. Hängt man eine Hollunder-markkugel vermittelst eines Seidenfadens an einer Glasstange auf und nähert ihr einen elektrisirten Glas- oder Harzcylinder, so wird die Kugel sogleich an den Cylinder gezogen, aber nach der Berührung wieder abgestoßen und bleibt so lange in der Entfernung als sie noch empfangene Elektrizität besitzt. Be-rührt man aber die Kugel mit dem Finger oder einem anderen Leiter, so verliert sie ihre Elektrizität und wird sogleich wieder vom Cylinder angezogen und aber-mals abgestoßen. Hieraus folgt: „daß jeder elektrisirte Körper einen im ge-„wöhnlichen Zustande befindlichen nahen Körper anzieht und im Moment der „Berührung einen Theil seiner eignen Elektrizität mittheilt und sodann abstößt."

Bringt man eine mit wollenem Tuch geriebene Harzstange in die Nähe der Korkkugel, so wird letztere abgestoßen, aber von einem auf gleiche Art geriebe-nen Glascylinder angezogen. Wird aber die Hollunderkugel zuerst in die Nähe des elektrischen Glascylinders geführt, so wird sie von diesem angezogen, sodann

abgestoßen und von der Harzstange angezogen. Aehnlich verhalten sich alle Körper, wenn sie durch Reibung elektrisirt werden; nämlich die einen wie Glas, die anderen wie Harz. Hiernach ist man genöthigt, die Existenz zweier elektrischer Fluida zu statuiren, die man früher als Harz- und Glaselektrizität benannte, in neuester Zeit aber als negative — und positive Elektrizität bezeichnet. Eine gewisse Anzahl von Körpern zeigen vorzugsweise negative Elektrizität und andere positive, doch kann aber auch ein und derselbe Körper, z. B. ein ungleich erwärmter Metalldraht zugleich beide Fluida enthalten. Daher ist die neuere Bezeichnung richtiger. Die Eigenschaft beider Fluida lernen wir durch folgende Experimente noch näher kennen. Hängt man zwei Hollundermarkkugeln an einer Glasstange auf und berührt dieselben mit einem elektrisirten Körper, so stoßen sie einander ab und bleiben so lange von einander entfernt, als noch Spuren der Elektrizität an ihnen bemerbar sind. Da hierbei die Kugeln mit gleichnamiger Elektrizität geladen werden und nach empfangener Ladung sich abstoßen, so folgt hieraus: „Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich „ab, nämlich Harzelektrizitäten oder negative Fluida fliehen sich, ebenso positive oder Glaselektrizitäten."

Hängt man aber zwei Kugeln in kleiner Entfernung auf und berührt die eine mit einem elektrisirten Glascylinder, die andere mit einer elektrisirten Harzstange, so ziehen sich beide Kugeln an, fallen aber nach der Berührung in ihre vorige Lage zurück und zeigen keine Elektrizität mehr. Dies kömmt daher, weil sich beide Fluida durch die Annäherung vereinigt haben und sodann nicht mehr bemerkbar sind. Hieraus geht folgendes Gesetz hervor: „Ungleichnamige „Elektrizitäten oder Harz- und Glaselektrizität, oder negative und positive Fluida „ziehen einander gegenseitig an, und vereinigen sich."

Um noch einen Beweis für die Existenz beider Fluida zu bekommen, nehme man eine polirte Glasscheibe und eine mit wollenem Zeug überzogene Holzscheibe, welche mit isolirenden Handgriffen von gefirnißtem Glase versehen sind, reibe dieselben aneinander und ziehe sie schnell von einander ab; hiernach zeigt die Glasscheibe positive, die Holzscheibe negative Elektrizität. Nähert man erstere einer mit positiver Elektrizität geladenen Hollundermarkkugel, so wird sie abgestoßen, dagegen aber eine mit negativer Elektrizität geladene angezogen. Ebenso stößt die Holzscheibe als negativ elektrisch die mit negativer Elektrizität geladene Kugel ab und zieht die positive an. Bringt man aber eine Scheibe, sei es die positive oder negative, an zwei im natürlichen Zustande befindliche Kugeln, so werden sie beide angezogen, mit gleichnamiger Elektrizität geladen und sodann abgestoßen, wodurch sich auch beide Kugeln beiderseitig abstoßen und so lange von einander entfernt bleiben, als sie gleich elektrisch sind. — „Soviel steht nun als bewiesen fest: daß jeder positiv oder negativ „elektrisirte Körper einen im natürlichen Zustande befindlichen Körper anzieht, „im Augenblick der Berührung mit seinem Fluidum erfüllt und dann abstößt, „worauf der abgestoßene Körper so lange entfernt bleibt, als er noch empfan- „gene Elektrizität besitzt; entladet man ihn durch Berührung, so wird er wieder „angezogen, abermals mit Elektrizität geladen und dann abgestoßen. Ebenso

„zieht ein mit Elektrizität geladener Körper einen anderen mit entgegengesetzter „Elektrizität geladenen Körper an, z. B. der positive den negativen und umgekehrt; hierbei gleichen sich im Moment der Berührung beide Fluida aus, worauf „die angezogenen Körper sich wieder trennen. Hieraus geht nun hervor: daß „beide Fluida sehr beweglich sind, leicht in die Körper aus- und einströmen, „gleichnamige sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen und daß sie vorzugsweise bei ihrem Getrenntsein bemerkbar sind, nicht aber, oder nur selten, wenn „sie sich vereinigt haben; nur wenn die Elektrizitäten in polare Spannung getreten, sich in positive und negative Fluida geschieden haben, werden sie von „uns wahrgenommen."

Fast alle Körper, ja man kann sagen, alle, werden durch Reibung elektrisch und stets der eine positiv, der andere negativ. Aber nicht nur verschiedene Körper werden verschieden elektrisch, sondern auch Stücke eines und desselben Stoffes; z. B. ein Metallpulver, über eine Platte von demselben Metall gerieben, wird negativ, während die Platte positiv elektrisch wird. Weißes Seidenzeug mit schwarzem gerieben, wird positiv, letzteres negativ elektrisch. Ein ungleich erwärmter Metalldraht wird an beiden Enden entgegengesetzt elektrisch. Von zwei kreuzweis geriebenen Stückchen desselben seidenen Bandes wird das transversal geriebene negativ, das andere positiv elektrisch. Auch Flüssigkeiten und Gase erzeugen durch Reibung an festen Körpern Elektrizität. Glasscheiben werden schon dadurch positiv elektrisch, wenn ein starker Luftstrom auf deren Oberfläche strömt.

Das Wesen der Elektrizität wird durch Symmer's Hypothese am besten erklärt; nach ihr existiren zwei elektrische Fluida. Jedes der beiden Fluida besteht aus Atomen, die sich gegenseitig abstoßen, aber die des positiven ziehen die negativen an und umgekehrt. In Leitern bewegen sich die Fluida ungehemmt, in Nichtleitern werden sie gehemmt und an einer Stelle festgehalten; doch ist diese Hemmung nicht absolut, denn im Verlauf der Zeit werden auch die Moleküle der Nichtleiter durchdrungen.

Werden zwei gleiche Mengen von positivem und negativem Fluidum zusammengeführt, so vereinigen sie sich und stellen das neutrale oder natürliche Fluidum dar, welches in allen Körpern existirt, aber nur dann bemerkt wird, wenn es in Spannung, in polare Gegensätze zerfällt. Diese polare Spannung wird durch Reibung und andere Einflüsse bewirkt, wonach die getrennten und freigewordenen Fluida sich durch Anziehuug und Abstoßung so lange kundgeben, als ihre Spannung oder Trennung dauert. Sobald sie sich gegenseitig durch Anziehung vereinigt und ausgeglichen haben, wirken sie nicht mehr nach Außen, deßhalb wird ihre Existenz nicht bemerkt. —

Messung der elektrischen Anziehung und Abstoßung.

Wunderbar und staunenerregend sind die Wirkungen der Elektrizität! Ein unbegreifbares unsichtbares Fluidum zieht enfernte Körper an und stößt sie wieder ab, nachdem ein Theil des Fluidums in sie strömte. Und doch sind diese anziehenden und abstoßenden Kräfte durch ihre Wirkungen meßbar.

Ein Franzose des vorigen Jahrhunderts, Coulomb, war es, der zuerst diese Geistesthat vollbrachte. Er konstruirte eine Torsionswage, bestehend aus einem Glaskasten, in dessen Mitte ein Metallfaden hängt; dieser Faden hat an seinem unteren Ende einen Messingcylinder, an dem in horizontaler Lage eine Schellackstange befestigt ist, welche an ihrem Ende ein vergoldetes Hollundermarkkügelchen trägt. Nicht weit davon wird in gleicher Lage eine Metallkugel an einem gefirnißten Glasstäbchen aufgestellt und die Wandung des Kastens in eine Skala von Graden eingetheilt. Die am Glasstäbchen befestigte Metallkugel wird dann elektrisirt und wirkt anziehend und abstoßend auf die Hollunderkugel, welche nun ihre Stellung in der Gradskala wechselt, je nach der Stärke der wirkenden Elektrizität. Durch die Anzeige der Grade wird deren Kraft gemessen, worauf man folgendes Resultat erhält:

Wenn die Entfernung zweier mit unveränderlichen Mengen gleichnamiger Elektrizität geladener Körper sich etwa gleich 36 : 18 : 9 oder = 1 : $^1/_2$: $^1/_4$ verhalten, so steigert sich die elektrische Abstoßungskraft in dem Verhältnisse = 36 : 144 : 576 = 1 : 4 : 16. Hieraus ergibt sich folgendes Gesetz: „Die „elektrischen Kräfte der gegenseitigen Abstoßung zweier unveränderlichen Mengen gleichnamiger Elektrizität verhalten sich umgekehrt wie die Quadrate der „Entfernung, in welcher die Einwirkung stattfindet.“ —

Dies Resultat wird erzielt, indem man zwei Körper mit gleichnamiger Elektrizität ladet. Um das Gesetz der Anziehung zu erforschen, lade man sie mit ungleichnamiger Elektrizität, woraus sich ergibt, daß das Gesetz der elktrischen Anziehung mit dem der Abstoßung ganz gleich ist, nämlich: „Die Kräfte „der gegenseitigen Anziehung zweier unveränderlichen Mengen ungleichnamiger „Elektrizität verhalten sich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernung, in „welcher die Einwirkung statttfindet.“

Coulomb erhielt dies Ergebniß auch noch durch einen anderen Versuch. Er stellte eine vergoldete Holzkugel von 33 Centimeter Durchmesser auf und hing in 33 Millimeter Entfernung an einem seidenen Faden eine Schellacknadel mit einem genau äquilibrirten Hollundermarkkügelchen. Beide Kugeln wurden dann mit entgegengesetzten Elektrizitäten geladen und die am Faden hängende aus ihrer Lage entfernt, worauf sie von der anderen wieder angezogen wurde und eine gewisse Anzahl Schwingungen nach rechts und links machte. Dann änderte er die Entfernungen der Kugeln und fand: „daß die Schwin„gungsdauer in demselben Verhältniß zunahm, wie die Entfernung beider „Kugeln.“

Zu diesen zwei wichtigsten Gesetzen wurde auch noch ein drittes entdeckt über die Wirksamkeit der verschiedenen Elektrizitätsquanta. Wenn man eine elektrisirte Kugel mit einer anderen isolirten, nicht elektrisirten Kugel von gleicher Substanz und gleichem Durchmesser berührt, so vertheilt sich die Elektrizität auf beiden Kugeln gleichmäßig; d. h. es strömt von der elektrisirten Kugel gerade das halbe Quantum auf die unelektrisirte; und demzufolge ist die Anziehungs- und Abstoßungskraft beider Kugeln gleich groß; jede besitzt die Hälfte des ursprünglichen Quantums. Dieses Resultat als Gesetz formulirt

heißt: „Die Kräfte der Gesammtanziehung und Abstoßung zweier elektrisirten, „in unveränderlicher Entfernung aufgestellten Körper sind proportional den „Produkten der elektrischen Ladungen beider Körper."

Diese Elementargesetze oder elektrischen Wirkungen sind auch in neuester Zeit von Davy bewiesen worden und jeder kann durch Experimente mit dem betreffenden Instrumente dasselbe Resulat erzielen. Coulomb hat seine Versuche von 1785 bis 1789 in den Mémoires de l'ancienne Académie des sçienses veröffentlicht und Gavarret bringt sie nebst den Resultaten anderer Forscher in seinem „Lehrbuch der Elektrizität, Leipzig 1860.

Bei allen Experimenten hat man den Elektrizitätsverlust der Körper mit in Rechnung zu ziehen. Matteuci hat in den Annales de chim. et phys. serie 1850, folgende Resultate hierüber aufgestellt: In gleicher Temperatur und unter demselben Drucke ist der Verlust in Luft, Wasserstoff und Kohlensäure, wenn diese Gase trocken sind, stets derselbe. Jeder elektrisirte Körper, Leiter und Nichtleiter, alle erleiden den gleichen Verlust. In trockenen Gasen ist, bei nicht zu starken Ladungen, der Verlust für positive und negative Elektrizität gleich groß; aber bei starken Ladungen ist er für negative Elektrizität größer. Je höher die Temperatur der trockenen Luft steigt, desto größer wird der Elektrizitätsverlust. In gleicher Temperatur und gleichem Druck wächst der Verlust in der Luft mit der Menge des darin enthaltenen Wasserdampfes. In freier Luft wächst der Verlust nicht mit der Bewegung der Luftströmung, sondern vermindert sich, je größer die Geschwindigkeit des Luftstroms wird. Bei langsamer Strömung werden die Luftatome elektrisirt, aber bei schneller Bewegung ist dies nicht möglich, weil die Berührung der Luftatome mit dem elektrischen Körper nicht dauernd genug ist, um Elektrizität zu empfangen; theils auch, weil die Kraft der starken Luftströmung größer ist als die elektrische Anziehungskraft des Körpers. Bei langsamer Strömung ist die Kraft schwach, demzufolge werden die Luftatome angezogen, mit Elektrizität geladen und wieder abgestoßen. Daher der größere Verlust. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bildniß aus Lessing's Knabenzeit.

Schon vor längerer Zeit machte Professor Hermann Hettner in Dresden auf ein Bildniß aus Lessing's Knabenzeit aufmerksam, welches sich im sogenannten Lessingstifte zu Kamenz befindet. Er traf es dort ganz unerwartet an, als er vor ungefähr drei Jahren in Gesellschaft eines Freundes einen kleinen Sommerausflug nach Lessing's Geburtsstadt unternahm. Diese Mittheilung, welche verschiedene literarische Blätter brachten, blieb nicht unbeachtet, sie fand unter anderen auch in der zweiten Auflage von Stahr's Lessingbiographie Ein-

gang. Der Wunsch, dieses Bild auf die eine oder die andere Art vervielfältigt zu sehen, ist jetzt verwirklicht. Da die Photographirung des Originales wegen seines verletzten Zustandes unthunlich war, so fertigte ein junger Dresdener Künstler, A. Clauß aus Kamenz, eine Nachzeichnung, welche nach Hettner's Urtheil überaus gelungen ist, und diese wurde auf photographischem Wege copirt. Die Buchhandlung von Ernst am Ende in Dresden hat den Vertrieb der Photographie übernommen und mit Hettner's orientirenden und empfehlenden Worten im Dresdener Journal kommt sie in den Handel. Wir theilen aus diesem kleinen Aufsatze die Beschreibung des Bildes mit.

Karl Lessing, der Biograph seines großen Bruders, erzählt aus Lessing's Kindheit folgenden sehr bezeichnenden Zug: „Als ein Maler ihm im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. „„Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein."" Der Maler that es, und wer das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote. Es war eben der Maler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete und ihm frühzeitig Geschmack an den bildenden Künsten beibrachte. Denn, wie Lessing oft erzählte, war er kein ganz schlechter Künstler und besaß sogar etwas Kunstgelehrsamkeit. Wie er sich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott."

Das Bild ist nicht, wie die Schilderung des Biographen, der es auch seinerseits offenbar nur vom Hörensagen kannte, vermuthen läßt, ein einzelnes Portrait, sondern ein Bild mit einer portraithaften Knabengruppe. Rechts sitzt der junge Gotthold Ephraim Lessing, nicht im Alter von fünf, sondern etwa von sieben bis acht Jahren; fröhlich aufblickend hat er die linke Hand auf ein auf seinen Knieen liegendes offenes Buch gelegt, während er die Rechte nach einigen anderen Büchern ausstreckt, welche zu seinen Füßen liegen. Links sitzt ein jüngerer Bruder, an dessen Seite ein kleines Lamm steht, dem der Knabe mit kindlichem Sinn eine Aehre reicht. Gotthold Ephraim Lessing ist mit modischer Eleganz in rothen Rock, rothe Hosen und rothe Strümpfe gekleidet. Der jüngere Bruder trägt ein schwarzes Kleid; in seiner ganzen Haltung ist Etwas, was auf einen künftigen Prediger deutet. In Kamenz hat man bei der Auffindung des Bildes leider auf das Bild selbst eine Inschrift geschrieben, nach welcher dieser beigemalte jüngere Bruder als Karl Lessing bezeichnet wird. Dies ist entschieden unrichtig. Karl, der jüngste unter allen Geschwistern Lessing's, war zu jener Zeit noch nicht geboren. Dieser Bruder ist vielmehr Theophilus Lessing, nur um zwei Jahre jünger als Gotthold Ephraim Lessing. Er war am 12. November 1732 geboren, studirte seit 1751 in Wittenberg, war später Konrektor in Pirna und starb am 6. Oktober 1808 als Rektor in Chemnitz. Er hat sich durch nichts ausgezeichnet, als durch seine Geschicklichkeit, lateinische Verse zu machen.

Lessing hat völlig Recht gehabt, wenn er den Maler dieses Bildes einen in seiner Art nicht untüchtigen Künstler nannte. Freilich leidet das Bild an argen Verzeichnungen, namentlich in der Behandlung des Unterkörpers; aber im Ganzen macht es einen erfreulichen Eindruck. Die Gruppe ist sehr

gefällig und malerisch angeordnet; in den Farben liegt, obgleich sie sehr nachgedunkelt sind, eine glückliche Stimmung; der landschaftliche Hintergrund ist weit und liebevoll ausgeführt. Und vor Allem der Ausdruck der kindlichen Gesichter selbst ist unbefangen, äußerst lebendig und ansprechend. Es ist merkwürdig, wie fest und bestimmt in den Gesichtszügen des Knaben die Gesichtszüge des Mannes bereits verzeichnet erscheinen. Hohe Stirn, weite, helle, offene, geistreiche Augen, die Nase breit und energisch vortretend, um den Mund ein munteres und freundliches Lächeln. Es ist kein schöner Knabe; aber ein Knabe voll kecker Lebendigkeit und klar ausgesprocher Begabung. —

Wenn auch die Photographie die Farben des Originals nicht wiederzugeben vermag, so läßt sie um so eher die Zeichnung hervortreten. Sie ist im Atelier von Julius Weck in Dresden gefertigt und verdient an sich alles Lob. Bei dem verhältnißmäßig billigen Preise zweifeln wir nicht, daß das Bild in den Kreisen der Lessingfreunde Eingang finden wird. Gebührt zunächst dem Künstler für seine treffliche Copie Anerkennung, so sind wir nicht minder Hermann Hettner, der erst jüngst die deutsche Literaturwissenschaft mit einer ausgezeichneten Leistung bereicherte, zu wirklichem Danke verpflichtet, daß er die Anregung zur Vervielfältigung und Verbreitung dieses Lessingbildes gab, welches in der That die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trägt.

19.

Feuilleton.

(**Das Stadttheater zu Leipzig**) unter der umsichtigen und vortrefflichen Leitung der Herrn Direktor Rudolph Wirsing vereinigt für Schauspiel, Oper und Ballet bedeutende künstlerische Kräfte und entwickelt eine Thätigkeit, die von königlichen und sonstigen mit außerordentlichen Fonds gestützten Hofbühnen nicht erreicht wird. Das jüngst begonnene Winter-Abonnement brachte außer einer Menge neuer kleiner interessanter Piecen an größeren Werken: Eine Warte am Rhein von Friedrich, Aus dem 18. Jahrhundert von Diezmann, Der Wilderer von Gerstäcker; an Opern: Die Glöckchen des Eremiten, Die Jungfrau von Orleans, Der fliegende Holländer rc., Stücke, die vorzüglich durch die abgerundete Darstellung und geschmackvolle Ausstattung mit wohlverdientem Beifall aufgenommen wurden und der Direktion die vollste Anerkennung zuwandten. Eine Hauptzierde der Aufführungen ist ein glattes tüchtiges Ensemble und man sieht stets, mit welcher Lust und Liebe Künstler und Künstlerinnen, wie die Damen: Bachmann, Heller, Huber, Klotz, Lemcke, Remosani, Marie Rudolph, Rübsamen rc., und die Herren Czaschke, Devrient, v. Fielitz, Hanisch, Kühns, Lück, Polletin, Rübsamen, Stürmer rc. ihrem Berufe ergeben sind und das aufopfernde Streben ihrer Direktion mit dem Aufgebote aller Kräfte zu fördern suchen.

(5)

(**Didaktische Poesie.**) In Bezug auf die prinzipielle Abneigung gegen alles Didaktische in der Poesie bemerkt Varnhagen in seinen Tagebüchern: „Der ist kein Dichter, wer in allem Einzelnen immer auch lehren will; aber wer durch seine Dichtung uns im Ganzen nichts lehrt, der ist auch kein Dichter.“ (12)

(Schiller und Göthe.) Wenn wir uns die unendliche Verschiedenheit des Schiller'schen und Göthe'schen Genius recht deutlich vergegenwärtigen wollen, brauchen wir nur die folgenden aus ganz analoger Stimmung hervorgegangenen Verse zu vergleichen. Schiller, der Idealist singt, „an die Freude"

Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder, steigt von euern Sitzen, wenn der volle Römer kreist
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen, dieses Glas dem guten Geist!

Dagegen fühlt sich der harmlos behagliche Realismus Göthe's durch dieselbe Situation nur zu dem Ausruf erregt:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen,
Will mich's etwa gar hinauf zu den Sternen tragen?
Nein, ich bleibe lieber hier, kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein auf den Tisch zu schlagen. (12)

(Die Reklame.) Ueber den Ursprung der jetzt leider auch bei uns so eingebürgerten Reklame, das Wort und die Sache, hat Balzac folgenden Aufschluß gegeben: „Im Jahre 1821 waren die Journale Herren über Leben und Tod der geistigen Schöpfungen und der buchhändlerischen Unternehmungen. Eine Erwähnung von wenigen Zeilen unter den vermischten Nachrichten wurde entsetzlich theuer bezahlt. In den Bureau's der Redaktionen und auf dem Schlachtfelde selbst, in der Druckerei, wo am Abend das Schließen der Form über die Aufnahme dieses oder jenes Artikels entschied, bestand die Einrichtung, daß die großen Verleger sich eigends einen Literaten hielten, der solche Erwähnungen zu redigiren und in wenigen Worten viel zu sagen wußte. Diese unbekannten Journalisten, die erst bezahlt wurden, wenn der Artikel erschienen war, blieben häufig die ganze Nacht in der Druckerei, um die Aufnahmen der größeren Artikel, für die, Gott weiß durch welche Mittel, eine Stelle gewonnen war, oder jener kleiner Anzeigen, die seitdem und daher den Namen réclames erhielten, zu überwachen. (12)

(Ein wiederentdecktes Dichtergrab.) Die Grabstätte Bürger's auf dem Friedhofe vor dem Werderthore in Göttingen ist von dem dortigen Todtengräber, als er im Auftrage einer Familie das Grab eines von deren Angehörigen suchen sollte, aufgefunden worden. Bei der Entzifferung alter Leichensteine kam er auch an ein Denkmal, das neben dem bisher als Bürger's Grab bezeichneten Hügel stand, dicht von Gestrüpp eingehüllt und mit einer dicken Mooskruste bedeckt. Nach Entfernung des Mooses kam die Aufschrift: „Die Stadt Göttingen dem Dichter August Bürger", nebst dem Geburts- und Sterbejahr des Dichters, zum Vorschein. Das Denkmal besteht aus einer cannelirten dorischen Säule, welche eine Urne trägt. (13)

(Hölty und die beiden Schlegel.) In Hannover soll am 21. Dezember, dem Geburtstage Hölty's, das Haus durch eine Marmortafel bezeichnet werden, in welchem der Dichter wohnte und noch in Jünglingsjahren starb. In gleicher Weise wird man an demselben Tage zum dauernden Gedächtniß das Haus auszeichnen, worin die beiden Schlegel, August Wilhelm und Friedrich, Söhne des Hauptpredigers, Konsistorialraths und General-Superintendenten Johann Adolf, geboren wurden, der sich gleichfalls als Dichter einen Namen erworben hat. Die Jurathbeziehung des Marktkirchenbuches hat die für Literarhistoriker nicht uninteressante Notiz ergeben, daß bis jetzt allgemein ein unrichtiges Datum für August Wilhelm Schlegel's Geburtstag galt; er war nicht, wie selbst in den Büchern sorgsamer Quellenforscher steht, am 8., sondern am 5. September 1767 geboren; der 8. war der Tauftag. (13)

(Amerikanischer Buchhandel.) Der eben so schnellen als riesenhaften Entwicklung, zu welcher alle Verkehrsverhältnisse Amerika's erst seit den ersten Decennien unseres Jahrhunderts sich aufgeschwungen haben, entspricht auch die wahrhaft großartige Gestaltung des dortigen Buchhandels. Mit Staunen und nicht ohne Beimischung von wehmüthiger Beschämung lesen wir im Lande „des Gedankens und der vorherrschend geistigen Interessen", was uns aus dem französischen„ Journal des Economistes" über den kolossalen Literaturvertrieb im „Lande des ausgeprägtesten Materialismus" berichtet wird. Gibt auch ein massenhafter Bücherabsatz noch keineswegs einen ausreichenden Maßstab zur Beurtheilung des Kulturzustandes, der Qualität und Stufe der Volksbildung ab, so zeugt er doch jedenfalls von einem sehr energischen und ausgebreiteten Lern- und Lesebedürfniß, das schon an und für sich nicht ohne veredelnden Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung der Massen bleiben kann. — Während der ganzen Kolonialperiode und auch noch einige Jahre nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges war in Amerika der Handel mit Büchern höchst unbedeutend. Ein eigentlich organisirter Buchhandel existirt in den Ver. Staaten erst seit dem Jahre 1801, wo die amerikanische Buchhandlungsgesellschaft sich bildete. Obwohl aber durch diese Genossenschaft Comptoire in New-York, Philadelphia und Boston gegründet wurden, verfloß doch noch eine geraume Zeit, ehe der bezeichnete Geschäftszweig den gewaltigen Umfang erreichte, zu welchem er seit etwa zwanzig Jahren gelangt ist. Vorher überschritten die Auflagen kaum 5- oder 600 Exemplare. Erst um das Jahr 1827 gewann der Verkauf eine größere Ausdehnung, ohne sich jedoch noch wesentlich zu heben. Eine Auflage von 1000 bis 1500 Exemplaren wurde auch damals noch als eine gute Kapitalanlage für ein Werk betrachtet, das Erfolg gehabt hatte. Heutzutage gelangt das gewöhnlichste Buch leicht zu dieser Anzahl und es ist nichts Seltenes, von verdienstvollen, sogar umfangreichen Werken Auflagen von 10,000 Exemplaren und darüber machen zu sehen. So ist der Diktionair von Mac Culloch in kurzer Zeit zu 10,000 Exemplaren verkauft worden, die geographische Encyclopädie von Murray zu 60,000, die Forschungsreise Kane's in den arktischen Regionen zu 60,000. Das zehn Bände umfassende Werk von Agassiz über die Naturgeschichte der Ver. Staaten, wovon der Band mehr als 16 Thaler kostet, hat bereits 2500 Subskribenten, die nach der Angabe des Verfassers nicht bloß den vornehmen Ständen angehören. Besonders werden die Unterrichtsbücher in ungeheurer Auflage gedruckt. Von dem Lesebuch von Saunders z. B. werden alljährlich 500,000 Exempl. verkauft, von der Arithmetik von Thompson 100,000, von der Elementargeographie von Smith ebenfalls 100,000. Ein New-Yorker Haus allein setzt jährlich 80,000 Schulbücher ab. Was die religiösen Schriften betrifft, so wird die Bemerkung genügen, daß ein Haus in Philadelphia jährlich nahezu 50,000 Bibeln und andere Gebetbücher in Umlauf setzt. In Hartford, einer Stadt zweiten Ranges, hat eine Buchhandlung in wenigen Jahren 125,000 Exempl. der Hausbibel verkauft. Ob übrigens neben den religiösen und zu praktischem Gebrauch bestimmten Schriften auch Werke idealen Charakters, poetische, geschichtliche, philosophische Arbeiten u. s. w. sich eines ähnlichen Erfolges erfreuen, haben wir aus den angeführten Mittheilungen nicht erfahren können. — Die Zahl der Verleger in den Ver. Staaten schätzt man gegenwärtig auf 400. Dreitausend Sortimentshändler dienen denselben als Vermittler. In den kleinen Städten, besonders im Westen, wird der Detailverkauf durch Hausirer und Kleinhändler betrieben, denen man bis zu 7000 Exemplaren zusendet und die neben Büchern auch noch Waaren anderer Art führen. (12)

Ein holder Wahn.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

(Fortsetzung.)

3.

Gleich darauf trat ein Oberschaffner zu dem Büchsenspanner, und schien von demselben eine Weisung oder Mittheilung einzuholen, während sich ein Theil der das Perron füllenden Menge neugieriger als gewöhnlich zeigte, und unwillkürlich zwischen der Wagenreihe und der Restauration eine Gasse bildete, durch welche der Forstmann hindurchschritt, dem der Oberschaffner selbst diensteifrig den Schlag weit öffnete und dann hinter ihm schloß. Indem rückte die Wagenreihe etwas vorwärts und die Gasse entzog sich den Blicken der Damen, welchen sich auch alsbald eine noch schönere Aussicht aufthat, denn der artige Gefährte hatte zwei geschmackvoll gebundene Blumensträuße, einiges auserlesene Obst und mehrere Leckereien vom Conditortische mitgebracht, was er Alles seinen davon überraschten Gefährtinnen darbot.

Mit der Weiterfahrt setzten sich auch die Gespräche fort, die eine Zeitlang sich um Gewerbe und Industrie des Thüringerwaldes drehten, nicht minder um dessen ergiebigen Bergbau, und von allen wußte der Reisende die belehrendste Kunde zu ertheilen. Er führte an, daß seine Forste an die des Großherzogthums und an die Herzogthümer zu Sachsen grenzten, und beschrieb die Spielwaarenfabrikation auf dem Thüringerwalde in lebendig anschaulicher Weise.

„Werden wir die Ehre haben, uns Ihrer Begleitung bis Culmbach zu erfreuen?“ fragte Marie Brunhard.

„Zu meinem größten Bedauern,“ entgegnete der Begleiter, „wird mir diese Ehre nicht zu Theil. Ich habe meine leichte Jagd-Droschke mit meinem Rappen nach Lichtenfels bestellt, wo ich aussteige, um nach

Coburg, sowie von da über Neuhaus und Sonneberg nach Breitenbach, meiner Heimath, zu fahren."

Es muß erwähnt werden, daß zur Zeit der geschilderten Reise die Werrabahn noch nicht vollendet war und sich von Lichtenfels nur Fahr- Geh- und Reitwege boten.

Er hat eine leichte Jagddroschke, er hat Rappen — gewiß hat er auch noch andere Equipagen — Stadt- und Glaswagen — Kutscher und Dienerschaft. Der Mann in grünem Rock mit den blanken Silberknöpfen, der vorhin mit abgezogenem Federhut vor ihm stand und einige Worte an ihn richtete, war sicherlich sein Leibjäger — und wie ehrerbietig begegnete ihm nicht der Oberschaffner! Gewiß — ich irre mich nicht — er ist und bleibt ein Thüringischer Fürst. Das waren die Gedanken der jungen Frau Marie Brunhard, bei denen sie einen Seufzer nur halb unterdrückte und die eine Hand still auf ihr hochklopfendes Herz legte.

„Waren der Herr — wie soll ich doch sagen?" hob die königliche Beamtenwittwe an zu fragen.

„Sagen Sie ganz einfach: Forstmeister, wenn es Ihnen gefällig ist?"". war die Gegenantwort.

Sehr gut — dachte Maria. Herr oder Meister, das kommt auf eins heraus. Ein Forstmeister über zweiundzwanzig Reviere! Wer's glaubt wird selig.

„Waren der Herr Forstmeister," ergänzte die Wittwe ihre Frage: „schon öfter in Bamberg? Eine merkwürdige alte Stadt. Hat viel Sehenswerthes."

„Ach ja!" versetzte der Forstmeister mit seltsamem Zucken um die Mundwinkel und es schien, als unterdrücke er ein Gähnen. „Zu manchen Zeiten ist das Alter sehenswehrth, aber nicht immer. Ich meines Theiles lobe mir die ewig junge Natur mit ihrem Sehenswerthen zu allen Jahreszeiten!"

„Da sollten Sie doch den Theresienhain besuchen, einen schönen Parkwald mit prächtigen Bäumen!" schlug Maria vor und fügte hinzu: „Auf dem Bahnhof ist die Langeweile zu groß, wir müssen dort zwei bis dritthalb Stunden rasten, weil das Zusammentreffen der Züge von Würzburg über Schweinfurt und von Hof über Lichtenfels erwartet werden muß, das sich bisweilen sehr in die Länge zieht."

„Ein schöner Vorschlag, für den ich Ihnen dankbar bin. Es fragt sich nur, ob ich in Ihrer angenehmen Gesellschaft den Theresienhain besuchen darf? — denn allein würde sein Reiz für mich verloren gehen. Schöne Bäume und schöne Haine kenne ich genug," bemerkte der Forstmeister.

„Ich für meinen Theil muß schön danken" — warf die Alte hin: „ich habe hier einen Besuch und ein Geschäft abzumachen — willst

Du — Maria, den Herrn Forstmeister allein begleiten? Es wird sich wohl nicht schicken!"

„Ich denke, liebe Mama,"" entgegnete die Tochter: „da ich, wie Du weißt, nicht mit Dir zu der alten Muhme gehen kann und will, auch sonst hier Niemand kenne, es werde eins so schicklich sein als das andere, nur das zweite weit angenehmer, mich mehrere Stunden lang unter lauter fremden Reisenden auf dem Bahnhof zu langweilen, oder einen hübschen Spaziergang in den erfrischenden Hain an der Seite eines anständigen Begleiters zu machen, da Nachmittags alle Welt spazieren geht, wo Musik ist und man, zumal von Niemand gekannt, völlig zwang- und harmlos sich bewegen kann."

„Ihre Frau Tochter soll ja nicht mich begleiten, ich bitte mir die Ehre aus, sie auf den öffentlichen Spaziergang begleiten zu dürfen, darin kann Niemand Arges sehen und suchen," fügte der Forstmeister hinzu.

„Gut denn, Du hast Deinen freien Willen!" versetzte die Mutter, und Maria's Herz rollte vor Stolz und Entzücken auf. An eines Fürsten Seite sollte sie schreiten, zum ersten Male in ihrem Leben, mit ihm in traulicher, ungestörter Unterhaltung — vielleicht sogar — von ihm geführt — an seinem Arme! —

Der brausende Zug mäßigte seinen Lauf, sich Bamberg nähernd — er hielt — er ergoß die Fülle seiner Reisenden; gravitätisch standen, wie festgemauert die beiden Portiere; die Schaffner erschlossen rasch die Thüren der Bahnwagen, unter dem Zuruf: „Bamberg! Zwei Stunden Pause! Speisen! Table d'hote oder à la Charte! Wagenwechsel nach Schweinfurt und Würzburg, Wagen nach Lichtenfels und Hof bleiben!"

„Da können wir Alles liegen lassen?" fragten die Frauen den Schaffner. „Wir reisen nach Culmbach."

„Alles liegen lassen!" war die hastige Antwort. „Will schon aufpassen! In Culmbach gibt's ein gutes Töpfchen und gutes Tröpfchen!"

Das Ideal der Herren und auch der Schaffnerwelt in jener Gegend ist das herrliche Culmbacher Bier. Wer es versteht, die Bahnleute, mit denen er in Berührung kommt, rasch mit diesem Labetrunke zu erfreuen, reist meilenweit wohlbehütet wie unter Engelflügeln.

Wenige Worte Maria's reichten hin, den Reisegefährten zu bitten, ihrer im Restaurationszimmer zu harren, sie begleitete darauf ihre Mutter einige Schritte, ließ sich von dieser helfen, ihre Haare etwas zu ordnen, bepackte sie mit einem überflüssigen Tuche, zog nun Glacéehandschuhe an und eilte sehnsuchtbeflügelt zu den in seltsamen Gedanken Harrenden zurück. Ehe sie ihn noch erreicht, sah sie, wie die Portiere das Perron von Zuschauern säuberten, wie die Neugierigen in den Zimmern der Restauration sich Kopf an Kopf an die Fenster drängten, wie einige höhere Bahnbeamte in Uniform dastanden.

Dort stand der Forstmeister, und wieder stand der Leibjäger bei ihm und er sprach mit ihm. Rasch fragte Maria einen Schaffner: „Entschuldigen Sie — nach wem sieht man so erwartungsvoll? Wer reist mit diesem Zuge?“

„Des Fürsten von Blankenburg Durchlaucht!““ entgegnete der Schaffner flüchtig, und mit starkem Herzklopfen trat Maria zu dem ihr entgegen Blickenden — von dem der Leibjäger alsbald zurücktrat, dem er noch lächelnd zurief: „So war es mit dem Incognito einmal wieder nichts!“

Mit Wohlgefallen überblickte der Forstmeister jetzt Maria's stattliche Gestalt, ihren herrlichen Wuchs, ihren ebenmäßigen Gliederbau. Sie war eine blühende Frau, noch in der Fülle voller Schönheit, und nahte ihm nun so schüchtern, befangen, demuthvoll. Er bot ihr den Arm mit vollem Anstand, er führte sie, ohne nach rechts oder links umzublicken vom Bahnhofe hinweg und sagte: „Nun müssen Sie mich geleiten in den Theresien-Hain, in das Marien-Paradies — wohin Sie wollen. Ich folge, wie der Tanhäuser seiner göttlichschönen Königin!“

Maria erröthete bis an die Stirn und knixte tief. Die Verlegenheit machte sie hinreißend schön. Sie wollte nicht ahnen lassen, was sie nun wußte, mindestens ihrer festen Meinung nach wußte, und doch auch nicht gegen den schuldigen Respekt anstoßen; sie wollte zeigen, daß sie verstehe, mit Personen höchsten Ranges umzugehen. Sie wagte endlich zu sprechen. „Darf ich mir die Frage erlauben, wer der junge Mann mit dem schwarzen Barte und dem Federhute war, der vorhin, und wenn ich nicht irre, auch schon in Nürnberg auf dem Perron mit Ihnen sprach? — mit dem Dieselben sprachen — wollte ich sagen!“

„Das war mein — war ein guter Bekannter von mir — ein Büchsenspanner — auch ein Thüringerwaldsohn. Wir haben schon manche gute Jagd mitsammen gemacht,“ war die Antwort.

„Glaube das — ungeschworen!“ erwiderte Maria in scherzendem Tone. Sie wollte fühlen lassen, daß sie recht wohl begreife, wie ein großer Herr, der sich einen Büchsenspanner hält, diesen gut kennen müsse und nicht leicht ohne ihn auf die Jagd gehen oder fahren werde.

Bald war der schöne Theresien-Hain erreicht, Musik klang aus der Ferne von einer Rotunde entgegen, Spaziergänger begegneten, nach der Tiefe wurde der Hainpfad einsamer. Hier kühlten dichte Baumschatten die Schwüle des immer noch sehr heißen Herbst-Nachmittags. Man erging sich in heitern, anmuthigen Gesprächen. Maria Brunhard wurde eine Andere, als sie im Wagen an ihrer Mutter Seite erschienen war, ihr Geist erschien regsamer, ihre Gedanken wurden blitzender — eine innere Gluth flammte aus ihrer Rede, ein Hauch von Poesie überzitterte ihr Wesen wie das ätherische Silberzindelgewand einer Fee.

Urplötzlich entstürzte den schönen Augen der bewegten jungen Frau ein reichlicher Thränenstrom. —

„Um des Himmels Willen! Was ist Ihnen? Weshalb weinen Sie!"

Lange vermochte Maria vor Schluchzen nicht zu antworten — endlich sprach sie: „Lassen Sie mich weinen! Diese Thränen erleichtern mein Herz! Ich weine um mein zertrümmertes Glück, um mein verfehltes Dasein, um den Frieden meiner Seele!"

„Sind Sie nicht glücklich?" fragte der Führer der bewegten Frau. „Hat nicht Ihr Herr Gemahl —"

„Schweigen Sie von ihm! Um des Himmels und aller Heiligen Willen, schweigen Sie von ihm!" rief Maria heftig aus. „„Ich will Ihnen sagen, was er **nicht** hat, weil Sie doch danach fragen. Ein **Herz** hat er nicht — statt dessen nur einen Klumpen Rothtodtliegendes — eiskalt — hart, trocken, spröde, allen Gehaltes edler Erze völlig bar. Kein guter Geist hat mich in seine Arme geführt — und ich — bin noch jung, habe ein fühlendes, heißes Herz; wie fühle ich mich geschaffen, einen menschlichen, empfindenden Mann zu beglücken! Erst war er so heuchlerisch liebevoll — ich wähnte eine Amarillis zu pflücken und hielt dann eine giftige Kobaltblüthe in der Hand, eine unscheinbare Stufe — mit ätzendem Grünspan übersintert!""

Der leidenschaftliche Ausbruch verletzter und beleidigter Gefühle seiner Gefährtin weckte zwar ihres Begleiters Mitleid, aber es beängstigte ihn auch. Er versuchte milde Worte des Trostes, wie sie in solcher Seelenstimmung passend waren — am Ende auch wieder nicht ganz passend. Er rieth zum Losreißen von unwürdigen Banden, zur Trennung — unbedacht, da er die Verhältnisse nicht kannte, und die andertheilige Stimme nicht vernommen hatte. Maria ging aber gleich mit fester Entschiedenheit auf seine Gedanken ein — sie wollte durch rasche Trennung sich ihrem häuslichen Mißgeschick entziehen — hatte sie es doch schon halb und halb gethan, denn ihr bisheriger Besuch bei ihrer Mutter war mehr oder minder eine Flucht aus dem Hause des angetrauten Gatten. Was aber half ihr die Scheidung, wenn sie diese auch erzwang? Sie konnte keinem anderen, wenn auch noch so geliebten Manne rechtmäßig angehören — sie war Katholikin.

Jetzt war ihr die Aurora einer beglückenden, hohen Liebe, hoch über alle Erdenschranken erhaben, in das Herz gefallen, urplötzlich wie ein Stern vom Himmel zu fallen scheint. Diesem schönen, liebenswürdigen Manne, an dessen Seite sie schritt, hätte sie Alles geopfert, alle Verhältnisse, ihr ganzes Erdenglück in seine Hand gelegt, ja, ihr Leben ihm geweiht. An Schwanken, an Hindernisse dachte sie nicht; kein Zweifel mehr stieg in ihr auf, ob er auch wirklich ein Fürst sei? — kein Bedenken, ob er nicht vermählt sei? Und doch mußte sie diese Ueberfülle ihrer Gluth verbergen.

Man war dem Ufer des Flusses genaht, der den Hain durchrinnt; dort lagen geschmückte Nachen, deren Ruderer laut genug zu einer Lustfahrt aufforderten.

„Mir ist so heiß — auf dem Wasser ist es so herrlich kühl unter der Bäume schirmenden Baldachinen!“ flüsterte Maria. „Hätten Sie Neigung zu einer Wasserfahrt?“

„Ihnen zu Liebe — Alles gern! —“ antwortete der Begleiter. „Außerdem ist das Wasser nicht mein Element — ich liebe und lobe mir Erde und Luft.“

„Und nicht auch etwas Feuer?“ fragte neckend Maria, deren Züge sich wieder zur Heiterkeit glätteten.

„Auch etwas Feuer! So viel man in's Haus braucht. Zum Vulkan bin ich leider schon zu alt. Sie wissen ja als gute Geognostin, wie schnell auch die Lava der flammendsten Gefühle sich abkühlt.“ erwiderte der Forstmeister.

„O ja — ich weiß das — ich habe es erfahren!“ sprach bebend und mit einem tiefen Seufzer Maria.

Die Lustwandelnden stiegen mit einander in den schwankenden Nachen — sie glitten ruhig auf des Stromes spiegelglatter Fläche dahin.

Mit seelenvollem Gefühle neigte sich Maria ihrem Begleiter zu und lispelte: „O so fort und fort — so hinschweben auf der feuchten Bahn, von der Erde in das Meer, vom irdischen Meere in das uferlose Meer der Zeit — der Ewigkeit!“

„Würde etwas länglich werden, meine theure Frau!“ erwiderte der nicht in solchem Gedankenhochflug schwärmende, praktische Mann. „Bedenken Sie doch die Entfernungen — den baldigen Proviantmangel, die Wasserschlangen, das Eis — denn im Meere der Ewigkeit gibt es vieles Eis, aber keinen Champagner, den man hineinstellt.“

„Sie loser, böser Mann! Sie erheucheln Kälte des Gefühls, nur um meiner warmen Empfindungen zu spotten!“ zürnte Maria, doch war es ihr kein Ernst mit diesem Zorne, sie ließ sich von einem freundlichen Lächeln des Gefährten begütigen und rief aus: „das fühlen Sie doch gewiß mit mir, daß diese Wasserfahrt schön ist, zauberisch schön! Ich fühle mich wieder froh, wieder glücklich, wie ich als Mädchen war; alles Trübe, das ich erlebt, erduldet, es liegt hinter mir, wie geballtes Gewölk!“

„Ich fühle mit Ihnen!“ antwortete der Begleiter. „Aber hören Sie,“ fuhr er fort: „wenn ich recht höre, so donnert Ihr geballtes Gewölk was weniges — die Zweige rauschen stärker — wir dürften wohl das Trockene zu gewinnen suchen, des Lebens leidige Prosa; aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo ein gutgebauter Regenschirm einer Lyra vorzuziehen ist.““

In der That war ein Gewitter im raschen Anzuge, und es zuckte

ein tiefer Blitzstrahl über den Fluß von einem Ufer zum anderen. Eilend steuerte der Fährmann zu geeigneter Uferstelle und entließ die Insassen seines Kahnes mit dem Wunsche, trocken bis zum Bahnhof zu gelangen.

„Durch alle meine schönsten und reinsten Lebensfreuden schneidet — ich weiß das längst — des Schicksals Tücke!" klagte, am Arme des Begleiters hängend, und raschen Schritt einschlagend, Maria und fügte mit elegischem Tone hinzu:

„Leiden und Thränen als treue Gefährten
Geben durchs Leben stets mir das Geleit."

Einzelne silberfunkelnde Tropfen begannen zu fallen, Maria mußte ihren wohlweislich zur Reise mitgenommenen En-tout-cas aufspannen; sie bangte um ihre Mutter, die vor Gewitter eine kindische Furcht habe, der Forstmeister aber führte sie fest und ruhig, als ob sich eben gar nichts ereigne, raschen Schrittes dem Bahnhofe zu. Die Mutter war noch nicht aus der Stadt zurück, Angst malte sich in Maria's Zügen, er aber zog aus seiner Brieftasche seine Karte und überreichte sie mit den Worten: „Sollten wir durch Zufall schon hier uns trennen müssen, so möge mein Name Sie an mich und die so angenehm verbrachten, nur allzuschnell vergangenen Reisestunden erinnern. Kämen Sie jemals in meine Heimath, so würden Sie bei mir willkommen sein."

Marie war zu beunruhigt um ihre Mutter, als daß sie ruhiger Unterhaltung weiter hätte Stand halten können — das Gewitter verzog sich, sie eilte auf dem Wege nach der Stadt, um ihrer Mutter zu begegnen, nachdem sie sich vergewissert, daß diese nicht bereits wieder in ihrem Waggon saß, voll Angst, die Abfahrt zu versäumen, denn deren Minuten waren schon gezählt.

4.

Die Glocke klang, der Quäker schrie: „Einsteigen! Lichtenfels, Culmbach, Hof!" die Wagen füllten sich. Tiefaufathmend, erhitzt noch von der Angst, zu spät zu kommen, hochklopfenden Herzens saßen Mutter und Tochter in ihrem Waggon. Noch vier Damen und ein sehr dicker Herr mit unendlichen Reisesäcken schoben sich ein.

„Halt! der Platz ist besetzt!" riefen die beiden Damen aus einem Munde.

„„Thut nix!"" sagte der dicke Herr; „seind unserer doch erst sieben, und acht gehen eini!""

„Und wie denn so besetzt?“ fragte eine der Damen, die eine grüne Brille trug, selbstverständlich, daß sie nicht mehr jung war. „Ich sehe ja nichts! Keinen Reisesack, kein Packet, keine Hutschachtel!“

„Erlaubens', daß ich mein kloons Packetl auf den leeren Platz stell', da thut's Niemand von uns genir'n!“ sagte der Dicke, und stellte ein Felleisen hin, das kaum ein Mann umklaftern konnte, so dick war's.

„Die Billets! Wenn ich bitten dürft'!“ forderte der Schaffner an der geöffneten Thüre.

„Herr Schaffner, Herr Oberschaffner! Wo ist denn unser Herr hin, mit dem wir die ganze Reise von Donauwörth aus gemacht haben?“ rief fast weinend Maria aus.

„Der hat sich halt a bessers Platzerl ausg'sucht!“ war die nicht schmeichelhafte Antwort. „Er sitzt in einem Waggon erster Klass' und unterhalt sich mit —

„Es ist der Fürst von Blankenburg!“ rief Maria.

„Ja wohl, der regierende Fürst! Kommt aus Tyrol und dem Lechgau.“

Marie wollte noch mehr fragen, aber klapp! flog das Waggonfenster zu; der Schaffner hatte keine Zeit, müßige Fragen der Reisenden zu beantworten. Bald darauf setzte sich der Zug in Bewegung und eilte rasch der Station Lichtenfels zu. —

Fürst Heinrich Günther von Blankenburg hatte seine Erholungsreise von Augsburg über München in das schöne Land Tyrol gemacht, und nach kurzem Aufenthalt in der Landeshauptstadt Innsbruck den Rückweg durch das Lechthal über das reizende Schloß Hohenschwangau angetreten. Oft gedachte er der lieblichen Mädchenblüthe, Maria von Wallhoff, und es war der allerverzeihlichste Wunsch im Inneren des Fürsten, daß er sie, da sein Reiseweg ihn jetzt in der unmittelbaren Nähe ihres Wohnortes vorüberführte, noch einmal wiederzusehen wünschte, denn war er erst wieder heimgekehrt in den Schooß seines Thüringer Waldgebirges, da war nicht zu denken, daß er ihr jemals wieder begegnen werde, und die veränderten Verhältnisse, denen Maria, wie man erzählt hatte, entgegen ging, hätten wohl auch an jedem dritten Orte neue Annäherung erschwert. Jetzt lagen nur wenige Tage zwischen der Trennung, das Wiedersehen konnte nur ein angenehmes, freudiges sein, und es konnte nicht auffallen, wenn ein unbekannter und doch bekannter Reisender auf dem Gute für die Dauer einiger Stunden vorsprach. Die Lage von Nordendorf und Elgau freilich war eine sehr ungelegene, nahe der Eisenbahn zwar, aber diese bot keinen Haltpunkt, es mußte Extrageschirr genommen werden, entweder in Augsburg, oder in Donauwörth; das erstere schien vorzuziehen, um nicht wieder zurückfahren zu müssen. Das Reisegepäck war nicht groß und konnte mitgeführt werden, und so ging die Fahrt auf leidigen Feldwegen zunächst nach Norden-

dorf, wo angehalten wurde und der Büchsenspanner des Fürsten Erkundigung einziehen mußte, wo Frau von Wallhoff mit ihren Töchtern wohne? Das Ergebniß dieser Erkundigung fiel sehr unbefriedigend aus. Die genannte Dame wohnte nicht in Nordendorf, auch kannte Niemand ein Rittergut des Namens Wallhof im ganzen Lechthalgebiet von Donauwörth bis Augsburg, ebenso wenig eine gleichnamige Familie. Ueberhaupt erschien die Bevölkerung sehr patriarchalisch kultivirt und unter dem Schirme des Schriftwortes zu beten: „Der Herr behütet die Einfältigen.“ Nach einiger Rast, und nachdem die Pferde ein Futter bekommen, wurde nach Elgau hinüber gefahren, das nur eine kurze Strecke von Nordendorf nahe dem Lechufer in sandiger Ebene ruht. Auch dort der gleiche Erfolg aller Fragen, der keineswegs aufheiternd wirkte. Es sei möglich, meinten die Befragten, daß drüben in Ostendorf oder Westendorf oder in Callmannshausen solch eine Herrschaft wohne, aber gehört habe man nie von ihr.

Im Unmuth ließ Fürst Heinrich Günther den Wagen wenden. Offenbar hatte Maria von Wallhoff, wenn dies überhaupt ihrer und ihrer Schwester wahre Namen gewesen, ihm falsche Orte genannt, um seines Besuches sich zu erwehren, offenbar geboten ihr nicht persönliche Abneigung, sondern die Verhältnisse, diesen Besuch zu scheuen. So wurde denn von Elgau wieder hinüber nach Nordendorf gefahren und von da abwärts auf der alten Landstraße nach Mertingen. Auch hier ward noch einmal Nachfrage gehalten, aber ebenso fruchtlos, und so fuhr der Fürst in merklicher Verstimmung und mit unangenehm einander widerstreitenden Gefühlen vollends nach Donauwörth, wo er just recht kam, den Bahnzug zu benutzen.

Des Fürsten Büchsenspanner kannte den Forstmeister sehr gut, daher dessen Ansprache auf dem Nürnberger Bahnhof. Auch der Fürst, Nachbar, Freund und naher Verwandter des Gebieters des Forstmeisters kannte denselben nicht minder gut als ebenso wackeren und tüchtigen Beamten, wie als eifrigen und bestgeschulten Jäger, und nachdem er durch seinen Büchsenspanner erfahren, daß der Forstmeister auch bis Lichtenfels die Bahn benutze, ließ er jenen durch letzteren in Bamberg ersuchen, sich zu ihm in den Waggon erster Klasse zu setzen, denn er sehnte sich nach Unterhaltung und trug zugleich dem Büchsenspanner auf, das Nöthige dieserhalb mit dem Oberschaffner zu ordnen. Dem Forstmeister war diese gnädige Aufforderung nicht unlieb, sie befreite ihn von der Ritterschaft einer Dame, deren Wesen seiner schlichten Natur nicht ganz zusagte, und die ebenso geeignet schien, auf Abwege zu leiten, als Verlegenheiten zu bereiten, daher nahm er rasch die Gelegenheit war, zu verschwinden, indem er seine leichte Reisetasche aus dem Wagen nahm, und der Aufforderung des Fürsten Folge leistete, der sich gern und lebhaft mit ihm über die Nachbarforste und deren verschiedenartige Bewirthschaftung und Erträgnisse unterhielt.

Dieser beiderseits angenehmen Unterhaltung war lange Dauer nicht vergönnt, denn man gelangte ziemlich rasch von Bamberg mit der Eisenbahn nach Lichtenfels. Der Zug hielt. Die beiden Damen aus Donauwörth blickten alsbald neugierig durch die Fenster — konnten aber eine Weile gar nichts gewahren, weil der dicke Herr, der völlig einer Riesenschildkröte glich, sich langsam zum Wagen hinausschob, doch baldige Rückkehr verhieß. Er hatte sich ihnen als Reisebegleiter bis Culmbach vorgestellt, allwo er das sehr anziehende Geschäft eines Bierbrauers betrieb. Dann stieg die Dame mit der grünen Brille aus, deren drittes Wort stets nur Pension und Mädcheninstitut gewesen. Sie wollte mit der Post nach Coburg.

Endlich ward die Aussicht frei, und „Richtig, da sind sie!" rief Maria Brunhard aus. Ein saubere Jagddroschke mit zwei pechschwarzen Rappen bespannt, ein Kutscher in Livree — dann aber auch noch ein herrlicher Hof- und Gallawagen, von betreßten Lakaien umgeben, mit denen der schon bekannte Büchsenspanner sprach. Jetzt stieg Maria's Fürst aus, ihm folgte ein stattlicher Herr in leichter Feldmütze — und im militärischen Rock — wahrscheinlich des Fürsten Adjutant. Dem Fürsten schien es warm geworden in dem weichgepolsterten Schwitzkasten Nr. 1, er ging mit abgezogenem Hute. Zwei prächtige Jagdhunde sprangen ihm mit lautgellendem Gruße entgegen und an ihm auf, und er streichelte sie liebkosend.

Jetzt wurden die Rappen betrachtet, und zwar von beiden Herrn, und wie es schien, Worte des Wohlgefallens über sie gewechselt. Der Kutscher mußte sie eine Strecke leer fahren lassen, und mit ihnen wenden, damit der Adjutant die Zierlichkeit ihrer Füße, ihren schönen Bau und ihr natürliches Feuer bewundere. Es waren jedenfalls ein Paar Pferde echt arabischer Zucht.

Jetzt gingen beide Herren auf den Hofwagen zu; es schien als ob der Fürst Maria's es vorziehen wolle, sich dessen zu bedienen, um es seinen Rappen den nicht enden wollenden Weg bergauf bis nach Buch am Forst leichter zu machen. Der Adjutant trat zurück und ließ den Fürsten vor sich einsteigen, dann folgte er selbst nach. Mehr sah Maria nicht, denn jetzt kam die Riesenschildkröse von Culmbach wieder und verkeilte die Aussicht auf jene Wagen völlig, auch wurde gleich darauf die Wagenreihe weiter vorwärts geschoben, um noch einen Wagen dazwischen einzuhängen.

Verdrießlich — ja mehr als das, ein wenig geärgert sogar, nahm Maria eine schmollende Miene an. So fort, so ohne Abschiedwort, selbst ohne Gruß von weiten — von ihm, der ihr doch so zutraulich freundlich begegnet, dem sie ein so großes Vertrauen geschenkt, an den sie sich gern mit Herz und Seele, mit voller Liebe hingegeben hätte.

Maria ahnte nicht, daß der vermeinte Adjutant der regierende Fürst Heinrich Günther von Blankenburg war, und ihr für einen Für-

sten gehaltener Begleiter nicht mehr und nicht weniger als der für den er sich von allem Anfang an mit biederer Ehrlichkeit ausgegeben; und den der Fürst jetzt gnädig veranlaßte, ihn noch eine Strecke weiter Begleiter zu bleiben. Ebenso wenig ahnte Marie, welche Wonne und Schmerzen ihr aus diesem so ganz einfachen Mißverständniß noch erblühen und erwachsen würden. (Fortsetzung folgt.)

Die Zustände im ehemaligen Königreich Neapel.

Von

Dr. L. Köppe.

(Fortsetzung.)

Es besteht indeß in Neapel eine gefährliche Genossenschaft, welche öffentlich handelt, obwohl sie eigentlich eine geheime Gesellschaft ist, und die man längst unterdrückt hätte, wenn sie sich nicht fast ausschließlich auf die niederen Volksklassen beschränkte, es ist dies die Camorra, die jeder Zeitungsleser dem Namen nach kennt. Camorra ist ein spanisches Wort und bedeutet Zank, Streit; die Wurzeln ihrer Organisation scheinen sonach bis in die Zeiten der spanischen Fremdherrschaft hinabzureichen. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein plebejischer Geheimbund, der ohne jede ideale Nebenabsicht den materiellen Zweck verfolgt, das Recht des Stärkeren zu üben; ihr Prinzip ist, auf Kosten Anderer zu leben, das Hauptmittel zur Erreichung ihres Zweckes — der Schrecken. Die Mitglieder dieser zahlreichen Gesellschaft, die mit ihren Verzweigungen und Verästelungen sämmtliche Provinzen des ehemaligen Königreichs umfaßt, stehen unter sich und mit dem Centrum Neapel fortwährend in Verbindung. Der Centralverein ist in zwölf Logen getheilt, entsprechend den zwölf Stadtvierteln Neapels. Jede Loge steht unter einem Chef, der in seinen Machtbefugnissen völlig unbeschränkt ist, blinden Gehorsam fordert und Gewalt über Leben und Tod der Mitglieder hat. Der Camorrist arbeitet nicht, hat kein Amt, keinen Beruf, betreibt kein Geschäft, kein Handwerk, kein Gewerbe. Aber er versteht den Knittel und das Messer geschickt zu handhaben, ist mit Muth begabt, und lebt behaglich von der Steuer, die er von armen Leuten, Krämern, Wirthen, Fischern, Kutschern, Kärrnern, Marktweibern, Lohndienern 2c. erhebt. Nicht selten bemerkt der Fremde, wenn er in einen Fiaker steigt, wie ein müßig herumlungernder Kerl von gemeinem Aussehen plötzlich mit einem ausdrucksvollen Blick an den Kutscher herantritt und schweigend von diesem ein Geldstück em=

pfängt; das war ein Camorrist, der den üblichen Tribut von dem Kutscher einforderte, so und so viel für eine Fahrt in der Stadt, so und so viel für einen Ausflug über Land. Es kommt auch häufig vor, daß der Camorrist sich dem Fremden nähert, wenn dieser schon im Wagen sitzt, um sich nach dem Ziel der Fahrt und dem bedungenen Fahrpreise zu erkundigen; auf diese Weise sucht er den Kutscher zu kontroliren und eine Kürzung des ihm gebührenden Antheils zu verhindern. In den gemeinen Kaffeehäusern, wo die Popolani mit der Scopa, ihrem Lieblingsspiel, sich die Zeit vertreiben, pflegt ein Camorrist das Spiel zu beaufsichtigen; er untersucht die Karten, entscheidet in streitigen Fällen und erhält nach beendetem Spiel seinen Theil vom Gewinn. Frühmorgens wenn der Markt beginnt, sind sämmtliche Camorristen auf den Beinen, um in ihren betreffenden Stadtvierteln den herkömmlichen Zoll von dem Getraide, Oel, Heu, Fleisch, Gemüse, den Austern, Früchten und sonstigen Viktualien zu erheben. Jeder gibt ohne Widerrede, Niemand wagt zu murren. Früher zählte die Camorra viele Mitglieder in den Reihen der aufgelösten neapolitanischen Armee, und sie ist noch heute in den Bagnos, Gefängnissen, Spitälern stark vertreten. Ihr festgegliederter Organismus wurzelt in den Gewohnheiten und Neigungen des gemeinen Volks, mit dem sie eng verwachsen ist, und steigt in hierarchischer Stufenfolge auf zu der Spitze eines höchsten Oberhaupts, das mit päpstlicher Allgewalt und Unfehlbarkeit schaltet. Auf der untersten Sprosse stehen die picciotti, Lehrlinge, über deren Zulassung eine sorgfältige Prüfung entscheidet. Der Aufzunehmende muß bis zur Evidenz nachweisen, daß er weder zur Polizei, noch zur Gensdarmerie, noch zur Marine gehört, daß er weder ein Dieb noch ein Spion ist, und daß sich in seiner Familie, unter seinen Verwandten keine Prostituirte befindet. Wird in Neapel eine öffentliche Frauensperson ermordet, so kann man darauf schwören, daß der Thäter einer von ihren Verwandten ist, der entweder seinen Eintritt in die Camorra ermöglichen oder seine Ausstoßung aus derselben verhüten wollte. Jeder muß ein Jahr lang picciotto bleiben, es sei denn, daß eine glänzende That ihn zu einem höheren Grad befähigt. Nach Ablauf dieses Lehrjahrs steigt der Camorrist gewöhnlich zum Range eines picciotto di sgarro auf; das ist der Larvenzustand, aus dem sich dann später der vollkommene Camorrist entpuppt. Aber nicht ohne Weiteres verwandelt sich der picciotto in den höheren picciotto di sgarro; das Avancement ist an folgende Bedingungen geknüpft: der picciotto muß die erforderliche Geschicklichkeit in der Führung des Messers besitzen, er muß ein Duell (wohlgemerkt ein Duell auf Messer!) rühmlich bestehen, oder ein von einem Kameraden verübtes Verbrechen auf sich nehmen und dessen nachtheilige Folgen — und verhängten sie auch die Bagnostrafe über ihn —, geduldig ertragen. Neue Proben und neue Eide werden gefordert, wenn es gilt, dem picciotto die Weihe des dritten Grades zu ertheilen, ihn in den Rang eines wirklichen Camorristen zu erheben. — Jede Loge hat außer dem Vorsteher noch einen Schatzmeister oder Rechnungsführer (cantarulo), der jeden Sonntag den Reinertrag (barattolo) der im Laufe der Woche erhobenen Steuern unter die wirklichen Mitglieder vertheilt; nur diese haben Anspruch auf gleiche und regel-

Die Zustände im ehemaligen Königreich Neapel.

Von

Dr. L. Köppe.

(Fortsetzung.)

Es besteht indeß in Neapel eine gefährliche Genossenschaft, welche öffentlich handelt, obwohl sie eigentlich eine geheime Gesellschaft ist, und die man längst unterdrückt hätte, wenn sie sich nicht fast ausschließlich auf die niederen Volksklassen beschränkte, es ist dies die Camorra, die jeder Zeitungsleser dem Namen nach kennt. Camorra ist ein spanisches Wort und bedeutet Zank, Streit; die Wurzeln ihrer Organisation scheinen sonach bis in die Zeiten der spanischen Fremdherrschaft hinabzureichen. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein plebejischer Geheimbund, der ohne jede ideale Nebenabsicht den materiellen Zweck verfolgt, das Recht des Stärkeren zu üben; ihr Prinzip ist, auf Kosten Anderer zu leben, das Hauptmittel zur Erreichung ihres Zweckes — der Schrecken. Die Mitglieder dieser zahlreichen Gesellschaft, die mit ihren Verzweigungen und Verästelungen sämmtliche Provinzen des ehemaligen Königreichs umfaßt, stehen unter sich und mit dem Centrum Neapel fortwährend in Verbindung. Der Centralverein ist in zwölf Logen getheilt, entsprechend den zwölf Stadtvierteln Neapels. Jede Loge steht unter einem Chef, der in seinen Machtbefugnissen völlig unbeschränkt ist, blinden Gehorsam fordert und Gewalt über Leben und Tod der Mitglieder hat. Der Camorrist arbeitet nicht, hat kein Amt, keinen Beruf, betreibt kein Geschäft, kein Handwerk, kein Gewerbe. Aber er versteht den Knittel und das Messer geschickt zu handhaben, ist mit Muth begabt, und lebt behaglich von der Steuer, die er von armen Leuten, Krämern, Wirthen, Fischern, Kutschern, Kärrnern, Marktweibern, Lohndienern 2c. erhebt. Nicht selten bemerkt der Fremde, wenn er in einen Fiaker steigt, wie ein müßig herumlungernder Kerl von gemeinem Aussehen plötzlich mit einem ausdrucksvollen Blick an den Kutscher herantritt und schweigend von diesem ein Geldstück em-

pfängt; das war ein Camorrist, der den üblichen Tribut von dem Kutscher einforderte, so und so viel für eine Fahrt in der Stadt, so und so viel für einen Ausflug über Land. Es kommt auch häufig vor, daß der Camorrist sich dem Fremden nähert, wenn dieser schon im Wagen sitzt, um sich nach dem Ziel der Fahrt und dem bedungenen Fahrpreise zu erkundigen; auf diese Weise sucht er den Kutscher zu kontroliren und eine Kürzung des ihm gebührenden Antheils zu verhindern. In den gemeinen Kaffeehäusern, wo die Popolani mit der Scopa, ihrem Lieblingsspiel, sich die Zeit vertreiben, pflegt ein Camorrist das Spiel zu beaufsichtigen; er untersucht die Karten, entscheidet in streitigen Fällen und erhält nach beendetem Spiel seinen Theil vom Gewinn. Frühmorgens wenn der Markt beginnt, sind sämmtliche Camorristen auf den Beinen, um in ihren betreffenden Stadtvierteln den herkömmlichen Zoll von dem Getraide, Oel, Heu, Fleisch, Gemüse, den Austern, Früchten und sonstigen Viktualien zu erheben. Jeder gibt ohne Widerrede, Niemand wagt zu murren. Früher zählte die Camorra viele Mitglieder in den Reihen der aufgelösten neapolitanischen Armee, und sie ist noch heute in den Bagnos, Gefängnissen, Spitälern stark vertreten. Ihr festgegliederter Organismus wurzelt in den Gewohnheiten und Neigungen des gemeinen Volks, mit dem sie eng verwachsen ist, und steigt in hierarchischer Stufenfolge auf zu der Spitze eines höchsten Oberhaupts, das mit päpstlicher Allgewalt und Unfehlbarkeit schaltet. Auf der untersten Sprosse stehen die picciotti, Lehrlinge, über deren Zulassung eine sorgfältige Prüfung entscheidet. Der Aufzunehmende muß bis zur Evidenz nachweisen, daß er weder zur Polizei, noch zur Gensdarmerie, noch zur Marine gehört, daß er weder ein Dieb noch ein Spion ist, und daß sich in seiner Familie, unter seinen Verwandten keine Prostituirte befindet. Wird in Neapel eine öffentliche Frauensperson ermordet, so kann man darauf schwören, daß der Thäter einer von ihren Verwandten ist, der entweder seinen Eintritt in die Camorra ermöglichen oder seine Ausstoßung aus derselben verhüten wollte. Jeder muß ein Jahr lang picciotto bleiben, es sei denn, daß eine glänzende That ihn zu einem höheren Grad befähigt. Nach Ablauf dieses Lehrjahrs steigt der Camorrist gewöhnlich zum Range eines picciotto di sgarro auf; das ist der Larvenzustand, aus dem sich dann später der vollkommene Camorrist entpuppt. Aber nicht ohne Weiteres verwandelt sich der picciotto in den höheren picciotto di sgarro; das Avancement ist an folgende Bedingungen geknüpft: der picciotto muß die erforderliche Geschicklichkeit in der Führung des Messers besitzen, er muß ein Duell (wohlgemerkt ein Duell auf Messer!) rühmlich bestehen, oder ein von einem Kameraden verübtes Verbrechen auf sich nehmen und dessen nachtheilige Folgen — und verhängten sie auch die Bagnostrafe über ihn —, geduldig ertragen. Neue Proben und neue Eide werden gefordert, wenn es gilt, dem picciotto die Weihe des dritten Grades zu ertheilen, ihn in den Rang eines wirklichen Camorristen zu erheben. — Jede Loge hat außer dem Vorsteher noch einen Schatzmeister oder Rechnungsführer (cantarulo), der jeden Sonntag den Reinertrag (barattolo) der im Laufe der Woche erhobenen Steuern unter die wirklichen Mitglieder vertheilt; nur diese haben Anspruch auf gleiche und regel-

mäßige Theile; der Sold des gemeinen picciotto bestimmt der Logenmeister nach seinem Ermessen. Der Cantarulo versieht neben seinen Funktionen als Rechnungsführer zugleich das Amt eines Schiedsrichters; er schlichtet die Streitigkeiten, welche unter den Camorristen entstehen, und wohnt als Unparteiischer ihren Zweikämpfen bei; außerdem pflegte er früher, das heißt vor Einführung des neuen Zolltarifs die einträglichen Schmuggelgeschäfte zu leiten, welche die Camorra theils für eigene Rechnung, theils im Interesse der tributpflichtigen Kaufleute und Händler betrieb. — Strenge Strafen treffen den Camorristen, der gegen die Satzungen des Bundes frevelt. Die gelindeste ist die Bastonade, dann folgt die Suspension, welche mehrere Jahre dauern kann, und den Verlust des Gewinntheils nach sich zieht, ohne von der Pflichterfüllung zu entbinden. Die schwerste Strafe ist der Tod; sie wird von den Kameraden des Verurtheilten durch Messerstiche vollstreckt. Wenn ein Angeschuldigter sich der Verurtheilung durch die Flucht entzieht, so wird sein Signalement den sämmtlichen Provinziallogen zugefertigt mit der Weisung, den Flüchtigen anzuhalten und nach Urtheil und Recht gegen ihn zu verfahren. Ist ein Camorrist ungeschickt genug, sich von der Polizei abfassen und einstecken zu lassen, so erlöschen seine Ansprüche an den Barattolo, aber auch seine Pflichten gegen die Gesellschaft. Er darf dann Alles behalten, was er von seinen Mitgefangenen oder von tributpflichtigen Personen empfängt, die niemals verfehlen, ihm ihre Gaben darzubringen, obschon er hinter Schloß und Riegel sitzt.

Es ist ein wesentliches Erforderniß des Camorristengewerbes, keine politische Gesinnung zu haben, und darin liegt vielleicht das Geheimniß seines lange geduldeten Bestehens. Welches auch die Revolutionen sein mögen, die das Volk von Neapel in Bewegung setzen, die Camorristen leben ruhig auf Kosten desselben. Sie kennen das griechische Sprichwort: „Mag der Wind aus Norden oder Süden wehen, es giebt dennoch stets Schafe zu scheeren." Als Garibaldi nach Neapel kam, wollte er die Camorra mit einem Schlage ausrotten und zugleich die Energie der Mitglieder und den Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausüben, für die bürgerliche Gesellschaft nutzbringend machen. Er stellte sie als Aufseher und Gefangenwärter in den Bagnos und Gefängnissen an. Aber die regelmäßige Beschäftigung sagte ihnen nicht zu, sie wurden sehr bald des ruhigen Lebens überdrüssig, das weniger einbrachte als ihr früheres abenteuerliches Treiben, und es dauerte gar nicht lange, so kehrten sie sämmtlich zu ihren alten Gewohnheiten zurück. Selbst unter dem Belagerungszustande hat die Camorra nicht aufgehört, ihr schnödes Gewerbe in herkömmlicher Weise zu betreiben. Gegenwärtig scheint sie jedoch ihrem Ende nahe zu sein, denn das strenge Regiment La Marmoras hat nicht allein die Räuber zu Paaren getrieben, sondern auch unter den Camorristen gründlich aufgeräumt. Die Razzia gegen die letzteren dauert ununterbrochen fort, und die Zahl der in den neapolitanischen Provinzen Festgenommenen beläuft sich bereits auf über 7000. Die Regierung hat sich vor kurzem mit Portugal behufs der Abtretung einer Insel in Australien ins Einvernehmen gesetzt, um dem Briganten- und Camorristenwesen durch massenhafte Deportationen ein- für

allemal ein Ende zu machen. Geordnete Zustände werden aber in Neapel erst dann eintreten, wenn die Bevölkerung überzeugt sein wird, daß die Regierung nicht nur den Willen, sondern auch die Macht hat, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten, und zugleich entschlossen ist, die alten Krebsschäden gründlich zu heilen.

Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so befand sich derselbe in einem kläglichen Zustand, als das wurmstichige Bourbonenreich zusammenbrach. „Bildung und Aufklärung sind um das Jahr 1815 auch nach Rom und Süditalien gedrungen; seit dieser Zeit hat die römische Kurie der österreichischen Regierung unablässig vorgestellt, daß Fortschritt und revolutionäre Ideen unzertrennliche Dinge seien, und als Korrectiv die Unwissenheit vorgeschlagen." So schreibt Sir James Hudson in der schon erwähnten Depesche an Lord Russel. Die römischen Anschauungen und Mahnungen waren stets maßgebend für die Bourbonen Neapels: die Unwissenheit ward zum politischen Dogma erhoben, Bildung und Aufklärung für Verbrechen erklärt, der öffentliche Unterricht gänzlich verpönt oder auf das bescheidene Maß der nothdürftigsten und allerunentbehrlichsten Kenntnisse herabgedrückt. Wer in dem Geruche stand, eine Bibliothek zu besitzen, ward unter polizeiliche Aufsicht gestellt, sein Name in die Liste der attendibili (Verdächtigen) eingetragen. Das gesammte Unterrichtswesen lag in den Händen eines unwissenden und bigotten Klerus. Einmal gewann es jedoch den Anschein, als wenn die Regierung selbst vor dem Verdummungssystem zurückschreckte und eine Aenderung desselben beabsichtigte: ein Ministerialreskript vom 10. Februar 1843 stellte die Errichtung von drei neuen Provinzialuniversitäten in Aussicht. Allen gebildeten und wohldenkenden Männern erschien dieser Erlaß als das erste Morgenleuchten einer besseren Zeit, und mit neuen Hoffnungen blickten sie in die Zukunft. Allein die Regierung dachte gar nicht daran, ihre Verheißungen zu erfüllen; sie hatte das Reskript nur zu dem Zwecke erlassen, um einen Vorwand zu haben, die studirende, strebsame Jugend in den Provinzen zurückzuhalten, denn sie fürchtete den Zusammenfluß der geistig begabten und gebildeten jungen Männer des Landes in der Hauptstadt. Wie der Volksunterricht früher beschaffen war, zeigt die Thatsache, daß er jährlich nicht mehr als 700,000 Thlr. kostete, — eine unerhört winzige Summe für eine Bevölkerung von zehn Millionen, und dennoch viel zu groß, wenn man auf die dürftigen, beinahe negativen Resultate sieht, die damit erzielt wurden. Die jetzige Regierung gibt jährlich für den öffentlichen Unterricht in den südlichen Provinzen allein über drei Millionen Thaler aus, und doch sind es nur provisorische Maßregeln und Zustände, die sie bisher auf diesem Gebiete geschaffen hat. Das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen ist zwar unter die Oberaufsicht des Staates gestellt, aber keineswegs der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben worden. Unterricht zu ertheilen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten zu gründen, steht jedem Staatsbürger frei, wenn er die moralische und wissenschaftliche oder technische Befähigung nachzuweisen vermag. Man hat Volks- und Normalschulen für beide Geschlechter gegründet, und die Municipalbehörden aufgefordert, sich der Pflege des vernachlässigten Unterrichts- und Erziehungswesens in ihren Ge-

meinden so lange zu widmen, bis das Nationalparlament das längst erwartete Gesetz über die allgemeine Schulpflichtigkeit der Kinder votiren und die Schule zur Staatsanstalt erklären wird. Am 23. November 1861 ist die Universität in Neapel, die durch einen königlichen Kabinetsbefehl von 1849 den größten Theil ihrer Zöglinge verloren hatte, feierlich wieder eröffnet worden. Schon am zweiten Tage belief sich die Zahl der immatrikulirten Studenten auf mehr als elfhundert. Es ist volle Lehrfreiheit gewährt, die Hörsäle stehen Jedermann offen und werden von den Studirenden fleißig besucht. Mit einem Ernst und Eifer, der bisweilen etwas Unheimliches hat, sucht die aufstrebende Jugend sich in den Besitz der langentbehrten Wissensschätze zu setzen, welche die Bourbonenregierung sorgfältig mit finsterem Cerberus-Argwohn hütete. Das neue Geschlecht scheint sich den Ruf des sterbenden Goethe: „Licht, Licht, mehr Licht!‘ zum Wahlspruch erkoren zu haben. Und es ist die nicht am wenigsten bezeichnende Thatsache dieser geistigen Bewegung, daß sie die Hegel'sche Philosophie, deren kühnste und konsequenteste Jünger bekanntlich die Grundlage und den gesammten Inhalt der christlichen Religion auf einen historischen Denkproceß des menschlichen Geistes zurückzuführen suchen, in den Hallen derselben Universität, die noch vor kurzem von bigotten Pfaffen und Mönchen ganz despotisch regiert wurde, auf den Altar gehoben hat.

Das neapolitanische Volk ist weit davon entfernt, sich gegen die neuen Maßregeln zu sträuben, so auffallend und unmöglich dieselben ihm Anfangs erscheinen mochten. Es zeigt sich vom besten Geist beseelt und legt einen rühmlichen Eifer an den Tag, die Regierung in ihren Reformbestrebungen zu unterstützen. Da es nach einigem Nachdenken zu der Einsicht gekommen ist, daß die Regierung unmöglich mit Einem Schlage ein neues Unterrichts- und Erziehungssystem schaffen kann, daß man ihr Zeit lassen muß zu den nöthigen Vorbereitungen, so hat es aus eigenen Mitteln Schulanstalten errichtet, in denen Erwachsene nach vollbrachtem Tagewerk lesen, schreiben und rechnen lernen. Schon bestehen in den ärmeren Stadtvierteln Neapels, in der Nähe von St. Lucia und Piedigrotta, einige solcher Schulen, große Gemächer, in denen sich Abends beim Lampenschein zweihundert bis dreihundert zerlumpte, baarfüßige Popolani versammeln, um sich in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens unterrichten zu lassen. Bedenkt man, in welchem Zustande sich dieses Volk vor zwei Jahren befand, bedenkt man ferner, daß es jetzt vollkommen frei ist und unwissend bleiben kann, wenn es ihm beliebt, — bedenkt man endlich, daß es sich aus eigenem freien Antrieb und durch eigene Kraft aus seiner Verkommenheit zur Bildung und Gesittung heraufzuarbeiten strebt, so wird man einige von den aus der Bourbonenzeit herrührenden Vorurtheile schwinden fühlen, und sich vielleicht zu dem Glauben an die Wiedergeburt des einst so verrufenen Volkes von Neapel bekehren.

Unwissenheit und Aberglaube gehen Hand in Hand, helfen und unterstützen sich gegenseitig, wie der Blinde und der Lahme in der Fabel; ist erst die Unwissenheit vernichtet, so wird bald der Aberglaube von selbst verschwinden. Doch soll man deshalb die Hände nicht müßig in den Schooß legen; der Aber-

glaube ist jederzeit und überall zu bekämpfen, wo er sich zeigt. Nur möge man sich hüten, das neapolitanische Volk zu verdammen, weil es noch immer von abergläubischen Vorstellungen beherrscht wird, über welche bei uns die Schulkinder lachen. Ist es doch in vieler Hinsicht noch ein unmündiges Kind, welches tyrannische Zuchtmeister, die ein Interesse dabei hatten, alle seine Irrthümer sorgfältig zu konserviren, mit ihrem politischen Verdummungssystem lange Zeit gegängelt und geknechtet haben. Was Wunder, wenn wir es noch heute von einem völlig heidnischen Aberglauben erfüllt sehen, von dem es sich nur nach und nach durch die harte Zucht und Arbeit des Denkens befreien wird. Und dieser Aberglaube — gleicht er nicht ein wenig jenen erblichen Krankheiten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortschleppen? In dem Heidenthum wurzeln alle Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche des neapolitanischen Volks, und der Katholizismus hat sie klüglich zu seinem Vortheil ausgebeutet, indem er dieselben sich aneignete. Man braucht nur in den Häusern die Bilder der Schutzheiligen, vor denen eine ewige Lampe brennt, zu betrachten, um sofort an die alten Laren und Penaten erinnert zu werden. Der Glaube an die jettatura (den bösen Blick) stammt direkt aus dem heidnischen Alterthum; dasselbe gilt von der Idee des Schutzgottes, des besonderen Schutzheiligen, den jede Stadt und jedes Dorf an die Stelle der allgemeinen Gottesidee setzt, die in den neapolitanischen Provinzen gar nicht vorhanden ist. Man betet zum heiligen Januarius oder Antonius, man bringt diesen Heiligen Gelübde und Opfer dar, aber keinem echten Neapolitaner wird es jemals einfallen, sein Gebet an Gott allein zu richten. Das ganze Volk lebt und webt in kindischen Glaubensvorstellungen, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. Bekannt ist das Wunder des heiligen Januarius, das sich regelmäßig zwei Mal im Jahre erfüllt. Die Verehrung, welche dieser Heilige beim Volke genießt, ist so groß, daß selbst die Regierung ihn respektirt und als eine politische Macht schont.

Ueberall ist man längst darüber einig, daß Dogmen und Kultus gegenüber den sittlichen Fragen nur eine untergeordnete Bedeutung haben. In Neapel findet gerade das Gegentheil statt. Moralfragen gelten hier nichts, oder sind vielmehr gar nicht vorhanden. Die Dogmenfrage ist a priori gelöst, wird niemals aufgeworfen oder diskutirt; alles Interesse haftet dagegen an der Kultusfrage, die freilich eine sehr wichtige Materie ist, denn sie regt die gläubigen Seelen fortwährend zu frommen Gaben, Geschenken, Vermächtnissen, zu geistlichen Stiftungen an, aus ihr schöpfen Klerus und Kirche ihre Reichthümer, die Mittel zur Erhaltung, zur Vermehrung ihrer Macht und ihres äußeren Ansehens. Deshalb hat man auch zu allen Zeiten dem öffentlichen Kultus eine besondere Fürsorge gewidmet, und Süditalien ist bis auf den heutigen Tag das Land der Prozessionen, der Bußfahrten, der Kirchen- und Heiligenfeste, der Reliquien-Ausstellungen. Die neapolitanische Geistlichkeit, welche instinkmäßig fühlt, daß die neue Ordnung der Dinge nothwendig wichtige Aenderungen herbeiführen wird, die den übermäßigen Einfluß der Priester nur vermindern können, ist natürlich durchaus nicht von wohlwollenden Gesinnungen für die Regierung Viktor Emanuel's erfüllt. Doch hat es ziemlich lange ge-

dauert, ehe sie sich zu einer bestimmten Stellung dem neuen Regime gegenüber entschließen konnte. Der Sturz der Bourbonen, der Einzug Garibaldi's in Neapel, die Besitzergreifung durch den König von Italien waren für sie sehr gleichgültige Ereignisse, auch um die römische Frage kümmerte sie sich im Grunde nur wenig, ihr Augenmerk war auf viel wichtigere Dinge gerichtet. Still und fast unbemerkt, ohne sich zu rühren oder nur Ungeduld zu verrathen, wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, um einen Pakt mit der konstitutionellen Regierung zu schließen, wenn sie dadurch Vortheile erlangen könnte, fest entschlossen, im entgegengesetzten Fall das neue Regime als eine Ausgeburt der revolutionären Gottlosigkeit zu bekämpfen. Das Dekret vom 13. Oktober 1861, welches die Mönchsorden, die Abteien, die Pfründen für aufgehoben erklärte, entschied über ihr ferneres Verhalten. So lange die Reformen sich auf geistliche Dinge beschränkten, hatte der Klerus stillgeschwiegen, sowie man aber die Hand an seinen weltlichen Besitz legte, brauste er zornig auf und erklärte der neuen Regierung offen den Krieg. Die Pfaffen nannten sich innocenti (Unschuldige) und den König von Italien — „Herodes." Wie groß aber auch ihre Wuth sein mag Angesichts der Säkularisation, die sie für eine Spoliation erklären, so ist doch diese Wuth der Regierung nicht besonders gefährlich geworden. Sehr natürlich, denn die Sitten des Klerus haben sich in der neuesten Zeit wesentlich geändert. Ehemals war er stets der angreifende Theil, heutzutage liebt er das Temporisiren, das Abwarten, den passiven Widerstand und beobachtet eine gewisse Zutückhaltung, die häufig an Schüchternheit streift. Ehemals wimmelte es in Neapel von Bettelmönchen, die nicht um ein Almosen baten, sondern es als einen schuldigen Tribut forderten; gegenwärtig verschwinden sie mehr und mehr, und die man noch hie und da wieder erblickt, betragen sich anständiger und würdevoller als ihre Vorgänger.

Wer indeß aus der regierungsfeindlichen Stimmung des Klerus im Allgemeinen schließen wollte, daß derselbe ein Anhänger des gestürzten Systems sei, würde sehr stark irren. Die neapolitanische Geistlichkeit ist gegenwärtig in zwei große Parteien getheilt, die sich schroff gegenüberstehen, in Retrograde und Liberale. Jene sind royalistischer als der König selbst und wenden ihre Blicke nach Rom, von wo sie die Losung erwarten und empfangen; sie schließen ihre Kirchen an den Tagen, wo das italienische Nationalfest, die Verleihung des Statuto gefeiert wird; sie hemmen durch alle erdenklichen Mittel den regelmäßigen Gang der Regierung und stehen in dem Ruf, geheime Verbindungen mit den Briganten zu unterhalten; ihre Wünsche zielen offenbar auf den Zusammensturz der neuen Staatsordnung und die Rückkehr des legitimen Königs, der dann ihrem Einfluß vollständig preisgegeben wäre. Das unlängst in Neapel entdeckte bourbonistische Komplott bestand hauptsächlich aus reaktionären Priestern und Mönchen. Das Komité versammelte sich regelmäßig in einem der Gäßchen des Stadtviertels Vicaria, um dort Briganten anzuwerben und die Hoffnung auf die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie wach zu halten. Man verhaftete die Mitglieder während einer gerade abgehaltenen Versammlung und fand in ihren Papieren sehr bald die Beweise dafür, daß sie es waren,

welche am 4. Oktober, dem Namenstage Franz II., eine bourbonistische Proklamation hatten verbreiten und anschlagen lassen. — Was die liberalen Geistlichen betrifft, so gehören sie fast sämmtlich dem niederen Klerus an und haben sich aus Haß gegen ihre Vorgesetzten, und um der Tyrannei der päpstlichen Kurie zu entrinnen, der extremen Partei in die Arme geworfen. Sie träumen von der Wiederherstellung des Urchristenthums, möchten die Kirche, sogar die Sitten reformiren, wissen aber selbst nicht recht, was sie eigentlich wollen; nur darüber sind sie im Klaren, daß sie nicht mehr sein und bleiben wollen, was sie bisher waren. Diese unruhigen und unzufriedenen Geistlichen, die alle Gährungsstoffe der neueren Zeit in sich aufgenommen haben, stehen unter einander in Verbindung und kommen häufig zusammen, um sich gegenseitig zu belehren; sie lesen, arbeiten, grübeln, denken, forschen, disputiren und bringen es trotz aller Mühe und Anstrengung in der Regel nur dahin, daß sie von furchtbaren Zweifeln gefoltert werden. Der Geist Campanella's, ihres großen Landsmannes, scheint in sie gefahren zu sein. Augenblicklich erfreuen sie sich einer ziemlich bedeutenden Freiheit, denn vierundvierzig Bischöfe leben gegenwärtig fern von ihren Diöcesen. Haben sie ihre Freiheit benutzt, um sich enger und fester zu verbinden, oder vielleicht einen leitenden Ausschuß eingesetzt, der dem Gedanken eines Schisma, einer Trennung Italiens vom Papstthum Gestalt und Leben geben soll? Fast möchte man es glauben. Auf die bekannte Adresse, welche die Bischöfe nach der Heiligsprechung der japanischen Märtyrer an den Papst richteten, antworteten 8500 italienische Priester mit einem Manifest, welches die Abschaffung des Temporale forderte.

Diese doppelte Strömung, die den Klerus der südlichen Provinzen fortreißt und spaltet, hat ihn zugleich gehindert, der Regierung Victor Emanuel's wirksam entgegenzutreten. Hätte er sich zu Einer Oppositionspartei zusammengeschlossen und einmüthig dasselbe Ziel verfolgt, so wäre es ihm bei den bedeutenden Mitteln, über welche er verfügt, ein Leichtes gewesen, der Regierung ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten, namentlich bei der Konscription und der Steuererhebung. Allein der Widerstreit der beiden extremen Meinungen, zu denen der Klerus im Allgemeinen sich bekennt, hat ihn gelähmt und gehindert, die der Einheitsbewegung günstige mittlere Meinung zu bekämpfen; die Steuern werden von der neuen Regierung ruhig forterhoben und vom Volke, trotzdem sie bedeutend erhöht worden sind, ohne Murren gezahlt. Und was die Aushebung betrifft, so hat sich der verständige Sinn der Bevölkerung den neuen Anordnungen unweigerlich gefügt. Unter den Bourbonen betrug die durchschnittliche Konscription jährlich 24,000 Mann. Die Aushebung dauerte gewöhnlich ein volles Jahr und ergab selbst in den ruhigsten Zeiten nie mehr als 14,000 Mann; die fehlenden 10,000 Mann entzogen sich regelmäßig dem Militärdienst durch die Flucht oder durch Bestechung. Die neue Regierung stand lange an, eine Aushebung zu verfügen, denn von allen Seiten rief man ihr warnend zu: Jetzt zur Aushebung schreiten, heißt den Briganten neue Hilfstruppen zuführen." Dennoch entschloß sie sich endlich, den gefährlichen Schritt zu thun. Im December 1861 ward eine Aushebung von 36,000 Mann ange-

ordnet, und bereits bis zum Juni hatten sich 28,000 Konscriptionspflichtige freiwillig gestellt. Das ist eine Thatsache, welche die Stimmung der Bevölkerung deutlich charakterisirt. Noch mehr: es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die vorzugsweise vom Brigantenthum heimgesuchten Provinzen, wie die Basilicata und die Capitanata, nicht nur keinen einzigen Refraktär aufzuweisen hatten, sondern noch eine beträchtliche Anzahl Freiwillige stellten. Nur eine einzige Provinz zeigte sich widerspenstig, die Provinz Neapel, d. h. die Hauptstadt, in welcher von jeher die herkömmlichen Korruptionsmittel und reaktionären Wühlereien einen besseren Erfolg hatten als auf dem Lande.

Wenn die Geistlichkeit nicht versucht hat, ihren Einfluß geltend zu machen, um die Konscription und die Steuererhebung zu vereiteln oder wenigstens zu erschweren, so ist sie doch eifrig bemüht gewesen, die neue Kultusfreiheit im Keime zu ersticken. Kaum hatten sich die Protestanten Neapels, die ihnen verfassungsmäßig gewährleistete Duldung benutzend, ein paarmal öffentlich versammelt, so gerieth der Klerus in Unruhe und forderte die Regierung nachdrücklich auf, solchen Skandalen ein Ende zu machen. Die Regierung verwies ihn einfach auf die positiven Bestimmungen des Statuts, welches die freie Religionsübung ausdrücklich gestattet, und damit war die Sache abgethan. Ungeachtet ihrer geringen Zahl und der sehr beschränkten Mittel, über welche sie verfügen, sind die Protestanten muthig daran gegangen, die neue Kultusfreiheit zur Wahrheit zu machen. Jedermann glaubte, das bigotte Neapel mit seinem antiken Aberglauben, mit seiner heidnischen Bilder-, Heiligen- und Reliquienverehrung würde sich gegen die Lehrer des Protestantismus empören. Das war jedoch ein Irrthum. Die Grundsätze der freien Prüfung und Forschung gefielen den Neapolitanern, die von Natur zu philosophischen Untersuchungen und Disputationen geneigt sind. Neapel ist noch immer das Land des Vico. Unter den Bourbonen war der Protestantismus streng verpönt in dem Königreich beider Sicilien. Den fremden Bekennern des evangelischen Glaubens, die im Lande wohnten, ward es niemals gestattet, auf ihre Kosten ein Gotteshaus zu bauen, die öffentliche Gottesverehrung war ihnen streng untersagt, und so blieb ihnen nichts als der Besuch der englischen oder preußischen Gesandtschaftskapelle. Der Besitz oder Verkauf einer protestantischen Bibel ward mit Galeerenstrafe geahndet. Wenn einmal ein Neapolitaner, den die Neugierde plagte, dem evangelischen Gottesdienst in einer der erwähnten Gesandtschaftskapellen beiwohnte, so ward er ohne Weiteres auf unbestimmte Zeit in's Gefängniß gesteckt. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich eine protestantische Gemeinde in Neapel gar nicht bilden, und das Augsburgische Religionsbekenntniß war und ist hier bis auf den heutigen Tag nur durch einen einzigen Geistlichen vertreten. Dieser Geistliche begann sofort nach der gesetzlichen Gewährung der Religionsfreiheit mit Hülfe einiger anderer Protestanten eine neue Form des evangelischen Gottesdienstes einzuführen, die, um nicht gegen die katholischen Gewohnheiten Neapels zu verstoßen, die Heiligenbilder und andere Aeußerlichkeiten des katholischen Kultus beibehielt. Eine unnöthige Vorsicht. Kraft der unabänderlichen Gesetze der Aktion und Reaktion schlug jetzt der bigotte Katholicismus Neapels

in sein Gegentheil um. Gerade die Neapolitaner, welche zur evangelischen Kirche übertraten, zeigten sich von einem wahrhaft puritanischen Eifer beseelt, der förmlich in Bilderstürmerei ausartete; sie weigerten sich in der Kapelle des englischen Gesandten zu kommuniciren, weil hier ein aus Holz geschnitztes Christusbild als Wandzierrath aufgestellt ist.

In neuester Zeit hat man ein paar protestantische Schulen eröffnet, in denen bereits Hunderte von Zöglingen unterrichtet werden. Regelmäßig dreimal wöchentlich finden religiöse Versammlungen statt, die nicht blos wegen der Personen, aus denen sie bestehen, wegen der Fragen, welche aufgeworfen und debattirt werden, sondern auch wegen des außerordentlichen Eifers, den einfache Popolani an den Tag legen, höchst merkwürdig und interessant sind. Auch in den Provinzen regt sich die evangelische Propaganda, und namentlich sind es die Kalabresen, welche die Verbreitung der protestantischen Glaubenslehren begünstigen. Viele kalabresische Priester, die als halbe Schismatiker unter den Bourbonen heftig verfolgt wurden, wären längst zum Protestantismus übergetreten, wenn sie nicht durch ihre große Armuth, die sie zwingt, ihren Lebensunterhalt durch Messelesen zu erwerben, daran verhindert würden. Diese protestantische Bewegung wirkte auf die retrograde (wir würden sagen ultramontane) Priesterpartei wie ein plötzlich vorgehaltenes Medusenhaupt, und sie ward nicht müde, die Behörden mit ihren nutzlosen Klagen und Beschwerden zu bestürmen. Die Protestanten haben sich dagegen erboten, mit ihren katholischen Gegnern öffentlich oder privatim über die Dogmenfragen zu disputiren. Diese Aufforderung hat der Klerus völlig ignorirt, denn was könnte er auch den Protestanten entgegnen? Die neapolitanische Geistlichkeit hat in einer solchen Sicherheit und Selbstgewißheit gelebt, hat stets mit solchem Gleichmuth zugesehen, wenn die weltliche Behörde sich in Glaubens- und Gewissenssachen mischte, daß sie darüber in vollständige Lethargie, in grenzenlose Unwissenheit versunken ist, und weit entfernt, einer wissenschaftlichen Diskussion über dogmatische Fragen gewachsen zu sein, heutzutage kaum noch die zur Ausübung ihrer amtlichen Funktionen nothwendigsten Kenntnisse besitzt.

Wie der freie protestantische Kultus, so ist auch die Preßfreiheit eine ganz neue Erscheinung in dieser ehemaligen Domaine Ferdinand's II., der es ganz ernstlich meinte, als er sagte: „die Buchdruckerkunst ist eine Erfindung des Teufels.“ Zu seiner Zeit erschien nur ein einziges politisches Blatt: Il giornale officiale del regno delle Due Sicilie. Während des Krimkrieges erwähnte dieses Blatt mit keiner Silbe die Operationen der Verbündeten vor Sebastopol, um nicht gegen die Neutralität Neapels zu verstoßen. Diese Thatsache ist bezeichnend für die Manier, in der es die politischen Fragen zu behandeln pflegte. Als Franz II. im Juni 1860 eine Verfassung oktroyirte, welche unter anderen konstitutionellen Rechten auch Preßfreiheit gewährte, da ergoß sich plötzlich eine Fluth von neuen Zeitungen und Blättern über das Land. Jeder schien sich für das lange erzwungene Schweigen nach Kräften entschädigen zu wollen. Aus diesem ziemlich regellosen Treiben ist nach und nach die Macht emporgewachsen, welche heutzutage die wohlgeordnete Zeitungspresse Neapels in den öffentlichen

Angelegenheiten ausübt. Als die hervorragendsten und einflußreichsten Tagesblätter sind zu bezeichnen: das officielle Giornale di Napoli, die Patria, ursprünglich ein unabhängiges Blatt, jetzt halbofficielles Organ der Regierung; endlich der Pungolo (Stachel), unstreitig das wichtigste Blatt Neapels, erscheint täglich in 10,000 Ex. (eine sehr bedeutende Auflage für Neapel). Dann kommen der „Omnibus", der „Nomade" und ähnliche Blätter, sämmtlich Anhänger des parlamentarischen Systems. Die sogenannte Aktionspartei wird durch den Popolo d'Italia vertreten, der sich indessen keineswegs, wie man im Auslande annimmt, dem extremen Mazzinismus zuneigt. Die Rückschrittspartei benutzt gleichfalls die junge Preßfreiheit, um dem neuen Regime eine lebhafte Opposition zu machen. Ihr vornehmstes Organ, die Settimana, hat sich jedoch wegen Mangels an Geld und Abonnenten nur eines kurzen Daseins zu erfreuen gehabt. Die anderen Blätter dieser Farbe, die Stella del Sud, il Cattolico, il Difensore, il Veridico, sind sämmtlich den Theorien der absoluten Monarchie und des sogenannten göttlichen Rechtes ergeben. Die liberale Fraktion des Klerus hat die Colonna di fuoco (Feuersäule) gegründet, die von Geistlichen redigirt wird und eine durchgreifende Reform des katholischen Kirchenwesens, die Bildung einer freien, von Rom unabhängigen italienischen Nationalkirche anstrebt. Außer diesen großen Zeitungen erscheinen noch eine Anzahl kleiner ephemerer Blätter, die im raschen Wechsel auftauchen, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Da die italienische Zeitungspresse keinerlei Beschränkung, weder der Koncession, noch der Kaution, noch der Stempelsteuer unterworfen ist, so gründet Jeder, der öffentlich über öffentliche Dinge sprechen will, ein Journal, schreibt die erste Nummer, läßt sie drucken und Abends in den Straßen verkaufen, und dabei hat es gewöhnlich sein Bewenden.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich für die innere Lage Neapels, daß nur zwei Parteien, die Aktions- und die Reaktionspartei, der neuen Regierung gefährlich werden können. Ob aber die Bourbonisten eine wirkliche lebensfähige Partei bilden, ob sie im Stande sind, die Regierung Viktor Emanuel's mit anderen Mitteln als mit Briganten und falschen Nachrichten zu bekämpfen, scheint noch sehr fraglich. Man kann dreist behaupten, daß die sogenannte Bourbonistenpartei, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, die Herstellung des Bourbonenhauses fürchtet und ihr im Stillen entgegenarbeitet. Sie steht also mit sich selbst in Widerspruch: sie trägt ihre Sehnsucht nach dem alten Regime zur Schau und weiß doch selbst nicht, worauf sie ihre Hoffnungen gründen soll; sie bekrittelt die „Piemontesen," bemüht sich ihre Fehler und Mißgriffe an die große Glocke zu schlagen, und zittert doch bei dem bloßen Gedanken an die Rückkehr Franz II., denn sie weiß recht gut, daß dieselbe das Signal für eine Reihe furchtbarer Rachethaten sein würde. Die Jahre 1815 und 1818 haben unvertilgbare Erinnerungen in den Herzen aller Neapolitaner zurückgelassen. Sie kennt überdies die geheimen Instruktionen, welche der General Clary im Auftrag des entthronten Königs dem Bandenführer Borjes ertheilt hat, um die Generale und Offiziere der aufgelösten neapolitanischen Armee, die alten Diener und Freunde der Bourbonen von jeder Theilnahme

an dem Parteigängerkriege auszuschließen. Das Mißtrauen ist also ein gegenseitiges, Franz II. verläßt sich so wenig auf seine Anhänger, als diese sich auf ihn verlassen. Was die reaktionäre Partei eigentlich will? wer kann es sagen.... Man vermuthet indessen, daß sie in erster Linie die Wiederherstellung eines selbstständigen Königreichs Neapel unter irgend einer neuen Dynastie anstrebt, im schlimmsten Fall aber auch mit einem Vicekönig vorlieb nehmen wird, an dessen Hof die Mitglieder der alten Aristokratie, die den eigentlichen Kern der Partei bilden, sich sammeln, das alte Schlaraffenleben von vorn anfangen und den Einfluß wieder erlangen könnten, den sie unter dem neuen Regime verloren haben. Es geht eben der neapolitanischen Geburtsaristokratie, wie es mit wenigen Ausnahmen allen Aristokratien zu gehen pflegt: in Folge ihres starren Sichabschließens, ihres Zurückstrebens nach erstorbenen Zeiten und Zuständen, die keine Macht der Welt wieder ins Leben zu rufen vermag, hat sie die Gegenwart mit ihren Bedürfnissen, Arbeiten und Zielen aus den Augen verloren, sich den lebendigen Ideen unserer Zeit völlig entfremdet und dafür ein solches Uebermaß von innerer Hohlheit und Selbstüberhebung entwickelt, daß sie bis auf Weiteres nur noch für den höheren Hofdienst zu gebrauchen ist.

Was die sogenannte Aktionspartei betrifft, so ist dieselbe weder zahlreich, noch von feindlichen Gesinnungen gegen die Regierung erfüllt. Es ist wahr, in der römischen und venetianischen Frage wirft sie der Regierung Saumseligkeit vor, in der Aspromonte-Affaire beschuldigt sie dieselbe der Doppelzüngigkeit oder wohl gar der Verrätherei; aber abgesehen von diesen Fragen und anderen seltenen Fällen geht sie beinahe immer Hand in Hand mit der Regierung und würde sich offen mit ihr verbinden, wenn die Konsolidirung Italiens und das parlamentarische Regime durch die Rückschrittspartei ernstlich gefährdet wären.

Die stärkste und kompakteste Partei ist unstreitig diejenige, welche auf ihre Fahne geschrieben hat: „Ein einiges Italien mit Viktor Emanuel an der Spitze." Das bloße Erscheinen dieser Partei genügt in der Regel, um die beiden anderen Parteien, denen sie an Zahl und Intelligenz weit überlegen ist, sofort zum Weichen zu bringen. Und doch ist die Idee, Italien unter dem Szepter Viktor Emanuels zu vereinigen, keineswegs alt, sondern ein ganz neuer Gedanke, der aber bereits in den Herzen des neapolitanischen Volkes feste Wurzeln geschlagen hat, und durch die Erfahrung gestärkt, zu einem ganz stattlichen Baume heranwächst. Er ist entsprossen jener alten italienischen Einheitsidee, die viel älter als Machiavelli, viel älter als Dante, 1847 in Pius IX. einen mächtigen Herold und Vetreter gefunden hat. Alle italienischen Patrioten hofften damals, daß der Traum Gioberti's von einem politischen Protektorat des konföderirten Italiens in den Händen des Papstes sich erfüllen würde. Das gab in jener Zeit den Anstoß zu der großen Bewegung Italiens, die im Grunde nur eine nationale war, zu dem Ausbruch der patriotischen Leidenschaften, die in allen Herzen loderten. Diesen Hoffnungen hat indessen der Papst bei der ersten Probe des Frühjahrs 1848 nicht entsprochen, er hat erklärt, er könne nicht einmal in der Eigenschaft des welt-

lichen Fürsten an dem Kampfe sich betheiligen. Den italienischen Patrioten ward es nach gerade klar, daß es unmöglich ist, zwei diametrale Gegensätze mit einander zu versöhnen, daß Pius IX. nach der Logik der Thatsachen unter allen Umständen Papst ist und bleibt, und kein weltlicher Fürst wie andere sein kann. Ganz Italien, das guelfisch geworden war, schwor diesen Glauben ab, aber unter keinem Preis wollte es wieder ghibellinisch werden. Da gewahrte es die ersten Früchte der Freiheit, welche Piemont unter dem Schutze seiner Verfassung genoß, da erinnerte es sich Karl Albert's, des ersten gekrönten Kämpfers und Märtyrers für die nationale Sache, da richtete es seine Blicke auf Viktor Emanuel, der diese Sache nach der Niederlage von Novara zu der seinigen gemacht und fest an seine Krone geknüpft hatte, da lauschte es athemlos den gewaltigen Reden Cavours, der nicht müde ward, die ganze Kraft der Nation zu dem großen Unabhängigkeitskampfe aufzurufen. Der Krieg von 1859 begann, und obwohl er nicht die Resultate hatte, welche die Nation sich von ihm versprach, so zeigte er doch deutlich, daß Italien einig sein will und daß es fest entschlossen ist, für die Herstellung der Einheitsstaates Alles zu wagen.

Die neuesten Forschungen und Resultate der Elektrizität, des Magnetismus und Galvanismus.

Von

J. Schucht.

(Fortsetzung)

Inhalt: Verbreitung des elektrischen Fluidums auf der Oberfläche der Leiter. — Ueberführung der Elektrizität auf andere Körper und Elektrisirung durch Influenz.

Verbreitung des elektrischen Fluidums auf der Oberfläche der Leiter.

Höchst merkwürdig ist die Vertheilung der Elektrizität auf Leitern; sie verbreitet sich stets auf deren Oberfläche, selbst bei Hohlkugeln und Drahtgeflechten. Man stelle eine Hohlkugel mit einer Oeffnung auf einen isolirten Körper und elektrisire sie stark; hierauf nimmt man ein an einem isolirten Stiele befestigtes

Blättchen Goldpapier, hält es in die Oeffnung der Kugel und berührt deren innere Oberfläche, nach dem Herausziehen findet man nicht die geringste Spur Elektrizität an dem Goldblättchen. Berührt man aber damit die äußere Oberfläche der Kugel, so wird es elektrisch und zieht leichte Körperchen an, um sie nach deren Ladung wieder abzustoßen. Ebenso verhält es sich bei einem Cylinder aus Metallgewebe oder bei einem Topfe aus Eisendraht. Ladet man ein solches Drahtgewebe mit Elektrizität, so kann man sich mit dem Goldblättchen überzeugen, daß das elektrische Fluidum nur auf der Oberfläche des Gewebes vertheilt ist, während die innere Fläche ganz wie bei der Hohlkugel sich im natürlichen Zustande befindet. Vermittels Coulombs Torsionswage hat man die Elektrizitätsschichten und deren Abstoßungs- und Anziehungskräfte der verschiedenartig geformten Leiter gemessen und folgende Ergebnisse erhalten: „Auf der Oberfläche einer Kugel ist die elektrische Schicht auf allen Punkten gleich dick und deren Spannung überall gleich groß. Bei einem Rotationsellipsoid steht die elektrische Spannung oder die Dicke der elektrischen Schicht an den Endpunkten der Achsen des elliptischen Meridians im geraden Verhältniß zur Länge der Achsen".

Durch Rechnung fand man: daß bei einem Cylinder von 812 Millimeter Länge und 54 Millimeter Durchmesser, der an beiden Enden durch Halbkugeln geschlossen ist, die elektrische Spannung in der Mitte der Länge sehr schwach ist und nach den Enden zunimmt, und hauptsächlich in folgenden Verhältnissen:

In der Mitte	1
54 Millimeter vom Ende . . .	1,25
27 " " " . . .	1,80
Am Ende	2,20

Eine runde Tafel von 271 Millimeter Durchmesser zeigte folgende Verhältnisse:

Im Mittelpunkt	1
54 Millimeter von der Peripherie	1,17
27 " " " " .	1,40
14 " " " " .	2,07
An der Peripherie	2,90

Aus allen Experimenten ergibt sich: daß bei länglichen Leitern die Elektrizität sich gegen die Endpunkte ihrer längsten Ausdehnung hin vermehrt und an den Endpunkten die Spannung den höchsten Grad erreicht. Je spitziger ein Kegel ist, desto mehr wächst daran die Spannung; jedoch entweicht auch die Elektrizität davon in demselben Maße, als man diese auf ihn anzuhäufen sucht, wenn der Kegel ganz mit einer dünnen Spitze endet. In diesem Falle strömt sie fortwährend von den Spitzen in die Atmosphäre oder auf die den Spitzen zunächst stehenden Körper. —

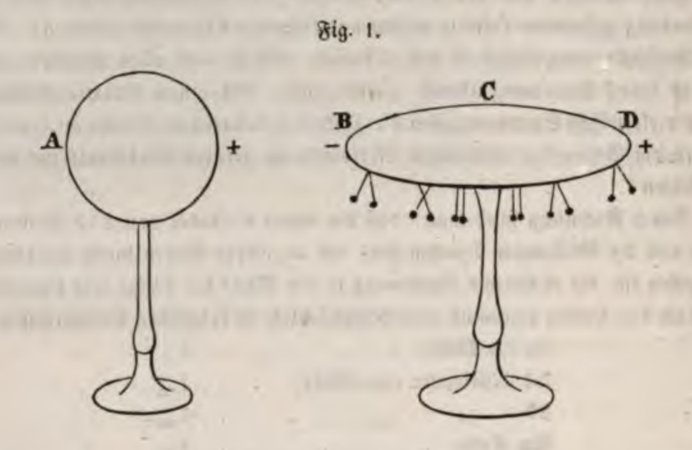
Ueberführung der Elektrizität auf andere Körper und Elektrisirung durch Influenz oder durch Induktion.

Bringt man eine Metallkugel im natürlichen Zustande in die Nähe einer

elektrisirten Kugel von gleicher Größe, so fließt genau die Hälfte der Elektrizität auf erstere; beide Kugeln haben nun ein gleiches Quantum. Diese Ueberströmung findet aber bei vollkommen runden Kugeln nur in nächster Nähe statt. Bei einem Ellipsoid jedoch geht sie auch in der Entfernung vor sich und bei Kugeln oder Cylindern mit Spitzen kann die Entfernung ziemlich groß sein; in diesem Falle strömt das Fluidum von den Spitzen auf den benachbarten Körper. Aber eine der merkwürdigsten Erscheinungen ist die Elektrisirung durch Induction oder durch Influenz.

Stellen wir eine mit positiver Elektrizität geladene Metallkugel A in die Nähe eines im natürlichen Zustande befindlichen Metallcylinders BCD, an dem

Fig. 1.



kleine Hollundermarkkügelchen hängen, so werden sich diese so abstoßen wie bei B und D zu sehen ist. Durch die mit positiver Elektrizität geladene Kugel A ist auf dem Cylinder eine elektrische Spannung erregt und zwar so, daß die Hälfte von B bis C mit negativer Elektrizität und die andere Hälfte mit positiver Elektrizität geladen ist. Da sich nun mit gleichnamiger Elektrizität geladene Hollunderkugeln abstoßen, so ist dies auch bei den Kugeln an dem Endpunkte des Cylinders der Fall, sie divergiren bei B und D am größten, während in der Mitte bei C eine neutrale Zone ist, daher hängen hier die Kügelchen in nächster Nähe. Die elektrischen Fluida haben sich an den Endpunkten des Cylinders angehäuft, so daß dieser einen momentanen Magnet repräsentirt. Nähert man ein mit negativer Elektrizität geladenes Pendel dem Cylinderende B, so wird es abgestoßen, aber von dem Ende D angezogen; bringt man aber ein mit positiver Elektrizität geladenes Pendel an das Cylinderende B, so wird es angezogen, dagegen vom Ende D abgestoßen. Hieraus und aus der Divergenz der anhängenden Hollunderkügelchen geht also mit größter Evidenz hervor: daß durch den Einfluß der Kugel A, der Cylinder mit zwei entgegengesetzten Elektrizitäten geladen wurde, welche sich nach den Endpunkten anhäuften, in der Mitte am schwächsten waren, und daß das negative Fluidum zunächst bei dem positiven

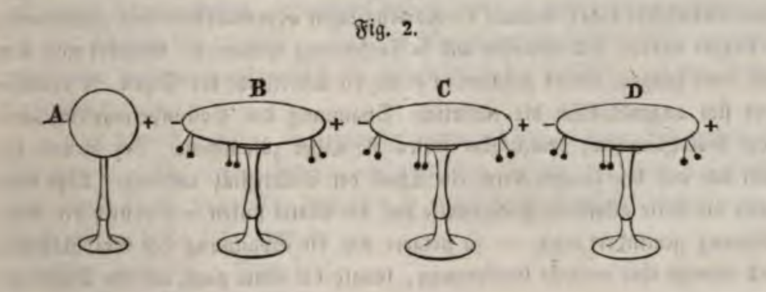
der Kugel verweilt. Ladet man aber die Kugel mit negativer Elektrizität, so zeigt das ihr zugekehrte Cylinderende positive Elektrizität und das entgegengesetzte negative. Ganz nach dem Gesetze: positive Fluida stoßen sich ab und ziehen die negativen an und umgekehrt, oder: gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Zieht man die Kugel langsam vom Cylinder zurück, so vermindert sich die elektrische Spannung auf letzterem, die Hollunderkügelchen nähren sich und fallen endlich zusammen, sobald die Metallkugel ganz aus der Nähe des Cylinders entfernt oder entladen wird.

Um dieses Factum noch näher zu erklären, kann man annehmen, daß bei der Annäherung der elektrisirten Kugel an den Cylinder beide Fluida aus der Atmosphäre auf den Cylinder strömen und in Gegensätze polarisirt werden; oder die Fluida befinden sich im neutralen Zustande vereinigt auf dem Cylinder und scheiden sich in ihre Gegenpole, sobald die mit einer Elektrizität geladene Kugel in ihre Nähe gebracht wird. Letztere Annahme ist die wahrscheinlichere; ich formulire sie in folgendes Gesetz:

„Sobald ein mit positiver oder negativer Elektrizität geladener Körper in die Nähe eines im natürlichen Zustande befindlichen Leiters gebracht wird, so zersetzt das freie Fluidum des ersteren das neutrale Fluidum des anderen, es zieht die ungleichnamige Elektrizität desselben an und stößt die gleichnamige an das entgegengesetzte Ende des Leiters.

Ein auf diese Art polarisirter Cylinder kann noch mehrere andere Cylinder ebenso durch Induction polarisiren, z. B.

Fig. 2.



Hieraus ersieht man, daß die mit positiver Elektrizität geladene Kugel A durch Induction das neutrale Fluidum des Cylinders B polarisirt hat, und das positive Fluidum des Cylinders B ebenso auf den folgenden wirkte, eine gleiche Induction erfolgt von C auf D. Die Fluida haben sich so vertheilt, daß stets zwei ungleichnamige Pole sich zunächst gegenüberstehen; daher divergiren die am Ende hängenden Pendel, denn sie sind gleichnamig geladen. In der Mitte jedes Cylinders befindet sich eine neutrale Zone, und infolge dessen stoßen sich hier die Pendel nicht ab. Sobald man die Kugel A entfernt oder entladet, verschwinden die elektrischen Spannungen und die Hollundermarkkügelchen fallen in ihre naturgemäße Lage und hängen zusammen, ganz so, wie die in der

Mitte der Cylinder. Es versteht sich von selbst, daß die Kugel und der Cylinder auf isolirten Füßen ruhen müssen. Mit diesen Apparaten lassen sich noch verschiedene Experimente machen. Hängt man an das Cylinderende D (Fig. 1.) eine Kette bis zur Erde, so wird hierdurch das positive Fluidum in die Erde geleitet und die Pendel bleiben zusammen, dagegen zeigt das an der Kugel stehende Ende B negative Elektrizität, infolge dessen hier die Pendel sich abstoßen. Denselben Erfolg erreicht man, wenn an das Cylinderende D eine Metallspitze befestigt wird, wodurch das positive Fluidum in die Atmosphäre strömt, das negative aber in der Nähe der Kugel von deren positiver Elektrizität festgehalten wird. Die Polarisirung der Cylinder erfolgt auch, wenn man eine Metallplatte zwischen die Kugel und Cylinder isolirt aufstellt; setzt man die Platte aber mit der Erde in Verbindung, so strömt die Elektrizität in diese über und es erfolgt keine Polarisirung der Cylinder. Bringt man aber Nichtleiter zwischen die Kugel und Cylinder, mögen dieselben fest, flüssig oder gasförmig, dünn oder dick sein, so erfolgt die Induction und Polarisirung hindurch, ganz so wie wenn Kugel und Cylinder nur durch Luftschichten getrennt wären. — Ueber die elektrische Spannung ist noch zu bemerken, daß sie an jedem Punkte eines Leiters der Dicke der elektrischen Schicht proportional ist. Wird die Oberfläche eines mit einem bestimmten Quantum Elektrizität geladenen Leiters vergrößert, so vermindert sich die elektrische Spannung desselben, verkleinert man die Ausdehnung, so vergrößert sich die Spannung. Dies kann man dadurch wahrnehmen, daß man außerhalb einer isolirten Metallplatte ein Elektroskop (zwei Korkkügelchen oder Goldblättchen) aufhängt und die Platte mit positiver oder negativer Elektrizität ladet, worauf die Korkkügelchen oder Goldblättchen gleichnamig elektrisirt werden, sich abstoßen und in Entfernung verharren. Berührt man nun mit einer langen, isolirt gehaltenen Kette die Oberfläche der Platte, so vermindert sich augenblicklich die elektrische Spannung der Hollundermarkkügelchen oder Goldplättchen, demzufolge treten sie näher zusammen. Der Grund ist, weil sich auf der langen Kette ein Theil der Elektrizität anhäuft. Läßt man dann die Kette allmälich gliederweise auf die Platte sinken — wodurch die Ausdehnung gemindert wird — so steigert sich die Spannung der Goldblättchen und erreicht ihre weiteste Entfernung, sobald die Kette ganz auf die Platte gesunken ist. —

Nach Kenntnißnahme dieser Thatsachen läßt sich schon die Frage aufstellen, was ist Elektrizität? Ist sie eine Modification der uns bekannten Elemente, der geriebenen Luftarten oder geriebenen Stoffe? Beim Entstehen der Elektrizität durch Reibung könnte man leicht auf den Gedanken kommen, sie sei die höchst mögliche Verdünnung der geriebenen Stoffe, die sich nun in dieser verdünnten Gestalt als elektrische Fluida äußerten.

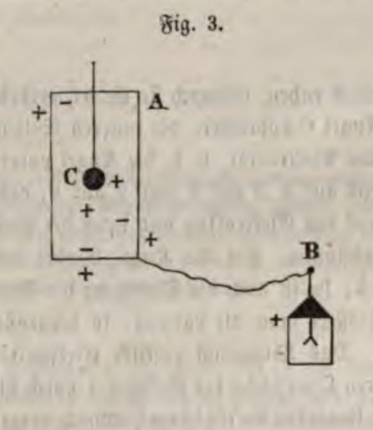
Diese Ansicht wird aber durch die „Elektrisirung durch Induktion oder Influenz" widerlegt, denn die vorhin angegebenen Experimente beweisen, „daß „man eine Kugel nur mit positiver oder negativer Elektricität zu laden braucht, „um durch den Cylinder beide Fluida in Spannung zu setzen, ohne daß die „Kugel ihr erhaltenes Quantum Elektricität verliert." Wo stammen die positi-

ven und negativen Fluida der drei Cylinder (bei Fig. 2) her? — Von der Kugel nicht, denn diese bewahrt ihre Elektrizität; auch besitzt sie nur positives Fluidum. Wo kommen aber die negativen Fluida her, um sich an den Cylinderenden anzuhäufen? Ohnstreitig ist meine oben ausgesprochene Erklärung die richtige; entweder sie strömen aus der Atmosphäre bei Annäherung der elektrisirten Kugel auf die Cylinder und polarisiren sich; oder: was wahrscheinlicher, sie befinden sich im Gleichgewicht vereinigt auf dem Cylinder und werden durch Annäherung der Kugel deshalb getrennt und in polare Spannung versetzt, weil das positive Fluidum der Kugel das ihm zunächst stehende positive des Cylinders abstößt, aber dessen negative Elektrizität in der Nähe festhält. Denn bei dieser Elektrisirung (durch Influenz) wird weder die Luft noch das Metall gerieben; man kann also die elektrischen Fluida nicht als durch Reibung verdünnte Stoffe betrachten. Die Reibung veranlaßt wahrscheinlich nur die Trennung beider sich im Gleichgewicht und im neutralen Zustande befindlichen Fluida, wodurch sie sich als polare Gegensätze manifestiren. Die folgenden Untersuchungen werden dieses Resultat noch mehr begründen und evident darlegen: daß positive und negative Elektricität als Urelemente betrachtet werden müssen, welche ebenso selbstständig existiren, wie die uns bekannten Elemente Oxigen, Hydrogen, Nitrogen rc. —

Obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß die Elektricität schon auf den Leitern in Vereinigung als neutrales Fluidum existirt und durch Annäherung eines inducirenden Körpers getrennt und polarisirt wird, so geht aber doch auch aus einigen Experimenten der Schein hervor, als ob sie aus der Atmosphäre auf den inducirten Körper ströme, sobald ein inducirender in dessen Nähe gestellt wird. Es hat sich nämlich ergeben: „Daß die Menge der durch Induktion entwickelten Fluida stets derjenigen gleich ist, welche im freien Zustande auf dem Induktor existirt.

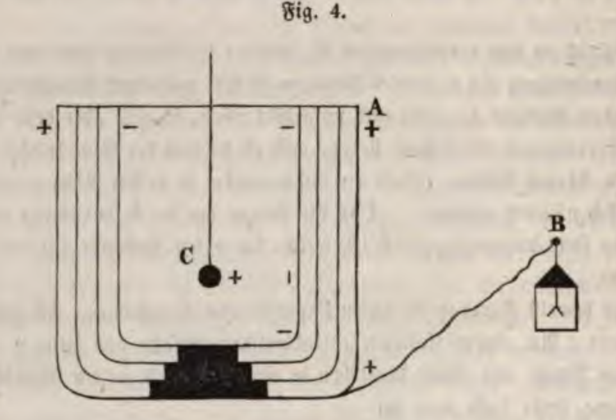
Dies beweist Faraday in seinen Experimental Researches. Ich zeichne ein Experiment. An einem isolirten cylinderischen Gefäße von Zinn A befestige man einen Draht und führe denselben in eine Flasche B an ein Goldblättchen-Elektroskop; beide lasse man im neutralen Zustande. Nun lade man die kleine Kugel C mit positiver Elektricität und hänge sie an einem Seidenfaden in das Gefäß, sogleich wird dieses durch Induction elektrisirt; die innere Oberfläche zeigt negative Elektrizität und auf der äußeren verbreitet sich das positive Fluidum, welches auf die Goldblättchen geleitet wird, worauf sie sich abstoßen, weil beide positiv geladen sind. Zieht man die Kugel aus

Fig. 3.



dem Gefäß, so erscheint der vorige neutrale Zustand wieder und die Goldblättchen sinken zusammen. Beim abermaligen Einhängen wird das Gefäß wieder polarisirt und die Goldblättchen divergiren in derselben Spannweite, man mag die Kugel mehr nach der rechten oder linken Seite halten oder dem Boden nähern. Ganz derselbe Fall findet auch statt, wenn man mehrere Gefäße ineinander stellt und in das mittelste die mit positiver Elektricität geladene Kugel hängt. Hiernach könnte man annehmen, daß das Quantum positive Elektricität der Kugel ein gleiches Quantum negative aus der Atmosphäre in das Gefäß gezogen habe, und dieses Quantum negative Elektricität der inneren Oberfläche habe ein gleiches Quantum positive an die Außenseite und auf das Elektroskop gezogen. Doch läßt sich auch annehmen, daß beide Fluida vereinigt auf dem Apparate existiren und daß beim Einbringen der Kugel nur ein dem Quantum (der an dieser angehäuften Elektricität) gleiches Quantum des Gefäßes polarisirt werden kann. Ist das Quantum positive Elektricität der Kugel = 10, so wird auch dessen Wirkung auf das neutrale Fluidum des Gefäßes nur = 10 sein und ein dem entsprechendes Quantum Elektricität polarisirt werden können. Stellen wir vier Gefäße ineinander, wie bei Fig. 4, und lassen die inneren auf

Fig. 4.



Schellack ruhen, wodurch sie isolirt werden, so werden sämmtliche Gefäße durch die Kugel C polarisirt, die inneren Seiten zeigen negative und die Außenseiten positive Elektricität, d. h. die Kugel polarisirt das Gefäß 4, dieses wirkt polarisirend auf 3, 3 auf 2, und 2 auf 1; das positive Fluidum des letzteren breitet sich auf das Elektroskop und ladet die Goldblättchen gleichnamig, worauf diese sich abstoßen. Hat die Kugel hierbei dasselbe Quantum Elektricität wie bei Fig. 3, so ist auch die Divergenz der Goldblättchen ganz dieselbe Spannweite. Vergrößert man die Ladung, so vergrößert sich auch die Divergenz der Blättchen. Das Quantum positive Elektricität, welches durch Induktion auf der äußeren Oberfläche des Gefäßes 1 durch die drei inneren Gefäße und die dazwischen liegenden Luftschichten hindurch erregt wurde, ist eben so groß als die Menge,

welche sich daselbst angehäuft haben würde, wenn die drei inneren Gefäße fehlten und die Induktion direkt von der Kugel durch eine Luftschicht auf das erste Gefäß erfolgt wäre. Werden die Gefäße mit Drähten verbunden, so bleibt die Spannweite der Goldblättchen ganz dieselbe wie früher, als die Gefäße noch isolirt waren. Ja man kann sogar die Kugel im Inneren des 4. Gefäßes durch Berührung mit demselben entladen, ohne daß die Spannung der Blättchen sich verändert. Hängt man mehrere kleinere gleichnamig elektrisirte Kugeln in das 4. Gefäß, so ist die positive Elektricität auf der äußeren Oberfläche des 1. Gefäßes gleich der Summe aller Ladungen der inneren Kugeln. Wird die Innenseite des 4. Gefäßes mit einer der Kugeln berührt, wodurch deren Ladung auf das Gefäß überströmt, so wird dadurch die Wirkung der anderen Kugeln nicht vermindert und die Spannung der Goldblättchen bleibt dieselbe. Hieraus ergibt sich: „Daß irgend eine Ladung, welche man einem Gefäße direkt mit„theilt, eine im Inneren hängende Kugel nicht verhindert, durch Induktion auf „dem äußersten Gefäße eine ihrer eigenen Ladung gleiche Quantität Elektricität „zu entwickeln."

Man kann auch Metallringe um eine elektrisirte Kugel hängen, so bewirkt die Induktion derselben: daß jeder Ring auf der Innenseite genau so viel negative, auf der Außenseite so viel positive Elektricität enthält, wie positive Elektricität auf der Kugel angesammelt ist. Wird einer der inneren Ringe mit der Erde durch Draht verbunden, so verliert dieser seine positive Elektricität und der Außenseite wird neutral, während die innere Fläche eine der positiven Ladung der Kugel gleiche negative Ladung behält. Die innersten Ringe bewahren dabei ihren polaren Zustand wie vorher, aber die äußeren werden neutral, weil der mit der Erde verbundene Ring sein positives Fluidum in diese überströmen läßt, dem zufolge keine Wirkung auf die äußeren Ringe mehr möglich ist.

Der bedeutsamste Forscher, ja eigentlich Entdecker der Inductions-Electrisirung ist der Engländer Faraday. Ich werde noch einige seiner Resultate mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein kleiner Irrthum.) Die naive, oft an hochmüthige Verachtung grenzende Unwissenheit der Franzosen in der geographischen Kenntniß fremder Länder erstreckt sich auffallender Weise auch auf ihre großen Geschichtsschreiber. So verlegt z. B. Thiers das im hohen Norden Deutschlands gelegene Hamburg ohne Weiteres nach Westphalen. (S. Gesch. des Konsulats und des Kaiserreichs, Leipz. Brüsseler Ausg. Thl. 18. S. 10.) (12)

(Politische Urtheile eines hohen Offiziers.) In seinen jetzt in den „Grenzboten" auszugsweise veröffentlichten „Tagebüchern" spricht sich der General Wilhelm von Willisen auch über die für eine gründliche Einsicht in die politischen Kämpfe

unserer Gegenwart nach immer sehr bedeutsamen Zustände nach den Befreiungskriegen aus. „Ein großer Theil meiner Freunde und Gönner" sagt er, „gehörte damals dem Kreise des „Politischen Wochenblattes" an, das in jener Zeit die haller'schen Ideen, ebenso wie jetzt die Kreuzzeitung, nur geistreicher und anständiger vertrat. Aber die siegreiche Polemik gegen die Auswüchse der Revolution konnte mich nicht blenden. Denn einmal fand sie sich besser und tiefer in den „Carrikaturen des Heiligsten" von Steffens, dann aber schien mir alles Positive des Wochenblattes falsch, weil auf einem Mißverstehen des Geistes Gottes in der Geschichte beruhend, falsch aus demselben Grunde wie Alles, was die Kreuzzeitung heut Positives will — beiläufig ein Vergleich, für den ich den Manen des Wochenblattes Abbitte thue." — Als sich der hohe Offizier mehr als 25 Jahre später von der ersten Bestürzung erholte, welche die Märzereignisse des Jahres 1848 seinem sehr gemäßigten Liberalismus bereiteten, konnte er sich dieselben nicht anders als aus dem schlechten Gewissen der Regierungen erklären, welches lähmend auf Kopf und Herz gewirkt. „Dieses schlechte Gewissen," bemerkt er, „regt sich in den Regierungen, allen Sophistereien zum Trotz immer, wenn sie sich sagen müssen, statt nach göttlicher Ordnung mit Liebe und Aufopferung für die Unterthanen zu regieren, nur an ihre eigene Macht und ihren Vortheil gedacht zu haben. Von einer guten Regierung gilt das noblesse oblige noch viel mehr als vom Adel, und es ist das frommste Wort, was je ein König gesprochen, wenn Friedrich der Große nur der erste Diener des Staates sein wollte. Nur unverständiger Hochmuth konnte das zu einer jakobinischen Redensart stempeln." (12)

(**Ein lebenslustiger Clerus.**) Ueber die katholische Geistlichkeit Oberschlesiens, einer bekanntlich der modernen Civilisation noch ziemlich fern liegenden, besonders in sozialer Beziehung sehr unerquicklichen Gegend, wird dem belletristischen Journal „Jahreszeiten" folgende nicht uninteressante Bemerkung mitgetheilt: „Wer hier eine angenehme joviale Bekanntschaft sucht, dem rathe ich mit den katholischen Geistlichen Bekanntschaft zu machen. Diese Herren, eigener Familie entbehrend, sind naturgemäß auf geselliges Zusammenleben angewiesen. Da sie von dem Drucke der unmittelbaren Nähe ihrer Oberen befreit sind, so haben sie sich meistens ein harmloses Gemüth, zuweilen sogar noch burschikose Anfälle bewahrt. Daß es unter ihnen auch Wölfe in Schafskleidern gibt, ist natürlich nicht abzuleugnen, im Allgemeinen aber wohl nicht der Fall. Sie bilden hier ein ganz unentbehrliches Element der Geselligkeit und eignen sich durch ihre häuslich isolirte Stellung auch ganz besonders dazu. Ein guter Witz und ein gutes Glas Wein, darüber können sie sich kindlich freuen. Beim Volke hier stehen sie, im Gegensatz zu mancher anderen Gegend, noch in hohem Ansehen. Sie verstehen größtentheils meisterlich, sich für so manche ihnen von ihrem Stande auferlegte Entbehrung schadlos zu halten und man kann es ihnen auch nicht übel nehmen, wenn sie mit materiellen Freuden den hier herrschenden Mangel an geistigen Genüssen zu ersetzen suchen." (12)

(**Französche Finanzen.**) Als vor mehr als dreißig Jahren das Budget in Frankreich zum ersten Male tausend Millionen Franken betrug, sagte ein junger Deputirter, der später Minister wurde: „Verwundert betrachten Sie die Milliarde unseres Budgets, nehmen Sie Abschied von der Milliarde. Sie werden sie niemals wiedersehen!" In der That war das Budget bald auf 12 hundert Millionen gestiegen und beträgt jetzt 2000 Millionen.

Ein holder Wahn.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

(Fortsetzung.)

5.

Des Herbstes schöne Tage waren dahin und der Winter war in das Land gekommen. Den Fürsten beschäftigten seine Regierungssorgen, den Forstmeister manchmal Jagden, und Marie Brunhard die bereits von ihr angebahnte Scheidung von ihrem Manne. Am Traume ihrer hohen Liebe spann sie den goldenen Faden einer schönen Hoffnung länger und länger und netzte ihn mit Thränen der Sehnsucht. Frei, ganz frei wollte sie werden, durch keine Schranke der Pflicht gefesselt. Frei wollte sie sein in ihrer Liebe, frei in allen ihren Gefühlen, mit denen sie sich auch in die Räume der Poesie erhob, wenn auch nur dilettantisch. Das Herz, und insonderheit das liebende Frauenherz hat unmöglich Zeit, Metrik zu treiben. Das Herz kann auch ohne Metrik verständigenden Ausdruck finden. Ein Paar Silben zu viel oder zu wenig, ein Paar falsch gebrauchte Längen oder Kürzen eines Gedichtes bewegen die Welt in keiner Weise.

Nun flogen alle Gedanken Marie's nach ihrem vermeinten Fürsten hin; er wurde in ihrer Erinnerung immer liebenswerther, ihr immer theurer — allein es lagen so weite Länderstrecken zwischen ihr und ihm und sollte ihre Neigung ein ersehntes schönes Ziel finden, so mußte das so rasch auf der Reise in Bamberg geschlungene schöne Band auf's Neue und fester geknüpft werden.

„Wie nun, wenn ich ihm schriebe, wenn ich ihm ein Gedicht sendete, das ihn wieder an mich erinnerte? Das ließe sich wohl thun, nur entsteht die Frage, soll ich ihm unter seinem Incognitonamen schreiben oder unter seinem wirklichen? Vielleicht wär ersteres ihm lieber; er wird schon Veranstaltung getroffen haben, daß Briefe, die jenen ein-

fachen Namen Forstmeister Horst tragen, in seine Hände gelangen. Andere könnten leicht von unberufenen Händen geöffnet werden.

Maria Brunhard ging eigens in die Carlsstraße und in die Kunsthandlung von Montmorillon und suchte sich die feinste Sorte rosarothen Postvelins aus, mit Randarabesken und zierlichen Farben, Bildchen oben an der Ecke, sie suchte die feinsten Stahlfedern; sie schloß, um gänzlich ungestört zu bleiben, ihr Zimmer ab — sie schrieb, beim Schreiben beseelte sie eine Fülle übermüthig beseligender Empfindungen.

Der Forstmeister leitete ein hohes Jagen, an welchem mehrere Fürsten, Grafen und Barone Theil nahmen; die Frau Forstmeisterin, zu der bereits ein stattlicher Sechzehnender eingebracht worden war, welchen Fürst Heinrich Günther von Blankenburg höchstselbst erlegt hatte, weidete in der geräumigen Fleisch- und Wildpretküche in dem Jagdschlößchen, das ihrem Manne als Dienstwohnung zugewiesen war, mit Hülfe der nöthigen Dienerschaft, und hatte rothe Hände, die vom Schweiß des Edelwildes befleckt waren. Sie konnte daher den Brief, den so eben der Briefträger brachte, nicht alsbald ansehen und annehmen, sondern gebot dem Ueberbringer, denselben nur einstweilen in der Wohnstube auf den Tisch zu legen. In der Stube langweilte sich eine der jungen Katzen, sprang, so wie die Thüre hinter dem Briefträger wieder ins Schloß gefallen, auf das Ruhebett, von diesem auf den Tisch und zerrte den Brief sehr bald spielend vom Tische herunter und unter das Canapee. Die Frau Forstmeisterin hatte an diesem Tage so viel zu thun, zu sorgen und zu denken, daß sie an den Brief gar nicht wieder dachte. Erst am Sonntage nach dem drangvollen Tage jenes hohen Jagens, als das forstmeisterliche Ehepaar gemüthlich beim Morgenkaffee saß, übergab das Dienstmädchen einen versiegelten Brief, den sie beim gründlichen Ausfegen der Wohnstube unter dem Sopha hervorgekehrt hatte, und es richteten sich vier Augen neugierig und etwas befremdet auf die Aufschrift.

Diese lautete, „Seiner Hochwohlgeboren, Herrn Forstmeister Horst, ganz frei," und trug den Poststempel München. Das Siegel war ein nicht gutausgedrücktes Wappen, durch nichts ausgezeichnet.

„Von München an mich?" fragte der Forstmeister, und als treues Echo erwiderte die Frau Forstmeisterin: „„Von München an Dich?““ Beide Gatten wußten, daß der Briefwechsel des Forstmeisters zwar in dienstlicher Beziehung ein sehr fleißiger und lebhaft unterhaltener war, ja daß der vielbeschäftigte Mann oft mehr Briefe schreiben mußte, als ihm lieb war, daß es aber um so mißlicher um den freundschaftlichen und Privatbriefwechsel des Forstmeisters stand; auch war sein Bekanntenkreis nach weiter Ferne hin ziemlich vereinzelt gezogen.

„Das Ding ist parfümirt!" sprach die Forstmeisterin, nachdem sie den Brief ihrer Nase genähert: „es stinkt nach Patschouli. Mach's auf, ich bin neugierig!"

Der Forstmeister folgte dieser Aufforderung nicht unbedingt. Er sann nach, von Wem wohl dieser feine, offenbar von einer Frauenhand an ihn gerichtete Brief kommen könne? Er hatte keinerlei Damenbekanntschaft in München, hatte auch auf seiner ganzen Reise dergleichen nicht anzuknüpfen Anlaß gehabt, und an die Donauwörth-Bamberger Reisegefährtin dachte er in der That jetzt gar nicht. Er öffnete getrost; aber als das feine rosenrothe Blatt mit Goldschnitt und feiner Farbendruckverzierung aus dem Umschlag zu Tage trat, rief die Forstmeisterin: „Mann! Ich stecke in Schuhen!" — (ein ächt thüringischer Volksausdruck!) „Was ist das? Was bedeutet das? Hier hat es, wie die Wiener sagen — einen Faden!"

„„Den ich gleich in Stücke reißen werde, wenn Du nur das mindeste Ueble denkst oder laut werden läßt!"" sprach der Gemahl mit sehr ernstem Blick und machte Miene, das Briefblatt alsbald ungelesen zu vernichten.

„Lies doch! Lies! Es ist ja an Dich —" erwiderte die Gemahlin. „Mich verlangt nicht nach dem Inhalt — ich glaube, ich weiß ihn schon auswendig." — Damit verließ die Frau Forstmeisterin ihren Platz und ging in die Stubenkammer. Indem sie in dieser noch schmollend verweilte, hörte sie ihren Mann laut lachen und seinen Ruf, herauszukommen. Als sie Folge leistete, rief er ihr entgegen: „Du kannst ganz außer aller Sorge sein, diese Zeilen sind nicht an mich. Entweder eine falsche Adresse, oder was mir wahrscheinlicher ist, eine Mystifikation unseres losen Blankenburger Vetters, des Geheimsecretärs, der überall hin briefwechselt und weiß, wie wenig wir von poetischen Auslassungen halten, und der Dich in Harnisch jagen, mich aber verspotten will. Setze Dich ruhig her, trinke Deinen Kaffee in Ruhe, und höre zu!"

Der Forstmeister las nun den etwas unmetrischen, echt münchnerisch gereimten Verse-Erguß einer schönen und nebenbei schmachtenden Seele, aber während des Lesens dämmerte ihm doch die Ahnung, wer die Verfasserin sein könne, deren mittelmäßige Verse er seinem poetischen Vetter als Sündenbock aufgehalst hatte. Nebenbei überrieselte es die Frau Forstmeisterin doch ein wenig heiß und kalt, denn sie liebte ihren Mann treu und innig und vermochte durchaus nicht, in sein Lachen einzustimmen.

Das Gedicht, welches mit dem bedeutsamen Ausrufe „Ach!" begann, wie solchen Gedichten nicht anders ziemt, lautet wörtlich:

Stille Sehnsucht.

Ach! könnte ich der Sehnsucht Schmerzen stillen,
Die mir die wehmuthsvolle Brust durchglüh'n,
Welch' süße Lust, welch' paradisisch Fühlen
Würd' in des Herzens Tiefen mir erblüh'n,
Wär's mir gegönnet in des Haines Schattengründen
Ach! wieder meines Herzens Ideal zu finden.

Doch nur im Traum darf ich dieß Glück genießen,
Wohl meines Lebens schönstes Traumgebild —
Die süße Wonne werd' ich stets vermissen,
Die aus dem seligen Erwachen quillt.
Nur bittre Wehmuth darf die Seele mir erfüllen,
Kein süßes Glück darf mir das herbe Sehnen stillen.

Mein schmerzlich Sehnen und mein bittres Leiden
Verhülle ich stets in stiller Brust.
Ich will die Freude flieh'n, will Alles meiden,
In Ihm nur find' ich meines Lebens Lust.
Sein geistreich Bild wird nie aus meinem Herzen schwinden,
Und sollt' ich niemals die ersehnte Ruhe finden.

Soll sich mein krankes Herz vergebens sehnen!
Sucht Sie vergebens nur mein Thränenblick!
Wenn mir vergönnt, die Bitte noch zu nennen,
Den höchsten Wunsch, mein einzig Lebensglück:
Sie bald in unserm Kreise wieder zu begrüßen;
Die höchste Wonne würde mir aus dieser Stunde fließen. Marie B.

Der Forstmeister sah seine Frau an, und die Forstmeisterin ihren Mann, und die Katze sah beide an.

„Schauderhafte Reime!" unterbrach der Forstmeister das Schweigen.

„„Hm! Wenn sonst nichts Schauderhaftes dabei im Spiele ist, mir gleich!" warf die Forstmeisterin hin. „Man kann sehr gebildet, sehr gefühlvoll als Dame sein und sehr viele Briefe auf Rosa-Papier schreiben, und doch mit der Verskunst auf gespanntestem Fuße stehen. Das hätte wenig zu sagen — aber daß Eine schreibt, an Dich schreibt — so schreibt, das verwundert mich. Unseren Vetter bringst Du bei mir nicht mit solchen Versen in Verdacht, solche kann er, glaube ich, nicht machen, auch wenn er wollte.""

„Ich vermag dieses Räthsel nicht zu lösen!" erwiderte der Gemahl. „Ich gebe Dir mein Wort, daß ich zu diesem Briefe keinen Anlaß gab, nirgend. — Ich bin mit vielen Frauen und jungen Mädchen auf meiner Herbstreise im Eisenbahnwagen gefahren, ich habe mich mit vielen gut unterhalten. Hat sich eine vielleicht in mich verliebt, so müßte Dich das freuen, denn es wäre ein Zeichen, daß Du einen noch immer sehr liebenswürdigen Mann hast. Es gibt ja weibliche Wesen, so gut wie männliche, die sich immer und überall gern auf's Neue verlieben. Und Du siehst ja, wie bescheiden diese Schreiberin ist. Indessen sei die Sache ein für allemal abgethan. Kommt wieder ein Brief von München, frei oder nicht frei, so wird er nicht angenommen, und diese poetischen Seufzer wollen wir in das Meer der Vergessenheit begraben."

Ruhig riß der Forstmeister das Gedicht in kleine Stücke und streute sie in den Papierkorb, daß es aussah, als schimmerten Rosenblätter durch das Strohgeflecht.

Niemals war wieder zwischen dem forstmeisterlichen Ehepaare die Rede von diesem Gedichte.

Wer sehnsüchtig, aber vergebens einer Erwiderung entgegenharrte, war Frau Marie Brunhard, welche mittlerweile eine Scheidungsklage gegen ihren ungeliebten Mann anhängig gemacht hatte. Er war schon von Standeswegen als Bergmann und Bergwerksbesitzer dem Irdischen und Unterirdischen mehr zugeneigt und zugethan, als dem Hohen und Ueberirdischen. Das praktische Geschäftsleben verhimmelt nicht, und die Thätigkeit eines Mannes der Industrie schwelgt nicht in Versen, sympathisirt nicht mit überschwänglichen Gefühlen und Redensarten. Gleichwohl war Herr Brunhard nicht geneigt, seinen Eheschatz alsobald fahren zu lassen, und legte Schwierigkeiten der Scheidung in den Weg, indem vom Gericht zu seinen Gunsten die angebrachten Ursachen zu einer solchen nicht als hinreichend anerkannt wurden. Das erregte vielen häuslichen Sturm mit Thränenregenschauern. Einstweilen schied man sich stillschweigend von Tisch und Bett.

Am glücklichsten war Frau Marie Brunhard, wenn sie ganz allein war, allein in ihrer geschmackvoll ausgestatteten Stube, wo Niemand sie stören durfte. Da hing sie ihren Phantasien nach, dichtete und schwärmte von ihrem „hohen Freund", der in ihrem Herzen eine immer idealere Gestalt gewann, ja, der ihr Ideal und Idol zugleich wurde.

Nur eins fiel in die Sonnenhelle dieser seligeinsamen Stunden — es kam keine Antwort auf das doch so gemüth- und gefühlvolle Gedicht! Sollte es zuletzt doch nicht in die rechte Hand gelangt sein? Angekommen und angenommen mußte es doch sein, denn so oft auch Maria in die Stadt ging — sie wohnte in der Sonnenstraße — und wo könnte eine schöne und heißempfindende Frau geeigneter wohnen, als in der Sonnenstraße, scheute sie nicht den weiten Weg nach der königlichen Post und am Drahtgitter, hinter dem die zurückgekehrten, unbestellbaren Briefe zur Schau ausgestellt sind, nachzusehen, ob etwa ihren Brief das Unheil getroffen, das so viele, in der Regel mehr mit Geld beschwerte Briefe trifft. Geldbriefe pflegen in der Regel ihre froh empfangende Hand zu finden.

Maria's Brief kam nicht zurück — aber auch keine Antwort. — Mit einem Male fiel der empfindsamen Frau schwer auf's Herz — daß eine Antwort ja gar nicht kommen könne — denn sie hatte weder ihren Namen ausgeschrieben, noch eine Adresse angegeben, und nun schalt sie sich selbst eine Thörin, die ihr Hoffen rein in die bergisch-blaue Luft gebaut.

Da aber kam ihr ein neuer, großer und kühner Gedanke: sie wollte das Gedicht nochmals versenden, aber unter unmittelbarer Aufschrift an ihren „hohen Freund", jedoch sich wieder nicht nennen, sondern abwarten, was die Zeit bringen, welche Rosen ihr dieselbe zu pflücken vergönnen werde.

6.

Fürst Heinrich Günther von Blankenburg verweilte in seinem Arbeitszimmer; sein Geheimsecretär war bei ihm, hatte mehrere dienstliche Aufträge empfangen und wartete des Winkes der Entlassung. Statt diesen zu ertheilen, entnahm der Fürst einem verschlossen Fache seines Schreibepultes, das er erst öffnet, einen Brief. Der Brief befand sich in einem feinen Umschlag und war auf duftendes Rosapapier geschrieben.

„Was denken Sie, daß das sei, was ich hier in der Hand halte?" fragte der Fürst seinen vertrauten Diener.

„Ein Brief, Eure Durchlaucht — ohne Zweifel!" antwortete der Gefragte.

„Quod non!" war die Antwort — „da sehen Sie, lesen Sie! Ein Gedicht ist's — und an mich! Ich bin neugierig, Ihr Urtheil darüber zu erfahren — Sie verstehen sich ja auf Dergleichen — und bin über noch mehr neugierig."

Rasch überflog Geheimsecretär Kleemann die Schrift und sagte dann: „Das Gedicht ist ziemlich mittelmäßig, voll falscher süddeutscher Reime. Innerhalb zwölf Zeilen das Wort süß dreimal gebraucht, die ganz unpoetische Anrede Sie statt des poetischen Du oder Dich beliebt, und die Verse hinkend und stolpernd zugleich."

„Das ist das Wenigste, was mich bekümmert!" erwiderte der Fürst. Hauptfrage ist, ob das Gedicht wirklich an mich? Fast möchte ich es bezweifeln. Wie käme ich in meinen Jahren zu solchen empfindsamen Herzensergießungen? Mir ist keine Maria B. bekannt. Aber eine unliebe Vermuthung ist mir gekommen, ob es nicht an meinen Sohn, den Erbprinzen gerichtet sei? Solch ein junger Springinsfeld macht leicht Bekanntschaft — und reist unser Einer auswärts, da nehmen sich die Leute nicht die Mühe, zu fragen, ob man regierender Herr oder vorerst blos Prinz ist? Da heißt es, der Fürst von so und so war heute hier, reiste heute durch — wird morgen erwartet und dergleichen. Daher ist eine Aufschriftverwechselung, wie sie hier vorzuliegen scheint, nur zu leicht möglich und glaubhaft. Eine große Keckheit ist es aber immer von einer Dame, so geradezu zu schreiben. Ist wohl nichts aus dem Wappen des Briefsiegels zu schließen?"

„Das Wappen ist sehr undeutlich ausgedrückt und zeigt keine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten! — Zwei Balken, drei Bälle, Helmzier ein wachsender Vogel mit rundem Kopf," versetzte der Geheimsecretär, indem er den Umschlag um und um wandte, und das Siegel von allen Seiten betrachtete. „Der Poststempel ist München, Eure Durchlaucht!" fügte er noch hinzu.

„Ganz Recht! Das ist's eben, was mich auf den Glauben bringt,

daß wir ein kleines Abenteuer meines Sohnes in Händen haben!" äußerte Fürst Heinrich Günther. „Sie wissen, daß der Erbprinz im vorigen Sommer eine Reise über München nach Tirol machte und durch Vorarlberg und die Schweiz zurückkehrte. Nun können Sie leicht ermessen, lieber Kleemann, daß es, so wenig ich Gewicht auf eine vorübergehende Reisebekanntschaft lege, nicht in meinen Wünschen liegen kann, wenn mein Sohn eine Liebelei angeknüpft hätte und fortsetzte, gerade jetzt, wo er im Begriff ist, eine standesgemäße Verbindung mit einer Prinzessin aus einem hohen Hause einzugehen. Da wir nun von ihm selbst nichts erfahren würden, ich ihn auch gar nicht ausforschen mag, so wäre nur die Frage, wie es anfangen, den Schleier der Anonymität dieser Dame zu lüften, und zu erkunden, wer sie ist und in welchen Verhältnissen sie lebt? Sie scheint sehr beherzt zu sein, wie die Keckheit ihrer Zuschrift darthut, und am Ende nicht übel geneigt, für eine flüchtige Gunstbezeigung auf die Dauer rupfen und zupfen zu wollen, wie man ja von dergleichen genugsam Beispiele hat. Ueberlegen Sie sich einmal die Sache, lieber Kleemann, nehmen Sie dieses rosenröthliche Corpus eines muthmaßlichen delicti amorosi mit nach Hause und theilen Sie mir morgen Ihre Ansicht mit."

Der Geheimsecretär verbeugte sich und verließ seinen Gebieter. —

Jeder gebildete Mensch liest gern mindesten eine Zeitung oder deren mehrere, zumal wenn er Zeit zum Zeitungslesen hat. Letzteres ist eine der Lichtseiten des Müssigganges, wo es nicht gar zum Beruf wird, aber es fehlt auch dem Zeitungslesen nicht an Schattenseiten. Das sich Durcharbeitenmüssen durch Tafeltuch-Formate kann zur Marter werden, und wenn auch Jemand noch so flüchtig liest. Hätte z. B. Frau Maria Brunhard Lust oder Neigung oder den Beruf gehabt, die Augsburger Allgemeine Zeitung zu lesen, so würde sie sich nach Ueberwindung der Hauptnummer 51 eines gewissen Jahrganges auch durch die Beilage hindurch zu arbeiten veranlaßt gesehen haben und hätte in einem Erzgebirge voll Neuigkeiten, Telegraphen-Berichten, Handels- und Börsennachrichten, nach glücklicher Ueberwindung einer langathmigen Abhandlung über Richard Wagners Faust-Ouvertüre aus München, Handschriftfälschung des Simonides, politischer Nachrichten aus Großbritannien, Californien, China, Japan, Thüringen, Oesterreich, Paris, Rom, Personal-Nachrichten aller Art, literarischer Anzeigen desgleichen — endlich auf der letzten Seite ein Goldkorn gefunden, das sie mehr angesprochen hätte, als die Nachrichten über ganz Californien. Allein Frau Maria Brunhard war so glücklich, die Allgemeine Zeitung nicht lesen zu müssen, und las dieselbe auch wirklich nicht.

Aber ein Sprüchwort sagt: Der Mensch kann seinem Schicksal nicht entgehen. Es gibt auch sehr anziehende kleine Zeitungen, vom Format eines modischen Thee-Teller-Decktüchleins. Ein solches las Frau Maria Brunhard, ein solches ist der Münchner Anzeiger, dessen

Beilage zu den neuesten Nachrichten statt acht hoher Quartseiten nur 4 Octavseiten umfaßt. Siehe da stand mit einem Male, was auch in der oben angeführten Beilage zu Nr 51 der Allgemeinen Zeitung, und in der zu Nr. 59 derselben nochmals gestanden hatte:

„Erfreut über die Zusendung eines Gedichtes, überschrieben: Stille Sehnsucht, und beginnend:

Ach könnte ich der Sehnsucht Schmerzen stillen,
Die mir die wehmuthsvolle Brust durchglüh'n!

richtet der Empfänger an die verehrte Dichterin die Bitte, brieflich unter der vorigen Adresse ihren eigenen und den Ort ihres Aufenthaltes genau anzugeben. 8128. —"

„Welch' süße Lust, welch' paradiesisch Fühlen" durchwogte da nicht alsobald wie ein Gluthstrom den Busen der liebesehnsüchtigen Schwärmerin! Nicht mehr „wehmuthsvoll", nein wonnevoll ihre Brust. Der „hohe Freund" hatte ihr Gedicht empfangen, wollte ihr antworten, ein zart angeknüpftes Verhältniß sollte weiter gesponnen werden! Welche Aussicht für das Herz, Aussicht auf glückliche Tage und Stunden! — Wenige Tage, und in Fürst Heinrich Günthers Händen ruhte ein zartes Briefblatt, des Inhaltes:

Ich beeile mich mit Freuden, dem in den Münchner Neuesten Nachrichten Nr. 15 ausgedrückten Wunsche zu entsprechen, und fühle mich glücklich.

Frau Maria Brunhard, geborene Walzhuber, Bergwerksbesitzerin. Sonnenstraße Nr. 11, 2 Stiegen, in München.

„Also doch Maria — es ist kein Zweifel!" sprach vor sich hin Fürst Heinrich Günther, und liebe Erinnerungen dämmerten auf in seiner Seele. „Sie hat mich, trotz ihrer Vermählung mit dem Bergwerksbesitzer, die man ja damals in Ems als nahe bevorstehend schon verkündete, nicht vergessen; sie fühlt noch für mich. Dort freilich hießen die Schwestern von Wallhoff, indeß das von wollen wir der süddeutschen freigebigen Ueberhöflichkeit zuschreiben, und daß die Mädchen sich Wallhoff statt Walzhuber nannten, ist ihnen just nicht zu verargen. Es gibt überall versteckte Namen, aber die meisten doch in Schwaben und Altbayern. Walzhuber klingt just wie Mehlsack, Wallhoff dagegen ist ein anständiger Name, auch Brunhard klingt ganz gut. Ein Lakai mußte alsbald den Geheimsecretär Kleemann zu seinem Gebieter entbieten, dem, als er eintrat, der Fürst lächelnd entgegenrief: „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, die Zeitungen haben gewirkt, der Fisch ging in das Netz. Meinem Sohne that ich Unrecht. Das Gedicht, das doch so ganz übel nicht ist, war wirklich an mich gerichtet. Das Ganze ist ein Scherz, der von einer flüchtigen Badebekanntschaft vom vorigen Jahre herrührt. Hier können Sie die ganze Namensaufschrift lesen. Das Mädchen machte, als ich es als solches kennen lernte, ebenso wohl durch Schönheit und Geist, wie durch edlen Anstand

und feines Benehmen vieles Aufsehen in der guten Gesellschaft. Es war wohlthuend, in ihrer Nähe zu verweilen, sie war von einer eigenthümlichen Lieblichkeit umflossen und dabei nicht im Entferntesten gefallsüchtig oder kokett. — Aber was nun thun, mein Bester? Soll ich selbst erwidern? Das geht nicht wohl an. Zuletzt macht sie sich mit ihrem Manne über mich lustig! Kann sie auch wohl so geradezu Briefe empfangen? Auch ist nicht wohl gethan, in solchen Beziehungen Autographa auszugeben, litera scripta manet. Was meinen Sie?"

„Euer Durchlaucht," erwiederte der Vertraute: „würde anzurathen mich erkühnen, wenn Sie die Sache für einen Scherz nehmen, sie als solchen ferner fortzuspinnen, den Scherz aber, wie die Dichterin auch gethan, in die Maske des Ernstes zu kleiden. Zunächst ein eingehendes erwiderndes Gedicht, aber keine einzige eigenhändige Zeile von Eurer Durchlaucht Hand, um stets die Hand frei zu haben.""

„Ganz gut!" stimmte der Fürst bei: „aber das Gedicht? Wo nehmen wir das her?"

„Je nun, Durchlaucht!" versetzte der Geheimsecretär: „Wir versuchen, es selbst zu machen, gehen auf Denk- und Ausdruckweise der Dichterin ein, das wird sie beglücken und mit hohem Vertrauen erfüllen, und allgemach erfahren Euer Durchlaucht Näheres, wonach sich dann leicht weitere Entschlüsse fassen lassen werden."

„Machen Sie es und theilen Sie mir das neue Gedicht vor der Absendung mit," sprach der Fürst, seinen vertrauten Diener entlassend.

Maria Brunhard fühlte sich im höchsten Grade unwohl, angegriffen, nervenleidend — es hatte wieder einmal häusliche Scenen gegeben. Immer mehr und mehr warf Maria Aeußerungen gegen ihren Mann hin, die darauf deuteten, sie werde trotz der Scheidungsverweigerung doch bald von ihm erlöst werden. Das dritte Wort war ihr „hoher Freund." Anfangs glaubte der Bergwerksbesitzer, es habe sich des Gemüthes seiner Frau ein Frömmlerwahn bemächtigt, und sie verstehe unter dem hohen Freund den Heiland, den Erlöser der Menschheit, allein diese Muthmaßung hielt nicht Stich und bald nahm Herr Brunhard mit Verwunderung war, daß seine Frau sich mehr und mehr den Gebräuchen ihrer gemeinschaftlichen Kirche entzog. Auf ihrem kleinen und zierlichen Zuckeraltar haftete Staub, ihr Rosenkranz hing tagelang unberührt an einer Stelle — Maria schützte Unwohlsein vor, um den Besuch der Kirche zu vermeiden, und von geistlichem Zuspruch wollte sie vollends nichts wissen. Das Alles schien auf eine Störung, wo nicht auf eine Verwilderung des Gemüthes hinzudeuten, die am Ende Scheidung höchst wünschenswerth erscheinen ließ. Da ward Maria, die in der That litt, litt an der Ueberschwänglichkeit ihrer Gefühle und unbefriedigten Sehnen, ein Brief gebracht mit dem Poststempel Blankenburg, und ein freudiger Schreck durchbebte sie vom Wirbel bis zur Zehe. Das Siegel zeigte zwar kein fürstliches Wappen, aber doch einen

nenen Militärorganisation Vorschub zu leisten, und legte damit den eigentlichen Grund zu den späteren Konflikten. Wir beklagen und tadeln auf das Lebhafteste ihre voreilige Willfährigkeit; aber hüten wir uns, deshalb übel zu denken von den Männern von 1860. Sie waren sämmtlich mehr oder weniger in Täuschungen über den Charakter der neuen Regierung befangen, weil deren unholde Züge sich anfangs unter der Sammetmaske des Liberalismus verbargen, und fürchteten den Sturz der liberalen Minister durch die Streichung der militärischen Mehrausgaben herbeizuführen, die sie wohl für den Preis ansehen mochten, um welchen zeitgemäße Reformen auch auf den anderen Gebieten des Staatslebens zu erlangen seien.

Eine gewisse Berechtigung war überdies den militärischen Reformplänen nicht abzusprechen, denn obschon am grünen Tische von einseitigen Militärbureaukraten und ohne Berücksichtigung der wirklichen Finanzkräfte des Landes ersonnen, beruhten sie doch auf dem unleugbar vorhandenen Bedürfniß der Neugestaltung des Heerwesens, und sie wurden überdies in Verbindung mit freisinnigen Grundsätzen verkündet, welche die Aussicht auf eine neue Aera des politischen und wirthschaftlichen Fortschritts zu eröffnen schienen. Aber nach einigen gutgemeinten Reformversuchen, die an dem starren Widerstande des Herrenhauses scheiterten, wurde die bessernde Hand wieder zurückgezogen. Die wichtigsten Fragen des inneren Staatslebens wie der äußeren Politik mußten vor der militärischen Forderung zurücktreten, die fortan die ganze Kraft und Thätigkeit der Regierung in Anspruch nahm. Und nachdem die liberalen Minister sich vollständig erschöpft und in dem vergeblichen Bemühen für diese Forderung eine Mehrheit in der Volksvertretung zu gewinnen, abgenutzt hatten, wurden sie entlassen und durch konservative Männer ersetzt, die sofort daran gingen, in einer bisher unerhörten Weise die Bevölkerung bei den Wahlen zu beeinflussen. Aber ihr Versuch schlug jämmerlich fehl. Die Wähler erklärten sich einmüthig gegen die ungesetzlichen, das Landeswohl gefährdenden Neuerungen der Regierung, indem sie beinahe ausschließlich nur solche Vertreter in das Unterhaus sandten, die fest entschlossen waren, das verfassungsmäßige Budgetrecht desselben rücksichtslos auszuüben und mit allen gesetzlichen Mitteln zu vertheidigen. Dennoch beharrte die Regierung auf dem ganzen Umfang ihrer bisherigen überspannten Forderungen, ohne auch nur den Versuch zu machen, durch Anwendung der konstitutionellen Mittel die gesetzliche Feststellung des Budgets zu ermöglichen. Als nun das Abgeordnetenhaus mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität die Streichung der Reorganisationskosten beschlossen hatte, gerieth die Regierung in die Alternative, entweder ihre Forderungen zu ermäßigen, oder die Schranken der Verfassung mit Gewalt zu durchbrechen. Aber die Traditionen des Absolutismus und die Rücksicht auf die vermeintlichen Interessen der mit dem Junkerthum verbündeten Hofpartei erlaubten ihr nicht, Nachgiebigkeit gegen eine Volksvertretung zu zeigen, die sich gegen Anordnungen der Regierung und sogar gegen den königlichen Willen auflehnte, und andererseits widerstrebte ihrem nüchternen bureaukratischen Sinn ein offener Verfassungsbruch, der die Grundpfeiler der gesetzlichen Ordnung

zertrümmert hätte. In diesem qualvollen Dilemma bot sich ihr als bequemer Ausweg die vermeintliche Lücke dar, welche die Rabulisten der Junkerpartei in der Verfassung entdeckt hatten. Es galt jetzt, die feudale Interpretation des Art. 99 der Verfassung, wonach die Regierung zur Leistung von Staatsausgaben auch in dem Falle berechtigt sein soll, wenn ein gesetzliches Budget nicht zu Stande kommt, zur Geltung zu bringen. Herr von der Heydt, der es nicht gerathen fand, den Fundamentalsatz der Verfassung, welcher die gesetzliche Feststellung des Staatshaushalts fordert, im feudalen Sinne umzudeuten, ward entlassen, und die Aufgabe auf Herrn von Bismarck-Schönhausen, den eigentlichen Urheber jener feudalen Budgettheorie, übertragen.

Ein eigenthümlich geheimnißvoller Schleier lag über Herrn v. Bismarck gebreitet. Man hatte zwar eine ziemlich genaue Kenntniß von seinen persönlichen Schicksalen, und über seine frühere parlamentarische Thätigkeit konnte nicht der geringste Zweifel bestehen. Man wußte, daß er als Abgeordneter einer der leidenschaftlichsten Heißsporne der Reaktion gewesen war, und man erinnerte sich, daß er bereits im Februar 1851 seine heutige Lehre von dem Bewilligungsrecht der Landesvertretung ausführlich entwickelt hatte. Aber schon während seiner diplomatischen Laufbahn tauchten zahllose widersprechende Gerüchte auf, welche auf Wandlungen in den politischen Anschauungen und der Denkweise des ehemaligen reaktionären Ultra hinzudeuten schienen, und zuletzt verlautete sogar von einem politischen Programm, welches Herr v. Bismarck nach Berlin mitgebracht habe und das auf den abenteuerlichen Plan, Preußen auf Kosten seiner inneren Freiheit in Deutschland zu vergrößern, hinauslaufe. Es liegt uns fern, über den Charakter und die angeblichen Pläne des Herrn v. Bismarck Betrachtungen anzustellen. Daß er kein gewöhnlicher Junker, sondern ein Mann von Geist und Talent ist, glauben wir gern und wir zweifeln auch nicht, daß der geschäftliche Verkehr mit den hervorragendsten Staatsmännern und Diplomaten der Jetztzeit, das Leben in den höchsten Regionen der Petersburger und Pariser Gesellschaft seinen politischen Gesichtskreis bedeutend erweitert hat. Zu einem namhaften Liberalen soll er einmal gesagt haben: „Wenn alle meine früheren Gesinnungsgenossen meine Schule in Frankfurt durchmachten, so würden sie über manchen Punkt anders denken". Und wenn die Mittheilungen, welche öffentliche Blätter über seine Abschiedsaudienz beim Kaiser der Franzosen gebracht haben, auf Wahrheit beruhen, so hat Herr v. Bismarck in Paris erklärt: „Preußen denke nicht daran, in Deutschland einen Staatsstreich zu machen, und würde auch die innere, rein konstitutionelle Krisis unter Achtung aller bestehenden Gesetze glücklich durchkämpfen". Wie dem auch sein möge, wir verharren bis auf Weiteres in dem Glauben, daß Herr v. Bismarck von den immer höher sich aufthürmenden Schwierigkeiten der inneren Lage viel zu sehr in Anspruch genommen sei, um an auswärtige Eroberungen durch „Blut und Eisen" zu denken, und daß, wenn es ihm wider Erwarten gelänge, das konstitutionelle Preußen auf den Standpunkt der vormärzlichen ständischen Verfassung zurückzuschrauben, damit die Möglichkeit einer

Eroberungspolitik von selbst wegfallen würde. Lassen wir indeß die vielbesprochene Persönlichkeit des Ministerpräsidenten bei Seite und halten wir uns an die Thatsachen, welche den bisherigen Gang und die Richtung seiner Politik bezeichnen.

Da erregt es nun zunächst unser Befremden, daß Herr v. Bismarck den günstigen Moment seines Eintritts in das Kabinet nicht benutzt hat, um wenigstens die Aufstellung eines den Konflikt wegräumenden Programms zu versuchen. Mit einer unbegreiflichen Bereitwilligkeit unterzog er sich der verhängnißvollen Aufgabe, auf der Grundlage einer selbstgeschaffenen Theorie, die gegen den klaren Wortlaut der Verfassung verstößt und längst dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen ist, nach eigenem Ermessen und unter eigener Verantwortlichkeit den Haushalt des Staates zu führen. Daß dadurch Preußen aus der konstitutionellen Bahn, welche der König unwandelbar festzuhalten gelobt hat, geschleudert, der Konflikt verschärft, die gesetzliche Lösung der schwebenden Fragen erschwert oder gar unmöglich gemacht wurde, verschlug dabei nichts. Und doch war unzweifelhaft gerade Herr von Bismarck in der Lage, von der Krone gewisse Zugeständnisse zu erlangen, die zu einem leidlichen Kompromiß über die streitigen Punkte führen konnten. Aber es ward keine Erleichterung gewährt, vielmehr begann Herr von Bismarck seine Aktion mit der Zurückziehung des Bugets für 1863 und mit der scharf betonten Erklärung, daß die Regierung an ihren „bisherigen Auffassungen" festhalte. Durch Hinausschieben und Zeitgewinnen glaubte man die muthwillig geschaffenen Schwierigkeiten zn erleichtern. Man ließ den ungesetzlichen Zustand, dessen Beseitigung das Abgeordnetenhaus, die Presse, das ganze Volk mit vereinten Kräften erstreben, auf unbestimmte Zeit fortbestehen. Offen bekannte sich Herr v. Bismarck zu der unseligen Theorie, welche die Kreuzzeitung als das einzige Rettungsmittel empfohlen hatte, indem er in der Budgetkommission erklärte: „Jeder der drei Faktoren hat das Recht, das Budgetgesetz zu verwerfen, und die Krone hat nicht die Verpflichtung, das von ihr vorgelegte Budget nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses zu genehmigen. Wenn aber das Budget nicht zu Stande kommt, so folgt ein N o t h r e c h t der Staatsregierung, die Verwaltung ohne dasselbe zu führen. Was in der Verfassung nicht ausdrücklich den anderen Faktoren der Gesetzgebung übertragen worden, ist ein Recht der Krone geblieben".

Durch diese verhängnißvolle Erklärung wurde das Ausgabenbewilligungsrecht der Volksvertretung und damit die Verfassung selbst in Frage gestellt. Aber es sollte sich jetzt zeigen, daß das ernste Rechtsbewußtsein des ganzen Volkes dem vereinzelten, leicht hingeworfenen Sophisma einer kleinen Partei gegenüberstand. In der denkwürdigen Unterhausdebatte des 5. und 6. October nahmen die Führer aller Fractionen nach einander das Wort, um in nachdrücklicher Weise Einspruch zu thun gegen die willkürliche Umdeutung eines an sich völlig klaren und verständlichen Verfassungsartikels, und die geschlossene Einheit, die sittliche Kraft und Würde, die Schärfe der staatsrechtlichen Deduction, mit welcher sie das Grundrecht der Volksvertretung wahrten, ließ die

Vereinzelung und Nichtigkeit der von der Regierung aufgestellten Theorie nur noch stärker hervortreten. Für dieselbe erklärten sich nur elf Stimmen: so einmüthig war der Widerspruch des Landes gegen das eigenmächtige Verfahren der Regierung.

Aber der deutlich ausgesprochene Wille beinahe des ganzen Landes wurde für nichts geachtet. Die Regierung ließ, ohne ihre Verwerfung der Unterhausbeschlüsse formell zu erklären, das von ihr bereits für unannehmbar gehaltene Budget, wie es aus den Berathungen des Abgeordnetenhauses hervorgegangen war, an das Herrenhaus gelangen, das sonach gar nicht in der Lage war, der Vorschrift der Verfassung gemäß den Staatshaushaltsetat im Ganzen anzunehmen oder abzulehnen. Die konstitutionelle Pflicht gebot dem Herrenhause, eine Berathung auszusetzen, durch welche der Zweck, das Budget zu Stande zu bringen, nicht mehr erreicht werden kann, und wenn etwa dieses Verhalten unangemessen erschien, so blieb noch der Ausweg, das Budget in der Fassung des Abgeordnetenhauses anzunehmen. Dadurch hätte das Herrenhaus wenigstens die verfassungsmäßige Form für die Verausgabung von 133 Millionen gesichert, die Ausgleichung der Gegensätze erleichtert, dem Ausbruch der Krisis verhindert. Was that aber das Herrenhaus? Nachdem es den Konflikt möglichst geschürt, den Militärvorlagen die bekannte „angenehme Temperatur" entgegengetragen, die „einstweilige Kriegsbereitschaft" des Abgeordnetenhauses mit Hohn überschüttet und so die Regierung auf jede Weise zu rücksichtslosem Vorgehen angefeuert hatte, suchte es die Verwirrung und Spannung zwischen den beiden anderen Faktoren der Gesetzgebung zu benutzen, um seinerseits zur Erweiterung seiner Privilegien über die Schranken der Verfassung hinauszugreifen. Es begnügte sich nicht mit der Verwerfung des Budgets, wie es aus den Berathungen des Abgeordnetenhauses hervorgegangen war, sondern es maßte sich an, das Budget in der ursprünglichen Fassung der Regierungsvorlage wieder herzustellen und es in dieser Form anzunehmen. Diese Taktik des feudalen Herrenhauses, durch die Regierung provocirt und vom Ministerpräsidenten ausdrücklich gebilligt, zeugte deutlich, daß der Konflikt bereits zum Kampf des mit dem Absolutismus verbündeten Junkerthums gegen das verfassungstreue Bürgerthum herangewachsen war.

Den vereinigten Angriffen auf das Grundrecht des Volkshauses traten alle Fraktionen der großen liberalen Partei als eine geschlossene Einheit entgegen. Am 13. October erließ das Abgeordnetenhaus, nach denkwürdigen Privatverhandlungen unter dem Vorsitz des Grafen Schwerin, einen einstimmigen Protest gegen die verfassungswidrigen Beschlüsse des Herrenhauses, und diese Rechtsverwahrung hatte wenigstens den Erfolg, daß die Regierung beim Schluß des Landtages Anstand nahm, sich zur Beschönigung ihres Verfahrens auf das Votum des Herrenhauses zu berufen. Andererseits hat sie aber bisher nicht das Geringste gethan, um die in Aussicht gestellte „Ausgleichung der hervorgetretenen Gegensätze" herbeizuführen. Der Staatshaushalt wird von ihr nach eigenem Gutdünken fortgeführt, und die Feinde der Verfassung benutzen diese Kalamität, um das im Entstehen begriffene, noch unfertige Gebäude

der konstitutionellen Staatsordnung zu untergraben. Doch das Schlimmste ist, daß das jetzige Ministerium, nachdem es aufgehört hat konstitutionell zu regieren, sich gar nicht in der Lage befindet, dem Lande eine Sicherheit dafür zu bieten, daß es je wieder ernstlich in die verfassungsmäßige Bahn zurückkehren kann.

Prüft man unbefangen das Verhalten der Regierung seit dem Schlusse der vorjährigrn Session, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß es ihr überhaupt nicht darum zu thun ist, eine Verständigung mit dem Abgeordnetenhause zu suchen. Läge es wirklich in ihrer Absicht, in der Militär- und Budgetfrage der Volksvertretung annehmbare Vorschläge zu machen, so würde sie gewiß nicht dulden, daß die ministeriellen und die von ihr abhängigen Blätter tagtäglich die schwersten Anklagen gegen das Abgeordnetenhaus schleudern. In welchem Lichte erscheinen ihre schönklingenden Friedensversicherungen, wenn man zurückblickt auf die Reihe von Maßregelungen, welche sie gegen verfassungstreue, meist dem linken Centrum angehörige Beamte verhängt hat. Gerade in dieser Kammerfraktion mußte sie die Anknüpfungspunkte für die Vereinbarung suchen, welche sie in der gegenwärtigen Session zu erstreben gesonnen wäre. Und was soll man von den angeblichen Versöhnungsversuchen halten, wenn man sieht, wie die Gereiztheit und Erbitterung unabläßig durch den sich mehrenden verhängnißvollen Einfluß der Junkerpartei und durch Maßregeln geschürt wird, mit denen die Regierung Alles in der Welt eher erreichen kann, als den Zweck, den sie dabei im Auge hat.

Der Landtag war kaum aus einander gegangen, als man dem sogenannten preußischen Volksverein mit seinen Loyalitätsdeputationen die „wahre Volksvertretung“ in Scene setzen ließ, um die Welt und sich selber über die wahre Lage zu täuschen. Die Ergebenheitsadressen mit ihren rohen Wuthausbrüchen gegen das Abgeordnetenhaus, mit ihren maßlosen Lobpreisungen des patriarchalischen Absolutismus, mit ihren frechen, Gesetz und Verfassung untergrabenden Theorien vom göttlichen Recht hat man zuerst künstlich hervorgerufen, dann gefördert und beifällig aufgenommen. Bis in die untersten Schichten der Bevölkerung stieg man hinab, um durch diese reaktionäre Agitation, die doch geflissentlich auf die Herstellung der Adelsprivilegien und der alten Ständeunterschiede ausgeht, die Meinung des Landes zu fälschen. Nie ist der Name des Königs so gemißbraucht, nie mit so ehrlicher Miene und unter dem Ausdruck der edelsten Gefühle so wahrhaft frech geheuchelt worden. Es ist, als ob man blos aus feigem sophistischen Calkül darauf ausging, die Ehre der Krone bloszustellen, um sie hinterher als eine „verletzte“ darstellen und aus ihrer angeblichen Verletzung einen Vorwand zu Repressalien gegen die Volksvertretung schmieden zu können.

War etwa die Einberufung der Provinziallandtage ein geeignetes Mittel, um das künftige Friedenswerk einzuleiten? Wozu man dieselbe benutzen wollte, ging schon aus der Denkschrift hervor, mit welcher die Regierung den Schwerinschen Kreisordnungs-Entwurf den Provinziallandtagen vorlegte, obschon diese gar nicht zur Begutachtung von allgemeinen, für den ganzen Staat bestimmten Gesetzen berechtigt sind. Aus allen Sätzen und Stylwendungen dieses Akten-

stückes fühlte man deutlich heraus, daß die Regierung an die alte ständische Verfassung sich anlehnen will, um desto besser gegen die konstitutionelle Volksvertretung Front machen zu können. Die Maßregel hatte aber noch einen anderen Zweck: die Provinziallandtage sollten dem Adressensturm der Kreuzzeitungspartei einen gewissen Rückhalt geben. Allein trotz ihrer durchaus feudalen Zusammensetzung haben sich selbst die Provinziallandtage geweigert, den großen Theatercoup der Junkerpartei ausführen zu helfen, mit einziger Ausnahme des Pommerschen, der unter Protest der meisten städtischen Abgeordneten die bekannte Musteradresse geliefert hat. Und so hat denn sogar die Kreuzzeitung nicht umhin gekonnt, das gänzliche Fiasko der Loyaldemonstrationen einzugestehen.

Glaubt man den öffentlichen Geist zu versöhnen, dem tiefgekränkten Rechts- und Ehrgefühl des preußischen Volkes Genüge zu thun, wenn man durch eine drakonische Anwendung der Preßgesetze den liberalen Blättern Schweigen auferlegt, wenn man den ehrenwerthen Richterstand, der mit der strengsten Unparteilichkeit die Justiz handhabt, den schamlosen Verdächtigungen der feudalen Lästerungen preisgibt. Was auch von Zeit zu Zeit über die angebliche „Friedensmission" des Herrn v. Bismarck verlauten möge, seine Maßregeln, das Sturmlaufen gegen die Verfassung, die reaktionären Umtriebe und Wühlereien, welche die Regierung direkt oder indirekt verschuldet, haben in der ganzen Welt die Ueberzeugung angeregt, daß das Ministerium den sogenannten Waffenstillstand benutzt, um mit Hülfe der Kreuzzeitungspartei die Brücke der Versöhnung abzubrechen und eine Lage zu schaffen, welche geeignet wäre, durch ihre Unerträglichkeit den Widerstand des Landes zu spalten oder gänzlich zu erdrücken.

Wir wissen nicht, ob der Herr Ministerpräsident noch immer der Ansicht ist, daß man den Konflikt nicht tragisch nehmen müsse. Er scheint von dem Ernst, mit welchem seit einem Jahrzehnt das Bewußtsein in Preußen sich entwickelt hat, nicht die leiseste Ahnung zu haben. Wenn er sich aber mit der Hoffnung schmeichelt, daß es ihm gelingen werde, die Opposition müde und mürbe zu machen, so täuscht er sich gründlich sowohl über die Lage der Regierung, die sich im weiteren Verlaufe der Krisis immer ausschließlicher auf die Feudalpartei wird stützen müssen, wie über die moralische Kraft und die geduldige mannhafte Ausdauer des für seine wichtigsten Rechte und Interessen kämpfenden Bürgerthums. Weder das Volk noch seine Vertreter werden sich aus der festen gesetzlichen Stellung drängen lassen, die sie einer budgetlosen Regierung gegenüber einnehmen, und die letztere wird es bald fühlen, daß der Theil, welcher Steuern, Kredit und außerordentliche Mittel bedarf, auf die Dauer immer schwächer ist als der, welcher sie zu geben hat. So viel wenigstens scheint Herr v. Bismarck schon einzusehen, daß die Leitung des Staates doch etwas anderes sei als die Leitung einer Partei oder Kammerfraktion, daß die Interessen des einen weit über die der anderen hinausgreifen, und daß auch eine Parteiregierung nicht vermöge, den Staat in der Partei aufgehen zu lassen. Er wird sich selbst über kurz oder lang auf die Einhaltung mittlerer Bewegungslinien angewiesen sehen, wie sehr er auch im Sinne der Reaktion und des

Absolutismus vorzugehen geneigt sein mag. Die faktische Verwicklung der Militärfrage ist freilich eine solche, daß sie, wenn man selbst von beiden Seiten mit wirklichem Entgegenkommen an ihre Lösung ginge, in den Einzelheiten immer noch große Schwierigkeiten bieten würde. Statt dessen hat aber die Regierung, wie wir sahen, durch ihre Maßnahmen und durch die Art, wie sie der reaktionären Agitation entgegengekommen ist, den Konflikt verschärft nnd die Volksvertretung gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Thätigkeit in gegenwärtiger Session mit einem Protest gegen die Täuschungen der treubündlerischen Loyalitätskomödie und gegen die damit verbundenen Angriffe auf ihre verfassungsmäßige Stellung zu beginnen. Unter diesen Umständen schwinden die Hoffnungen auf eine befriedigende Lösung des unseligen Konflikts immer mehr, der Bruch scheint unheilbar, das Ende der Krisis ist in unabsehbare Ferne gerückt.

Es liegt uns fern, in dem engen Rahmen dieses Artikel ein detaillirtes Bild der preußischen Zustände zu entwerfen. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Andeutungen über die Situation, wie sie sich seit dem Ausbruche der Krisis gestaltet hat.

Immer mehr sieht sich die Regierung isolirt, seitdem sie aus der konstitutionellen Bahn herausgetreten ist. Alles, was nicht der Fahne der Feudalpartei folgt, was nicht in Reaktion zu machen und jeglichem Regimente zu dienen bereit ist, wendet ihr den Rücken. Einsam steht sie auf dem Ruinenhügel des Absolutismus und Feudalismus, ringsum brausen die Wogen des modernen bürgerlichen Lebens, sie hört ihr Rauschen und erschrickt über den immer höher schwellenden Strom der Fortschritts- und Freiheitsideen. Durch Eindämmen und Aufstauen sucht sie der Bewegung Meister zu werden. Aber ihre Bemühungen scheitern an dem männlich ernsten Sinn, dem gesetzlichen Widerstand beinahe des ganzen Landes. Das Centrum des Widerstandes bildet das Bürgerthum, welches seiner Leporellorolle überdrüssig, nicht länger den Mächten der Vergangenheit dienstbar sein will. Stark im Bewußtsein seiner Kraft und seines guten Rechts, kämpft es mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die Koalition der Volks- und Verfassungsfeinde an, und es wird, darauf kann man sich verlassen, die Waffen nicht eher niederlegen, bis die feste Burg der Feudalpartei mit sammt den Adelsprivilegien der hohen Staatsämter und der Offizierstellen gefallen ist. Daß dieser frischaufstrebenden Macht, die mit einem bedeutenden Aufwand von geistigen und materiellen Mitteln in den Kampf für die Verfassung eintritt, mit den gewöhnlichen reaktionären Maßregeln nicht beizukommen ist, davon wird sich die Regierung sehr bald überzeugen.

Aus der unheilvollen Spannung zwischen der Regierung und dem Lande erklären sich ganz einfach die Schwierigkeiten der inneren Lage. Den Schwerpunkt derselben bildet noch immer die Militär- und Budgetfrage. Die Regierung ist entschlossen, an der einseitig unternommenen Reorganisation des Heeres festzuhalten, trotzdem das Volkshaus sich weigert, die erforderlichen Geldmittel zu bewilligen. Neun Zehntel der gesammten Bevölkerung unterstützen die Abgeordneten in ihrem Widerstande gegen eine Einrichtung, deren technische Vor-

züge zweifelhaft, deren Ziele verdächtig, deren nachtheilige Folgen in politischer und wirthschaftlicher Hinsicht unberechenbar sind. Dennoch fährt die Regierung fort, die nichtbewilligten Mehrausgaben zu leisten, unter dem nichtigen Vorwande, daß das konstitutionelle Budgetrecht des Abgeordnetenhauses eine Lücke habe. Sie verschmäht es, die Hand zu einer Ausgleichung zu bieten, mit dem mageren Zugeständniß der gesetzlich fixirten, oder auch nur der faktischen Dienstzeit vor die Kammer zu treten. Von einem weiteren Entgegenkommen dieser letzteren kann unter solchen Umständen keine Rede sein. Dagegen zeigt sich in den höchsten Hof- und Regierungskreisen das unholde Bestreben, den reaktionären Angriffen auf die verfassungsmäßige Volksvertretung allen möglichen Vorschub zu leistin. Was Wunder, wenn der Glaube, als habe sich die Regierung der Junkerpartei in die Arme geworfen, um unter deren Beistand, soweit es die veränderten Zeitumstände gestatten, die Herrschaft des Absolutismus über das ganze Land und der ständischen Adelsprivilegien in den einzelnen Kreisen wiederaufzurichten, im Volke immer mehr Eingang findet. Was Wunder, wenn die Abneigung und das Mißtrauen gegen die jetzigen Gewalthaber mit jedem Tage höher steigen. Die Stärke einer Regierung wurzelt in dem Vertrauen des Landes. Mißtrauen gebiert Schwäche im Inneren und Machtlosigkeit nach Außen. Unter allen modernen Staaten ist aber Preußen am wenigsten in der Lage, ein kleinlich selbstsüchtiges, volksfeindliches, bureaukratisches, saft- und kraftloses System, das sich nur auf die Bajonette und den Egoismus der Junker stützen kann, auf die Dauer zu ertragen.

Die Folgen eines solchen Zustandes können nicht ausbleiben. Sie werden zunächst das Land treffen, aber früher oder später mit der zermalmenden Wucht des richtenden Schicksals auf die eigentlichen Urheber zurückfallen. Schon jetzt beginnt die Krisis ihre verderblichen Wirkungen zu äußern. Der Stillstand der Gesetzgebung, die Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse, der budgetlose Zustand, die räthselhaft dunkeln Pläne der Regierung, das Rütteln an der Verfassung, die Wühlereien und Hetzereien der Feudalpartei geben der herrschenden Aufregung und Erbitterung fortwährend neue Nahrung, wodurch Lähmungen der moralischen und wirthschaftlichen Volkskräfte, Stockungen im Geschäfts- und Verkehrsleben verursacht werden. Sollte sich die Krisis, wie es ganz den Anschein hat, noch lange hinschleppen, so werden die bösen Folgen lawinenartig anschwellen. Daß die Regierung zuletzt am meisten darunter leiden würde, ist wohl kaum zweifelhaft.

Wenden wir den Blick von den trostlosen inneren Verhältnissen auf die äußere Lage, so begegnen wir dem Groll und der Entrüstung aller derjenigen, die es redlich meinen mit Preußen und groß denken von seinem deutschen Beruf; dem Hohn, der Schadenfreude, der Geringschätzung seiner zahlreichen großdeutschen und Würzburger Gegner. Alle Parteien in Deutschland sind längst darüber im Klaren, daß das politische System Preußens unter der Herrschaft der Feudalpartei, selbst wenn einer ihrer ehemaligen parlamentarischen Heißsporne, dem allerlei großpreußische Arrondirungspläne vorschweben, am Ruder steht, nur ein kleinliches, dürftiges, undeutsches sein kann. Kein Mensch

glaubt an den Beruf des Herrn von Bismarck, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen, und was die Idee betrifft, als könne es unter seiner Verwaltung zu einem gewaltsamen Vorgehen in der deutschen Verfassungsfrage kommen, so wird sie überall als ein leeres Hirngespinnst verlacht. Während aber der Ruf seiner Hinneigung zu einer russisch-französischen Allianz von den Gegnern ausgebeutet wird, um den Preußenhaß zu schüren, sehen wir Herrn v. Bismarck sich förmlich beeifern, durch die barsche Abweisung aller Sympathien und die Berufung auf „Eisen und Blut" Preußen vollständig zu isoliren. Es wird aus dieser Isolirung nicht eher wieder heraustreten, als bis seine inneren Schäden geheilt sind. Bis dahin werden aber die Erfahrungen, welche es unter dem jetzigen Regime macht, in allen Volkskreisen die Ueberzeugung befestigen, daß nur auf dem Wege der inneren Freiheit zur nationalen Einigung durchzudringen ist.

Wir haben bereits auf die Pläne hingewiesen, welche man mit Recht oder Unrecht Herrn v. Bismarck zuschreibt. Sie sind offenbar darauf berechnet, durch eine große und glänzende Bewegung nach außen die inneren Schäden in Vergessenheit zu bringen und die Krone aus den Verlegenheiten der selbstgeschaffenen Lage zu reißen. „Der König, belehren uns officiöse Federn, bedarf einer starken, wohlgeübten Armee, theils gegen innere Feinde, theils zu Annexionen in Deutschland, wozu man jede Gelegenheit benutzen, ja herbeiführen muß." Wir lassen diese hochfliegenden Pläne auf sich beruhen und sehen uns nach den Erfolgen um, welche Herr v. Bismarck bisher auf dem Gebiete der auswärtigen Politik errungen hat. Da müssen wir vornweg erklären, daß von einer großen und glänzenden Aktion nichts zu merken ist. Herr v. Bismarck hat seine deutsche Politik mit einem dürftigen Protest gegen das österreichisch-mittelstaatliche Projekt einer Delegirten-Versammlung inaugurirt. Es liegt uns fern, ihm Thaten auf dem Gebiete der Bundesreform zuzumuthen. Die deutsche Reform ist bis auf Weiteres sistirt, und zwar gleichzeitig mit den inneren Reformen in Preußen. Das feudale Ideal der deutschen Einigung, wie es dem Ministerium Bismarck vorschweben mag, besteht in der einmüthigen Handhabung der Bundestagspolizei durch Oesterreich und Preußen. Der Ausführung dieses Ideals stehen jedoch bei der zur Zeit herrschenden gereizten Stimmung zwischen den Regierungen dieser beiden Staaten sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen, und da man sich in Berlin denselben nicht gewachsen fühlt, so behilft man sich vor der Hand mit leeren Protesten gegen alle beabsichtigten Aenderungen der Bundesverfassung.

Wenn Herr v. Bismarck den preußenfeindlichen Agitationen gegenüber mit Entschiedenheit an dem deutsch-französischen Handelsvertrage festhält, so handelt er nur wie jeder andere Staatsmann, der nicht geradeswegs auf die Mediatisirung oder den politischen Selbstmord Preußens ausginge, in seiner Lage handeln würde. Was ferner sein Verhalten in der kurhessischen Angelegenheit betrifft, so konnte er unmöglich die Impertinenz gegen Preußen, welche das Vorgehen des kasseler Hofes gegen die kurhessischen Stände in sich schloß, ruhig hinnehmen und mit stoischem Gleichmuth ertragen. Ueberdieß mußte es ihn

in hohem Grade verdrießen, daß man gerade die Budgetfrage zum Vorwand nahm, um seiner Verwaltung Verlegenheiten zu bereiten und die Inkonsequenz einer Politik, die in Kassel durchsetzen will, was dem eigenen Lande gegenüber verweigert wird, ins hellste Licht zu stellen. Der Inhalt seiner Depesche an den Vorstand des kurfürstlichen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten entsprach dem Unmuth, welchen das Betragen des Kurfürsten in den berliner Hof- und Regierungskreisen erregt hatte. Vor dieser Stimmung schwand das gewichtige Bedenken, daß man sich in einen heillosen Widerspruch verwickelte, daß man sich selbst ins Gesicht schlug, wenn Herr v. Bismarck in Kurhessen nachdrücklich gegen einen budgetlosen Zustand auftrat, den man selber in Preußen herbeigeführt hatte und auf unbestimmte Zeit fortbestehen läßt. Vielleicht glaubte Herr v. Bismarck, daß eine muthvolle auswärtige Politik ihn in den Stand setzen würde, dem Abgeordnetenhause die Annahme des neuen Wehrsystems abzugewinnen. Hoffentlich hat ihn die kalte Gleichgültigkeit, welche das Publikum auch nach der raschen Erledigung der kurhessischen Angelegenheit an den Tag legt, eines Besseren belehrt. Mehr als alles Andere weist sie auf den inneren Zwiespalt hin, denn unter anderen Voraussetzungen wäre die Regierung bei ihrem Vorgehen gewiß nicht isolirt geblieben. Aber das preußische Volk will erst seine eigenen Rechte sicher gestellt sehen, bevor es sich um die Rechte seiner Nachbarn kümmert. Der schnell errungene Erfolg in Kurhessen wird überdies, so lange dort sonst Alles unverändert bleibt und sogar das nichts weniger als preußenfreundliche Ministerium sich im Amte erhält, nur ein vorübergehender und zweifelhafter sein, und kann in keinen größeren politischen Zusammenhang gebracht werden.

Betrachten wir endlich den gegenwärtigen Stand der schleswig-holsteinschen Sache, so gewährt es einen gewissen Trost, daß die Ansprüche der Herzogthümer auf Selbstständigkeit und auf gleiches Recht mit dem Königreich die Anerkennung Europas gefunden haben. Diesen Erfolg verdanken wir aber keineswegs dem Herrn v. Bismarck, sondern seinem Amtsvorgänger Grafen Bernstorff, der den Kernpunkt der ganzen Frage, das Verhältniß Schleswigs zu Holstein, rückhaltlos dargelegt hat. Von einer endlichen Erledigung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit kann freilich keine Rede sein, so lange nicht die Vereinbarungen von 1851 und 1852, welche die Rechte der Herzogthümer gewahrt haben, zur Ausführung gelangen. Aber es ist klar, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen an eine solche Wendung nicht gedacht werden kann. Kein Verständiger hegt jetzt die Erwartung oder den Wunsch, daß die Entscheidung des langen Streites durch die Waffen herbeigeführt werde. Es liegt im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands, daß sie verschoben wird, bis in Preußen eine bessere Zeit angebrochen ist. Unter dem jetzigen Regime kann es sich nur darum handeln, in den Herzogthümern einen erträglichen Status-quo zu erlangen. Dazu bedarf es aber keiner militärischen Demonstrationen, keiner kriegerischen Machtentfaltung, die doch nur den Zweck hätte, die Erhöhung der Militärkosten zu rechtfertigen und die Volksvertretung zur Deckung der Reorganisationskosten zu zwingen.

Soviel über die Leistungen des Herrn v. Bismarck auf dem Felde der deutschen Politik. Sie sind mager genug und entsprechen durchaus nicht den Erwartungen oder Befürchtungen, die sein interessantes Debut in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses erregt hatte. In dieser mit allerlei pikanten Einfällen starkgewürzten Antrittsrede äußerte bekanntlich Herr v. Bismarck unter Anderem: „Bei der geographischen Situation, welche die Wiener Verträge uns geschaffen haben, bei seinen Grenzverhältnissen sei Preußen genöthigt, auf feinem schmalen Leibe eine sehr schwere Rüstung zu tragen; von jeher sei es außerdem preußische Tradition gewesen, stark gerüstet zu sein, um diese Rüstung in günstigen Momenten gleich vorzufinden und zu verwenden.“ Und da er gerade deshalb den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses widerstrebt, weil dieses die Rüstung kleiner machen will, so hat man aus seinen Worten gefolgert, daß es in seinem Plane liege, den Leib größer zu machen. Man hat ihm sogar die Ehre angethan, ihm in Deutschland eine Rolle zuzuschreiben, ähnlich der, welche Cavour in Italien gespielt hat. Aber Herr von Bismarck ist so wenig ein „deutscher Cavour,“ als sein Herr ein deutscher Viktor Emanuel ist. Wir haben durchaus keine Ursache, uns darüber zu grämen. Wir Deutsche bedürfen weder eines Cavour, noch eines Viktor Emanuel. Was uns fehlt, ist ein Nationalparlament, das den Willen und die Macht hat, auf der Rechtsgrundlage der Reichsverfassung von 1849 die konstitutionelle Bundesstaatsordnung aufzubauen.

Den Verehrern des Herrn von Bismarck kann man nur rathen, von der auswärtigen Politik ihres Meisters sowenig Aufhebens als möglich zu machen. Es genügt der einfache Hinweis auf die Rolle, welche Preußen gegenwärtig unter den Großmächten spielt, um sofort ihre Prahlereien Lügen zu strafen. Und sie selbst können es sich unmöglich verhehlen, daß die Lage der Dinge in Preußen sich für nichts weniger eignet, als für ein entschiedenes Vorgehen in den Fragen der europäischen Politik. Aber Herr v. Bismarck gehört nun einmal zu jenen Staatsmännern, die sich durch ihren Ruf, ihre Stellung und die Aufgabe, welche sie übernommen haben, persönlich verpflichtet fühlen, unter allen Umständen wenigstens den Schein einer gewissen planmäßigen und konsequenten Thätigkeit zu erregen. Wie er mit leerem Wortkram und eiteln Selbsttäuschungen über die Schwierigkeiten der inneren Lage hinwegzukommen sucht, so benutzte er Anfangs den Schein eines Einverständnisses mit Frankreich, um sich der Sorge um die Verwickelungen der europäischen Situation zu entschlagen. Es war ihm weniger um das Zustandekommen der französischen Allianz zu thun, als darum, daß man an sein Einverständniß mit dem Tuilerienkabinet glaube und sich davor fürchte. Wir erinnern an die Episode seiner letzten Anwesenheit in Paris, an die auffallende Weise, wie damals sein Abschiedsbesuch beim Kaiser der Franzosen in Scene gesetzt wurde, an die officiöse Ausposaunung seiner vertraulichen Unterredungen mit Louis Napoleon und dem Minister Drouyn de Lhuys. Und er versäumte nicht, das scheinbare Einvernehmen mit Frankreich vor den Augen der Welt gewissermaßen zu konstatiren, indem er sich der neuesten reaktionären Schwenkung der Napoleonschen Politik in der italienischen

Frage anschloß. Will man dieses Verhalten mit der Rücksicht auf die innere Krise des Staats entschuldigen, so haben wir dagegen nichts einzuwenden. Aber auf keinen Fall kann es als Beweis einer selbständigen preußischen Politik, oder gar als Beispiel einer großen und glänzenden Aktion angeführt werden*).

Wir schließen unsere Betrachtungen mit der Frage: welches ist das Ziel, das die preußischen Staatslenker sich gesteckt haben? Wir sehen, daß sie unter Anspannung aller Kräfte das Staatsschiff rückwärts zu steuern suchen, daß sie, wie weiland Manteuffel-Westphalen, beinahe willenlos den Inpulsen folgen, welche sie von der Feudalpartei empfangen. Die Maßregelung der liberalen Presse, die Purifikation des Beamtenthums, die Anlehnung an die ständische Verfassung, es sind die alten bekannten Mittel der Reaktion, mit denen man wohl vorübergehend eine gewisse Wirkung hervorbringen kann, die aber nimmermehr zum Ziele führen, so lange die Grundlagen der Verfassung fortbestehen. Will man auch diese beseitigen? Wir wissen es nicht. Aber wir stehen nicht an, einen Ausspruch Chateaubriands, den er im März 1830 zunächst mit Rücksicht auf Frankreich gethan, auf die gegenwärtige Situation Preußens anzuwenden. „Jede Revolution von unten — so lauten die Worte — ist heute unmöglich, aber sie kann von oben kommen; sie kann ausgehen von einer Regierung, die sich in ihren Systemen verirrt, und die ihr Land und ihr Jahrhundert nicht kennt." Die ungesetzliche Organisation des Heerwesens, die Lückentheorie mit sammt der budgetlosen Staatsverwaltung sind Verirrungen, gleichviel ob im Geiste des absolutistischen oder des konstitutionellen Systems regiert wird. Und heißt es nicht die Zeit und ihre Bedürfnisse verkennen, wenn man den feudalen Agitationen gegen die konstitutionelle Staatsordnung allen möglichen Vorschub leistet? Wohin würde man gerathen, wenn man die bestehende Verfassung nicht mehr achten wollte? Daß sie eine Nothwendigkeit für das Land wie für die Regierung ist, weil ohne sie der moderne bürgerliche Staat nicht regiert werden kann, lehrt die preußische Verfassungsgeschichte auf jeder Seite. Man verkennt die realen Verhältnisse, man setzt die Achtung aus den Augen, welche man dem Staatsgrundgesetz schuldet, wenn man an seinen wichtigsten Bestimmungen deutelt und dreht. Von solcher heimlichen Mißachtung zur offenen Verletzung ist nur ein Schritt. Aber „man verletzt die Gesetze nie ungestraft; und wenn die Regierung auch stark genug wäre sich einen Augenblick über das Grundgesetz zu stellen, einen vorübergehenden Vortheil zu erringen: so würde sie doch ihre kostbarsten Interessen für eine mehr oder minder entfernte Zukunft blosstellen." Diese beherzigenswerthen Worte schrieb 1830 Guernon-Ranville, der Kollege Polignac's, einer von den Staatsstreichministern unter Karl X.

(Schluß folgt.)

---

*) Der Artikel ist geschrieben vor dem Bekanntwerden der preußisch-russischen Konvention vom 8. Februar. Wir werden auf den heillosen Versuch, Preußen in die berüchtigte Interventionspolitik der weiland heiligen Allianz hineinzudrängen, in unserem nächsten Artikel zurückkommen.

Die neuesten Forschungen und Resultate der Elektrizität, des Magnetismus und Galvanismus.

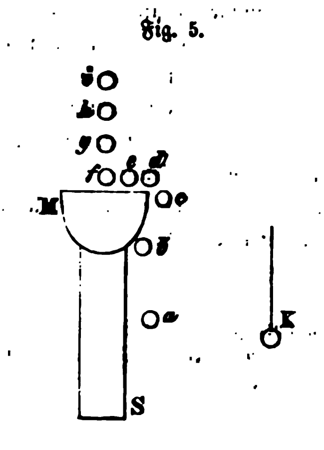
Von

J. Schucht.

(Fortsetzung)

Die Elektrisirung durch Induktion bei dielektrischen Körpern erfolgt auch in krummen Linien.

Als dielektrische Körper bezeichnet Faraday diejenigen, welche wir gewöhnlich Nichtleiter nennen; nämlich Schellack, Siegellack, Harz u. A. Um zu beweisen, daß die Induktionen auch in krummen Linien vorsichgeht, construirte Faraday folgenden Apparat, beschrieben in seinem Experimental-Researches:



Auf einen, am oberen Ende ausgehöhlten Schellackcylinder S stellte er eine metallene Halbkugel M in Fig. 5; hierauf rieb er die obere Hälfte des Cylinders mit einem Flanelltuch, wodurch er mit negativer Elektrizität geladen wurde; dann berührte er die Halbkugel M mit dem Finger, um die durch Induktion von ihrer Oberfläche entwickelte negative Elektrizität abzuleiten. Mit der kleinen, an einem isolirten Stabe befindlichen Kugel K berührte er nach einander die Stellen a, b, c, d, e, f, g, h, i, und hielt sie nach jeder Berührung in Coulombs Drehwage, worauf sich ergab, daß sie mit

positiver Elektrizität geladen, weil die Schellackstange negativ war. Es versteht sich von selbst, daß die kleine Kugel nach jedem Experiment entladen werden muß; auch wird die Halbkugel mit der Erde in Verbindung gesetzt. Hatte die kleine Kugel die bei a, b und c bezeichnete Stelle, so konnte die Induction durch die Luft in gerader Richtung erfolgen; aber bei der Stellung d, e, f, g, h und i konnte sie nicht durch die Halbkugel wirken, weil diese mit der Erde in Verbindung stand, sondern mußte um den Cylinder herum in krummen Linien influiren. Die kleine Kugel hatte in ihren verschiedenen Stellungen folgende Elektrizitätsmengen, welche durch ihre Spannungen in der Wage also bezeichnet werden:

In c entspricht die Spannung			. .	112°
„ d	„	„	„ . . .	108
„ e	„	„	„ . . .	65
„ f	„	„	„ . . .	35
„ g	„	„	„ . . .	87
„ h	„	„	„ . . .	105
„ i	„	„	„ . . .	98

Hieraus ergibt sich, daß die Induktion in krummen Linien, welche bei d beginnt, schwächer ist, als die in geraden Linien bei a, b und c. Sie vermindert sich von d bis f, wächst aber von da an bis h, wird aber über h und i hinauf immer schwächer, je weiter man die kleine Kugel von der großen Halbkugel entfernt.

Setzt man auf den durch Reibung elektrisirten Schellackcylinder ein mit Schellackfirniß überzogenes Glas, gefüllt mit rectificirtem Terpentinöl, hält dann die kleine Kugel in das Terpentinöl und dann über die Oberfläche desselben, so wird sie ebenso durch Induction mit positiver Elektrizität geladen, weil der Schellackcylinder negativ war. Auch hier mußte die Induktion nur in krummen Linien erfolgen. Faraday gibt noch verschiedene andere Experimente, die ich hier nicht citiren will, wohl aber seine Resultate über das Induktionsvermögen dielektrischer Körper und deren Molekularzustand während der Induction.

Er bewies durch Experimente, daß bei gleicher Entfernung die Induction durch Schellack hindurch mit größerer Intensität erfolgt als durch Luft; und daß bei derselben Dicke die isolirenden oder dielektrischen Körper ein ungleiches Inductionsverhältniß zeigen. Die einfachen oder zusammengesetzten Gase haben gleiche Induktionskapacität, welche unabhängig ist von der Temperatur und dem Druck des Gases. Wird das Induktionsvermögen der Luft als Einheit angenommen, so verhalten sich die Fähigkeiten folgender Stoffe: Atmosphärische Luft = 1,00. Walrath = 1,45. Glas = 1,76. Schellack = 2,00. Schwefel = 2,24. Eine etwas modificirte Skala stellt Harris auf: Atmosphärische Luft = 1,00. Harz = 1,77. Pech = 1,80. Bienenwachs = 1,86. Glas = 1,90. Schellack = 1,95. Doch ist die Differenz nicht groß. Nach Faraday haben Terpentinöl und Steinöl größeres Induktionsvermögen als die Luft. Krystallisirte dielektrische Körper zeigen in allen Richtungen dasselbe Induktionsvermögen.

Hören wir nun Faraday's Theorie: Jedes wägbare Atom, welches auch seine Beschaffenheit sei, wird in der Nähe eines elektrischen Körpers polarisirt; die beiden Hälften derselben treten in entgegengesetzte Spannung, so daß das ungleichnamige Fluidum auf der dem inducirenden Körper zugewendeten, das gleichnamige auf der abgewendeten Seite erscheint. Stellt man einen elektrisirten Körper in die Nähe eines sich im neutralen Zustande befindlichen, so werden die Atome des letzteren, welche dem elektrisirten zunächst gegenüber stehen, also polarisirt, als ständen sie allein. Diese nun zuerst polarisirte Schicht wirkt durch Induktionen auf die zweite, deren Atome dadurch ebenfalls polarisirt werden und auf die dritte influiren u. s. w. Auf diese Art polarisiren sich alle Atome, so daß stets zwei nebeneinander befindliche sich mit ihren ungleichnamigen Polen gegenüberstehen, wie uns folgendes Beispiel zeigt: + · — + · — + · — + · — + · — Es versteht sich, daß man vorstehende Punkte als zusammengedrückte aneinanderliegende Atome eines Körpers betrachten muß.

In Metallen gleichen sich die ungleichnamigen Elektrizitäten zweier aneinanderliegender polarisirten Schichten schneller aus, als bei Harzen; daher verschwindet die Polarität im Inneren, erscheint aber auf der Oberfläche, so daß der Körper zwei entgegengesetzte Pole repräsentirt, wie uns die Cylinder bei Nr. 1 und 2 zeigen. Bei Nichtleitern (Harzen) werden die Atome ebenso polarisirt, aber die Elektrizität kann sich hierin nicht so schnell fortpflanzen wie bei Leitern, so lange die Atome nicht überladen werden, halten sie das empfangene Quantum fest. Man kann sagen, die Elektrizität hat größere Zuneigung zu den Harzen als Metallen, deshalb verweilt sie länger auf oder in deren Atomen. So lange der Einfluß eines elektrisirten Körpers dauert, so lange währt auch der Polarzustand sämmtlicher Atome des dielektrischen Körpers. Demzufolge hängt der Spannungsgrad, welchen die Atome eines der Induction unterworfenen Körpers erlangen können, hauptsächlich von dem Widerstande ab, welchen die Elektrizität bei ihrem Durchgange durch die Atome zu überwinden hat. Bei den Metallen ist dieser Uebergang schnell, langsamer schon bei den Metalloxyden und trocknen organischen Materien; erstere sind gute Leiter, letztere nur Halbleiter. Schellack, trockenes Glas, Schwefel, Siegellack u. v. a. gestatten der Elektrizität nur sehr schwer und langsam den Durchgang und die Verbreitung auf der Oberfläche; deshalb nennt man sie Nichtleiter oder Isolatoren. Daß wirklich die Atome dielektrischer Körper durch den Einfluß eines elektrisirten Körpers polarisirt werden, hat Faraday und Matteucci durch folgendes Experiment bewiesen: In einem länglichen Glaskasten mit Terpentinöl gefüllt, wirft man kleine Stücke eines Seidenfadens oder auch verschiedene pulverförmige Körper und läßt dann einen elektrischen Strom durchziehen, indem man eine Elektrisirmaschine entladet. Sobald der Strom durch das Terpentinöl zieht, ordnen sich die Bandstückchen und pulverförmigen Körper in einer geraden Linie aneinander und bilden so lange eine Kette, als der Strom dauert. Versucht man sie durch ein Glasstäbchen zu trennen, so leisten sie sogar Widerstand; sobald aber der elektrische Strom unterbrochen wird, trennen

sie sich von selbst. Hieraus ergibt sich, daß die Atome eines dielektrischen Körpers in der Nähe eines elektrisirten sich in einem ähnlichen Zustande befinden, wie die Atome eines Eisenstabes, der von einem Magnet magnetisirt wird. Faraday sagt: „Die Theilchen eines dielektrischen Körpers können in diesem Falle verglichen werden mit einer Reihe von kleinen Magnetnadeln, oder genauer mit einer Reihe kleiner isolirter Leiter". Als Hauptresultat dieser Experimente ergibt sich, daß ein mit positiver oder negativer Elektrizität geladener Körper durch die Luft oder durch eine andere dazwischen befindliche dielektrische Substanz auf die ihn zunächst stehenden Leiter inducirend einwirkt und eine gleiche und entgegengesetzte Ladung darauf erzeugt. Diese Einwirkung erfolgt durch die Luft und durch dielektrische Körper in geraden und krummen Linien. Ein Leiter bewahrt deshalb die auf seiner Oberfläche empfangene oder auf ihn erzeugte Elektrizität nur an seiner Außenseite, weil sie hier durch die entgegengesetzte Spannung der Luft oder der anderen dielektrischen Körper, mit welcher die Außenseite in Berührung steht, erhalten wird, denn die Luftatome leisten Widerstand und da sie entgegengesetzt elektrisirt sind, so halten sie das Fluidum auf der Oberfläche des Leiters fest. Der positive und negative elektrische Zustand der Materie ist nicht der naturgemäße, beständige, sondern nur ein vorübergehender; die beiden Fluida sind getrennt, in Spannung versetzt und streben, sich durch gegenseitige Anziehung wieder zu vereinigen, die Spannung auszugleichen; sobald dies geschehen, verhalten sie sich neutral. Eine massive metallene Kugel bewahrt deshalb die empfangene Elektrizität auf der Oberfläche, weil sich das Fluidum zu schnell durch die inneren Atome fortpflanzt und diese den polaren Zustand nicht dauernd erhalten können und weil, wie schon bemerkt, die äußere entgegengesetzt polarisirte atmosphärische Luft das auf der Kugel haftende Fluidum nicht so leicht entfliehen läßt. Ist die Oberfläche der Kugel positiv elektrisch, so ist die umgebende Atmosphäre negativ und umgekehrt. Aber selbst wenn die Atmosphäre und der Leiter gleichnamig polarisirt sind, so wirkt ersterer rund um die Kugel herum abstoßend und verhindert daher auch in diesem Falle das Entweichen der Elektrizität von dem Leiter, vorausgesetzt, daß die Luft trocken genug ist, denn nur in diesem Zustande ist sie dielektrisch oder nicht leitend; mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft läßt die Elektrizität durchziehen, fast ganz wie die Metalle.

Höchst interessant sind aber Faraday's Versuche mit hohlen Kugeln. Er füllte eine solche mit Terpentinöl, isolirte dieselbe und setzte sie in Verbindung mit dem Conductor einer Elektrisirmaschine; hierbei zeigte die Kugel nur auf der äußeren Oberfläche Elektrizität. Darnach construirte er einen hohlen Würfel, dessen Wände aus einer leitenden Substanz bestanden; in sein Inneres, das mit Luft gefüllt blieb, brachte er einige sehr empfindliche Goldblättchen-Elektroskope. Dieser Apparat wurde isolirt, äußerlich mit einer Elektrisirmaschine verbunden und ihm dann eine solche starke Ladung gegeben, daß der Außenseite starke Funken entströmten; aber trotzdem zeigte die Luft und das Elektroskop im Inneren nicht das geringste Zeichen von Elektrizität. Die Ursache ist, daß die Atome der äußeren Luft durch Induction polarisirt werden und an

der äußeren Oberfläche der leitenden Hüllen die denselben mitgetheilte elektrische Ladung zurückhalten. Aber die Atome dieser Hüllen können wegen ihres Leitungsvermögens den polaren Zustand nicht bewahren und vermögen auch die inducirende Wirkung dieser Ladung nicht von außen nach innen zu übertragen. Die ganze Ladung bleibt auf die äußeren Schichten beschränkt und die inneren Gegenstände werden nicht in Spannung versetzt. Wohl aber wirkt eine in das Gefäß gebrachte Ladung auf dessen Außenseite. Faraday sagt: Nehmen wir an, daß eine hohle, im neutralen Zustande befindliche Metallkugel von 61—92 Centimeter Durchmesser in der Mitte des Zimmers isolirt, und daß ferner das Innere dieser Kugel mit sehr vielen kleinen Bläschen oder Körpertheilchen erfüllt sei, welche sämmtlich mit derselben oder mit verschiedenen Elektrizitäten geladen, aber voneinander sowohl wie von der Kugel isolirt sein mögen. In diesem Falle wird die inducirende Wirkung dieser Körperchen so stark sein, daß die äußere Oberfläche der Kugel (obwohl diese keine direkte Ladung empfing) bei der Annährung eines Leiters einen ebenso langen und ebenso kräftigen Funken gibt, wie wenn die algebraische Summe der Ladungen sämmtlicher inneren Theilchen auf die Kugel selbst übertragen wäre. Folgendes Experiment bestätigt dieses Resultat noch mehr: Ein hohler, mit Luft gefüllter Würfel wurde isolirt und durch dessen leitende Wände ein mittels einer Glasröhre isolirter Metalldraht geführt, der mit einer Elektrisirmaschine in Verbindung stand. Durch diesen Draht wurde die innere Luft des Würfels elektrisirt, worauf die äußeren Seiten desselben Elektrizität anzeigten. Danach verband man den Würfel mit der Erde, während man die Maschine noch im Gang erhielt; dann wurde der Draht entfernt und der Würfel isolirt, worauf dessen äußere Oberfläche keine Elektrizität mehr anzeigte. Dasselbe Resultat ward erlangt, wenn man das Innere mit Terpentinöl füllte und elektrisirte.

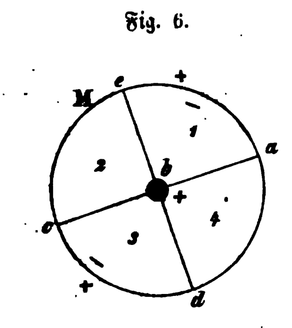
Die Elektrizität an der äußeren Oberfläche ist nicht durch ein Ueberfließen des Fluidums von innen nach außen bewirkt, sondern hauptsächlich die Folge der inducirenden Wirkung. Sobald ein Körper elektrisirt ist, influirt er durch Induktion auf die umgebenden Körper und versetzt sie in einen entgegengesetzten elektrischen Zustand. Die Ladung des ursprünglich elektrisirten Körpers und die durch Induction auf den umgebenden Körpern erzeugten Ladungen wirken wechselseitig aufeinander und ziehen sich an, weil ungleichnamige Pole sich gegenüberstehen. —

Concentrirung der Elektrizität durch Condensatoren.

Von allen elektrisirten Körpern strömt ein Quantum Elektrizität in die Atmosphäre, das um so größer wird, wenn dieselbe sehr feucht ist. Dieser Uebergang ist aber stärker bei Leitern als Nichtleitern. Das Ueberströmen der Elektrizität in die Luft, welches proportional mit der Intensität der Ladung an Stärke zunimmt, kann so beträchtlich werden, daß die Wirkung einer Elektrisirmaschine aufgehoben wird. Jeder Leiter kann nur mit einem bestimmten Quantum Elektrizität geladen werden, dieses Quantum ist seiner Größe und

Beschaffenheit proportional. Wird ein solcher Körper überladen, so läßt er das Plus sogleich in die Atmosphäre strömen und bewahrt nur das seiner Beschaffenheit gemäße Quantum. Jedoch auch dieses vermindert sich im Verlauf der Zeit durch Ueberströmen in die Atmosphäre. Eine andere Eigenschaft bieten uns aber die Nichtleiter oder dielektrischen Körper dar; sie vermögen nicht nur ein viel größeres Quantum Elektrizität zu fassen als die Leiter, sondern bewahren auch ihre empfangene Ladung viel länger. Vermöge dieser Beschaffenheit lassen sich damit Apparate construiren, welche auf verhältnißmäßig kleiner Oberfläche vermittelst der Induction sehr große Quantitäten Elektrizität zurückhalten können. Solche Apparate nennt man Condensatoren. Einer der gewöhnlichsten Condensatoren besteht aus einer hohlen, mit Luft gefüllten Metallkugel, die man isolirt aufstellt. Im Mittelpunkte hängt eine kleine, mit positiver Elektrizität geladene Kugel b. Durch Vermittelung der Luft erfolgt die Induction auf die Wände der Kugel M, die innere wird negativ und die äußere positiv elektrisch; jede der elektrischen Ladungen ist gleich derjenigen der inducirenden Kugel b; hat diese ein Quantum + Elektrizität gleich 12, so ist das Quantum negativer Elektrizität an der Innenseite der großen Kugel M gleich 12 und ebenso das positive Quantum der Außenseite; denn von beiden Fluida tritt stets das der inducirenden Kugel gleiche Quantum in Spannung. Verbindet man M mit der Erde, so verliert die Außenseite ihre ganze Elektrizität, die Innenseite behält aber ihre durch die inducirende Wirkung von b entwickelte und zurückgehaltene Elektrizität. Da bei den Kugeln die Induction in allen Richtungen gleichmäßig ist, so zeigt auch die Ladung an jeder Stelle gleiche Intensität. Ganz anders wird aber das Verhältniß, wenn man den Raum so theilt wie in Nr. 6 geschehen und 1 mit Schwefel, 2 mit Schellack, 3 mit Glas und 4 mit Luft füllt. Jetzt erzeugt die elektrisirte Kugel b ebenfalls gleiche Ladungen negativer und positiver Elektrizität auf der Innen- und Außenseite von M, ganz so wie vorher bei der bloßen Luftfüllung, aber die Vertheilung auf der Innenseite wird ungleich, sobald man die Außenseite von M durch einen Draht mit der Erde verbindet; sie verliert ihre positive Elektrizität und wird neutral, während die Innenseite noch das gleiche Quantum negativer Elektrizität bewahrt wie früher, aber sie ist in den vier Abschnitten ungleichartig. Das Inductionsvermögen des Schwefels ist größer als das des Schellacks, letzteres größer als das des Glases und dieses besitzt ein größeres Inductionsvermögen als die Luft, daher hat jeder Abschnitt ein verschiedenes Quantum Elektrizität, welche aber alle zusammen das frühere Quantum der Innenseite repräsentiren. Hieraus geht hervor, daß man den Totalwerth der inducirenden Kraft einer gegebenen elektrischen Ladung nicht abändern kann, wohl aber durch eingelegte dielektrische Körper eine ungleiche Vertheilung bewirken und einen größeren oder geringeren Theil des Fluidums nach

Fig. 6.



einer gewissen Richtung zu lenken und auf einer bestimmten metallischen Oberfläche zu konzentriren vermag. Die kondensirende Kraft wird um so größer, je größer die angewendeten Gefäße sind. Ein Condensator von Volta besteht aus einer Scheibe von Holz, deren Oberfläche mit Wachstaffet überzogen ist, und einer mit einer isolirenden Handhabe versehenen Metallplatte. Der Wachstaffet repräsentirt hierbei den dielektrischen Körper und verhindert die Vereinigung der auf den beiden Platten angehäuften ungleichnamigen Elektrizitäten. Die Metallplatte setzt man auf den Wachstaffetüberzug und verbindet sie mit einer Elektrisirmaschine, während die Holzscheibe mit der Erde verbunden wird. Die auf die Metallplatte geleitete Elektrizität verbreitet sich auf derselben und wirkt durch den Wachstaffet inducirend auf das Holz und hält an der oberen Fläche desselben eine entsprechende Ladung von entgegengesetzter Elektrizität zurück. Beide ungleichnamige Ladungen wirken aufeinander und die neu hinzugeleiteten Elektrizitätsmengen condensiren sich auf der Metallplatte so lange, bis die Spannung derselben der der Elektrisirmaschine gleich kommt. Will man nun die Natur und das Quantum der an der oberen Platte angehäuften Elektrizität wissen, so hebt man sie an dem isolirenden Handgriff empor und nähert sie einem Elektroskop.

Bevor ich die weiteren Phänomene der Elektrizität bespreche, gebe ich erst das Verhalten der Urelemente zur Elektrizität. Durch galvanische Ströme (die ich später beschreiben werde) zersetzen sich die chemischen Verbindungen in ihre Urelemente und letztere sammeln sich an den beiden Polen. Diejenigen Elemente, welche bei der Trennung durch den galvanischen Strom sich am positiven Pol ansammeln, nennt man elektro-negative, die am negativen Pol erscheinenden werden elektro-positive genannt, nach dem physikalischen Gesetz: gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, und ungleichnamige ziehen sich an. Wenn sich aber zwei elektro-negative Elemente miteinander vereinigen, so verhält sich derjenige, welcher am wenigsten elektro-negativ ist, zu dem anderen elektro-positiv, und demzufolge stellt man eine elektrische Spannungsreihe auf, die mit dem am meisten elektro-positiven endigt.

In folgender Reihe verhält sich jedes Element zu dem folgenden elektronegativ und zu dem vorhergehenden elektro-positiv.

Sauerstoff ist das elektro-negativste und Kalium das elektro-positivste Element.

— E	Sauerstoff	Arsen	Gold
	Fluor	Chrom	Osmium
	Chlor	Vanadin	Iridium
	Brom	Molybdän	Platin
	Jod	Wolfram	Rhodium
	Schwefel	Bor	Palladium
	Selen	Titan	Quecksilber
	Stickstoff	Silicium	Silber
	Phosphor	Wasserstoff	Kupfer

Wismuth	Yttrium	Niobium
Zinn	Terbium	Cadmium
Blei	Erbium	Kobalt
Mangan	Beryllium	Nickel
Uran	Magnesium	Eisen
Didym	Calcium	Zink
Cerium	Strontium	Barium
Lanthan	Kohlenstoff	Lithium
Thorium	Antimon	Natrium
Zirkonium	Tellur	Kalium + E.
Aluminium	Tantal	

Hieraus ergibt sich, daß z. B. der Phosphor sich gegen Sauerstoff positiv, aber gegen Arsen negativ verhält, ebenso wird Bor gegen Schwefel positiv, aber gegen Titan negativ, Schwefel wird gegen Jod positiv und gegen Selen negativ elektrisch. Mit Ausnahme des Sauerstoffs und Kaliums können sich alle Elemente entweder elektro-positiv oder elektro-negativ verhalten, je nach ihrer Vereinigung mit einem vorhergehenden oder nachstehenden. Diese durch zahlreiche Experimente bewiesene Thatsache ist nicht anders zu erklären, als daß die elektrischen Fluida die Urelemente durchkreisen, und daß positive und negative Elektrizitäten sich an die verschiedenen Elemente — je nach ihren Verbindungen — vertheilen. Stellt man z. B. Eisen und Zink zusammen, so wird das eine Fluidum mehr zum Eisen und das andere mehr zum Zink hingezogen. Dieses Gesetz resultirt aus der Natur der Elemente und ist mit ihrer Existenz zugleich gegeben, so daß das Gesetz deren Dasein bedingt und die Existenz der Elemente auch zugleich ihre Gesetze in sich birgt. Nach diesen Andeutungen werde ich alle elektrischen, galvanischen und magnetischen Erscheinungen nebst den wichtigsten Naturphänomenen wie Gewitter, Nordlichter, den Erdmagnetismus und die thierische Elektrizität zur Darstellung bringen und Ursache und Wirkung darin nachweisen. Denn viele der wichtigsten, in England und Frankreich entdeckten Thatsachen sind der größten Zahl deutscher Leser noch unbekannt. Als Prof. Finn aus London deutsche Städte bereiste und elektrische Experimente vortrug, erregte er allgemeines Staunen über die noch unbekannten Erscheinungen. Und da die Elektrizität in allen anorganischen und organischen Prozessen die wichtigste Rolle spielt und demzufolge auch große Bedeutung in der Medicin erlangt hat, so ist sie zum wichtigsten und interessantesten Studium der Neuzeit geworden, und die Gebildeten aller Stände und Berufsklassen können und dürfen diesen Wissenszweig nicht mehr ignoriren. Ich werde die Experimente und Resultate in der Folge so klar verständlich als möglich darstellen, aber dabei doch der strengsten wissenschaftlichen Methode genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Forschungseifer.) Varnhagens „Tagebücher“ erzählten unter dem 15. Febr. 1845 folgende ergötzliche Anekdote: Humboldt bettlägerig. Auf die falsche Nachricht seines Todes hat Carus in Dresden gleich hierher an den Bildhauer Rauch geschrieben, er möchte sich doch um Humboldt's Schädel bemühen, welchen Brief Rauch dann Humboldt zeigte, welcher artig darauf erwiderte: „Für einige Zeit brauch er noch selber seinen Schädel, dann stehe er gern zu Diensten“.

(Treffende Antwort.) Der wegen seiner Theilnahme an der polnischen Bewegung kürzlich des Landes verwiesene, dann wieder begnadigte und zurückberufene Ober-Rabbiner Meisel in Warschau war im Jahre 1848 Abgeordneter der österreich. Nationalversammlung für seinen ehemaligen Wohnort Krakau. Als er in Kremsier einst vor einer großen Gesellschaft von einem hohen Staatsbeamten gefragt wurde, wie es zugehe, daß er als ein so gemäßigter, in religiöser Hinsicht streng konservativer Mann so hartnäckig auf der Linken säße, erwiderte er: Wie kann man sich darüber wundern? Als Jude habe ich ja noch keine Rechte.

(Zur Reformationsgeschichte.) Der Geschichte der Reformation in Frankreich und der Schweiz wird seit einiger Zeit von protestantischen Schriftstellern beider Länder eine sehr eingehende Aufmerksamkeit zugewendet. Außer Merle d'Aubigné's bekanntem, zwar etwas salbungsvollem aber durch Reichthum des Materials und Kraft und Lebendigkeit dramatischer Schilderung sich auszeichnenden Werke, heben wir in dieser Beziehung nur hervor: Puaux, Histoire de la Réformation française (Paris Michel Levy) und Ch. Drion, Histoire chronologique de l'Eglise protestante de France (Straßburg und Paris 1855). Ganz in den Kreis dieser Forschungen ist auch neuerdings Dr. S. Mähly in Basel mit einer interessanten Monographie über Sebastian Castellio, einen bisher nur wenig bekannten Helden und Märtyrer jener an ergreifenden Geisteskämpfen, an gewaltigen Menschen und Ereignissen so überaus reichen Epoche getreten. Sebastian Castellio, geb. 1515 zu Chatillon, war einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit. Zuerst Rektor in Genf, dann Professor in Basel, wurde er in die Kämpfe und Stürme des neuen Geistes, in das Wirken Calvins und Beza's verflochten, die ihn in der Abendmahlsfrage auf Leben und Tod bekämpften. Verfolgt von ihnen, starb er 1563 im bittersten Elende.

(Grammatisches.) In jenen glückseligen Zeiten, als man in den Städten noch keine Dankadressen an oppositionelle Deputirte unterzeignete, auf dem Lande noch nicht mühsam Unterschriften zu städtefeindlichen Loyalitätsadressen an die Regierung sammeln mußte, wurde einem Pommerschen Landedelmann einst aus einer benachbarten Provinzialhauptstadt eine Subskriptionsliste zu vier dort zu veranstaltenden — Bällen vorgelegt. In freudiger Herablassung schrieb er darunter: „Ich komme auf allen Vieren“.

Ein holder Wahn.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

(Fortsetzung.)

7.

Der Winter überzog die Fluren mit seinen Schneehüllen, und weder Haine noch Quellenorte vermochten dermalen zärtliche Herzen um sich zu sammeln. Nur in den Zimmern und in den Treibhäusern blühten jetzt noch Rosen, die Rosa-Papiere aber gehören zu den Immortellen. Wieder gelangte ein solches Herzblümchen in das Residenzschloß Blankenburg, nur mit den wenigen Zeilen beschrieben:

Das Gedicht, mir so liebend gewidmet, erhielt ich im schwersten Unwohlsein; es war mir Erholung und Stärkung im Leiden.

Ersehntes Wiedersehen wird mich unaussprechlich beglücken; ich würde mein Gedicht selbst überreichen.

„Noch ein Gedicht?" seufzte Kleemann kleinlaut, als sein gütiger Gebieter ihm das Blatt zum lesen behändigte.

Der Fürst fühlte, was der Vertraute andeutete — daß es nicht angenehm sei, Liebesgedichte für Andre zu schreiben, und noch weit weniger gereimte Prosa-Seufzer zu paraphrasiren, da sich einmal aus Blei keine Goldmünzen prägen lassen — und sprach heiter: „„Lassen Sie doch dichten! Singe, wem Gesang gegeben! Wir müssen ja nicht auf Alles antworten. Mich zieht nun einmal dieser kleine Roman an, wollen sehen, wie sein Faden sich abspinnt und zu Ende läuft! Schreiben Sie, daß ein Wiedersehen mir nur höchst erwünscht sein werde. Doch lesen Sie erst weiter.""

„Eine einzige Stelle des Gedichtes ist mir dunkel," las Kleemann: „Mein innigstverehrter hoher Freund spricht von einem Heilquell —

welchen meint Höchstderselbe? Dieses mir gütigst kund zu thun, bitte in Demuth, damit ich sichern Weg wähle."

„„Es geht ihr, wie mir mit dem Hain — ich weiß nicht, welchen Hain sie meinte. Suchen Sie ihr darüber Auskunft abzugewinnen. Ich begreife nicht, wie sie mich nicht verstanden haben — wie die Andeutung des Bades, wo unsere Bekanntschaft sich anknüpfte, ihr nur im mindesten räthselhaft erscheinen kann?""

„Alle Räthsel werden sich noch in Kürze lösen, gnädigster Herr," erwiderte Kleemann. „Die Dame hüllt sich noch immer in Schleier. Erlauben Euer Durchlaucht mir nur, ihr irgendwo ein Wiedersehen vorzuschlagen, nicht zu weit von München und recht weit von hier. Zeit hätten wir, dieses Wiedersehen in einem Sommermonat vorzubereiten, denn draußen schneit es noch was vom Himmel herunter will, obschon wir bereits in die Mitte des März eingerückt sind."

„„Gut denn! Verfahren Sie nach Gefallen!"" erlaubte der Fürst. „„Fragen Sie doch auch an, ob meine Briefe ihr keine Gefahr bringen? Ihr häusliches Verhältniß scheint eigenthümlich geordnet."" —

Neue Antwort von München ließ nicht lange auf sich warten. Einem kurzen Briefe voll dankenden Inhaltes für das freundliche Schreiben, das die Aeußerung enthielt: „Starenberg würde sich eignen, das ersehnte Wiedersehen zu feiern, doch bleibe dem theuern Freunde die Bestimmung von Ort und Zeit völlig überlassen," — war wieder ein Gedicht beigefügt, und dazu bemerkt: „Beiliegendes Gedicht gibt die Beruhigung, den Sinn der „Quelle" begriffen zu haben. Die lieben Zeilen bringen keine Gefahr, sondern verwandeln mein Leid in zunehmende Freude." M.

Das Gedicht hatte ein längliches, um nicht zu sagen scheppendes Alexandrinerausmaß, und diese Alexandriner hatten Cäsaren, bei denen alle Musen eine Frieselhaut überlaufen haben würde, wenn sie verurtheilt gewesen wären, dieselben hören zu müssen. Es ging auch Kleemann nicht besser, er mußte diese Verse lesen, und hatte drei volle Tage lang dafür mit körperlicher Verstimmung zu kämpfen. Es gibt Verse, welche die Nerven außerordentlich angreifen, und sicher wird noch ein Heilkünstler aufstehen, der mit Erfolg seine Kuren nicht mehr durch Arzneimittel, sondern lediglich in der Weise, wie Gellert in einer seiner Fabeln einen Geist durch Verse vertreiben läßt, die Krankheitsstoffe mittelst schlechter Verse überwältigt und wegbannt. Solche Verse werden nicht mehr mittelmäßige, sondern einfach Mittel-Verse heißen, und das goldene Zeitalter der schlechten Poeten wird anbrechen, für welche bereits schon die Milthätigkeit der Gegenwart die Laboratorien und Officinen einrichtet.

Das Gedicht führte die einem Dresdner Strumpfbande ähnelnde, sehr wenig geistreiche Ueberschrift:

„Wo Liebe lebt und labt ist lieb das Leben"

und lautete:

Wenn auch Erinnerung an verfloss'ne schöne Stunden
Der Seele Dunkel mir mit mildem Glanz erfüllt',
Wenn sie auch leise hoffend sich dem Leid entwunden,
Und Himmelswonne sog im süßen Traumgebild,
Der Liebe Sehnen schwoll — und in noch tief'res Wehe
Sank sie zurück aus des geträumten Glückes Höhe.

So innig wie ich liebe, mich geliebt zu wissen,
Nur darin finde ich ein ewig dauernd Glück —
O dürfte bald mein Herz dieß Hochgefühl genießen,
An meines Lebens Stern entzücken sich der Blick!
O, könnt' ich bald der Liebe süßen Worten lauschen
Beim Wiedersehn und Seele gegen Seele tauschen.

Schon faßte kaum das Herz, vom Hoffnungsstrahl durchdrungen,
Die reiche Wonne, die dem süßen Trost entquillt,
Der in der Seele mir wie Engelsharmonie erklungen,
Und meiner stillen Sehnsucht herbsten Schmerz gestillt. —
Nun darf sich frei der Brust die Liebesgluth entwinden
Und dem Geliebten sich in loher Flamme künden.

Mit inniger Liebe bleib' ich Dir nun ganz ergeben,
Mein Hoffen, Sehnen und Verlangen bist ja Du!
Die höchste Wonne kann nur Deine Liebe geben,
Doch ohne diese find' ich nur im Grabe Ruh!
Und wird Dein Herz auch wahrer Liebe Glüh'n empfinden
So werd' auch ich entzückt den Weg zum Heilquell finden!

Maria.

„Hören Sie, Kleemann," nahm der Fürst das Wort: „Sie hat den Wink über den Heilquell nicht verstanden, ich möchte darauf wetten. Sie scheint jetzt nur eine Allegorie in dem Ausdruck darin zu erblicken, wie man überhaupt von einem Quell des Heils, einem Born der Liebe, einem Urborn der Gnade spricht. Nur begreife ich nicht diese Schwere ihres Begreifens."

„„Wenn Durchlaucht meine geringe Meinung nicht ungnädig nehmen wollen,"" nahm darauf Kleemann das Wort: „„so ist diese Dame, diese Brief- und Gedichtsenderin nicht die, welche Hochdieselben persönlich kennen lernten — und es waltet jedenfalls hier ein seltsamer Irrthum, eine Personenverwechslung vor, die zwar räthselhaft ist, aber doch in der Möglichkeit liegt."" —

„Wo denken Sie hin?" rief Fürst Heinrich Günther. „Da spielten wir ja Komödie! Wo käme denn eine mir unbekannte Dritte dazu, mir so geradezu zu schreiben? Auch trifft ja Alles zu. Der Stand — der Vorname, nur der Zunahme ist etwas abgeändert, was sich alles leicht erklärt. Denken Sie doch nur, sollte es denn zwei Bergwerksbesitzerinnen in München geben, die beide Maria heißen? Uebrigens will ich selbst einen Brief entwerfen, und Sie sind blos so gütig, den-

selben abzuschreiben und an die Adresse gelangen zu lassen, so werden wir bald völlig im Klaren sein."

Der eigene Briefentwurf des Fürsten enthielt zunächst Dank für den liebevollen Brief und das innige und rührende Gedicht, dann die Entschuldigung der Unmöglichkeit, sogleich nach Starenberg eilen zu können, was Geschäfte und die Macht der Verhältnisse versagten. Dann die Befürchtung, wahrscheinlich nicht früher jenes freundliche und romantische Thal der Lahn aufsuchen zu können, wo man sich zuerst gesehen, und wo der theuern Freundin offenes und heiteres Wesen so tiefen und entzückenden Eindruck auf das Herz ihres Verehrers gemacht. Befremdet habe es allerdings, durch falsche Namenangabe, auch des Wohnortes, getäuscht, und um die Freude nochmaligen kurzen Beisammenseins gebracht worden zu sein. Uebrigens habe manches nicht leichte Unwohlsein und manche Sorge wohl die äußere Gestalt verändert, und es werde das jetzige Bild dem der Erinnerung nicht gleichen, zumal die Phantasie immer eine sehr schmeichelnde Malerin sei.

Der Brief schloß mit Fragen über das häusliche Verhältniß der jungen Frau Bergmeisterin, ob der Gemahl angenehm und liebenswürdig sei, wie im Besitz von soviel Jugend, Schönheit und Anmuth gar nicht anders zu erwarten, auch wie sich die Schwester befinde, ob die Badekur ihr erfolgreich heilsam gewesen, und ob die verehrte Frau Mutter noch auf dem Gute in der Nähe von Donauwörth mit der Schwester wohne, oder auch mit nach München gezogen sei? Endlich noch, ob Briefe ohne alle Gefahr, in unrechte Hände zu gelangen, an die bisherige Aufschrift gesandt werden könnten?

Wieder saß Frau Maria Brunhard in ihrem Closet, das so hübsch ausgeputzt war, wie ein Puppenstübchen. Epheulaube, Blumentisch, Ballsträuße von Immortellen, zum Andenken an schöne Stunden aufbewahrt, allerliebste Nippsachen, kleine Photographien, Goldschnitt- und Holzschnittbücher, die sehr fleißig abgestäubt, aber nie gelesen wurden, obschon Amaranth dabei war, umgaben die sinnende Frau. Sie hielt den Brief ihres hohen Freundes in zitternder Hand, ihr Blut wallte, sie kämpfte einen Kampf mit der ruhigen Ueberlegung und der unruhigen Leidenschaft. Die erste sagte ihr, daß sie sich jedenfalls einer Selbsttäuschung überlasse, aber der Glaube ihrer Leidenschaft übte die Berge versetzende Macht, die überhaupt dem Glauben beigelegt wird — und sie wollte nicht loslassen.

Mochte immerhin der hohe Freund früher in Ems sich von einer jungen Dame angezogen gefühlt haben — in Bamberg war er doch mit ihr gewesen. Leider nur in Bamberg, nicht im Venusberg, obschon er damals dort in zarter Weise auf sie als Frau Venus, auf sich als Ritter Tannhäuser angespielt hatte. Er nannte doch Donauwörth als ihren heimathlichen Sitz, kein Wunder, daß er das Städtchen mit einem Landgute in dessen Nähe verwechselte. An sie waren ja doch

alle seine freundlichen und herablassenden Briefe gerichtet, ihren Namen, ihren Titel trug jede Aufschrift derselben. Wie sollte nun eine Andere gemeint sein? — Aber wie kam er, der entfernte Geliebte, ja Angebetete, zur Frage nach ihrer Schwester? Maria Brunhard hatte keine Schwester — seltsames Räthsel! Doch es mußte volles Licht in dieses Räthseldunkel fallen, und dieses Licht konnte nur durch offenes, vertrauensvolles Hingeben geweckt werden. Eine so entschiedene, in sich feste Natur, wie die Maria's, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, sie dringt durch, sie ergründet Alles, sie macht Alles möglich. Es mußte wieder ein Rosa-Papierblatt in's Feld rücken, dem folgende Zeilen anvertraut wurden:

„Unendlich erfreut über die so liebe Zuschrift, innigsten Dank!

Doch eine Stelle in dem lieben Briefe kann ich nicht fassen.

Indem mir und meiner Mutter das unaussprechliche Glück einer Zusammenreise von Donauwörth bis Bamberg das erste Mal zu Theil wurde, mir auch im Theresienhain — in der Nähe meines hohen Freundes zu weilen, somit nicht in dem romantischen Lechthale.

Warum Sie sich so schnell entfernten, konnte ich nicht begreifen, auch bin ich mir durchaus keiner falschen Namen-Angabe bewußt.

Mein offenes, freundliches Wesen erfreute damals meinen hohen Freund und gab mir den Muth, ein Gedicht zu übersenden.

Auch ich bin durch Krankheit und Gram gebeugt und gewiß nicht jünger geworden.

O bitte, lassen Sie die Zweifel schwinden und gönnen Sie mir das baldigste Wiederbegegnen!

Meine Mutter lebt nicht bei, sondern in Donauwörth und besucht mich öfter.

Die mir so theuern Briefe gelangen einzig und allein in meine Hand und bleiben in tiefster Brust begraben, indem ich so ziemlich allein stehe.

Von meinem Manne bin ich zwar noch nicht völlig geschieden, allein der Tag ist nicht mehr fern, der mich ganz der Freiheit zurückgibt.

Ich lebe hier einfach, genügsam, von aller Freude zurückgezogen — glücklich würde ich mich fühlen, wenn mir die Freude gewährt würde, den mir so theuern Freund wieder zu finden.

d. 27. März 18 . . . M."

„Sie scheinen doch recht zu haben," sprach mit etwas krausgezogener Stirn Fürst Heinrich Günther zu seinem Geheimsecretär. Diese Dame ist nicht meine Dame. Ich habe mich auf meiner letzten Reise vorigen Herbst in Bamberg gar nicht aufgehalten, und bin allein gereist — allein wie Teufel kommt sie dazu, mir ein Gedicht zu schicken? Sollte doch mein Sohn? — Aber das ist ja gar nicht denkbar — und doch — auf seiner Rückreise! Wer weiß? Hören Sie Kleemann, wir müssen in diesem Gebirge noch ein wenig tiefer bohren, wir müssen auf den Datum schürfen, an welchem die Frau Bergwerksbesitzerin im

Theresienhain glücklich war — und noch eins. Ich muß sie um ein Bild von sich bitten, eine Photographie — da werden wir gleich in's Klare über Sein oder Nicht-Sein kommen. Stellen Sie nebenbei ein Wiedersehen in Bamberg in Aussicht. Starenberg ist mir denn doch zu weit." —

Wenige Tage, und der Hofpostbote brachte ein flaches Packet in das fürstliche Vorzimmer. Kleemann war gerade in dienstlichen Geschäften bei seinem hohen Herrn, als der Kammerdiener eintrat, und diese neueste aller Depeschen überreichte.

„München! Aha!" lächelte der Fürst. „Das ging rasch! Wollen Sie's öffnen! Hier ist eine Scheere!" Das unvermeidliche Rosablatt deckte das in feinstes Seidenpapier eingeschlagene Bild. Fürst Heinrich Günther nahm das Blatt und las:

„Unaussprechlich erfreut über das liebe Zuschreiben beeile ich mich dem Wunsche zu entsprechen.

Der unaussprechlich glückliche Tag war der achtzehnte September vorigen Jahres, da wurde mir die Freude zu Theil, mit meinem verehrtesten Freunde eine Wasserpartie durch's Leben zu schiffen.

Dem Wunsche entsprechend, werde ich die Reise nach Bamberg unternehmen. Der Tag bleibt meinem hohen Freunde überlassen. O wär es wieder der unvergeßliche achtzehnte September!

Die Photographie wage ich kaum beizuschließen; der Photograph hat mich nicht zufrieden gestellt. Darf ich um eine ähnliche mich beglückende Gabe bitten?

Herzlichsten, innigsten Dank für diese Nachricht des mir gegönnten Wiedersehens!

d. 7. April 18 . . . M."

Neugierig griff der Fürst nach dem bedeckten Bilde. „Jetzt!" sprach er: „Sein oder Nicht-Sein!" — die Hülle fiel — und „Nicht-Sein!" rief Heinrich Günther völlig enttäuscht. Er hatte eine farbige Photographie in der Hand, das Bild einer vollgebauten, noch jugendfrischen Frau mit schwarzem Haar und dunkeln Augen, wohlgeformten Zügen, in gewählter Kleidung.

„Das könnte die Mutter der jungen Dame sein, die ich kenne" sprach der Fürst. „Eine Mutter, mit der ich gefahren sein soll und nicht gefahren bin — meines Wissens nämlich — dann außerdem trifft, mir ganz unbegreiflich, der Tag zu — es war in der That der achtzehnte September vorigen Jahres, als ich über Bamberg nach Hause reiste. Nun machen Sie darauf einen Vers, Kleemann!"

„Müßte ein Condolenz-Carmen werden, gnädigster Herr!" scherzte der Geheimsecretär: „und dergleichen gelingt mir immer schlecht."

„So wissen wir denn noch immer nicht, was eigentlich diese Dame veranlaßte, sich an mich zu wenden?" fuhr der Fürst fort: und nun, da die Sache ein anderes Gesicht gewinnt, da das roman-

tische Element von dem prosaischen verdrängt werden zu wollen scheint, erscheint mir ehrenhaft, offen zu Werke zu gehen, und die Frau keiner Täuschung zu überlassen. Schreiben Sie ihr daher in freundlicher Weise, daß ein seltsamer Irrthum in den Persönlichkeiten stattgefunden habe, daß ich keineswegs das Vergnügen gehabt, ihre Bekanntschaft zu machen, daß sie jedenfalls einen Dritten für mich genommen, wenn nicht dieser Dritte sogar aus uns unbekannten, aber jedenfalls selbstsüchtigen und zu mißbilligenden Gründen sich für mich ausgegeben habe." —

„„Und ein Bildniß, Durchlaucht? — Sie bittet um ein Bildniß."" — fragte Kleemann an.

Der Fürst sann einige Augenblicke nach, dann erwiederte er: „Das geht nicht wohl an. Mich für die erste Beste malen zu lassen, wäre mißlich, und einen tüchtigen Photographen haben wir zur Zeit noch nicht."

„Ich wüßte einen Ausweg, bemerkte der Geheimsecretär.

„Und das wäre?"

Senden Durchlaucht ihr die große Medaille für Wissenschaft mit Höchstdero gelungenem Bildniß in Silber. Diese erfüllt den Zweck, ist ein schönes Andenken und verleiht keine Rechte. Die Wissenschaft, die dadurch belohnt wird, ist die, welche Eure Durchlaucht selbst erlangen durch endlichen völligen Aufschluß."

„Nicht übel!" bemerkte der Fürst, erschloß ein Fach seines Arbeitspultes und händigte dem Geheimsecretär eine stattliche Medaille ein, deren Avers das höchstgelungene ähnliche, natürlichschöne Brustbild Heinrich Günthers schmückte, der Revers aber in einem Kranze den Spruch zeigt: VIRTVTI ET MERITIS — der Tugend und den Verdiensten. —

8.

Als Marie Brunhard die Medaille empfing, war sie überglücklich, sie vertiefte sich mit so viel Wollust in die angebeteten Züge, wie eine Biene in das süßeste Nektarium einer Honigblume. Ja — das war ihr hoher Freund, das war der Schnitt seines Haares, seines Bartes; des Auges offener zutraulicher, treuer Blick. Die Haltung erschien auf der Medaille nur stattlicher, als die Wirklichkeit ihr gezeigt, das war natürlich, dort hatte der steife Rockkragen und die Binde den schönen Hals gefesselt und versteckt, hier auf der Medaille war er blos und frei. Die ernste, schön gewölbte Stirn, die fein geschnittene Nase, die edle Ruhe, die sich in diesen Zügen ausgeprägt zeigte — es konnte kein anderer sein.

Und dennoch ängstigte sie nun wieder der empfangene Brief, der auf einen Irrthum hindeutete — und jene Karte, die Marie damals im Theresienhain empfangen — schien diese nicht den Irrthum zu bestätigen? — Aber das konnte ja nicht sein, dieses Bildniß war ja das, was bisher in ihrer Seele gelebt hatte — so schön, so ideal — etwas verschönt ja immer die Kunst der Zeichnung, der Malerei, der Plastik — und die Photographie, das ist die Schwester des groben Spiegels, der alle Flecken, alle Runzeln zeigt — eine Kunst, noch in den Flegeljahren, die erst in ein Mädchen-Institut gehen, Bildung, Lebensart und französisch lernen muß, und vor allem — auch ein wenig, ein klein wenig nur — schmeicheln lernen.

„Ich will ihm Alles sagen, ganz offen!" rief Marie. Keine Falte eines Geheimnisses, eines Irrthums, lege sich zwischen unsere gegenseitigen Empfindungen, und sollte ich auch zu stetem Leid, zur schmerzlichsten Entsagung verurtheilt werden!"

Marie Brunhard schrieb — dieses Mal war ihr feines BATH-Papier aber nicht rosa — es war weiß.

„Da mein hoher edler Freund mich eines Irrthums versichert, so will ich mittheilen, was uns begegnete. Als wir, meine Mutter und ich, nach Bamberg reisten, kamen wir mit einem sehr artigen Herrn im Coupé zusammen, worauf wir das Vergnügen hatten, den Nachmittag im Theresienhain zu genießen.

Dieser artige Herr reiste nicht auf des hohen Freundes Namen, sondern unter einem andern, wovon ich die Karte in Händen habe. Durch seine Aeußerungen und seinen edlen Anstand aufgefordert, zog ich Erkundigungen auf der Eisenbahn ein; es ward mir die Nachricht, daß es mein hoher Freund gewesen war, zu Theil.

Ich schickte das Gedicht ab unter der Adresse der Karte. —

Keine Antwort. —

Dann wagte ich, es dem hohen Freund zu senden. Wer beschreibt die Freude, ein ganz passendes Gedicht darauf zu erhalten!

Wie hätte ich ahnen können, daß hier ein so wunderbarer Zufall walte!

Wenn nun auch wirklich der Zufall hier eine so täuschende Rolle gespielt hätte, so werde ich doch stets den hohen Freund unaussprechlich verehren. Die liebevollen, edlen Züge sind Balsam meinem Herzen. Wie sehr bin ich zu beneiden, wie glücklich macht mich das so sehr gelungene Kunstwerk! Stets wird mein gebeugtes Herz sich in den edlen Zügen des hohen Mannes aufrichten, der mir nach einem so großen stattgefunden haben sollenden, übereinstimmenden Irrthum die Gewährung freundschaftlichen Andenkens gibt. Ach —

Leiden und Thränen als treue Gefährten
Geben durchs Leben mir stets das Geleit.

d. 25. April 185 . M."

„Sehen Sie — sie läßt nicht los!“ sprach nach Empfang dieses abermaligen Briefes der Fürst zu seinem Geheimsecretär. „Sie hält an, wie das Cananaische Weib. Wir sind noch immer nicht weiter — Sie müssen noch einmal für mich in meinem Namen schreiben, und um Zusendung der Karte bitten. Ich bin doch äußerst neugierig, zu erfahren, Wer meine Rolle gespielt hat, und ob mit, oder ohne Absicht?“ —

Der entstandene Zweifel schwand, das Phantom wurde im Inneren Marie's zur Wahrheit. Sie wandelte durch ihre Räume mit freudestrahlendem Gesicht, sie sang, was sie längst unterlassen, und oft bildete den Refrain ihrer selbst gedichteten Gesänge die Worte: „Mein hoher Freund!“

Ihr Mann sah endlich ein, daß für ihn Scheidung doch das Beste sei, denn er fürchtete eine Geistesstörung, glaubte, daß ihr Verstand gelitten habe und für jene nicht seltene Art von Närrinnen zureife, welche sich für etwas absonderlich Großes und Hohes halten, und mit Großem und Hohem innig verbunden. Hohe Freunde, hohe Liebe, hohe Gefühle, hohe Schwingen des Genius, hohes Glück, höchste Empfindung, höchste Wonne, höchstes Entzücken — und alles nur Traum, Schatten, Sinnentäuschung, Einbildung, Eingebung verirrter und verwirrter Phantasie.

Das Ehepaar wurde in beiderseitigem Einverständniß vom Ehegericht geschieden, nachdem letzterem noch triftige Gründe vorgelegt worden waren.

Für Frau Marie Brunhard gab es bald keinen Bergwerkbesitz, keinen Titel mehr — es gab auch für sie keine Heiligen mehr. Inmitten ihres zierlichen Tabernakels oder Heiligenschreines im Closet hing nicht mehr das schöne Bild der Schutz- und Namenspatronin, der allerseligsten Jungfrau, sondern in grünem goldumbordeten Sammet von beiden Seiten unter Glas gefaßt, die glänzende Medaille, das Bild aber wohlweislich gegen die Wand gekehrt, und nur in Stunden heiliger Stille umgewendet, geküßt und angebetet. Statt eines frommen I. H. S. las man: VIRTVTI ET MERITIS, doch war der Segen einer Inschrift so kräftig wie der der anderen. Marie's Zeichen, unter dem sie siegen wollte und zu siegen hoffte, war nicht das Kreuz, sondern das Herz.

Ungern trennte sich Marie von der theueren Karte, aber sie trennte sich doch von ihr. Sie schrieb wieder mit ihrer zierlichen, feinen Hand:

„Ach, welcher Schmerz erfüllt meine Seele! So wären so viele zarte Worte nicht für mich bestimmt gewesen! Es ist mir undenkbar! Mit schwerem Herzen leiste ich dem Verlangen meines hohen Freundes Folge. Ich erfülle den Wunsch, übersende die Karte, lege mein Geheimniß vertrauend in des edlen Freundes Brust.

Ich wiederhole, daß wir am 18. September vorigen Jahres von

Donauwörth nach Bamberg reisten, und mit diesem artigen Herrn zusammenkamen, worauf wir einige Nachmittagsstunden im Hain genossen. Denselben Nachmittag setzte dieser Herr die Reise bis Lichtenfels fort, wo ihn sein Gespann erwartete.

Er ist ein großer Freund von Bienenzucht und ließ damals ein Bienenhaus von 7 bis 800 Gulden bauen, auch sind er über 22 Reviere und schöne Besitzungen, der Forstmeister. In seinem Bezirke werden sehr viele Spielwaaren verfertigt. — Sollten vielleicht diese Bemerkungen Aufschluß ertheilen?

Da ich auf dem Bahnhof über jenes Herrn Persönlichkeit eine ganz andere Angabe erfuhr, so glaubte ich diese letztere um so leichter und lieber, als ich mir nicht denken konnte, daß ein Bienenfreund den Bienen solche Paläste baut, der nicht über fürstliche Mittel gebietet. Bei uns kommt ein recht anständiges Bienenhaus zu vier Reihen Stöcken ohne diese letzteren 20 bis höchstens 30 Gulden. Ebenso wenig glaubhaft erschien mir die Aeußerung, daß ein einfacher Forstmeister, nicht einmal ein Oberförster, so viele Forstreviere und auch außerdem noch „schöne Besitzungen", also Jagdschlösser, Domänen und dergleichen alleinig leite, sondern ich mußte diese Karte für eine Incognito-Maske halten.

Wäre es möglich, das beneidende Räthsel selbst zu lösen, würde süßeste Wonne aus bitterstem Leid. Ich küsse die Hand, die so milden Balsam spendet.

d. 3. Mai 185 . Marie."

„In der That schon Mai!" rief Fürst Heinrich Günther. „Wir dürfen uns bald zur Reise rüsten, aber **nicht** nach Bamberg. — Hier sehen Sie, hier ist die verhängnißvolle Karte."

Kleemann empfing aus seines Gebieters Hand die Karte, erst malte sich Staunen in seinem Gesicht, dann konnte er ein Lachen nicht unterdrücken.

„Was lachen Sie?" fragte der Fürst.

„Mein Gott! Gnädigster Herr! Wer sollte da nicht lachen?" erwiederte Kleemann.

„Forstmeister Horst! Das ist ja mein Vetter! Durchlaucht kennen ihn. Oh — noch ein ganz hübscher Mann, in unseren Jahren, sehr gut erhalten, kräftig, blühend, angenehm bei Damen. Also **der** war der Tannhäuser!" —

„„Freilich kenne ich ihn!"" stimmte der Fürst lachend ein. „Und in der That bin ich mit ihm an jenem Tage von Bamberg aus eine Strecke gefahren. Mein Büchsenspanner sagte mir schon in Nürnberg, wo er den Forstmeister auf dem Bahnhof gesehen und begrüßt hatte, daß Herr Horst denselben Weg machen, und da ich mich in meinem Wagen allein etwas langweilte, so ließ ich Horst in Bamberg bitten, sich zu mir zu setzen, weil allerlei über unsere Forstgrenzen mit ihm

besprechen wollte, was denn auch geschah. Nun ist mir Alles erklärt; die Dame hat gehört, daß ich mit jenem Zuge reise und jenen Reisenden für mich genommen. Ein allerdings seltsames und abenteuerliches Quiproquo. Aber etwas komisch doch — wie deute ich den Ausdruck: das beneidende Räthsel? Mich dünkt, dieß Wort habe keinen Sinn. Wie es scheint, möchte die Dame dennoch und immer noch persönliche Bekanntschaft mit mir anknüpfen, das wäre aber völlig zwecklos. Machen Sie ihr doch den Standpunkt ein wenig klar, und deuten sie ihr auf zarte Weise an, daß bei der Sachlage ich es einem glücklichen Zufall anheim geben müsse, vielleicht einmal die Freude persönlichen Begegnens zu haben."

„Dann rathe ich submissest, das Schloß in Vertheidigungsstand zu versetzen — denn sie kommt, um erst Bresche zu schießen und dann zu stürmen," scherzte Kleemann.

„I, wo denken Sie hin!" rief der Fürst aus. „Das wird sie nicht! Zu welchem Zweck — die weite Reise — und was wollte sie hier? — Schreiben Sie nur so, wie Ihnen sagte!"

„Ich gehorche, Eure Durchlaucht, denke aber, daß die Sage von der weißen oder der schwarzen Frau bald genug hier auftauchen werde!" versetzte Kleemann.

Der letzte Brief, welchen der Geheimsecretär an Frau Marie Brunhard im Namen seines Herrn schrieb, lautete:

Verehrteste Freundin!

Es ist in der That ein neckisches Spiel des Zufalles zu nennen, daß Sie einen Dritten für mich halten mußten, und ich das mir gesendete Gedicht für das einer mir bekannten jungen und liebenswürdigen Dame, die mit Ihnen gleichen Vornamen führt. An diese letztere, und nicht an Sie waren nun leider meine Antwortschreiben gerichtet, doch ich glaube der Fügung Dank wissen zu müssen, daß diese nicht an ihr richtiges Ziel gelangten, weil sonst noch bedenklichere Verwickelungen hätten entstehen können. Sie dürfen sich nicht leid sein lassen, einen braven und sehr tüchtigen Mann, der Ihr angenehmer Reisebegleiter war, für mich gehalten zu haben. Forstmeister Horst ist der Diener eines meiner fürstlichen Vettern, und ich wünschte, er wäre der meine. Ich kenne ihn sehr genau, und komme nicht selten auf großen Jagden mit ihm zusammen. Er lebt in guten Verhältnissen und in einer glücklichen Häuslichkeit. Poetischer Schwärmer ist er freilich nicht, dazu hat er den Sinn nicht und auch nicht die Zeit, und seine äußerst wackere Hausfrau dürfte wohl auch darin, wie in vielen anderen Dingen, auf das innigste mit ihm harmoniren. Dieß der natürliche Grund, daß Sie auf Zusendung Ihres Gedichts keine Antwort erhielten. Herrn Horst's gerader offener Sinn würde es sogar verschmähen, sich auf einer Reise eines falschen Namens zu bedienen.

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir meine Briefe zurückzugeben die Geneigtheit haben wollten, da dieselben für Sie keinen Werth haben können, man aber dergleichen nicht gern in fremde Hände kommen läßt.

Führt ein günstiger Zufall uns einmal auf unseren, so fern von einander dahin ziehenden Lebenswegen zusammen, so wollen wir beiderseits über das kleine nun hinter uns liegende romantische Abenteuer lachen und gegenseitig gegen Dritte alle nöthige Zurückhaltung beobachten. In dieser Hoffnung wünsche von ganzem Herzen, wohl zu leben! — H. G.

„Explicit feliciter! das wäre abgethan!" sagte Fürst Heinrich Günther, als Kleemann ihm dieses Briefconcept vorlas, wozu der Geheimsecretär nur im Stillen sich erlaubte, nein zu sagen.

Der Fürst erwartete keine Antwort — aber der Mai war kaum 12 Tage alt geworden, so war schon wieder einer da — und zwar — nicht auf Rosa-Papier, nicht auf weißem, sondern auf freundlich mattgrünem, das den Augen so wohl thut. Es schwimmt eine matte Hoffnung über das Blatt, wie ein Libellenflügel.

„Wär es möglich, mein hoher Freund will mir die Erholung der Briefe entziehen? Ach — die zarten Worte sind mir Erholung im Leiden, wenn auch das Schicksal sie nicht für mich bestimmte.

Verdient die Freundin so wenig Vertrauen, nachdem sie dem hohen Freund Alles vertraut?

Die mir theuern Briefe würden mir als Denkmale der süßesten Erinnerung dienen, vor kein sterbliches Auge soll jemals ihr Inhalt treten. Sollte es aber das unabänderliche Verlangen meines hohen Freundes sein, so leiste ich mit schwerem Herzen Folge.

Für die freundliche Aufklärung innigsten Dank! Ich werde dem sehr artigen Herrn Forstmeister kein zweites Gedicht überschicken, aber immer dem glücklichen Zufall danken, durch den ich mir einen so liebevollen Freund errungen habe, den ich stets bereit bin, mit größter Freude zu empfangen.

Herzlichen Dank für die mir theuern Briefe; ich küsse die Hand des hohen Freundes und lasse die Zukunft hoffnungsvoll entscheiden.

d. 10. Mai 185 . M."

Als der Fürst diese Zeilen las, machte er zu der Stelle, die vom Empfang mit größter Freude sprach, zwei große Ausrufungszeichen, schrieb unter das Ganze: Quantum satis! Nun keine Zeile mehr nach München! — siegelte den Brief ein und sandte ihn seinem treuen Kleemann, der nicht wenig verwundert war, einer so zähen Anhänglichkeit zu begegnen.

(Schluß folgt.)

Das deutsche Lied.

Für das Lied im deutschen Sinne haben andere Nationen so wenig ein Wort wie für Gemüthlichkeit.

Im Liede liegt die erste und unmittelbare Offenbarung der Musik, der Tonsprache, durch welche der Mensch seine Leiden und Freuden, seine Gefühle überhaupt aussprechen kann. Wie heute noch jedes Kind aus einer erregten Stimmung heraus eine kleine Melodie, ein Liedchen also sich erschafft, so hat jedes Volk in seiner Kindheit wenigstens Lied und Tanz gehabt, denn in jedem Menschen liegt der Trieb und Drang, die Gefühle, die sich stark in seiner Brust bewegen, noch in anderer Weise, noch ausdrucksvoller als durch die Worte auszusprechen, die in ihrer Beschränktheit ihm nicht genügen.

Das Lied ist sonach der Keim und die Urform, aus welcher alle Musik bis auf den heutigen Tag in den mannichfaltigsten Blüthen und Formen sich herausgebildet hat, ja es läßt sich am Ende wohl behaupten und nachweisen, daß jedes Musikstück zuletzt eigentlich nichts ist als ein Lied oder eine Reihe von Liedern. Und wenn es eines Beweises bedürfte, daß die Grundgesetze der Musik, die leider so oft verkannt werden, in der Sache selbst, in der Natur der Tonsprache und in der Natur des Menschen liegen, also ewig und unveränderlich sind, daher auch ihre Beobachtung bei jeder Musik unerläßlich ist, würde ihn der Umstand geben, daß sie Niemand gemacht hat, daß sie vielmehr die Bedingungen sind, aus welchen allein Musik enstehen **kann**, denn sie liegen sämmtlich in jeder, auch in der einfachsten Melodie, im ältesten Liede. In jedem derselben findet sich Tact, Tempo, Rhythmus, Tonart, Satz, Periode, ja selbst Harmonie, wenn letztere auch nur zweistimmig.

Das Lied, die Tonsprache ist eine unmittelbare Schöpfung des Volkes, ein Ausfluß des Volksgeistes, eine Blüthe der Menschennatur. Kein Künstler, keine Kunst hat sie entdeckt, erdacht und hervorgebracht. Diese griffen nur auf, was sie vorfanden, erkannten, was Großes und Schönes daraus zu ge-

stalten wäre und bildeten allmälig aus der einfachen Grundform das ganze große Gebäude unserer modernen Kunstmusik heraus.

Wenn das eines Beweises bedurfte, was man stets über den Zweck der Musik sagt, läge er offen in dem Liede, diesem Urquell aller Musik; denn kein Verständiger wird läugnen, daß mit dem Liede nie etwas Anderes als Empfindungen ausgedrückt werden sollen. Leider haben aber gar manche Künstler diesen Ursprung aller Musik und damit zugleich die unmittelbaren Fingerzeige der Natur unbeachtet gelassen, die in der allgemeinen Wirkung auf alle Menschen liegen. Musik, die nicht auf alle Menschen wirkt, wie es z. B. jedes aus dem Volke entstandene Lied thut, ist nicht die rechte Musik, denn sie verfehlt ihren Zweck. Die Natur selbst bricht den Stab über jene Unzahl von Musikwerken, die im Grunde Niemanden ansprechen, so stolz und anspruchsvoll sie auch auftreten mögen.

Daß die Musik eine allgemeine Menschensprache ist, geht auch daraus hervor, daß alle Völker ihre Volkslieder und Gesänge haben. Selbst die Nationen, welche scheinbar kein Talent für die ausgebildeten Musikformen besitzen, haben doch gute Lieder, wie die Engländer, die Schotten, die Neu-Griechen rc. Im Liede spricht sich zugleich am treuesten und erkennbarsten der Charakter des Volkes aus, eben weil es ein Ausfluß seines Wesens und aller seiner Eigenthümlichkeiten ist. Die Volkslieder einer Nation tragen darum ferner den Charakter der ganzen Musik derselben an sich, wenigstens läßt sich sicherlich in der ganzen Richtung, Haltung und Farbe ihrer Musik die Grundrichtung und Grundfarbe ihrer Volksmelodien erkennen. Der Charakter eines Volkes wird nun aber von der Natur des Landes bedingt, welches dasselbe bewohnt; je heiterer sein Himmel, um so heiterer sein Sinn, je heißer seine Sonne, um so feuriger sein Temperament. Wie also der Charakter des Volkes den Charakter seiner Lieder und die Eigenthümlichkeit seiner Musik bestimmt, so wird im Grund die Musik bedingt durch die Natur des Landes, in dem sie blüht. Sie ist so gut ein Bodenerzeugniß, wie z. B. der Wein, mit dem sie überhaupt in merkwürdigem, obwohl leicht erklärlichem Zusammenhange und in inniger Verwandtschaft steht. Ueberall, wo die Rebe gedeiht, blüht vorzugsweise der Gesang und die Musik überhaupt. Mit dem Verschwinden des Weinstockes schwindet auch mehr und mehr der Sinn, ja die Anlage für heitere Musik. Und treibt und reizt der Wein nicht vorzugsweise zum Gesang? hat er nicht schon Tausende von Liedern hervorgerufen? Ja noch mehr, wie die Art Weines ist, den ein Land erzeugt, so ist auch seine Musik. Die südlichen heißen Länder, die den Feuerwein erziehen, haben vorzugsweise feurige, leidenschaftliche, heitere Musik; mit dem milden Traubensaft geht die sanftere, gemüthlichere Musik Hand in Hand; je saurer das Gewächs wird, das man Wein nennt, um so mehr verliert da auch die Musik ihr liebliches Element. Vom Himmel besonders gesegnete Länder, wie unser deutsches Vaterland, die sowohl feurige als milde Weine geben, sind auch in der Musik universell, wie es die deutsche eben ist. Und sind nicht fast alle unsere großen Componisten im Süden des Vaterlandes geboren?

Doch lassen wir diese scherzenden Gedankenspiele, um zum Ernst zurückzukehren.

Aus dem im Volke gleichsam von selbst entstandenen und emporgewachsenen eigentlichen und ursprünglichen Volksliede ist bei weiterer und höherer Ausbildung der Musik mit Bewußtsein, Plan und Absicht, das Kunstlied herausgebildet worden. Alle wirklich musikalischen Nationen haben in diesem Zweige der Kunst Gutes und Ausgezeichnetes aufzuweisen, aber keine hat der Lieder eine so unermeßliche Zahl, keine hat in dem Liede selbst eine so endlose Manichfaltigkeit als die deutsche. Ja die anderen Nationen haben das Lied in unserem deutschen Sinne, wie es unsere Dichter und Componisten ausgebildet haben, eigentlich gar nicht, so wenig, daß sie nicht einmal ein Wort dafür besitzen und unser Lied unverändert in ihre Sprachen aufnehmen mußten, was die Franzosen so ungeschickt thaten, daß sie sagen le lieder. Die französischen chansons und couplets sind etwas von unseren Liedern himmelweit Verschiedenes; dasselbe gilt von den italienischen und anderen Gesängen, denn der Inhalt aller „Lieder" der anderen Nationen bewegt sich in sehr beschränkten Kreisen und betrifft ausschließlich die Liebe oder sie sind gar nur poinirte witzige Einfälle u. dgl. Die deutschen Lieder und unser Reichthum an denselben sind ein Ausfluß unserer vorherrschenden Gemüthlichkeit, einer Sache, für die auch kein Volk ein entsprechendes Wort hat, und unserer universellen Empfindungsweise, was vielleicht auf dasselbe hinauskommt.

Wie überall, so hat aber der Dichter leider auch im Liede gar oftmals die ihm gesteckten Grenzen überschritten und es lassen sich ihm hier wie in den anderen Zweigen der Musik Abwege nach den verschiedensten Seiten hin nachweisen.

So hat man, um nur ein Beispiel zu nennen, durch das sogenannte Durchkomponiren das Lied der Arie zugeführt oder zu weit genähert, ihm aber auch dadurch die Einprägekraft genommen, welche die mehrmalige genaue Wiederholung einer und derselben Melodie gibt. Damit ist in dem Liede zugleich die Einheit der Stimmung zerrissen worden, die ein wesentliches Moment desselben ist, denn das Lied soll eben nur eine und zwar eine einfache Empfindung ausdrücken und dieselbe in dem Hörer wecken. Wird eine Reihe, eine Mehrzahl verschiedener Gefühlsstimmungen angeschlagen und verbunden, so entsteht eine dramatische Arie, die ja himmelweit von dem einfachen Liede verschieden ist.

Im Anfange hielt sich das Kunstlied oder künstliche Lied nahe oder doch näher an dem Naturliede, dem Volksliede. Es suchte die Kraft seiner Wirkung ausschließlich in der Melodie und zwar in der möglich einfachen und einfach rhythmisch konstruirten Melodie, so daß es seinen Eindruck auch bei dem Mangel an harmonischer Begleitung nicht verlor, die ihrerseits in der einfachsten harmonischen Unterlage bestand.

In solcher Weise ein schönes Lied zu schaffen, ist die allerschwerste Aufgabe, weil es rein aus dem Herzen fließen muß. Darum blieb man auch nicht lange bei dieser Einfachheit stehen. Ein Jeder wollte Lieder komponiren, weil

gute Lieder der sicherste Weg sind, sich dem großen Publikum bekannt und bei demselben beliebt zu machen und weil dabei nur geringe Studien des Contrapunktes ꝛc. nöthig sind. Aber gar Vielen fehlt das Talent, — das Herz dazu. Weil nun eine einfache und doch tief wirkende Melodie nicht so leicht zu finden ist, so suchte man den Ausdruck und das Interesse, die der Melodie abgingen, durch das Accompagnement zu ersetzen. In Folge davon ist jene zahllose Menge von Liedern entstanden, bei denen dem Sänger fast gar keine Melodie geblieben ist und er nur abgerissene declamirende Phrasen in eine wirre und irre Begleitungsmalerei hineinzusingen oder vielmehr zu werfen hat. Man versuche es einmal und lasse solche Lieder von dem Sänger allein, ohne das dazu gehörige Accompagnement vortragen. Wer aber ein Lied nicht so schreiben kann, daß es, von der Singstimme allein vorgetragen, Wirkung und zwar die Wirkung macht, wie z. B. das alte schöne Volkslied: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus ꝛc.“, der soll und darf sich meiner Meinung nach keinen Liederkomponisten nennen.

Trotz allen diesen Verirrungen haben wir einen fast unübersehbaren Schatz von herrlichen Liedern und die Namen aller deutschen Componisten, welche ihre Lieder geschaffen haben, dürfen eine lange, lange stolze Liste geben, der kein Volk etwas Aehnliches entgegenzusetzen vermag.

In der ersten und einfachsten Compositionsweise haben sich vorzugsweise ausgezeichnet Reichardt, Schulz, Zelter und Himmel, eben so in dieser, mehr aber noch in jener Art, die den Ausdruck bereits mehr dem Accompagnement zuweiset, Mozart, Beethoven und C. M. v. Weber. Letzterer jedoch hat sehr einfache, dem ächten Volkstone nahe verwandte Lieder für eine Stimme mit Pianoforte, sowie für Männerchor geliefert.

Eine ganz neue Art der Behandlung des Liedes schuf der geniale Franz Schubert, indem er der Singstimme die trefflichst deklamirte Melodie mit den ausdrucksvollsten, innigsten Accenten gab, welche alle Nüançen des Gefühls bis in die feinsten hinein verfolgt und dazu ein festgehaltenes Accompagnement schuf, welches meist durch eine Hauptfigur durchgeführt ist, die das Totalgefühl bestimmt, dasselbe deutlich anschlägt und dauernd festhält.

Unter den neuesten Liederkomponisten ist Franz in Halle offenbar der ausgezeichnetste und eigenthümlichste, da er sich durch die sichere und richtigste Auffassung der Dichtung und durch die glücklichste, innigste Wiedergabe des Ausdruckes hervorthut. Viele Componisten lassen sich nämlich durch einzelne Nebenvorstellungen verleiten, die der Dichter mit heraushebt. Sie suchen dieselben ebenfalls in ihren Tönen auszudrücken, machen dadurch das Lied zu buntscheckig und zerreißen die Einheit oder verfehlen den richtigen Ausdruck ganz und gar. Franz verfährt vollommen richtig. Er sucht zunächst den Hauptgedanken, das Totalgefühl zu erkennen. An dieses hält er sich und er schreibt keine Note, die nicht Dolmetscherin desselben wäre, so daß die erste wie die letzte die Hauptfarbe jenes Gefühls trägt, wie manichfaltig auch die Nüancirung sein mag. Das ist der rechte Weg, denn der Dichter enthüllt ja bisweilen das, was er eigentlich ausdrücken will, erst ganz am Schlusse seines Ge-

dichtes — die Pointe, wie man sich ausdrückt. Das, was er sagen will, liegt in seinem Gemüthe, aber schon bei den ersten Anfängen des Liedes, wenn es die Worte auch noch verhüllen. Das kann und darf der Dichter, der Componist darf es nicht, weil die Musik eben die Regungen des Gemüthes unmittelbar zu schildern hat. Zur Erläuterung erlaube ich mir ein Beispiel anzuführen. Wenn „Emmeline" in der „Schweizer Familie" zu ihrem Vater sagt:

„Wer hörte wohl jemals mich klagen,
Wer hat mich je traurig gesehn?"

so sind diese Worte an und für sich die Bezeichnung einer heiteren Stimmung. Weigl aber läßt Emmeline mit Recht klagend singen, denn ihre Worte sind nur ein Schleier, der über ihr Gemüth gebreitet wird, in welchem Trauer und Klage wohnen.

Falsche, durch unrichtige Auffassung herbeigeführte Composition findet man in der Vocalmusik sehr häufig, namentlich in vielen Liedern und vor Allem in Heineschen, die darum eine schwere Aufgabe für den Componisten sind, weil in ihnen die Pointe häufig am Schlusse, in wenigen Worten sich enthüllt, — die Pointe, in welcher gleichwohl die wahre Empfindung des Ganzen liegt. Wenn der Componist die vorausgehenden Worte des Dichters und die durch dieselben angeregten Empfindungen für Wahrheit hält, so muß er nothwendig dem Liede einen ganz falschen Ausdruck geben. Dies hat eben Franz vermieden und darum sind seine Liederkompositionen auch in dieser Hinsicht Muster.

Sächsische Geschichtsschreibung.

Vor Kurzem wurde ein Organ für die sächsische Specialgeschichte ins Leben gerufen, welches die Aufgabe haben soll, der vorbereiteten Sächsischen Urkundensammlung ergänzend zur Seite zu stehen und als „Centralpunkt" zu dienen, „in welchem die den Quellen entnommmenen Schätze geborgen, vor planloser Zerstreuung geschützt, auch dem größeren Publikum zugänglich gemacht und der sichtenden Kritik freigegeben werden." Wenn auch das „Archiv für die sächsische Geschichte" naturgemäß den Grundsatz festhalten muß, daß die Behandlung des historischen Materials auf wissenschaftlicher Grundlage geschehe, so sind wir doch den verdienstvollen Herausgebern, Pro-

fessor Dr. Wilhelm Wachsmuth in Leipzig und Staatsarchiv-Direktor Dr. Karl von Weber in Dresden zu aufrichtigem Dank verpflichtet, daß sie gleich in der Aufstellung der Gesichtspunkte, von welchen aus das Unternehmen zu betrachten sei, sich nicht auf einen exklusiv gelehrten Leserkreis beschränken, sondern eben auch auf das „größere Publikum" Rücksicht nehmen und der Gegenwart die Theilnahme an den Ueberlieferungen der Vergangenheit an das Herz legen. Auf der anderen Seite wollen wir aber auch ernstlich wünschen, daß das schöne Unternehmen, welches sich der wohlwollenden Fürsorge des Sächsischen Ministeriums zu erfreuen hat, die angedeutete „wissenschaftliche" Grundlage nie verliere und zu Gunsten einer allgemeinen Betheiligung, jener neuerdings nur allzubeliebten dilettantischen Popularisirung verfalle, welche weder Fleisch noch Fisch ist. Wenn die künftigen Lieferungen in gleicher Weise fortfahren, wie das vorliegende erste Heft begonnen, dann wird sich das „Archiv" nicht bloß in dem engeren Vaterlande Sachsen, sondern bei allen Geschichtsfreunden Deutschlands warme Anerkennung erringen.

Die Mittheilungen werden durch einen kurzen, klar und lichtvoll gehaltenen Aufsatz des ersten Herausgebers Wachsmuth eröffnet, welcher in sehr schicklicher Weise gleichsam die historischen Bestrebungen der Vorzeit mit denen unserer Tage verbindend und zusammenhaltend „Sachsens vaterländische Geschichtsschreibung seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts" zu schildern versucht. Der Verfasser nennt seine Arbeit eine anspruchslose Skizze, die augenscheinlich von einer bibliographischen Uebersicht der auf Sachsen bezüglichen historischen Literatur absteche. Eine solche wird allerdings erst in Zukunft möglich sein, und Wachsmuth regt dazu an, daß sich ein umsichtiger und fleißiger Bearbeiter einer Literaturkunde finde, allein es wäre doch wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser wenigstens einigermaßen für den mit der geschichtlichen Literatur nicht vertrauten Leser mehr gesorgt und einzelne Nachweise in der Form von angehängten Anmerkungen gegeben hätte.

In den einleitenden Worten, welche den Beginn der nachmittelalterlichen historischen Gelehrsamkeit zu charakterisiren und die Aufgabe einer literargeschichtlichen Skizzirung der sächsischen Geschichtsschreibung von jenen Zeiten an bis auf die Gegenwart darzulegen suchen, erfahren wir auch, was der Verfasser unter „sächsisch vaterländisch" verstanden wissen will. Irren wir nicht, so ist diese Bestimmung wohl auch maßgebend für das ganze Unternehmen, denn in dem Programm oder Prospectus finden wir keine Aufklärung darüber, was das „Archiv" in Hinsicht des Begriffs der sächsischen Geschichte örtlich und zeitlich umfassen und was es ausschließen soll. Wachsmuth sagt also über diesen wichtigen Punkt folgendes:

„Als räumliche Begrenzung unserer Umschau gilt uns die Gesammtheit der einst Wettinischen Lande mit den Lausitzen, doch so, daß, was nach den Anfängen des Ernestinischen Herzogsgebiets in Thüringen seit 1547 von dorther gekommen ist, nur berücksichtigt wird, wenn es auch die Albertinischen Lande betrifft, und daß die Lausitzische Geschichtsschreibung erst seit der Verbindung der Lausitz mit Kursachsen in Betracht gezogen wird, endlich daß die

historische Literatur des im J. 1815 von Sachsen abgekommenen Gebiets, so weit sie nicht in die Geschichte des Königreichs Sachsen übergreift, außerhalb unseres Geschichtskreises bleibt."

Auch hierin schließt sich das „Archiv" an die Aufgabe des beabsichtigten Codex diplomaticus an. Der Begriff „Sächsische Geschichte" ist dadurch allerdings in engere Grenzen gebannt, aber gerade in dieser Beschränkung liegt auch die Bürgschaft der tieferen Durchdringung des vorhandenen Materials.

Wachsmuth's literarische Skizze zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten werden die historischen Bestrebungen „vom Ausgange des Mittelalters bis zum dreißigjährigen Kriege" dargelegt. Die Universität Wittenberg trat mit der Reformation auch als ehrwürdige Pflegerin historischer Studien hervor, unter ihren Vertretern wird mit Recht Melanchthon als der erste genannt. Ihm zur Seite steht Spalatin. Den Reihen der Historiker, welche nicht zu den Universitätslehrern zählen, am wenigsten zu den kirchlichen, eröffnet Georg Agricola; praktischer Arzt und Mineralog und die Geschichte nur als Nebensache betreibend, wurde er doch von Kurfürst Moritz mit der Abfassung einer deutsch zu schreibenden genealogischen Geschichte des Sächsischen Fürstenhauses betraut. In Georg Fabricius fand Agricola einen würdigen Nachfolger. Eine Thatsache verdient besondere Beachtung: im Jahre 1531 bestellte der Kurfürst August den Historiker Matth. Dresser zum Professor der Geschichte auf der Universität Leipzig. „Wenn bei dem Amte des Historiographen Bekanntschaft mit den Quellen schriftendes Mittelalters die Hauptsache ausmachte, so lehnte die Professur der Geschichte sich an humanistische Bildung und blieb lange Zeit verbunden mit der Professur der Griech. und Lat. Sprache." — Cyr. (d. h. Cyriacus, nicht Chr., wie S. 5. verdruckt steht) Spangenberg, obwohl kein Angehöriger der Wettinischen Erblande, verfaßte ein treffliches, auf Sachsen insgesammt berechnetes Werk, die Mansfelder Chronik 1572. Zu Ende des ersten Abschnittes wird die Geschichtsschreibung in den Albertinischen Landen dürftig. Einen würdigen Abschluß findet er in dem höchst schätzbaren großen Werke des Weimarischen Hofrathes Hortleber, welches noch heute eine wahre Fundgrube für die Forschung ist. — Am Schlusse der ersten Abtheilung bespricht Wachsmuth die historischen Arbeiten nach ihrem Stoffe. Die genealogische Richtung ist vorherrschend zunächst in Beziehung auf die Fürstenhäuser, dann auch auf die Herkunft der Volksstämme. „Dagegen ward die allgemeine Geschichte der Deutschen Nation wenig beachtet." Ortsgeschichten sind beliebt eben so wie Biographien. Die Quellenforschung war bis auf Hortleder ungenügend und lückenhaft, dabei aber werden auch die Archive verwahrlost, und auf die Hülfe von Bibliotheken war selten zu rechnen. Kritisch konnte die Geschichtsbetrachtung noch nicht sein, man hielt noch fest an den mittelalterlichen Ueberlieferungen, wie ja auch die Humanisten in Hinsicht der historischen Angaben der Classiker nicht gerade sehr skrupulös waren. Sehr treffend sind des Verfassers Bemerkungen über die Redefreiheit der alten Historiker, mit denen der erste Abschnitt geschlossen wird: „Die Freimüthigkeit hatte

einen anderen Maaßstab als die kirchliche Polemik, der hauptsächlich auf der Kanzel viel vergönnt war; die Profangeschichte war respektsvoll gegen das Fürstenthum und die Staatsordnung. Einschüchterung durch Maaßregeln des Preßpolizei oder Furcht vor solchen war sehr selten; es gab kaum eine Versuchung zu Auslassungen, die mit der Staatsordnung nicht stimmten."

Der zweite Abschnitt „vom dreißigjährigen Kriege bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts" zerfällt in zwei Hälften; „die erste enthält einige Versuche zur Aufrichtung aus tiefem Verfall, die zweite aber eine neue Begründung vaterländischer Geschichtsschreibung." Von den Historikern der ersten Periode haben sich namentlich die Thüringischen hervorgethan, wie Juncker, Tenzel, Joh. Seb. Müller. Charakteristisch ist für diese Zeit die außerordentlich eifrige Pflege der Adelsgeschichte und „dazu stimmte denn auch die 1711 in Leipzig gestiftete Professur der Heraldik." Nebenbei florierten die Ortsgeschichten fort, nicht minder die Biographien. — Das Verhältniß der Geschichtsschreiber zu den Fürsten, zur Staatsgewalt hatte sich gegen die frühere Zeit wesentlich geändert. Wachsmuth theilt hier einige recht bedeutsame Züge mit, welche darthun, daß sich allerdings die historische Literatur höheren Orts nur geringer Gunst zu erfreuen hatte und sich eher gehemmt als ermuntert sah. „Nach einer Sage fiel Tenzel zu Dresden in Ungnade, weil er das gräflich Beichlingensche Geschlecht von Wittekind abgeleitet hatte. Sagittarus' Compendium der sächsischen Geschichte wurde wegen der Einreden der Höfe von Weimar und Gotha von dem Verfasser selbst zurückgehalten. Eine Beschreibung Leipzigs von Vogel hatte in dem Leipziger Magistrat einen engherzigen Censor und blieb ungedruckt." — Vortreffliches in ihrer Art leisteten Horn, Schöttgen, Kreysig und Mencke. Namentlich sorgte der letztere für die Erschließung und Mittheilung der Quellenschriften. Sein Nachfolger in der Professur der Geschichte an der Leipziger Universität, Jöcher, hat sich weniger durch die Erforschung vaterländischer Geschichte als durch andere Studien bekannt gemacht. Namentlich ist sein Gelehrtenlexikon noch heute unentbehrlich. Auch historische Dilettanten bereicherten die Literatur mit ansehnlichen Beiträgen In dieser Zeit dauert ebenfalls die Vorliebe für Biographien, Geschlechts- und Ortsgeschichten fort, seltener sind Bearbeitungen der Sächsischen Gesammtgeschichte. Erwähnenswerth ist der Beginn der populären Geschichtsschreibung, mit Witschel's Sächsischer Geschichte „für Kinder" 1784. Nicht ohne Stachel ist Wachsmuths Zusatz zu dieser Mittheilung: „Bis dahin geschah der gründlichen Forschung durch dergleichen Schriften noch kein Eintrag".

Im Anfange des dritten Zeitabschnittes „die jüngsten drei Menschenalter" ist nicht von bedeutenden Leistungen im Gebiete historischer Forschung zu berichten. An Fleiß und ernstlichem Streben fehlte es nicht, aber man kam nicht weiter. Sehr richtig sagt der Verfasser: „Die Einwirkungen der damaligen staatlichen und Cultur-Zustände waren nicht anregend." Für die historischen Studien an der Universität Leipzig ist das besonders bemerkenswerth, daß im Jahre 1808 die Professoren der Geschichte höheren Orts aufgefordert

wurden, Vorlesungen über Weltgeschichte und Sächsische Geschichte zu halten, auch sollten die Studirenden auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Studiums historischer Disciplinen besonders aufmerksam gemacht werden. Aus der nicht geringen Zahl der Historiker, zu denen sich nun auch schreibfertige Pastoren und Schullehrer gesellten, ist besonders ein Mann zu nennen, der für die Sächsische Geschichte mit Erfolg thätig war, Heinrich. Von ihm stammt die treffliche Bearbeitung der Sächsischen Gesammtgeschichte. Nach ihm erwarb sich Weiße bedeutende Verdienste. Wachsmuth gedenkt mit Recht auch des wackeren Schultes, obgleich er in der Veröffentlichung von Urkunden mehr für die ernestinische Geschichte wirkte.

So nähert sich der Verfasser unserer Gegenwart. Sachsen ist dem durch das ganze deutsche Vaterland sich verbreitenden Trieb nach historischer Aufklärung nicht fremd geblieben, doch wollen wir, um ehrlich zu sein, mit der Erwähnung der Thatsache nicht zurückhalten, daß Sachsen mit seiner Urkundensammlung gegen andere Länder etwas spät kommt. Die historischen und alterthumsforschenden Vereine, wie sie in ganz Deutschland bestehen, haben mit geringen Mitteln oft schon bewirkt, was jetzt erst hier von Staatswegen begonnen wird. Daß wir zumeist dem Könige Johann die Beförderung solcher Bestrebungen zu verdanken haben, der schon als Herzog zu Sachsen der Protector der historischen Vereine war und öfters ihren Versammlungen präsidirte, hat Wachsmuth gebührend hervorgehoben. Das neu begründete „Archiv" welches gewissermaßen den periodischen Schriften jener Vereine entsprechen würde, ist gegen diese offenbar im Vortheil, eben weil nicht eine private Corporation die Herausgabe übernommen hat, sondern weil zwei anerkannte Gelehrte, von der Staatsregierung mit der Leitung betraut, an der Spitze des Unternehmens stehen und die Beiträge überall herkommen können, wenn sie der Aufgabe entsprechen. Sicherlich sind die Vereinsschriften gegen früher besser, wissenschaftlicher, strenger geworden, aber ganz haben sie den Dilettantismus noch nicht abgestreift. Es fallen noch zu viel gelehrte Papierschnitzelchen, um dieses Bild zu gebrauchen, den Zeitschriften anheim, welche die Redaktionen nicht zurückweisen können, ohne zu verletzen; oft sind diese auch froh, wenn sie nur ihre Hefte füllen können. In der äußeren Bestimmung, daß die Beiträge für das „Archiv" „anständig honorirt" werden, liegt ein nicht gering zu schätzender Vortheil. Sie giebt den Herausgebern eine wissenschaftliche Macht und bürgt dafür, daß der Inhalt immer ein gediegener sei. Hoffen wir, daß es nicht an tüchtigen Mitarbeitern gebreche und daß jene Manichfaltigkeit der Beiträge eintrete, mit welcher allein eine periodische Schrift auf die Dauer fesseln kann!

Zum Schluß kommt Wachsmuth post acta auch auf die agenda zu sprechen und giebt, die Andeutungen des Prospectus weiter ausführend, die historischen Stoffe an, welche der Bearbeitung bedürfen. Aufgefallen ist uns dabei, daß hier der Erforschung der Landessprache mit keiner Silbe Erwähnung geschieht. Auch der Gegenwart wird ihr Recht geschenkt: „Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß wenn die Quellenforschung bis in hohes Alterthum hinaufusteigen berufen ist, die Anschauungen der Gegenwart sich als jüngstes Material

der Geschichtskunde jenen gegenüber aufzustellen Anspruch machen können. Die Gegenwart, streng genommen ein Fluidum und im historischen Sinne nur von der noch dauernden Handlung verstanden, fällt unaufhaltsam in die Vergangenheit zurück, und die Anschauungen von heute können schon morgen sich zu historischen Material jener eignen."

Möge das „Archiv für die sächsische Geschichte" auch in den Kreisen der Gebildeten Eingang finden und zur Förderung des historischen Sinnes und zur Befestigung der Vaterlandsliebe beitragen! 19.

Von den Mahlzeiten und Gastmählern der Völker.

Je roher der Mensch, desto mehr gleicht sein Essen dem thierischen Fressen; er verschlingt dem Raubthier gleich so schnell als möglich und so viel als möglich, was nur seinen Hunger zu stillen vermag, und nur der Hunger ist es, der ihn wieder aus seiner trägen Ruhe aufstachelt und zur Jagd oder zum Fischfang zwingt. Da das Jagen und Fischefangen vielfach dem Zufall unterworfen ist, durch die Jahres- und Tageszeit, durch Wind und Wetter verschiedenartig bedingt wird, so ist bei solcher Beschäftigung an eine regelmäßige Eintheilung der Mahlzeiten nicht zu denken. Diese beginnt erst auf der Kulturstufe des Nomaden, bei welchem die Wanderung und Weide, das Abwarten des Viehes schon eine genauere Eintheilung der Zeit nothwendig macht. Mit dem Ackerbau erhält das ganze civilisirte Leben erst die feste Unterlage und tritt daher auch eine bestimmte Regelung der Mahlzeiten ein. Der Tagelöhner und Fabrikarbeiter endlich, der im Sold seines Brodherrn arbeitet, ist für seine Arbeits- und Essenszeit nicht minder auf eine bestimmte Stunde angewiesen, als der Beamte und Comtoirist, der Lehrer, Handwerker und Künstler.

Die amerikanischen Rothhäute begnügen sich mit Einer Mahlzeit, wenn ihre Vorräthe auf die Neige gehen, und Männer, Weiber und Kinder wetteifern heldenmüthig, guten Muthes mit leerem Magen die Nachtruhe zu suchen, oder auch mehrere Tage lang zu hungern. Doch bei reicheren Vorräthen wird stets ein nahrhaftes Frühstück und eine spätere Hauptmahlzeit gehalten, die in der Regel nur aus gekochten Fleischstücken und gebackenen Maisfladen besteht. Freunde und gute Nachbarn laden sich auch wohl zu Diners ein, bei denen Bohnensuppe und Hundefleisch die Hauptgerichte bilden und auch Weiber und Mädchen in der Hütte Zutritt haben, obschon sie, wie das fast bei allen rohen Völkern Sitte ist, nicht mit den Männern zusammen essen dürfen. Der Mensch ist ein geselliges Wesen und sucht alsbald, wenn er dem zwingenden Bedürfniß enthoben ist, auch durch Geselligkeit sein Essen zu erheitern und zu erheben

Sogar die armen Australneger veranstalten Festmahlzeiten und Jagdfeste, deren Kern der Känguruh-Braten bildet; die befreundeten Stämme bleiben mehrere Tage zusammen und erhöhen ihre Tafelfreuden mit Tanz, Waffenspiel und Gesang. Im Uebrigen müssen sie essen oder fasten, wie es der Zufall und das Glück der Jagd mit sich bringt.

Bei denjenigen afrikanischen Völkern, welche der Viehzucht und dem Ackerbau obliegen, finden wir auch eine feststehende Ordnung in den täglichen Mahlzeiten. In Akra, Sierra Leone und Loango (Westafrika) hält man zwei Hauptmahlzeiten, die eine Vormittags um 10 oder 11 Uhr, die andere Abends um 6 Uhr bei Sonnenuntergang. In Senegambien ißt man gleich nach dem Aufstehen, dann um 2 Uhr zu Mittag und endlich ganz spät, Nachts um 11 Uhr, zu Abend, die letztere jenen kaum die vornehme Londoner Gesellschaft nachthut, welche, wenn sie um 5 oder 6 Uhr das reiche Mittagsmahl eingenommen hat, doch schon um 10 Uhr Abends mit dem Souper nachfolgt. Der Somali-Stamm der ackerbauenden Ghiri (an der Ostküste Afrika's) frühstückt um 6 Uhr früh, hält um 10 Uhr das Mittagsmahl und Abends bei guter Zeit, wenn Rinder und Pferde heimgetrieben sind, die Abendmahlzeit.

Die Negersklaven auf Kuba stehen mit Sonnenaufgang — um 6 Uhr — auf und arbeiten in der Morgenfrische 2 Stunden, erhalten um 8 Uhr ihr Frühstück nnd arbeiten wieder bis Mittag, wo ihnen zum Essen und Ruhen eine Stunde vergönnt ist; dann setzen sie ihre Arbeit bis Sonnenuntergang (6 Uhr) fort und kochen sich ihr Abendessen selber. Die Chinesen in Pinang (auf den Inseln Hinter-Indiens), welche eine Pflanzung besitzen, lassen in ähnlicher Weise ihre Kulies um 6 Uhr frühstücken, um 11 Uhr einen Imbiß nehmen und Abends 6 Uhr nach vollendeter Arbeit die Hauptmahlzeit halten.

Je nachdem der Tag in die Nacht hinein verlängert wird und also auch das Aufstehen später erfolgt, fallen die Mahlzeiten auf spätere Stunden. Unsere Bauern und Kleinstädter haben zum guten Theil noch die alte Sitte beibehalten, zwischen 9 und 10 Uhr zu Bette zu gehen, um zeitig wieder auf dem Platze zu sein; ein erstes Frühstück um 6 oder um 7 Uhr — einen Imbiß um 9 Uhr — Mittagsessen 11 bis 12 Uhr, Vieruhr- oder Vesperbrod, endlich Abendessen um 6 oder 7 Uhr. Im Mittelalter speiste man fast allgemein um 11 Uhr zu Mittag und um 6 Uhr zu Abend; allmälig verlängerte sich der Tag und die Hauptmahlzeit fiel auf 12, 1, 2 Uhr, so daß nun auch das Abendessen auf 8 Uhr zurückkehren mußte. In den deutschen Seestädten und mitunter auch am Rhein nimmt die reichere und vornehmere Welt ein Gabelfrühstück um 10 Uhr und das „Diner“ nach französischer Sitte um 4 Uhr. In einem englischen oder nordamerikanischen Gasthause hält es schwer, vor 8—9 Uhr ein Frühstück zu bekommen, weil man auch später zu Mittag und zu Abend speist und in den großen Städten bis um Mitternacht noch Alles in Bewegung ist. Der kleinbürgerliche Chinese hält schon um 9 Uhr sein Frühmahl und um 5 oder 6 Uhr sein Abendessen (bei den Vornehmen das eigentliche Hauptessen), steht aber zeitiger auf als der Engländer und legt sich bald nach 9 Uhr Abends schlafen. Die Straßen Pekings sind im Sommer schon früh um 4 Uhr, im Winter um

6 Uhr in voller Bewegung. Fast im ganzen Orient ist die Hauptmahlzeit zur Zeit des Sonnenuntergangs. Unter den Arabern, nomadischen und seßhaften, speisen Arme und Reiche um diese Zeit; die Perser gleichfalls um 6 Uhr. Das heiße Klima macht — abgesehen von der patriarichalischen Gewohnheit des Nomadenlebens — die kühlere Abendstunde für die Hauptmahlzeit angenehmer. Auch die alten Hebräer hielten sie um diese Zeit; das erste leichtere Mahl ward um Mittag genommen; es gehörte bei den späteren Juden zur guten Sitte, vor der ersten Gebetstunde nichts zu genießen. Die alten Griechen hielten drei Hauptmahlzeiten, Morgens, Mittags und Abends, verlegten aber auch das Mittagsmahl (deipnon) auf den Abend und schoben auch wohl noch zwischen Mittag und Abend ein „Hesperisma", unserem „Vesperbrod" entsprechend. Bei den Römern verhielt es sich in ähnlicher Weise. In der guten alten Zeit nahm man das Frühmahl (prandium) um die Mittagszeit und die Abendmahlzeit (coena), als die Hauptmahlzeit, ward gegen Sonnenuntergang eingenommen. Kinder und Schwächliche, die nicht so lange fasten konnten, sowie die früh aufstehenden Arbeiter nahmen ein Frühstück (jentaculum) und vor der Hauptmahlzeit auch ein Vesperbrod (merenda). Als der Luxus mit dem Reichthum wuchs und die Zahl der Gerichte zunahm, fand man die Stunde für die coena zu spät und setzte sie auf 4 oder 3 Uhr Nachmittags.

Wenn ein Volk die heroische Zeit hinter sich hat und zu Ruhe und Wohlstand gelangt, dann bleibt es auch nicht mehr bei der alten Einfachheit in Speise und Trank, die Festmahlzeiten häufen sich, die Mahlzeiten werden zu Gastmählern und Gelagen. Die Griechen, die Römer, die Juden in ihrer heroischen Zeit saßen beim Essen. Der griechische Bürger speiste mit seiner Familie gemeinschaftlich in einem Zimmer des Hinterhauses, auf Stühlen oder Bänken um den Tisch herumsitzend*). Ebenso saßen die alten Hebräer während des Essens**), die alten Aegypter (wie die Sculpturen nachweisen) desgleichen. Allmälig kam aber selbst bei den Römern die orientalische Sitte auf, sich zum Essen auf Ruhebetten niederzulegen — zunächst wohl nur bei festlichen***) Opfermahlzeiten, Bewirthungen von Gästen und öffentlichen Staatsdiners, dann aber auch bei dem gewöhnlichen bürgerlichen Mahle. Dem Griechen wie dem Römer wurde die kleine Familienstube zu eng, die Männer wählten einen Saal des Vorderhauses und schmückten ihn mit kostbaren Tep-

*) „Sie dann führt in den Saal der bräunliche Held Menelaos,
Und sie setzten sich all' auf stattliche Sessel und Throne".
Homer's Odyssee. 15—134 ff.

**) David sprach zu ihm: Siehe, morgen ist der Neumond, da ich mit dem Könige zu Tische sitzen soll; so laß mich 2c. 1. Sam. 20, 5. Und da der Neumond kam, setzte sich der König zu essen 2c. K. 20, 54. Und da sie zu Tische saßen, kam das Wort des Herrn zum Propheten 2c. 1. Kön. 13, 20.

Aber schon Amos (6, 4) klagt: Und schlafet auf elfenbeinernen Lagern und treibet Ueberfluß mit euren Betten (Polstern).

***) Amos 2, 8: Und bei allen Altären schlemmen sie von den verpfändeten Kleidern 2c.

pichen, Blumen und Wohlgerüchen. Die Ruhebetten (lecti tricliniares) wurden zu dreien um die Speisetafel herumgesetzt, und jeder Divan faßte gewöhnlich 3 Personen, welche auf den linken Arm sich stützend die Füße nach hinten ausstreckten und mit der Rechten die bequem zugerichteten Speisen ergriffen. Der rechts Liegende berührte mit seinem Hinterhaupte die Brust seines linken Nachbars, und bei Hochgestellten nahmen vertraute Freunde und Günstlinge diesen Platz ein*). Da man keine Suppe aß und die Fleischstücke gleich zerschnitten vorgelegt wurde, brauchte man weder Löffel noch Messer und Gabel; auch die Tischtücher waren, wie noch jetzt im Morgenlande, unbekannt. Der Sklave, welchen der Geladene mitbrachte oder welcher jedem Gast vom Gastgeber beigegeben wurde, nahm vor dem Beginn des Mahls die Sandalen von den Füßen des Herrn, ein anderer reichte das Wasser zum Waschen der Hände. Der alte Brauch, das Mahl mit religiösen Ceremonien zu beginnen und zu enden, erhielt sich bis in die späteste Zeit. Die Juden begannen und schlossen mit einem Tischgebet. Griechen und Römer nahmen am Schluß des eigentlichen Mahles einen Schluck ungemischten Weines zu Ehren des guten Dämon; das Trinkmahl ward durch drei Libationen eingeleitet, welche den Göttern, den Heroen und dem rettenden Zeus gespendet wurden. Wie die Römer das eigentliche Trinken erst mit dem Nachtisch begannen, so schlossen die Griechen an ihre Hauptmahlzeit und den Nachtisch das Trinkgelag (symposion) an — denn beim Essen enthielt man sich des Trinkens, um letzteres desto gründlicher nachzuholen. Entweder der Herr des Hauses oder ein eigens dazu erwählter „Symposiarch", gewöhnlich ein Hausfreund (bei den Juden „der Speisemeister") mischte den Wein, bestimmte die Zahl und die Größe der Becher, leitete das Zutrinken und begann den Skolien-Gesang, zu dessen Fortsetzung er durch Ueberreichung eines Myrthenzweiges aufforderte. Er brachte auch allerlei Räthsel und Witzspiele vor, und wollte man keine geistige Thätigkeit, so wurden Tänzerinnen und Flötenspielerinnen geholt. Auch die Juden belebten ihre Festmahlzeiten mit Musik und Gesang, mit Scherz und Räthselspiel**) und auch mit Tanz***). In der Kostbarkeit der Eß- und Trinkgeschirre, der Fülle und Auswahl der Speisen und in der Menge der geladenen Gäste suchten die Begüterten möglichst zu glänzen. Weder Griechen, noch Aegypter und Juden trieben jedoch den Tafelluxus und die Schwelgerei so in's Maßlose und endlich in's Unsinnige und Thierische, wie die Römer. Schon in der letzten Zeit der Republik verschwendete der Sohn des berühmten Schauspielers Aesopus seinen ganzen Reichthum in unsinnigen Gelagen, wobei u. A. Schüsseln mit Nachtigallzungen oder in Essig aufgelöste Perlen aufgetragen wurden. Die früher erlassenen Luxusgesetze vermochten der Schlemmerei keinen Eintrag zu thun. Schon das Festmahl, das man dem Besieger des Sertorius, dem Metellius Pius (71 v. Chr.)

---

*) Daher heißt es auch von Johannes, dem Lieblingsjünger Jesu, daß er zu Tische saß (lag) an der Brust des Herrn (Ev. Joh. 13, 23.).

**) Vergl. Richter 14, 12 ff.

***) Matth. 14, 6.

in der Provinz Spanien veranstaltete, zeigte, wie weit man in der Ueppigkeit gekommen war. Man hatte den Eßsaal mit Teppichen und Prachtstücken geschmückt und im Hintergrunde eine Bühne zu theatralischen Aufführungen aufgerichtet. Der Boden war mit Safran (einem beliebten Parfüm) bestreuet, und als der König des Festes eintrat, zündete man ihm Weihrauch an. In dem Moment, als er sich auf seinen Ehrenplatze (in der Mitte der Triclinien) niederließ, schwebte eine Statue der Siegesgöttin herab, um ihn mit dem Blumenkranz zu krönen*). Zu den Speisen hatte nicht blos ganz Spanien, sondern auch Nordafrika das Wilpret und Geflügel steuern müssen. Später, wo die Feinschmecker eines einzigen Fisches halber lange Seereisen unternahmen oder einen großen gesuchten Fisch mit 1000 Gulden bezahlten, legte man in Italien selber Teiche an, in die man durch Kanäle das Seewasser leitete, um stets den Seefisch bereit zu haben. Man legte auch künstliche Austernbänke an, mästete Schnecken, Haselmänse und Hasen (letztere in finsteren Käfigen), um diese Thiere möglichst fett zu essen. Um die Lebern der Gänse wohlschmeckender zu machen, fütterte man dieses Federvieh mit Feigen und Datteln. Zu Cäsar's Zeit herrschte schon allgemein der Gebrauch, mit Pfauenfedern die Gurgel zu kitzeln, um auf künstliche Weise den Magen wieder zu entleeren und dann auf's Neue zu füllen. Das Baden und Turnen vor Tische ward bald zur Nothwendigkeit, um den nöthigen Appetit zu gewinnen, und um den Durst zu erzeugen, nahm man zu heißen Dampfbädern seine Zuflucht. Um sich vor Trunkenheit zu schützen, aß man Lupinen. Uebrigens erlangten die Zecher eine gute Fertigkeit im Trinken. Der Kaiser Tiberius war ein starker Weinsäufer; der Proconsul Novellius Torquatus erregte aber seine Bewunderung, da er es so weit gebracht hatte, acht und ein halbes Quart Wein auf Einen Zug auszutrinken. Man sagte von Tiberius, er habe früher einen Stadtpräfekten von Rom nur darum zu dieser Würde erhoben, weil derselbe mit ihm einmal zwei Tage und zwei Nächte hintereinander durchgezecht hatte.

Die Priesterkollegien, weit entfernt, mit einfacheren Mahlen ein gutes Beispiel zu geben, waren durch ihre üppigen Festgelage berühmt. Eine große Festmahlzeit, zur Einweihung eines Priesters veranstaltet — bei der auch Julius Cäsar als Pontifex gegenwärtig war —, an welcher zwölf Priester und sechs Vestalinnen Theil nahmen, die an drei Tafeln auf prachtvollen mit Silber und Elfenbein ausgelegten Speisesophas sich gruppirten, bestand aus folgenden Gängen: 1) Voressen: Meerigel, rohe Austern, zwei Sorten von Muscheln, Krammetsvögel mit Spargel, gemästete Henne, Austernragout, schwarze und weiße Maronen; 2) erster Gang: Verschiedene Seegeschöpfe, Schnepfen, Keulen von Zicklein und Wildschwein, Geflügel in einer Teigkruste (nach Art der Wiener „Backhendl") und verschiedene Schneckensorten; 3) Hauptgang: Saueuter (eine sehr beliebte leckere Speise), Schweinskopf,

*) Es kam bald dahin, daß alle Gäste sich mit Blumen und Laub bekränzten, mit kostbaren Blumen und Wohlgerüchen den Speisesaal erfüllten und selbst die Oele in den Lampen parfümirten.

Fisch-Fricassée, Ragout von Saueutern, zahme Enten, wilde Enten (gedämpft), Hasen, Geflügel, picentinische Brode (eins der leckersten Backwerke); 4) Nachtisch. Dieser ist uns von dem Berichterstatter nicht im Einzelnen beschrieben worden; er bestand für gewöhnlich: aus Aepfeln, Birnen, Feigen, Oliven, Weintrauben, Pistacien, Datteln, Ananas nebst allerlei Backwerk und Confekt. Ein einziges Gastmahl, welches Lucullus dem Pompejus und Cicero gab, die sich erst absichtlich am Morgen selber eingeladen hatten, kam über 10,000 Thaler zu stehen. Die raffinirte Zubereitung mancher Speisen machte eine Menge von Köchen und aufwartenden Sklaven nöthig; nicht minder kostspielig war der Transport, denn man holte die Pfauen am liebsten von Samos, die Kraniche von Melos, die Haselhühner aus Phrygien, die Böckchen aus Ambracia, junge Thunfische aus dem Bosporus, Muränen aus der Meerenge von Gibraltar, Austern von Tarent, Störe von Rhodus, Nüsse von Thasos, Datteln aus Aegypten, Eicheln aus Spanien.

Die alten Germanen waren wohl tüchtige Zecher, die ganze Tage und Nächte hinter ihren Meth- und Bierkrügen zubringen konnten, aber ihre Nahrungsmittel gingen nicht über das hinaus, was ihnen die deutschen Wälder, Flüsse und Seeküsten boten, und sie hatten darin eine reiche Auswahl von allerlei Wild, als z. B. Hirsche und Rehe, wilde Kaninchen und Hasen, den Bär, das Elenn und Wildschwein; von Geflügel: wilde Tauben, den Auerhahn und Birkhahn, das Haselhuhn und die Wildente, Wachteln, Staare und Krammetsvögel. Unter den Hausthieren lieferten das Rind, das Schwein (die marsischen, d. i. westphälische Schinken waren schon früh berühmt), das Schaf und selbst das Pferd nahrhafte Fleischgerichte; bei den Opfermahlzeiten war das Pferdefleisch beliebt, und der Genuß desselben hörte erst mit der Verbreitung des Christenthums auf. Ein Brei von Hafer, Hirse oder Haidekorn (wie er noch jetzt in Westphalen, Oldenburg, Schleswig-Holstein üblich ist) bildete den Haupttheil der Pflanzennahrung, und die würzigen Kräuter der heimischen Wälder und Felder (Salbei, Feldkümmel, Fenchel, Pfefferkraut, Raute, Wermuth, Kümmel) nebst den Beeren und Schlehen, welche eingemacht reizende Säuren geben, lieferten in den ersten Zeiten das Gewürz. Je vielseitiger die Berührung mit dem Auslande und das gesellige Leben im Volke selber wurde, um so mehr bildete sich auch die Kochkunst aus; der Pfeffer trat als Hauptgewürz auf, ihm folgten (durch die Holländer nach Europa gebracht) Ingwer, Zimmet, Gewürznägelein, Muskatnuß, und schon in Folge der Kreuzzüge ward durch die Venetianer auch der Zucker*) allgemeiner verbreitet, obwohl er seines hohen Preises willen eine geraume Zeit lang nur sehr spärlich angewandt werden konnte und der Honig noch immer seine Stelle vertrat. Zur Einweihung der Frauenkirche in Weißenfels, am 15. September 1303, wurde dem Naumburger Bischof Bruno zu Ehren auf dem Rathhause ein zweitägiges Gastmahl

*) Die Araber brachten das Zuckerrohr nach Sicilien und legten dort Zuckerrohrpflanzungen an; sie kannten auch die Kunst, den Zucker zu krystallisiren.

veranstaltet, das aus folgenden Gängen bestand. Am ersten Tage kam als erster Gang eine Eiersuppe mit Saffran, Pfefferkörnern und Honig; Hirsemus, Schaffleisch mit Zwiebeln darüber, gebratenes Huhn mit Zwetschken; als zweiter Gang: Stockfisch mit Oel und Rosinen, Bleier in Oel gebacken, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf; als dritter Gang: sauer gesottene Speisefische, gebackene Barben und Schweinskeule mit Gurken. Am folgenden Tage kam auf die Tafel: 1) gelb Schweinefleisch, ein Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratener Häring; 2) kleine Fische mit Rosinen, kalte Bleier, gebraten (vom vorigen Tage übrig geblieben), eine gebratene Gans mit rothen Rüben; 3) gesalzener Hecht mit Petersilie, ein Salat mit Eiern und ein Gallert mit Mandeln besetzt.

Dieses Gastmahl zeigt uns noch ganz das deutsche Gepräge und ist einfach zu nennen im Vergleich mit den Schmausereien des 15. oder gar des 16. Jahrhunderts. Das Kochbuch des kurfürstlich mainzischen Mundkochs Rumpolt in Frankfurt a. M. aus dem Jahre 1581 gibt für das Frühmahl eines Bauernfestschmauses 6 Gänge, unter denen gesottenes Rindfleisch, ein Kapaun, gebratene Gans und gebratene Sau, Hühner= und Kalbsbraten vorkommen nebst dem volksthümlichen Sauerkraut mit geräuchertem Speck und Bratwürstlein; den sechsten und letzten Gang bildet ein ziemlich reicher Nachtisch von Backwerk, Nüssen, Obst und Käse*). Auf einem Speisezettel für die hohen Herren ist verzeichnet: Erster Gang: Ein Kapaun in einer Suppe, mit Majoran und Parmesankäse bestreut. Eine Kapaunensuppe mit kleinen gebratenen Vögeln, dazu gesottenes Rindfleisch in einer Sülze. Eine gute niederländische Hutzbude (eine Art Pudding), Lungenbraten von einem Ochsen, dazu Pasteten mit Limonien. Eine gebratene Gans mit Krän (Meerettig). Ein Hase, eingemacht, schwarz. Eine gebratene Spansau. Eingemachtes Lammfleisch, gelb, mit Limonien. Gebratene Krammetsvögel. Bratwurst mit Zwiebeln. Ein gebratenes Rehschlägel. Zweiter Gang: Ein gebratenes Indian. Wildschwein in Pfeffer. Grüner Kohl mit Bratwürsten und geräuchertem Fleisch. Kalbsbraten. Warme Pasteten mit Lammfleisch. Weiße gekochte Erbsen. Eine „Wäle" von Mandeln. Gebratene und gefüllte Hühner. Gebratenes Ziegenfleisch. Gesottener Ochsenkopf in Sülz, kalt, die Hörner fein vergoldet. Die Sülzen von einem Ochsen. Bärentatzen gekocht in einem „Mandelgescharb" oder in schwarzem Pfeffer. Gefüllte Hammelsmägen. Hammelskeule mit Knoblauch gespickt. Schweinebraten mit Zwiebeln. Ein braun Muß. Leber, kalt, von Gänsen. Ein gesottener Bärenkopf, kalt. Dritter Gang: Ein Marziban. Eine Apfeltorte. Gebackene Strauten von Teig. Zwieback. Gebackene Nudeln. Große breite Kuchen. Ein Spiesskuchen. Eine Pastete mit lebenden Vögeln. Ein Mandelkäs. Ein Parmesankäs. Eingemachte wälsche Früchte und Confekt.

---

*) Vergl. G. Klemm, Kulturgeschichte IX, 90. Blicke in die Vaterländische Vorzeit von K. Preusker, III, S. 97.

Wenn man bedenkt, daß von den Festmahlzeiten der Fürsten, Grafen und und Herren auch ein großartiger Hofstaat, die Spielleute und Lustigmacher und auch die Armen das Ihrige bekamen und die Zahl der Gäste oft nach Hunderten zählte, so wird uns der Reichthum der Gerichte weniger in Erstaunen setzen, obschon gegen die Mäßigkeit unseres Jahrhunderts der Unterschied noch groß genug ist. Noch unmäßiger war man im Trinken, und wie früher die Ritter auf ihren Burgen, zechten dann die Städter auf ihren Herbergen und Innungsfesten, auf dem Rathskeller und im Wirthshaus bis zum völligen Rausch. Die Sitte des Zutrinkens, auf welches Jeder „Bescheid thun" mußte, war ganz auf das Toll- und Volltrinken angelegt, und wie sehr die Sauflust überhand genommen hatte, beweist der Mäßigkeitsverein, den im Jahre 1524 die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Bischöfe von Würzburg und Straßburg, Freiburg und Speyer, die rheinischen Pfalzgrafen, der Markgraf von Brandenburg und der Landgraf von Hessen stifteten. Fast zwei Jahrhunderte später (1703) ward im Gegensatz zu dem deutschen Mäßigkeitsorden von Bosquières d'Aramon in Frankreich, in Gemeinschaft mit vielen Adeligen aus Deutschland und Spanien, ein Trinkorden von strengster Observanz (l'ordre de la boisson de l'étroite observance) gestiftet, dessen Mitglieder alljährlich zum Generalkapitel die edelsten Weine ihrer Gegend einsenden mußten, und dessen Zweck darin bestand, den Weingenuß und die Tafelfreuden zu erhöhen und zu verfeinern. Dieser Verein erlosch jedoch bald wieder, da im spanischen Erbfolgekriege die verschiedenen Mitglieder sich als Feinde gegenüber treten mußten. Es ist nicht zu verkennen, daß mit den feineren französischen Weinen und der feineren französischen Kochkunst, wie sie sich seit Ludwig XIV. über Deutschland und in die vornehmere Welt selbst der slavischen Länder verbreitete, der rohen Schwelgerei und Trunksucht doch Abbruch geschah. Wenn sich auch noch im vorigen Jahrhundert der russische Adel mit dem Zaren an der Spitze in Branntwein berauschte, so ist doch jetzt der Champagner der Lieblingswein an den Tafeln der reicheren und vornehmeren Russen geworden. Der Engländer ist im Punkt des Essens und Trinkens durchaus kein Freund großer Enthaltsamkeit; er pflegt jedoch erst dann, wenn sich die Damen entfernt haben und das Tischtuch weggenommen ist, seiner Trinklust den Zügel schießen zu lassen und die starken Weine in sehr starken Quantitäten zu genießen.

Trinkgelage finden wir bei den Völkern der verschiedensten Kulturstufen. Die Südsee-Insulaner haben ihre Kawa-Partieen, und diese bilden bei ihnen eine Haupt- und Staatsaktion, von welcher der Unbemittelte und Niedrigstehende ausgeschlossen ist. Die Kawa-Wurzel gehört einer Pflanze aus dem Pfeffergeschlecht (piper methysticum) an. Eine Gesellschaft thut sich zusammen, um die Wurzel zu kauen, ganz so, wie es die Indianer Südamerika's mit den Maiskörnern, Bataten und Maniok machen, um Kawi (den Maiswein) zu bekommen. Als vor einigen Jahren die französische „Sultane" nach Uëa, einer von den Loyalitäts-Inseln kam, wurde die Mannschaft des Schiffes von Sr. Majestät, dem Häuptlinge der Insel, zur „Kawa" geladen. In dem „Thronsaal" der geräumigen Hütte saßen auf einer runden Bank ein Dutzend junger Mädchen

mit frischen Zähnen, welche eifrig die Kawa-Wurzel taueten und dann in ein hölzernes Gefäß ausspien, das mit allerlei Schnitzwerk verziert war. Dieses Gefäß wurde mit Wasser gefüllt, und nun rührten einige der Mädchen mit ihren braunen Armen kräftig die Masse um, bis ein champagnerartiger Schaum sich auf der Oberfläche bildete, der zuletzt sogar über den Rand des Gefäßes hinüberspritzte. Nachdem sich der Schaum gelegt hatte, kam eine klare grüne Flüssigkeit zum Vorschein und der Punsch war fertig. Se. Majestät machte selber den Mundschenk, schöpfte den berauschenden Trank mit einer zierlich geschnitzten hölzernen Tasse und sang seinen Trinkspruch, womit er jedem Gast einzeln zutrank, in einer Art von Recitativ.

Die Bewohner der Nikobaren-Inseln, noch ganz auf der Bildungsstufe der Kindheit stehend, machen sich gegenseitig fleißig Besuche, um Gast- und Trinkmähler zu halten, bleiben dann auch wohl des Nachts in der Hütte des Gastgebers beisammen, um ihren Rausch auszuschlafen. Das Erregungsmittel der geselligen Heiterkeit ist bei ihnen der Palmwein, den sie mittels eines Bambusrohres aus einem weitbauchigen irdenen Gefäße ziehen, um welches sich die Gesellschaft plaudernd, singend und spielend gelagert hat.

Im Orient bilden die Kaffeehäuser die geselligen Mittelpunkte für die Männerwelt, gegessen wird aber zu Hause. Dem Muhamedaner ist der Genuß von Wein und Spirituosen verboten, und obschon Türken und Perser und mitunter auch arabische Große im Geheimen dem Genuß geistiger Getränke sich ergeben, so darf doch bei den Mahlzeiten kein Wein gereicht werden. Da man die kleingeschnittenen Bissen ohne Weiteres mit der Hand aus der Schüssel herauslangt und zum Munde führt, und selbst die halbflüssigen Speisen der Art genießt, daß man die Finger der geöffneten Hand in das Gefäß eintaucht und dann die Fingerspitzen schließt, um in der also gebildeten Höhlung die Speise zu transportiren — und da ferner von Tischtüchern und Servietten keine Rede, das Wasser aber bei den arabischen Stämmen der Wüste ein kostbarer Artikel ist, so geht es bei einer arabischen Mahlzeit nicht gerade sehr reinlich zu.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Vom französischen Büchermarkt.) Zu den manichfachen Anzeichen, aus denen sich auf Geist und Wesen, Neigung und Geschmacksrichtung einer Bevölkerung mit ziemlicher Sicherheit schließen läßt, gehören auch die Ausstellungen an den Schaufenstern der Buchhändler. Wer z. B. jetzt, geblendet von einer unvergleichlichen nie gesehenen Pracht, die neuen Straßen des kaiserlichen Paris durchwandert, wird sofort in sehr verletzender Weise an den inneren geistig-sittlichen Kern dieser riesenhaften Umwandlung erinnert werden, wenn er nur einen flüchtigen Blick auf die Titel der glänzend ausgestatteten Bücher wirft, welche hinter mächtigen Spiegelscheiben die Aufmerksamkeit der Vorüberziehenden erregen sollen. Ein Berichterstatter des Londoner „Athenäum" hat dort kürzlich binnen wenigen Minuten folgendes Verzeichniß solcher Büchertitel angefertigt, welche den Zustand der heutigen französischen Literatur hinlänglich charakterisiren: Die Sünde eines Ehemanns. — Die galanten Höfe. — Ein merkwürdiger Zug in den Privatsitten der Griechen. — Was eine Jungfrau nicht lesen darf. — Sie liebt (mit einem ganz unsittlichen Titelbilde). — Der Teufel des Alkovens (Titelbild gleichfalls abscheulich). — Der Ruf einer Frau. — Die Frauen der Provence. — Lüsterne und unsittliche Schriften werden überall und zu allen Zeiten einen untergeordneten Leserkreis finden. Wo aber eine vermehrte Produktion und ein massenhafter Absatz derselben sich einstellen, wo die sonst das Dunkel suchende Ausnahme zur offenkundigen Erscheinung des Tages wird, wo hervorragende Talente nur dieses Genre mit hartnäckiger Beharrlichkeit kultiviren, es mit dem Nimbus der Bildung und Poesie zu überhauchen suchen und dennoch von keiner Seite her der handgreiflichen Verderblichkeit eines solchen Treibens gesteuert wird, da kann man immer als unzweifelhaft annehmen, daß etwas faul und krank ist im Innern des Gesellschaftsorganismus. Es mag nicht schwer sein, eine zu phantastischer Frivolität geneigte Bevölkerung durch allerhand stimulirende Sinnenreize, durch Hervorlockung und Befriedigung niedriger Leidenschaften und Begierden eine Zeitlang von edleren Bestrebungen abzulenken und für den Mangel politischer, bürgerlicher und literarischer Freiheit zu entschädigen. Unausbleiblich und heillos werden aber die thatsächlichen Folgen sein, welche aus solch' einer lähmenden Vergiftung des nationalen Geistes sich nothwendig erzeugen müssen. — Was Deutschland betrifft, so darf es kein Befremden erregen, daß es auch hier literarische Spekulanten giebt, welche diese ekelhaftesten Ausschwitzungen, den glänzend herausgeputzten, parfumirten und überzuckerten Moder einer verwesenden Literatur ihren Landsleuten als eine pikante Speise aufzutischen suchen. Bedenklich aber ist jedenfalls der Erfolg, welchen ihre Unternehmungen gefunden haben. So hat z. B. eine der Uebersetzungen des Feydeau'schen Romans „Fanny" bereits drei Auflagen erlebt, ein in seinen Details wie in seiner ganzen Tendenz und Berechnung durchaus verwerfliches und nichtsnutziges Buch. Man braucht kein moralisirender Pedant zu sein, um sich nach Durchlesung desselben zu sagen, daß wir mehr als die Rheingelüste der Franzosen die Miasmen zu fürchten haben, welche aus dem von Orgiendunst erfüllten, mit künstlichen Blumen überdeckten Sumpfe ihrer heutigen Mode-Literatur allmälig zu uns herüberdringen.

Um einen Begriff von den Verlusten, welche Europa durch die Kriege und im gegenwärtigen Jahrhunderte an jungen arbeitsfähigen Männern erlitten haben mag, zu erhalten, sei hier das Resultat der neun größten Schlachten aufgestellt. Es verloren (überall ausschließlich der Gefangenen) bei Marengo (14. Juni 1800) die Oesterreicher (bei 32000 M.) 6500, die Franzosen (bei 28900 M.) 4700; bei Austerlitz (2. December 1805) die Oesterreicher und Russen (84000) 11000 M., die Franzosen (65000) 9000 M.; bei Eilau (8. und 9. Februar 1807) Russen und Preußen (63000) 20000 M., Franzosen (70000) 26000 M.; bei Aspern (21. und 22. Mai 1809) die Oesterreicher (75000) 20000 M., die Franzosen (107,000) 25000 M.; bei Wagram (5. und 6. Juli 1809) die Oesterreicher (205,000) 25000, die Franzosen (218,000) 24000 M.; bei Borodino (5. und 7. September 1812) die Russen (128,000) 45000 M., die Franzosen (126,000) 22000 M.; bei Leipzig (16., 18. und 19. October 1813) die Verbündeten (291,000) 41000 M., die Franzosen (176,000) 38000 M.; bei Waterloo (18. Juni 1815) die Preußen und Engländer (170,000) 20000 M., die Franzosen (70000) 19500 und bei Solferino die Franzosen und Sardinier (148,000) 17000 M., die Oesterreicher (139,000) 13000 Mann.

Welch gewaltigen Einfluß die Oertlichkeit, d. h. die geographische Beschaffenheit ganzer Länder auf die dieselben bewohnenden Thiere hat, ersehen wir daraus, daß große Säugethiere auf weit ausgedehnten Continenten und den unmittelbar dazu gehörigen großen Inseln leben. Der Ocean beherbergt die Riesen, kleine Meere, Seen und Flüsse dagegen nur kleine Geschöpfe. In gleicher Weise bleiben die Bergbewohner immer erheblich hinter den Beherrschern weiterer Ebenen zurück. Alle Bewohner der neuen Welt sind kleiner als ihre nächsten Verwandten in der alten Welt. Man vergleiche nur die Riesen der östlichen Halbkugel, als Elephant, Rhinoceros, Kameel, Löwe, Tiger mit denen ihnen ungefähr entsprechenden auf der entgegengesetzten Hemisphäre, als Tapir, Lama, Jaguar u. s. w. Die von der alten Welt nach Amerika eingeführten Hausthiere: Pferde, Rinder, Schweine, Schafe, verkümmern dort sehr leicht und erreichen ohne die sorglichste Pflege nicht die körperliche Fülle, wie in ihrer ursprünglichen Heimath. Amerika bildet eigentlich zwei Erdtheile, einen nördlichen und einen südlichen, isolirt von der ungeheuren Continentalmasse der alten Welt, welche in Europa, Asien und Afrika ein zusammenhängendes Ganze darstellt. In dieser Thatsache liegt der Grund dieser gegenwärtigen Verkleinerung der amerikanischen Thiere. Die Erscheinung findet ihre Bestätigung ebenfalls in Neuholland, dem kleinsten und am meisten isolirten Continente, denn er besitzt nur sehr kleine Säugethiere: Mäuse, Ratten, Fledermäuse, und das Känguruh ist sein riesigster Bewohner. Dieser Einfluß der Oertlichkeit, hier der Continente überhaupt, erläutert zugleich deren Beziehung zur nördlichen und südlichen Erdhälfte. Nehmen wir nämlich die dem Aequator zunächst gelegenen großen Inseln Java, Sumatra, Borneo zur nördlichen Hälfte hinüber, so besitzt diese die meisten und größten Säugethiere im Verhältniß zur südlichen Halbkugel, welche auch den geringeren Theil des gesammten Festlandes liefert.

(Pädagogischer Fingerzeig.) Der alte Pädagog Döderlein sagte: „Die Vergehungen der Schüler können an die Grenzen der Rohheit anstreifen, nur der Gemeinheit müssen sie fern bleiben; denn die Rohheit, eine Aeußerung der ungezügelten Naturkraft ist heilbar, die Gemeinheit aber, welche keine Kraft, sondern ein Unvermögen ist, wurzelt tief in der Seele und verschmäht von vornherein alle Arzenei der Erziehung."

Ein holder Wahn.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

(Schluß.)

9.

Der Sommer ging vorüber; Fürst Heinrich Günther reiste in Kleemanns Begleitung wieder nach Ems. Das erste was er dort las, war natürlich die Liste der Kurgäste. Da stand: Frau Bergwerkbesitzerin Marie von Brunau, geb. von Wallhoff, Wittwe, aus München, und gleich unter ihr: Fräulein Cäcilie von Wallhoff, ebendaher.

„Marie hier und schon Wittwe!“ rief der Fürst halb hocherfreut, halb theilnehmend aus. Bald genug war er auf der Promenade — bald genug entdeckte er zwei Damen in tiefer Trauerkleidung. Das mußten die Schwestern sein — und sie waren es. Der Fürst stellte sich den lieben Bekanntinnen vor, er sprach sein Bedauern über den so frühen Verlust Mariens aus. Sie war sehr bleich, sehr angegriffen, aber eine unendliche Milde verklärte ihr Wesen; ihr Verzichtleisten auf ein so kurz genossenes Glück hatte etwas Engelhaftes. Gern wurde sich der glücklich heiteren Stunden des vorjährigen Herbstes erinnert, und Marie sprach: „Sagte ich es nicht im vorigen Jahre: So — wie damals wir uns sahen — sehen wir einander nicht wieder. Es zitterte schon damals eine trübe Ahnung durch mein Herz. Ich bangte vor der Verbindung, die so bald sich lösen mußte — ich hoffte nie auf Glück!“

„Das Ihnen doch noch zu Theil werden kann, wie Sie es so sehr verdienen. Sie sind noch so jung, Frau von Brunau; die Zeit kann und wird Ihre Seelenwunden mit zarter Hülfe heilen. Mich freut es, daß Sie hierher kamen, erlauben Sie mir, mich zuweilen mit Ihnen unterhalten zu dürfen; betrachten Sie mich als einen alten väterlichen

Freund; und kann ich irgend Ihnen zu Rath und zu Hülfe sein, so wenden Sie sich offen an mich, Sie haben ganz über mich zu gebieten!"

Die Schwestern dankten mit ehrerbietiger, stummer Verbeugung und man trennte sich, um sich später täglich wieder zu sehen, sich gegenseitig freundlich zu begegnen. Ein edler Mann voll Mitgefühl und tiefer Empfindung läßt ein Frauenherz, zumal wenn es ein schicksalgeprüftes ist, leicht ein Mißverhältniß der Jahre vergessen.

Die Kurzeit verschwand so rasch, als ob alle Stunden und Tage Doppelflügel hätten, wie eilende Sylphen. Allmälig legten die Schwestern die tiefe Trauer ab, allmälig gewann wieder ein Lächeln längern Sitz in Mariens zauberhaften Wangengrübchen, und die hellen blauen Augen leuchteten in einem schmachtenden Feuer.

Als unter sechs Augen die Irrfahrt des Fürsten im Lechthale zur Sprache kam, lachten beide Schwestern seit langer Zeit laut und herzlich.

„Ich muß noch tausendmal tief um Vergebung bitten!" nahm Marie das Wort. „Wir konnten Eure D— Sie damals unmöglich in unserer Häuslichkeit sehen. Die Mutter war mit Knechten und Mägden allein, die Ernte im Gange, das Haus mußte gefegt werden, mein Verlobter und seliger Mann — wurde erwartet. Sie hätten nur Verwirrung angerichtet und uns den größten Verlegenheiten Ihnen gegenüber ausgesetzt. Deshalb nannte ich keinen bestimmten Ort — aber denken Sie, mit Angst und Bangen, und ich darf es wohl auch sagen, mit Leid und innigem Schmerz sah ich Sie wieder — aus dem Fenster einer Dachkammer — Sie fuhren an unserm Gute und Hause dicht vorüber — Sie kamen von Augsburg, fuhren nahe an Westendorf vorbei, so wie an Blankenburg, und da just wohnen wir — ich sagte es ja, nahe bei Elgau."

„Also auch dort bei Ihnen ein Blankenburg, merkwürdig!" sagte der Fürst, um die Sache fallen zu lassen. —

„Das freilich mit dem Ihrigen keinen Vergleich aushalten wird" — bemerkte Marie. Das dortige Landgut trägt aber unseren Familiennamen nicht, und wir heißen dort im Volksmund auch gar nicht von Wallhoff, sondern schlechtweg die Wohlausen."

So löste sich auch dieses kleine Mißverständniß, und Marie fügte noch hinzu: „Uebrigens haben wir bald darauf jenes Gut verkauft, Mutter und Schwester übersiedelten bei meiner Verheirathung mit mir nach München, dort wohnen wir noch und würden uns einen so hohen und angenehmen Besuch zur höchsten Ehre schätzen." —

Ob dieser freundlichen Einladung von dem, an den sie erging, Folge geleistet wurde, darüber liegen bestimmte Nachrichten nicht vor, es darf aber an den Tittel eines Shakespeare'schen Lustspieles dabei wohl erinnert werden: Liebe findet ihre Wege. —

Eine rastlose Unruhe peinigte Marie Brunhard, eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem „hohen Freund" nach wie vor. Seine Per-

sönlichkeit, obschon sie dieselbe nur aus dem Profilbilde der Medaille kannte, stand längst bei ihr im Vordergrund, und die des Forstmeisters, welcher doch eigentlich die Neigung verdiente, die jetzt in voller Gluth einem Anderen züströmte, war tief in den Schatten gedrängt.

Der Sommer war abermals vorüber, auch die schöne Hälfte des Herbstes. Der November überstreute schon die Waldberge des Thüringischen Gebirges mit dichtem Schneegeflock.

Die Zeitungen, auch die kleinen, hatten die Nachricht verkündigt, daß der Erbprinz von Blankenburg sich im November vermähle und in der väterlichen Residenz festlichen Einzug halten werde.

Diese Nachricht war keine falsche. Ganz Blankenburg war in lebhafter Bewegung, ungewöhnliche Mittel wurden aufgeboten, der jungen Erbprinzessin das sonst etwas stille Waldstädtchen doch möglichst freundlich erscheinen zu lassen. Zu Ehrenpforten und Häuserzier lieferten die nahen Fichtenwälder grünes frischduftendes Reißig in Fülle. Die Seifensieder bereiteten zahllose weiße und farbige Erleuchtungslampen vor. Post, Jägerei und junge Bürgerschaft übte sich in Vorreite-Cavalcaden. Schüler und Gesangchöre studirten um die Wette Huldigungslieder ein, und die einzige Presse der einzigen Druckerei seufzte unter der Last länglicher Gelegenheitsgedichte in sapphischen, elegischen, dithyrambischen und Heinrich Heineschen Metern. Reden wurden viel gelernt, und zu diesem Manna für die Geister buken die Bäcker fleißig ganze Körbe voll Brote, welche der Magistrat den Armen spenden wollte. Was trockener war, das Brod oder die Reden, blieb chemischer Analyse überlassen.

Auch große Jagden wurden vorbereitet. In aller Frühe zogen Zeugwärter und Kreiser mit ihren Federlappen und sonstigem Jagdzeug auf Wagen zu Holze, die Stallungen zu umstellen; das Wild wurde zusammengetrieben und am Abend durch zahlreiche kleine Feuer vom Herausbrechen abgeschreckt.

Aber noch mehr — auch eine Schauspielergesellschaft war eigens verschrieben, eine Reihe Vorstellungen den Winter über zu geben, und deren Eintreffen wurde zum bestimmten Tage erwartet.

Fürst Heinrich Günther hatte als gütiger und liebevoller Vater Kopf und Hände voll mit Anordnungen, mußte dahin, mußte dorthin gehen oder reiten, damit Alles zweckentsprechend und nach seinem Wunsche eingerichtet wurde; dort wurden die Pferde eingefahren, welche den Wagen mit den hohen Vermählten sechsspännig von der Landesgrenze an, die nicht weit entfernt lag, ziehen sollten, dort wurden die Spritzen probirt, um rasch zur Hülfe zu sein, wenn etwa ein vorwitziges Reiß bei der Illummination sich gelüsten lasse, Feuer zu fangen. Dort galt es, darüber zu wachen, daß die Fahnen und Standarten in rechter Symetrie und in den Farben harmonirend aufgesteckt wurden, und so weiter, was im Verein zu tüchtigem Catarrh und Schnupfen hinwirkte

— und so dachte Fürst Heinrich Günther an Alles oder doch an sehr Vieles, nur nicht im entferntesten an Frau Maria Brunhard.

Da kam unverhofft, nachdem die Zärtliche lange geschwiegen, wieder ein Brief, den der Fürst mit düsterer Miene empfing, und sogleich, ehe er ihn noch geöffnet, sandte er nach dem Geheimsekretär.

„Sie sind ein guter Prophet, das muß ich sagen!" rief ihm Heinrich Günther, in Demuth lachend, entgegen. Poetae — Prophetae! Es trifft.

Nun ist unser Schloß nicht im Vertheidigungszustand und sie kommt. „Hören Sie zu!"

Der Fürst las vor:

„Um gütige Nachsicht bittend, da ich nochmals wage, dem Edelsten der Edeln den Wunsch meines Herzens darzubringen.

Ich reise am eilften dieses nach Blankenburg, werde den zwölften daselbst verweilen und dann vielleicht meine Reise nach Lerchendorf fortsetzen.

Ich würde mich unaussprechlich glücklich fühlen, wäre es mir gegönnt, für so viel Güte und Nachsicht die Hand des hohen edlen Freundes zu küssen. Doch wage ich kaum, um solches Glück zu bitten.

Donauwörth, den 8. Nov. 185.. M.

„Nun — was sagen Sie? —"

„Gnädigster Herr! Ich sage gar nichts, ich erstaune nur über eine solche — Anhänglichkeit!" erwiderte Kleemann.

„Sagen Sie Unverschämtheit, dann haben Sie das richtige Wort gewählt!" rief der Fürst. „Der böse Feind hieß mich, Ihrem Rathe zu folgen und damals ein erwiderndes Gedicht ergehen zu lassen. Doch — es ist geschehen — mich sieht und spricht die Thörin nicht, dafür läßt sich thun, aber nun will sie dem guten Forstmeister ins Haus fallen und dem Verlegenheit bereiten. Was wird dessen Frau sagen, wenn mit einem Male ihr diese Münchner Frau Holle ins Haus geschneit kommt und nach ihrem Manne, dem Forstmeister, fragt? Wir müssen sehen, daß wir das verhindern."

„Heute ist der zehnte, morgen der elfte, morgen ist sie da, spätestens gegen Abend trifft sie mit der bayerischen Post ein," rechnete der Geheimsekretär.

„Liebster Kleemann!" sagte der Fürst: „Ich lege Alles in Ihre Hände — ich habe jetzt durchaus keine Zeit — will Niemand sprechen, leiden Sie diesen Lavabach ab, der sich gar nicht abkühlen will." —

Der Geheimsekretär war entlassen und dachte nach. Er ging zunächst in den goldenen Greif, das beste Gasthaus der Stadt, das zugleich die Post war, forderte einen Schoppen Rothwein und veranlaßte den Gastwirth, sich mit ihm zu unterhalten, wozu ja Blankenburgs bewegte Tage reichen Stoff darboten.

„Nicht wahr, morgen kommen die Schauspieler?" eröffnete Kleemann das Gespräch.

„Uebermorgen Mittag!" — war des Wirths Antwort.

„Einerlei!" entgegnete Kleemann, „behalten Sie mir ein Gedeck vor, übermorgen; ich muß ja doch unter der Hand das Völkchen ein wenig kennen lernen und zusehen, ob wir etwas Leidliches zu erwarten haben."

„Sehr wohl!" sagte der Wirth.

„Noch eins" — fuhr Kleemann fort: „Seine Durchlaucht unser gnädigster Herr sind nicht ganz wohl und haben in diesen Tagen unendlich viel zu thun. Sie wünschen daher nicht, daß Fremde ohne Noth Audienz begehren, oder in dieser Absicht aufs Gerathewohl ins Schloß gehen. Personen von Distinction sollen sich auf dem fürstlichen Hofmarschallamte melden — Künstler und dergleichen Personen sollen ihr Anliegen schriftlich in der fürstlichen Garderobe abgeben. Da solche Leute sich doch zunächst bei Ihnen nach der üblichen Form erkundigen, so sagen Sie nur, daß, da Se. Durchlaucht leider nicht wohl" —

„Sehr wohl!" unterbrach in gewohnter Weise der Wirth.

„Nein, nicht sehr wohl! Ich sage es ihnen ja ausdrücklich!" korrigirte Kleemann lachend, und der Wirth mußte mitlachen.

„Ich werde übermorgen wieder vorbeikommen, einsprechen, anfragen und Weiteres vernehmen!" sagte der Geheimsekretär, trank seinen Wein aus und verließ den goldenen Greif.

Am 11. November war Novemberwetter, und das sagt Alles. Die Straßen waren voll Schmutz, es regnete und schneite ganz gemüthlich durcheinander; der Wind riß Fahnen und Zierathen, Kränze und Bänder von den geschmückten Häusern, und am 12. sollte der Einzug stattfinden.

Es war noch ziemlich früh am Morgen dieses schönen Tages, als man eine stattliche Frauengestalt von herrlichem Wuchs, voll Ebenmaaß des etwas füllereichen Gliederbaues in einem schwarzsammetnen modischen Winterhut, von dem ein dunkelblauer Schleier niederhing, in schwarzem Kleide, mit übergehangenem türkischen Shawl, und von einem En tout cas beschirmt, durch die herbstlichöden, laublosen Parkanlagen um das Residenzschloß lustwandeln sah. Sie nahte dem Schlosse, besah sich's von allen Seiten und streifte mit ihrem doppelten Operngucker alle Fenster — erblickte aber keine Seele, denn wer sollte Neigung haben, bei Novemberwetter solcher Art, wie das herrschende war, zum Fenster hinauszusehen? Die Dame aber trotzte mit festem Muthe beharrlich dem Sturm, dem Schnee und dem Regen, den drei Großmächten der Natur, die doch manchen Gegner zum Weichen bringen. Da aber die Beharrlichkeit sich dennoch nicht lohnen wollte und nebenbei durch eine Sturmwolke das En tout cas Schiffbruch litt und zusammenknickte, wurde endlich der Rückweg angetreten und der wohlgepflegte Pfad durch eine

Kastanienallee nach den schützenden Flügeln des goldenen Greif eingeschlagen. In ihrem Zimmer aber litt es gleichwohl Maria Brunhard nicht, nach kurzem nöthigen Umzug erschien sie unten im Speisesaal und traf da blos einen ältlichen bebrillten Herrn, welcher ein Glas Rothwein vor sich stehen hatte und eine Zeitung las.

„Sie ist's!" sprach der Lesende, Kleemann, zu sich sellst.

Ihre Physiognomie war nach der Photographie nicht zu verkennen. Kleemann grüßte die Dame, als sie ruhig an ihm vorüber und nach der einen Fensterreihe schritt, dann schien er sich wieder in sein Zeitungsblatt zu vertiefen und fragte sich im Stillen: „Ob sie wohl sprechen wird?"

Maria näherte sich dem Zeitungstisch und musterte mit den Fingern die aufliegenden Blätter.

„Verzeihung mein Herr!" begann sie, „liest man hier wohl die Münchner neuesten Anzeigen?"

„Dieses weniger, verehrte Dame!" erwiderte Kleemann, „nicht einmal den dortigen Punch. Kladderadatsch, Allgemeine, Weserzeitung, Frankfurter Journal, Ober-Postamtszeitung und das hiesige Tageblättchen, Schwarz- vulgo Schwatzblatt'l genannt."

„Es muß im Sommer hier herrlich sein, eine reizende Waldgegend!" fuhr die Sprecherin fort.

„O ja!" versetzte Kleemann; „besonders weil man dann den Wald weniger braucht!"

„„Wie meinen Sie das?"" fragte Maria.

„Nun, weil wir dann nicht nöthig haben, so viel Holz zu verbrennen, wie jetzt!" erläuterte Kleemann mit Absicht trocken.

„„Ach, Sie scherzen! Ist der Hof hier? Ich ging vorhin ums Schloß — man sieht keine lebende Seele — Alles todt."

„Der regierende Herr ist hier — morgen hält die junge Erbherrschaft ihren Einzug, da wird es lebendiger sein. Wir erwarten stündlich eine Schauspielergesellschaft — der Sie vielleicht vorausreisen? Sie sind wohl — wenn zu fragen vergönnt ist — die Directorin?"

„„Eine Directorin — ? — O ja — ganz recht, mein Herr! Etwas dergleichen oder auch nicht," erwiderte Maria ein wenig gereizt — doch fügte sie die Frage hinzu: „Kann man denn Seine Durchlaucht, den regierenden Fürsten, nicht sehen? Ich hörte so viel von seiner persönlich liebenswürdigen Erscheinung, daß ich gern die Freude gehabt hätte! Daß auch just solch abscheuliches Wetter sein muß.""

„Seine Durchlaucht," erwiderte Kleemann: „gehen nicht aus, haben einen leichten Catarrh — sind auch für Niemand zu sprechen, wollen sich für den morgenden angreifenden Tag möglichst schonen."

Maria wandte sich gegen das Fenster, als ob sie es draußen stürmen sehen wollte, eigentlich aber, um die Thränen des tiefsten Verdrusses zu verbergen, die ihr in die schönen Augen traten. Es war ein

peinlicher Augenblick. Kleemann empfand Mitleid mit der Frau, die so rücksichtslos einer erträumten Neigung hingegeben, in die Arme eines Phantombildes sich geworfen und nun an den Trümmern ihres Hoffnungspalastes stand, nach dem gebrachten Opfer einer weiten, kostspieligen, die Gesundheit gefährdenden Reise. Ein seltenes, eignes Gefühl, das Innerste einer fremden Seele ganz zu kennen, zu durchblicken, fast jeden Gedanken, während diese Seele davon nichts ahnt, nicht denkt, daß sie in unsichtbaren Banden geht!

Je mehr Kleemann die Fremde und ihm doch nun nicht Fremde betrachtete, je mehr ward er sich des Eigenthümlichen seiner Lage bewußt. Er wußte Alles, sie konnte nicht ahnen, daß er das Mindeste wisse. Sie hielt sich für geschaffen, einen geliebten Mann zu beglücken und durch ihn beglückt zu werden, er sah in ihr eine gereifte Schönheit, von der der Jugendschmuck schon abgefallen war — eine Art letzter Rose, die in Blankenburg einsam zu blühen hoffte. Aber da war für sie kein Boden.

Wagengerassel auf dem vorsündfluthlichen Basaltpflaster und Posthornklänge unterbrachen die peinliche Stille, die einige Minuten in dem Speisesaal des goldenen Greif geherrscht. Die Schauspielergesellschaft kam an. Hei war das ein Leben! Dick und dünn, bleich und roth! Damen jeden Alters, Zigeunermütter und Preciosen, Männer, schnapsnäsige und Jünglinge mit wasserblauen Augen und blonden Locken. Kleine Schreikinder, Vogelkäfige mit Kanarienvögeln, Papageien und Dompfaffen. Eine hagere Theaterprinzessin trug zwei Hunde auf den Armen. Man forderte Zimmer, man zerstreute sich im Hause, schob ab, um in der Stadt alsbald Quartiere zu suchen, und nur einige wenige, darunter der Director und sein Liebling, die Primadonna, jeder Zoll eine Grille, nahmen am Speisetische Platz, da die Eßstunde da war.

Fern von dem Theaterpersonal, mit bösen Blicken sogar nach diesem hin, setzte sich Maria Brunhard. Kleemann ließ sein Gedeck an ihre Seite bringen.

„Sie gehören, wie ich wohl sehe, nicht zur Gesellschaft und ich muß wegen einer ungeschickten Frage vorhin um Verzeihung bitten!“ knüpfte Kleemann neues Gespräch an. Sie gehören wohl ohne Zweifel zum Gefolge unserer neuen durchlauchtigsten Frau Erbprinzessin?“ —

„Mein Herr — ich reise Niemand voraus und Niemand nach!“ antwortete ziemlich entschieden Maria.

„Entschuldigen Sie — ich setzte das ja auch nicht voraus — lenkte Kleeman ein. „Vielleicht haben Sie hier einen Freund!“

„„Einen hohen Freund?““ fuhr, sich selbst vergessend, Maria heraus — dann plötzlich kam ihr die Ahnung, der Herr, der sich so freundlich ihr zugsellt — könne — ein Beauftragter, ein Vertrauter

sein — und ein Strahl von Freude flog über ihr frisch blühendes Gesicht.

„Verzeihung, meine Gnädige," bemerkte Kleeman: „ich weiß nicht, wie hoch Sie die Freundschaft anschlagen, mit welchem Maaße Sie dieselbe messen?"

Maria bezwang sich und warf anscheinend gleichgültig hin: „Hier habe ich gar nichts zu suchen; ich fuhr nur heute früh deshalb nicht gleich weiter, weil die Post nach Lerchendorf nicht geht und alle Pferde weggeschickt waren, diese — Bande — Gesellschaft wollte ich sagen, zu holen. Noch heute, gleich nach Tische, denke ich zu reisen. Wie weit ists von hier nach Lerchenfeld?

„„Hm — erwiderte Kleemann sinnend und murmelnd: — bis die müden Gäule gefressen und ausgeruht haben, wird es drei Uhr — Lerchenfeld liegt zehn Stunden von hier — die Wege sind schlecht, unter sieben Stunden fahren Sie's nicht — mit dem Aufenthalt, ein oder zweimal Brod oder Heu geben, kommen Sie vor 11 Uhr nicht hin — und das Wirthshaus ist unter allen Begriffen schlecht,"

„„Sehr fatal — käme ich früher hin, ich habe dort einen guten Bekannten, wo ich mit Freuden aufgenommen werden würde.""

„Sie?" fragte Kleemann anscheinend ganz erstaunt, haben in Lerchenfeld einen guten Bekannten? Ach gehen Sie! Ganz unmöglich! In Lerchenfeld kann kein Mensch von Stande einen guten Bekannten haben, es müßte denn der Forstmeister Horst sein!"

„„Forstmeister Horst!"" rief Maria mit heftiger Freude. „„Und wenn es dieser wäre?""

„Dann doppelt schlimm für Sie, Verehrteste" — erwiderte Kleemann.

„Denn sehen Sie — das Schlößchen, das der Forstmeister bewohnt, liegt noch eine halbe Stund über Lerchenfeld draußen, und der jetzt kaum fahrbare Weg führt ganz schmal zwischen den beiden Unkenteichen hindurch, die sehr verrufen und gefürchtet sind. Da kommen Sie heute schon gar nicht hin, auch müßten Sie nothwendig einen Mann zu Schutz und Hilfe mitnehmen, wenn ja was vorfiele. Und wenn Sie auch morgen erst bei Tage fahren wollten, so möchte ich das Ihnen doch widerrathen, denn was sollen Sie dort? Des Forstmeisters Frau ist schon lange leidend und kann Niemand empfangen und bei sich sehen — und ihn — treffen Sie nicht zu Hause."

„„Und warum nicht?"" fragte Maria, der jetzt das Weinen näher war wie das Lachen.

„Der Forstmeister betheiligt sich an dem hohen Jagen, das unser gnädigster Fürst abhalten, als Gast, und ebenso morgen beim Einzug als Chef und Abgeordneter des großen nachbarlichen Forstamtes, da sein gnädigster Herr und der unsrige nahe Verwandte und Freunde sind, mit sämmtlichen unter ihn stehenden Förstern."

„Ei, dann werde ich ihn ja hier sehen und kann die Reise sparen," rief Maria, von einem Strahl neuer Hoffnung beseelt. Grausam löschte Kleemann auch diesen wieder aus, indem er sagte:

„Dieses wird nicht sein, meine Verehrteste! — Gleich nach dem Einzug bleiben die Herren Abgeordneten im Residenzschloß, wo für ihre Bequemlichkeit gesorgt ist, dann folgt die große Tafel, nach dieser beginnt das Theater, und nach dessen Beendigung reiten alle Forstbeamten nach ihrem Sammelplatz, um übermorgen früh beim Jagdfeste rechtzeitig einzutreffen."

„„Sie wissen Alles so genau, mein Herr"" — nahm Maria wieder das Wort: „„dürfte ich fragen?""

„Woher ich das weiß?" unterbrach Kleemann listig: „Sehen Sie, meine Gnädige, der Forstmeister Horst, das ist mein Vetter — ein lieber Mann, von den besten Eigenschaften — ein sehr angenehmer Gesellschafter, zumal auf Reisen." —

„„Nun denn — so werde ich hier bleiben, und die Stunde abwarten, wo ich diesen, Ihren angenehmen Herrn Vetter sprechen kann. — Ich kann ja wohl — begann, sich rückwärts biegend — Maria den hinter ihr an der Vorlegetafel beschäftigten Gastgeber zu fragen: „mein Zimmer einige Tage behalten?"

„„Bedaure sehr!"" versetzte der Wirth. „„Alles versagt, Alles bestellt! für morgen ist nicht das kleinste Zimmer frei. Sie sagten ja gestern, daß Sie heute wieder abreisen würden, darauf hin nur erhielten Sie für die Nacht und den heutigen Tag Ihr Zimmer!""

„O mein Gott," sprach Maria in sich hinein und dann nach einem inneren Kampfe sagte sie zu Kleemann: „Könnte ich denn nicht vielleicht bei Ihnen, werther Herr, für Geld und gute Worte nur auf zwei Tage ein Kämmerchen erhalten, Ihre Frau Gemahlin wird gewiß so menschlich sein, einer Fremden diese Bitte nicht abzuschlagen!"

Kleemann zeigte das verlegenste Gesicht von der Welt. „Bei mir — meine Gnädige? Würde mir die größte Ehre und Freude sein, muß aber unendlich bedauern — denn sehen Sie, ich bin — was man so zu nennen pflegt, ein alter Junggesell — war leider nie so glücklich, verheirathet zu sein." — Maria erhob sich völlig verzichtleistend vom Stuhle, verneigte sich und sagte: „Mein Herr! wünsche recht guten Appetit gehabt zu haben!" worauf sie alsbald das Speisezimmer mit dem stolzen Schritte einer Königin verließ.

Gegen neun Uhr am 15. November ging die Post nach Süden ab, sie hatte sich merklich verspätet; die Pferde hatten erst vorher aus der Nähe einen Amtmann holen müssen, Maria war die einzige Reisende. Der Himmel hellte sich auf — nach einer Stunde begegnete ihr der stattliche Zug, ihr Wagen fuhr zur Seite und hielt. Blasende Postillons, Vorreiter ohne Zahl, geputzte Bauernburschen, junge Bürgersöhne, die Gensdarmerie — jetzt — die edle Jägerei, an ihrer Spitze stolz und

stattlich auf herrlichem Rappen Forstmeister Horst. Maria sah aus dem Postwagen, Horst sah sie, — er erkannte sie, war voller Verwunderung und grüßte. Zum Halten war keine Zeit vergönnt. Sie erwiderte seinen Gruß unter Thränen mit wehendem Tuche — die „Flagge der Liebe" wird selbiges im Freischütz genannt. In allen umliegenden Dörfern läuteten die Glocken, in der Ferne knallten die Willkommenschüsse der Residenz-Kanonen. Das neuvermählte Fürstenpaar war eine liebliche, nur zu rasch vorüberschwindende Erscheinung. — Bald war Alles vorüber, Alles still — Alles vorbei.

Höher und höher zum Walde hinan zog sich der Weg, in den hohen Tannenforsten rauschte dumpf und hohl der Schneewind. Maria mußte die Fenster ihres Wagens schließen, kalte Tropfen schlugen daran. Heiße Tropfen flossen innen, und alles unendliche Wehgefühl, das je in einem Frauenbusen gebrannt, löste sich in den ersterbend hingehauchten Worten:

Kummer und Thränen als treue Gefährten,
Leiten mich stets auf des Lebens Bahn!
Glücklich — ach — soll ich ja niemals werden —
Fahre hin! fahre hin, du holder Wahn.

Griechenland und die orientalische Frage.

Von

Dr. L. Koeppe.

Die griechische Revolution hat wieder einmal die Achtsamkeit Europas auf eine Nation gezogen, von der seit den Septembertagen 1843 nur selten die Rede war. Begnügten sich die Hellenen mit der bescheidenen Rolle, die von den Schutzmächten ihnen zugedacht ist, so hätten sie längst aufgehört, für die abendländischen Völker ein Gegenstand ernstlicher Theilnahme zu sein. Ihre Erhebung wäre dann wenig mehr als ein Sturm in einem Glase Wasser, der Erfolg ein an sich gleichgültiger Dynastiewechsel, der nur die betheiligten Höfe interessiren würde. Die Diplomatie, die in jedem orientalischen Luftzuge eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht wittert, könnte sich der Sorge um ihr Lieblingsphantom entschlagen und Hellas ruhig seinem Schicksal überlassen. Aber das kleine Griechenvolk glaubt zu höheren Dingen berufen zu sein. Erbe eines großen Namens, der seiner Eitelkeit schmeichelt und seinen Ehrgeiz entflammt, träumt es von der Wiederherstellung des byzantinischen Reichs und erwartet mit Ungeduld den Tag, wo die sinkende Macht des Halbmondes zusammenbrechen wird. Die Zukunft Griechenlands ist deshalb auch für uns eine wichtige Frage. Sie trägt in ihrem Schoße Revolutionen, welche die ganze Welt interessiren, und wird vielleicht eine Lösung der orientalischen Frage herbeiführen, die man bezweifeln oder leugnen, über die man lachen oder spotten kann, und die dennoch den Zielpunkt der griechischen Bewegung bildet.

Während Italien an die Thore Roms klopft und Einlaß begehrt, steht Griechenland auf, um den Weg nach Konstantinopel zu suchen. Es gilt, im Abendlande wie im Morgenlande der Theokratie, die als morsche Ruine aus dem Schutt mittelalterlich barbarischer Staatszustände in die lebendige Gegen-

wart hineinragt, eine Ende zu bereiten. Das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Pabstthums und die Auflösung des türkischen Reichs, das sind zwei Fragen, die unser Jahrhundert durchlodernd einen Weltbrand entzünden werden. Dem Einsturz des Kirchenstaats ist indessen bis auf Weiteres durch die französische Einmischung vorgebaut, während die seit vierzig Jahren herandrohende Katastrophe im Orient durch die griechische Revolution wieder um einen Schritt näher gerückt zu sein scheint.

Man hat diese Revolution eine Ueberraschung genannt, aber sie war lange vorbereitet, und wenn sie, wie ein jäher Windstoß, plötzlich die Dynastie zu Boden warf, so beweist dies nur, daß die Dynastie im Lande wurzellos war. Die giftige Saat, die das Londoner Protokoll in den blutgedüngten Boden Moreas gestreut hatte, schoß lustig auf an dem Tage, wo die Griechen in dem unfähigen König den fremden Herrscher erkannten. Die Revolution wurde für sie eine Nothwendigkeit, als sie den Entschluß faßten, das Recht des Landes und den griechischen Namen wieder zu Ehren zu bringen.

Das Königreich Griechenland ist bekanntlich eine Schöpfung der Diplomatie, aber diese darf sich kein Verdienst daraus machen, denn die Bildung eines selbstständigen griechischen Staates lag ursprünglich gar nicht in ihrem Plane. Die Griechen waren allein für ihre Freiheit und Unabhängigkeit in die Schranken getreten, hatten allein mehrere Jahre hindurch den ungleichen Kampf bestanden. Die Regierungen Europas sahen theils mit Verdruß, theils mit Gleichgültigkeit oder schadenfroher Berechnung eine Erhebung, die der Integrität des türkischen Reichs gefährlich zu werden drohte. Erst als die ganze christliche Welt, hingerissen von philhellenischer Begeisterung und empört über die Gräuelthaten der Türken, ungestüm das Einschreiten der Mächte forderte, erst dann vereinigten sich diese in dem Beschlusse, dem Blutvergießen um jeden Preis Einhalt zu thun. Nach den Bestimmungen des Londoner Pacifikationsvertrags sollte Griechenland ein der türkischen Oberhoheit unterworfener, dem Sultan tributpflichtiger Staat mit nationaler Verwaltung werden, also in ein ähnliches Verhältniß zur Pforte zu treten, wie die Moldau und Walachei. Der Seesieg bei Navarin, der den Plan der Mächte durchkreuzte, war bekanntlich das Resultat eines Mißverständnisses oder einer Uebereilung, und die englische Thronrede bezeichnete ihn ganz unverbolen als ein „leidiges Ereigniß" (untoward event), das man nur mit tiefem Schmerz betrachten könne.

Nach diesem Fehlversuch, die Wiedergeburt Griechenlands zu verhindern, verdoppelten die Kabinette ihre Anstrengungen, um dem illegitimen Kinde der Revolution das freie Wachsthum zu verschränken. Die Griechen wurden zwar nicht, wie 1851 die schleswig-holsteinschen Freiheitskämpfer, von den friedestiftenden Mächten gezwungen, die Waffen niederzulegen, aber die Diplomatie beeilte sich, von dem türkischen Reiche ein winziges Zipfelchen loszutrennen, das sie für das Königreich Griechenland erklärte. Merkwürdigerweise fehlten in dem neuen Griechenreiche gerade diejenigen Provinzen, die den Unabhängigkeitskampf begonnen und mit heldenmüthiger Aufopferung und Ausdauer zu Ende geführt hatten. Daß diese Erhebung mehr war als eine bloße Rebellion, daß

sie bestimmt war, mit dem Beginne der Auflösung der Türkei in unabhängige Nationen und Staatengebiete eine neue Zeit der Regenerationen in der östlichen Welt zu eröffnen, ein lange verlorenes Land der europäischen und christlichen Gesittung zurückzugewinnen und dadurch der abendländischen Kultur eine Brücke in das Morgenland zu schlagen, davon hatte die Diplomatie keine Ahnung, so wenig als sie es sich träumen ließ, daß die griechische Bewegung zur Untergrabung des ganzen russisch-österreichischen Reaktionsystems führen würde, das auf der europäischen Gesellschaft wie ein Alpdruck lastete. Am liebsten hätten die Mächte das befreite Land genau nach den Bestimmungen des Londoner Vertrags zu einer der Pforte tributpflichtigen Provinz unter gemeinschaftlicher Schutzherrlichkeit gemacht. Allein bei einem solchen Arrangement mußte man eine Fortsetzung des Freiheitskampfes fürchten, die eine weitere Schwächung und vielleicht die Auflösung des osmanischen Reichs nach sich ziehen konnte. Auf den Rath Metternichs, der erst offen auf die Vernichtung der Griechen hingearbeitet hatte, zuletzt aber selbst ihre Unabhängigkeit vorschlug, und damit den Bankerott seines ganzen konservativen und legitimistischen Systems eingestand — auf den Rath dieses in allen seinen Erwartungen schmählich betrogenen Griechenfressers entschlossen sich die Mächte, zu der unabwendbaren Amputation Griechenlands zu schreiten, nicht um einen lebensfähigen christlichen Kulturstaat im Orient zu schaffen, sondern um die gefährliche Operation so zu leiten, daß der „kranke Mann" sie glücklich überstehen konnte. England und Frankreich, stets zwistig durch den Eifer, mit dem sie sich im Morgenlande den Rang abzulaufen suchen, begegneten sich in dem Wunsche, durch die Anerkennung eines selbstständigen Hellas dem russischen Einfluß auf einen ohnmächtigen, stets meuternden griechischen Vasallenstaat vorzubauen, und der Czar, den der Ausgang seines letzten Kriegsunternehmens gegen die Pforte belehrt hatte, daß die Zeit zur Verspeisung der Türkei noch nicht gekommen war, fühlte sich „gebieterisch gebunden", dem freigewordenen Griechenland eine hinlänglich starke Regierung zu geben, um die dort gebildeten geheimen Gesellschaften und die Saat der Revolution zu zerstören. Im Stillen schmeichelte er sich auch wohl mit der Hoffnung, daß die Unabhängigkeit Griechenlands ein Hebel mehr zum Verderb der Türkei sein würde. Die drei Mächte faßten deshalb in der Konferenz zu London am 3. Februar 1830 den Beschluß, daß Griechenland ein unabhängiges Königreich sein solle, dessen Krone dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg anzutragen sei. Da aber zu der Ausmittelung der Grenzen des neugeschaffenen Königreichs nicht das Geringste geschah, so blieb auch nach dem Londoner Schlußprotokolle noch Alles in der Schwebe. Das arme Land, dem nichts nothwendiger war, als eine Feststellung seiner Verhältnisse, kam aus der peinlichsten Unsicherheit nicht heraus; es blutete fort aus offen gehaltenen Wunden. Vieles hätte sich besser gestaltet, wenn nur endlich der ersehnte Regent gekommen wäre. Aber auch dieser einzige Trost, den sie hatten, sollte den Griechen entzogen werden. Kaum war die Annahme des Prinzen bekannt, so folgte schon zur tiefsten Bestürzung aller Gutgesinnten die Nachricht von seinem Zurücktritt.

Es gilt als ausgemacht, daß der Prinz die griechische Königskrone deshalb ausschlug, weil er von den Großmächten nicht diejenige Garantien erlangen konnte, die er zu einer liberalen and nationalen Regierung des neuen Königreichs für nöthig hielt. Aber die eigentlichen Gründe seiner Ablehnung lagen, wie Gervinus mit feinem Verständniß der Menschen und Dinge urtheilt*), mehr in zufälligen Zwischenfällen, die des Prinzen äußere Lage in England ganz zu verändern versprachen.

„Er hatte zu schwanken begonnen in dem Momente der Feststellung seiner Wahl, als eben um diese Zeit die Gesundheit des Königs von England schwankend wurde, und er hatte sich entschieden von dem Augenblick an, wo des Königs Zustand verzweifelt ward. Die Verhältnisse und die Menschen spiegelten ihm jetzt die Aussicht auf eine Regentschaft vor, wenn vielleicht seine Nichte, die Prinzessin Victoria, minderjährig zur Regierung kommen sollte: dieß war für die Tory-Minister ein Grund, ihm zuletzt Alles zu gewähren, um den Mann der Opposition zu entfernen, für ihn ein Grund zu bleiben, dem auf alle Fälle eine behaglichere, möglicher Weise eine nützliche Existenz in England bevorstand. Eine solche Existenz aber war ihm auf alle Fälle lockender als der Weg nach der Dornenkrone Griechenlands, weil sie seiner ganzen Natur mehr zusagte, in der die letzten und wesentlichen Gründe seiner Handlungsweise zu suchen sein werden. Oft, fährt Gervinus fort, oft ist später, als der Prinz auf einem anderen Throne seine ausgezeichnete Regentenbegabung bewährte, das Schicksal angeklagt worden, daß es dem sturmgepeitschten Volke der Griechen diesen weisen Steuerer entzog. Auch ist es zweifellos, daß er Griechenland in seinen äußeren Beziehungen eine würdigere Stellung würde bereitet haben; ob er gerade für die Entwickelung des inneren Lebens dieses Naturvolkes die geeigneten physischen und geistigen Gaben mitgebracht hätte, mag füglich bezweifelt werden. Dorthin gehörte ein Mann von so elastischer Gesundheit und Körperkraft, daß er mit dem furchtbar verarmten Volke um die Wette hätte zu ringen vermocht gegen die Last des materiellen Elends, der Leiden und der Entbehrungen; ein Mann von der Jugendfrische, die sich ganz in die Lebenssphäre dieser Wildlinge zu versetzen, ihren Glauben anzunehmen, ihre Gesichtskreise zu begreifen verstanden hätte; ein Mann von der Selbstverleugnung, die allem eiteln Prunke eines Thronlebens, eines Hof- und Salonkönigthums entsagend, bereit gewesen wäre, in einer glanzlosen Existenz dem unglücklichen Volke das Beispiel des Duldens, des Fleißes, des einfachen Lebens zu geben; ein Mann von der Seelengröße, die auf alle Fehlschläge, auf jede Verleumdung, auf jeden Undank gefaßt und gerüstet war, Allem zu trotzen und sich durch Nichts abschrecken zu lassen, auf jede bittere Erfahrung und Enttäuschung mit stets neuen Opfern zu antworten.“

Es galt, für das neue Königreich einen Regenten von diesem Gepräge zu finden. In Ermangelung eines besseren Thronbewerbers wählten die Schutz-

---

*) Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, VI, 539.

mächte den Prinzen Otto von Baiern, der damals noch minderjährig war, und im Grunde genommen unmündig blieb bis an das Ende seiner traurigen Laufbahn. Ein fremdes Königskind ward von den Fürsten Europas zu der großen und schwierigen Aufgabe berufen, der Staatengründer, der Gesetzgeber eines neuen Volkes werden! Noch war der neugriechische Staat in keiner Weise konstituirt, und die Schutzmächte hatten Sorge getragen, daß der Beschluß der Nationalversammlung zu Nauplia, der dem Lande eine konstitutionell-monarchische Verfassung verhieß, nicht zur Ausführung gelangte. Der unmündige König war thatsächlich unumschränkter Herrscher des Landes. Und was noch schlimmer war, die absolute Gewalt lag während der Minderjährigkeit des Königs in den Händen einer Regentschaft, die nicht aus bewährten griechischen Patrioten, sondern aus bairischen Edelleuten und Bureaukraten bestand. Die Regentschaft faßte zwar ihre Aufgabe, den neuen Staat zu organisiren, mit gutem Willen und tüchtiger Hand an, konnte sich aber dessenungeachtet in keiner Weise die Sympathie des griechischen Volkes erwerben, da sie demselben stets als eine Fremdherrschaft erschien. Aber das Schlimmste war, daß der König selbst, obschon er sich durch griechische Sprache und Tracht in einen Autochthonen umzuwandeln strebte, doch stets ein Fremder in diesem Lande blieb, wo der religiöse Glaube, die Sitten und Gewohnheiten des Volkes das Gepräge einer ganz spezifischen Nationalität tragen.

Unter solchen Umständen dem tiefgebeugten Lande den inneren Frieden wiederzugeben, ein festes Regiment zu begründen, eine gute Rechtsordnung einzuführen, wäre selbst einem kräftigen und begabten Herrscher kaum möglich gewesen. Aufstände wechselten mit Verschwörungen, die gegen die fremde Regentschaft gerichtet waren, welche man stürzen und durch eine vaterländische ersetzen wollte. Zu diesen Wirren gesellte sich ein Zwiespalt in der Regentschaft selbst, der zwar zu einigen Personalveränderungen führte, aber erst mit der Volljährigkeit des Königs sein Ende erreichte.

Als König Otto im Jahre 1835 die Regierung selbst übernahm, gewann es den Anschein, als würden die Hoffnungen des Volkes auf eine nationale Verwaltung erfüllt werden. Die Errichtung des Staatsraths, der aus den bedeutendsten Männern zusammengesetzt wurde, die für die Befreiung des Landes thätig gewesen waren, das Aufhören des Einflusses der Fremden, der Abzug der bairischen Truppen, alle Umstände schienen sich damals zu vereinigen, um einer nationalen Politik den Weg zu bereiten. Griechenland blickte mit neuen Hoffnungen und Erwartungen auf seinen Herrscher, und es trat jetzt ein Zustand innerer Ruhe ein, der den Weiterbau des Staats begünstigte und dem jungen Könige erlaubte, sein Reich für längere Zeit zu verlassen. Aber diese Reise war für ihn wie für das Land gleich verhängnißvoll. In der Heimat fand er eine Gemahlin, die den Ton und die Sitte der deutschen Höfe nach Griechenland verpflanzte, wo sie von neuem die Kluft zwischen dem Thron und dem Volke aufklaffen ließen. Und mit der fremden Königin kehrte auch der fremde Einfluß in das Land zurück. Die Griechen verloren endlich die Geduld, und als mit dem Ministerium Maurokordatos die letzte nationale Schutzwehr zu Boden fiel, da

erhoben sie sich am 6. September 1843, um die fremden Angestellten zum Lande hinauszujagen und der absoluten Machtvollkommenheit der Krone konstitutionelle Schranken zu setzen.

Nach der Vertreibung der Fremden glaubte das Volk seinen König wieder gewonnen zu haben und erwartete mit Zuversicht, daß der konstitutionelle Monarch sich in einen nationalen Fürsten verwandeln würde. Eitle Hoffnung! Das Bestreben des Königs war fortan nur darauf gerichtet, den Geist und Inhalt der Verfassung, deren erzwungene Verleihung er niemals verschmerzte, unter den Formen eines Scheinkonstitutionalismus zu begraben, der in seinen unheilvollen Wirkungen sogar den früheren unverhüllten Absolutismus weit überholte. Er ließ in der Verwaltung eine Korruption einreißen, wie sie selbst unter der türkischen Herrschaft zu keiner Zeit im Schwunge gewesen war. Statt Licht und Ordnung in die zerrütteten Finanzen des Landes zu bringen, benutzte er die Staatseinkünfte, um sich Majoritäten in der Kammer zu erkaufen.

Als die Griechen wiederum ihre Hoffnungen vereitelt sahen, gewöhnten sie sich, in der Person des Königs Otto das eigentliche Hinderniß ihrer nationalen Bestrebungen zu erblicken. In den Gemüthern war aus dem Jahre 1843 eine dumpfe Gährung zurückgeblieben, die durch eine greuliche Mißregierung zu murrender Unzufriedenheit gesteigert wurde. Dennoch würden die Griechen ihrem Herrscher alle Fehler und Schwächen verziehen haben, wenn er es gewagt oder verstanden hätte, ihren Anschauungen einen gewissen Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik zu verschaffen. Diese Genugthuung wurde dem Nationalgefühl nicht gewährt. Im Innen schlecht regiert und noch schlechter verwaltet, von einer Schaar zuchtloser räuberischer Beamten, die schlimmer als die Türken hausten, bis auf das Mark ausgesogen, ein Spielball in den Händen ränkesüchtiger gewaltthätiger Parteien, ohne Ansehn und Einfluß nach Außen, schien Griechenland nur noch von der zweideutigen Freundschaft Rußlands sein Heil zu erwarten.

Der Kriegssturm, der 1854 den Orient durchbrauste, fachte von neuem die griechischen Hoffnungen an, und bald prasselte die patriotische Begeisterung in hellen Flammen auf, an denen sich die revolutionäre Leidenschaft entzündete. Aber der Befreiungs- und Eroberungszug nach den griechisch-türkischen Grenzprovinzen mißlang, und die meuternde Bevölkerung Athens wurde durch die französische Besetzung des Piräus und durch die Drohung eines Bombartements in Schach gehalten. Die Niederlage Rußlands setzte einen starken Dämpfer auf diese Bewegung und hatte zugleich die heilsame Wirkung, daß dem Lande die Fessel des russischen Einflusses abgestreift und die Partei der Heterochthonen aus ihrer vorherrschenden Stellung gedrängt wurde. Die Aufregung zog sich in das Innere zurück, aber die Griechen erkannten mehr und mehr die Nothwendigkeit, so lange die Ausführung ihrer Vergrößerungspläne zu vertagen, bis sie im eigenen Hause aufgeräumt hätten. Das Beispiel Italiens wirkte auf ihre leicht entzündbaren Gemüther wie ein elektrischer Strom, unablässig zur Nachfolge ihn anreizend. Das Joch der Fremdherrschaft hatten sie freilich

längst abgeschüttelt, dafür aber eine Mißregierung eingetauscht, die in den Interessen des kinderlosen deutschen Königspaares einen mächtigen Rückhalt fand. Als nun zuerst die Flamme der Empörung in den Provinzen aufloderte, trat die Schwäche und Unfähigkeit der Regierung in einer Reihe von Maßregeln zu Tage, die von neuem dem Lande gerechten Grund zur Unzufriedenheit gab und dadurch den Sturz der Dynastie beschleunigte. Während der König und die Königin, getäuscht von einer scheinbaren Wiederkehr der Volksgunst, eine Lustreise nach Messenien unternahmen, brach plötzlich ein allgemeiner Aufstand aus, in Folge dessen die königliche Familie sich genöthigt sah, das Land ohne Schwertstreich zu verlassen. Nicht im Sturmgebraus einer Revolution, in den friedlich sich kräuselnden Rauchwolken eines königlichen Dampfers entschwand der Beherrscher Griechenlands den staunenden Blicken seines Volks.

Hellas war wieder Herr seines Schicksals geworden. Welchen Gebrauch hat es bis jetzt von der neuen Freiheit gemacht? Die provisorische Regierung berief eine National-Versammlung aller Griechen nach Athen, aber noch ehe dieselbe zusammentrat, stimmte das ganze griechische Volk über die Thronfolge ab und entschied sich mit ungeheurer Mehrheit für den englischen Prinzen Alfred. Die republikanische Staatsform war somit von vornherein beseitigt, obschon die freisinnige Partei der Patrioten, die zuerst in der Revolution den Kampfplatz betreten hatte, eine Menge Republikaner in ihren Reihen zählte. Mehr als diese Selbstzügelung des revolutionären Geistes überraschte die beispiellose Leichtigkeit, mit der die Königswahl zu Stande kam, namentlich in Rußland, wo man mit Zuversicht darauf gerechnet hatte, daß die Wahl auf den Herzog von Leuchtenberg fallen würde. Allein die guten Dienste, welche die moskowitische Politik dem neugriechischen Staate einst geleistet hat, waren nicht der Art gewesen, um die Hellenen nach russischer Herrschaft lüstern zu machen. Sie wollten lieber frei und unabhängig bleiben, als sich von Petersburg her durch einen russischen Fürsten beherrschen zu lassen. Dagegen hatten sie ein sehr nahe liegendes und dringendes Interesse, sich in ein besseres Verhältniß zu England zu setzen. Denn diese Macht ist die einzige, die um ihres eigenen Vortheils willen das Gedeihen und die Entfaltung eines freien selbstständigen Griechenlands wirksam unterstützen wird und muß, sobald sie zu der Erkenntniß kommt, daß die Türkenherrschaft trotz aller Opfer, die von europäischer Seite daran gewandt worden sind, sich niemals verjüngen und läutern wird. Die Erhaltung des osmanischen Reichs ist zwar noch heute, wie zu den Zeiten Pitt's, ein Dogma der englischen Politik, aber die Regierung Großbritanniens hat durch ihr Verhalten in der griechischen Thronfolgefrage wie in der Frage der jonischen Inseln den Beweis geliefert, daß sie auch an den Fall einer politischen Neugestaltung der illyrischen Halbinsel denkt und dieser Zukunft vorarbeiten will. Und sie wird, durch die Ereignisse im Orient belehrt, den griechischen Staat als einen brauchbaren und nützlichen Baustein zu der dereinstigen politischen Ordnung des Morgenlandes betrachten. Die Wahl des Prinzen Alfred konnte sie gemäß den Verträgen der Schutzmächte nicht annehmen, aber sie hat dieselbe benutzt, um andere ihr mißliebige Bewerber aus dem

Felde zu schlagen und der Welt ihren überwiegenden Einfluß im Orient zu beweisen. Sie scheint auch noch immer die Ueberzeugung festzuhalten, daß die Griechen nur einen ihr befreundeten und von ihr empfohlenen Fürsten auf den Thron berufen werden*).

Wie dem indeß sein möge, seit dem Zusammentritt der National-Versammlung in Athen haben die griechischen Verhältnisse eine Wendung genommen, die einer Verständigung mit England nichts weniger als günstig ist. Die alten Freunde und Anhänger dieser Macht sind bei der Präsidentenwahl von einer mehr oder weniger republikanischen Partei geschlagen worden, die ihren Kandidaten, den früheren Minister Valbis, durchgesetzt hat. An der Spitze des königlosen Landes steht jetzt eine souveräne Versammlung, in der die ultraliberalen und republikanischen Meinungen vorherrschen, und eine von dieser Versammlung gewählte provisorische Regierung, die sich zu gemäßigten Grundsätzen bekennt. Daß der Zwiespalt zwischen der Richtung der Mehrheit der Abgeordneten und der Politik der Regierung nicht dazu dienen kann, das Ansehn der letzteren zu erhöhen und die Ordnung im Lande wieder herzustellen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Die Ernennung eines neuen Ministeriums, anfänglich von dem Triumvirat verweigert und dann nur von zwei Mitgliedern der Regierung beschlossen, rief im Schoße der National-Versammlung erbitterte Parteikämpfe hervor, die in den Straßen Athens einen Wiederhall fanden und hier die revolutionären Leidenschaften weckten. Zwar unterlag die Bergpartei bei der Abstimmung, indem die Mehrheit des Abgeordnetenhauses sich für die Regierung entschied, allein dieses Votum erregte bei der Bevölkerung eine solche Entrüstung, daß der Ausbruch einer neuen Revolution jeden Augenblick zu befürchten war. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, faßte die Nationalversammlung nach dem Rücktritt der Regierung den Beschluß, die vollziehende Gewalt selbst zu übernehmen und fortan durch ihren Vicepräsidenten auszuüben. Aber erst nach der Einsetzung eines neuen populären Ministeriums, an dessen Spitze der Präsident Valbis steht, kehrte einigermaßen Ruhe und Ordnung in die Hauptstadt zurück.

Wäre der Thron in kurzer Zeit neu besetzt worden, so würde die gemäßigte Partei am Ruder geblieben sein, und der Aufbau des konstitutionellen Rechtsstaats hätte zunächst alle Kräfte des Landes in Anspruch genommen. Nachdem es sich gezeigt hat, wie schwer es den Griechen wird, einen Fürsten für ihren erledigten Thron zu finden, hat man sich mit dem Gedanken beschäftigt, die bairische Dynastie auf den Thron zurückzurufen, und die Kontrerevolution macht nicht allein in den Provinzen, sondern auch in der Hauptstadt bedeutende Fortschritte; doch ist es ein charakteristisches Zeichen, daß sich zu Gunsten des Königs Otto auch nicht eine Stimme erhebt, sondern daß die Royalistenpartei, selbst in der reaktionären Maina, einzig und allein die Prinzen Ludwig von Baiern, einen Neffen des Exkönigs, zu ihrem Kandidaten erkoren hat. Welcher

*) In der That ist am 30. März ein von England begünstigter Thronkandidat, der Prinz Wilhelm von Glücksburg, als König proklamirt worden.

Dynastie der neue König entstamme, darauf wird nicht viel ankommen; mag er ein Koburger oder ein Wittelsbacher sein, gleichviel, wenn er nur ein wahrhaft freisinniger und nationaler Regent ist. Nur einem solchen wird es gelingen, dem unglücklichen Lande den inneren Frieden wiederzugeben und den Griechen eine bessere Zukunft zu gründen. Der erste Schritt dazu wäre die Einführung eines Systems volksthümlicher Institutionen. Zwei Reformen sind vor allen dringend geboten: die Reorganisation der Gemeindeverhältnisse, um die allgemeine Thätigkeit in lokale Bahnen zu lenken, wo sie Ersprießliches leisten könnte, und die Abschaffung der Zehnten, die bisher die Bildung eines wirthschaftlichen und gesitteten Bauernstandes verhindert haben. Bevor nicht der Grund zu einer tüchtigen Municipalverfassung und zu einem weisen Finanzsystem gelegt worden ist, darf Griechenland nicht daran denken, im Orient moralische Eroberungen zu machen. Glaubt das griechische Volk, auf der illyrischen Halbinsel zu einer ähnlichen Rolle berufen zu sein, wie sie Piemont mit vielem Geschick und Erfolg in Italien gespielt hat, so möge es zunächst durch bürgerliche Zucht und Sitte, durch strenge Ordnung und Gesetzlichkeit den Beweis liefern, daß es die Fähigkeit zur Gründung eines großen Gemeinwesens besitzt. Es verzichte auf den abenteuerlichen Plan, das alte Kaiserthum Byzanz auf den verfaulten Trümmern wieder aufzurichten, und setze sich durch eine weise Gesetzgebung und durch gute Einrichtungen für die dereinstige politische Neugestaltung der europäischen Türkei in Bereitschaft.

Ob es eine gute Politik wäre, im Orient ein mächtiges Griechenreich zu schaffen und zu stützen, das hier ein natürliches Gegengewicht gegen Rußland bilden würde, darüber läßt sich streiten. Aber so viel ist klar, daß die Auflösung des türkischen Reichs langsam aber stetig ihren Fortgang nimmt, und daß, wenn Griechenland am Tage des Zusammersturzes nicht in geordneten Verhältnissen feststeht und der Krystallisationskern eines neuen konstitutionellen Staatswesens werden kann, die allgemeine Anarchie zum größten Vortheil Rußlands hereinbrechen wird. Die Rolle der Padischahe ist heutzutage ausgespielt, über kurz oder lang wird die große Erbschaft der Byzantinerwelt ohne Testament und Kodicill vakant werden. Zwar ist der „kranke Mann" noch nicht verblichen, aber das Leben hat sich bereits aus den extremen Theilen des ungeheuren Riesenleibes in den Herzpunkt zurückgezogen, wo es allein noch in Fieberhitze und galvanischen Prozessen gegen die Verwesung kämpft. Von dem in sich zerfallenen Islam ist keine Hülfe zu erwarten, jeder ernstliche Regenerationsversuch würde vielmehr nur dazu dienen, das Uebel zu verschlimmern, den tödtlichen Ausgang zu beschleunigen. Wie man auch von der Lebensfähigkeit der Türkei denken möge, die verzweiflungsvollen Kuren, deren sie sich auf Anrathen ihrer besorgten Nachbarn unterzieht, beweisen hinlänglich, daß man ihren Zustand für sehr bedenklich hält. Wollte die Pforte kurzweg alle Reformen und Neuerungen mit dem römischen Non possumus abweisen, so würde sie ihre westlichen Freunde gegen sich erbittern und sehr bald unter den Schlägen der Moskowiter und der aufständischen Raja zusammenbrechen. Versucht sie aber durch innere Verbesserungen neue Kräfte zu gewinnen, so weckt sie den Argwohn Rußlands, das

sich dann sofort beeilt, den fördernden Wirkungen des türkischen Reformwerkes einen Riegel vorzuschieben. Den Folgen dieses verhängnißvollen Dilemmas vermag sie sich nicht zu entziehen, sie sieht sich zu einer Sisyphusarbeit verurtheilt, die nutzlos ihre letzten Kräfte aufreibt. Chronologisch auszurechnen, in welchem Jahre der türkische Halbmond untergehen wird, ist eben so unmöglich als es vergeblich wäre, im Voraus ein System getrennter Staaten zu kombiniren, das dereinst an die Stelle der osmanischen Monarchie treten soll. Aber darüber besteht unter Gläubigen und Ungläubigen kein Zweifel, daß der künftige Besitz von Stambul über das Schicksal des Orients entscheiden wird. Der bizarre Vorschlag des gelehrten Fragmentisten*), die Stadt Konstantinopel von Grund aus zu zerstören und mit ihrem Schutte das goldene Horn auszufüllen, ist nur eine verzweiflungsvolle Bestätigung der allgemein herrschenden Ansicht. Mögen denn die Griechen den Weg nach der großen Metropole suchen: ob sie jemals ihn finden und betreten werden, steht dahin; aber man kann mit Bestimmtheit voraussehen, daß von ihrer Wiedergeburt zu einem tüchtigen und gesitteten Volke großentheils die politische Neugestaltung des illyrischen Kontinents abhängen wird.

Die harmonische Geistesbildung des Menschen.

Von

J. Schucht.

Das höchste Streben aller einsichtsvollen Pädagogen bei sämmtlichen Culturvölkern war stets darauf gerichtet, eine gleichmäßige Ausbildung aller Seelenthätigkeiten zu bewirken. Es ist hinreichend bekannt, wie die alten Griechen und selbst sogar die Römer zu diesem Zwecke, neben den wissenschaftlichen Studien auch zugleich das Erlernen der Musik und der anderen Künste empfahlen. Ja die Griechen müssen der Tonkunst sehr viel Zeit gewidmet haben, denn Plato spricht den Wunsch aus, man solle ihr nur einige Jahre opfern, auf daß den Wissenschaften nicht zu viel Zeit entzogen würde. Dies erklärt sich dadurch, daß das griechische Tonsystem mit seinen vielen Zeichen zu schwer zu erlernen war. Aber das Princip der harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte erkennt man auch in neuester Zeit als richtig an und ordnet demzufolge die Studienpläne darnach. Musik, Poesie und die bildenden Künste gewähren uns die edelsten Hochgenüsse! Darum finden wir heutzutage auch nicht selten

---

*) Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient, I. 317.

in ganz armen Familien irgend ein musikalisches Instrument, womit die Kinder nach den Schulstunden die übrige Zeit zur Freude und Erholung ausfüllen und die Eltern in heiteren Friedensaccorden die Begleitung spielen. Aber nicht nur die musikalischen Hochgenüsse sind es, welche uns zur Tonkunst führen, sondern es wird auch hierdurch die geistige Empfänglichkeit für alles Wissenswürdige erweckt, genährt und gepflegt. Gründe genug, um den Kindern ein musikalisches Instrument lernen zu lassen, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade der Fertigkeit; Virtuosen brauchen und sollen sie nicht werden. Mit der Musik müssen aber auch stets die bildenden Künste nebst Poesie Hand in Hand gehen, wenn eine harmonische Geistesbildung erzielt werden soll.

Wer selbst sein ganzes Leben hindurch viel anhaltende abstrakte Studien gemacht und dabei abwechselnd sich mit Musik beschäftigte, der fand sich gewiß oft bewogen, von dem Studium an das Piano zu eilen und dann wieder zu den Büchern zu greifen. Ist der Mensch nach sechsständigem Arbeiten auf dem Gebiet der Philosophie, Mathematik oder Jurisprudenz so erschlafft, daß die Denkorgane den Dienst versagen und die scharfe Auffassung und Urtheilskraft wie umflort erscheint, da mag er nur eine Tondichtung spielen oder ein tief ergreifendes Lied singen hören, und er wird sogleich wie elektrisirt sich neu belebt und zu neuer Thätigkeit gestärkt fühlen und dann wieder mehrere Stunden abstrakt wissenschaftlich thätig sein können. Bei solcher Abwechselung ist es möglich, daß man täglich vierzehn Stunden studiren kann, ohne dabei sehr ermüdet zu werden. Die Ansicht des ehrwürdigen Arago, daß der Gelehrte, welcher nicht 14 Stunden täglich studire, faul sei (wie er oftmals sagte), ist durchaus nicht zu mißbilligen. Ich kenne einen Mann, der viele Jahre hindurch sechszehn Stunden täglich studirte, der sogar bei den Mahlzeiten las, aß und schrieb. Dabei befand er sich so harmonisch gestimmt und so behaglich wohl, als lebte er ein höheres, idealeres Geistesleben, ungetrübt von körperlichen Berührungen und Belästigungen der Außenwelt. In dieser Periode dachte er im Schlafe an den Arbeiten fort, womit er sich wachend beschäftigte, und nicht selten lösten sich ihm hierbei die verwickeltsten Probleme und er schaute und erkannte nun klar, was er im Zustande des wachen Sinnenlebens nicht zu ergründen vermochte. Ein überdies keineswegs seltener Fall, der den Beweis gibt, daß der menschliche Geist unter gewissen Umständen in ein höheres Stadium des Lebens zu treten vermag, wenn er nicht vom Leibe und den Sinnorganen belästigt und zerstreut wird. Bei gewissen somnambulen Zuständen scheint es, ja man kann sagen, ist es offenbar gewiß, daß der Menschengeist in erhöhter Potenz wirksam ist. Ein Problem, das vom materialistischen Standpunkte niemals gelöst werden kann, daher für Aberglaube und Betrügerei erklärt wird. Freilich muß man nicht jeden Traumzustand und jede Schwärmerei für ein höheres Seelenleben halten und ausposaunen; oft sind Träume und somnambule Thätigkeiten nur zusammenhanglose Vorstellungen. Die wahrhaft höheren Geisteswirkungen im irdischen Leben erscheinen sehr selten, weil sie nicht zum alltäglich sich vollziehenden Gesetze gehören, sondern nur wie Kometen selten zum Vorschein kommen und für unser irdisches Erdensein anomal sind. Den Grund

dieser Phänomene habe ich in meinem demnächst erscheinenden Werke: „Die Entstehung des Sonnensystems, die Bildung der Erde und Erzeugung der Individuen", ausführlich dargelegt, darin deducire ich vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte die Genesis des Geistes und dessen Wirksamkeit.

Um wieder auf mein Thema zu kommen, bemerke ich noch, daß die Tonkunst nicht nur bei den Gelehrten auf das Sensorium und auf den Geist einwirkt und zu neuer Thätigkeit anfeuert, sondern wir finden dieselbe Wirkung auch bei den fleißigsten Geschäftsmännern, Juristen, Kaufleuten, Oekonomen und Technikern. Männer, die von Morgens bis Abends im Bureau arbeiten, widmen oft vor oder nach der Arbeit ein paar Stunden der Musik oder Poesie, um neu belebt die so mühsamen und nicht selten langweiligen Tagesgeschäfte wieder beginnen zu können. Solche Männer würden sich sehr unglücklich fühlen, wenn sie sich durch ihre poetischen Genüsse nicht erholen könnten. Wer einigermaßen die Menschen in ihren verschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet und viele Personen näher kennen gelernt hat, findet gewiß meine Aussage durch zahlreiche Erlebnisse bestätigt. Wir bemerken hierbei, daß diejenigen Menschen, welche sich am anhaltendsten mit den abstractesten Studien oder trockensten Geschäften befassen, am stärksten die Neigung, ja ich möchte sagen, am heftigsten den Trieb empfinden, sich nach gethaner Arbeit in das Reich der Poesie zu flüchten, um entweder durch Musik oder Dichtung die beseligende Harmonie des Geistes zu erlangen, welche uns momentan in ein edleres Dasein versetzt und die Alltagsprosa des gewöhnlichen Lebens und Treibens vergessen läßt. Daher gewähren uns Theater und Concert nach vollbrachter Tagesarbeit die schönsten Erdenfreuden, welche Geist und Körper wieder zu neuem Leben und Wirken animiren.

Der Drang des Geistes nach harmonischer Ausbildung seines Wesens ist in vielen Menschen so vorwaltend mächtig, daß er sie aus allen einseitigen Richtungen zu befreien und die andere ergänzende Seite seines Wesens zu erringen sucht. Demzufolge finden wir bei denjenigen Männern, welche eine abstrakte Beschäftigung treiben, die Neigung, ja oft die Leidenschaft sich in den Musestunden durch Poesie, Musik oder Malerei zu erfreuen. Die abstraktesten und langweiligsten Gedächtnißarbeiten haben die Juristen. Das Erlernen und Einprägen der Pandekten, des Corpus Juris ꝛc. ist unstreitig die mühevollste und trockenste Gedächtnißoperation. Sie widmen daher fast alle Erholungsstunden der Musik. Unter hundert Juristen findet man selten einen einzigen, der sich nicht mit Musik beschäftigt; ja man trifft sehr oft unter ihnen tüchtige Virtuosen und bedeutende Componisten. Viele haben nicht selten ebenso gründlich Musik studirt als Jurisprudenz. Der berühmte Rechtsgelehrte Tibaut hat die gründlichsten und vorzüglichsten Werke über alte Kirchenmusik geschrieben und dabei selbst componirt. Der Oberappellations-Gerichtsrath Gottfried Weber (der Freund und Studiengenosse von Karl Maria v. Weber) gab uns zu seiner Zeit das gelehrteste System der Harmonielehre und viele werthvolle Tondichtungen.

Die Philosophen müssen schon vermöge ihrer Wissenschaft von allen Ge-

bieten des Geistes Besitz nehmen, um darüber philosophiren zu können; man darf es hier also weniger als unmittelbaren Drang betrachten, daß sie sich ebenfalls mit Künsten beschäftigen. Aber immer bleibt es merkwürdig, wenn sie in einer Kunst bedeutende Produkte schaffen. Einer der abstraktesten Denker aller Zeiten, Herbart, der mathematische Philosoph, der alle Seelenfunctionen abstrakt berechnete und auf ein mathematisches System gründete, hat sehr eifrig Composition studirt und mehrere Tondichtungen durch den Druck veröffentlicht!

Aus diesen Thatsachen kennen wir, daß der menschliche Geist nach langen abstrakten Denkoperationen wieder in die Region des Gefühlslebens zurückkehren muß, um die Harmonie seines Wesens wiederherstellen und erhalten zu können. Denn der Menschengeist vermag nicht blos einseitig in abstrakten Gedanken, aber eben so wenig in bloßen Gefühlen zu leben, sondern beide Seelenthätigkeiten vereinigt bilden das wahre Wesenselement seines Daseins.

Bei denjenigen Personen, wo durch eine ganz einseitige Geistesrichtung und einseitiges Leben die harmonische Ausgleichung des Sensoriums nicht stattfindet, bildet sich auch eine Schroffheit des Charakters und sehr oft eine Pedanterie des ganzen Wesens aus, welche stets abschreckend, zuweilen auch komisch auf andere Menschen einwirkt. Solche einseitige Menschen, Pedanten genannt, finden wir sogar nicht selten unter den Gelehrten, welche sich nur ganz ausschließlich einem einzigen Wissenszweige widmen und demselben ihre ganze Tageszeit opfern. Für sie existirt nichts anderes als nur ihr beschränkter Wissenskreis; sie nehmen von nichts weiter Kenntniß als nur von dem, was in ihr enges Fach gehört. Aber noch häufiger findet man solche einseitige und nicht selten komische Charaktere unter den Geschäftsmännern aller Branchen. Es sind die skurilsten Käutze von der Welt, ganz zu den Sujets der Novellen- und Romandichter geeignet. — Jedoch werden diese Sonderlinge heutzutage immer seltener, weil unsere ganze Lebenssphäre schon von frühester Kindheit an eine manichfaltigere ist und der Bildungsgang schon in der Schule durch zahlreiche Gebiete des Wissens führt, wodurch jede einseitige Charakterrichtung vermieden wird. Außer dieser Schulbildung wirken auch noch unsere vielen Zeitschriften und Tageblätter jeder einseitigen Geistesrichtung entgegen. Denn es ist eines der größten Bedürfnisse unserer gegenwärtigen Menschheit, sich von allem Wissenswürdigen zu unterrichten. Daher werden alle jene Journale so gern gelesen, welche aus allen Regionen des Wissens die Resultate in populärer Sprache und in unterhaltender Form vortragen. Man liest mit großem Interesse, wie die Chemiker aus der gemeinen Thonerde ein ganz neues silberglänzendes Metall bereitet und die Astronomen einen neuen Planeten oder Kometen entdeckt haben 2c. Dabei erscheint ein schönes Gedicht oder die Charakteristik einer wonnevollen Tondichtung, wohl auch ein Artikel über die Zukunftsmusik oder eine donnernde Kritik über lügenhafte meineidige Politik; ja sogar das Schachspiel, d. h. nicht blos mit Menschen, sondern elfenbeinernen Figuren wird in vielen Blättern besprochen.

Da ich beim Spiel angelangt bin, so erwähne ich auch hier den sogenannten Spieltrieb des Menschen, der bekanntlich von Schiller in seinen Briefen

über die ästhetische Erziehung des Menschen schon hinreichend besprochen wurde. Auch das Spiel wird durch das Bedürfniß nach Harmonie des Seelenlebens erzeugt und sowohl von den rohesten wie von den cultivirtesten Völkern, von den Kindern und Greisen zur allgemeinen Erholung ausgeübt. Je höher die Geistescultur der Völker steht, desto interessanter und geistreicher werden auch ihre Spiele. Auch sie erfreuen nach vollbrachter Tagesarbeit das Menschenherz und bringen das harmonische Gleichgewicht der Seelenthätigkeit hervor. Daß aber auch viele Menschen hierbei ihrer Trägheit nachleben und das Spiel oft zum Hauptzweck ihres Lebens machen, so daß sie zuletzt von einer wahren Spielsucht, die sich mit Habsucht paart, ganz beherrscht werden und die größte Tags- und Nachtzeit mit energischer Leidenschaft am Spieltisch zubringen, — auch dies ist wieder die Folge der zu einseitigen Geistesbildung und momentanen Lebensweise. Jener Prinz, der in Berlin in einer Nacht 40,000 Thaler im Kartenspiel verlor, kann sicherlich nicht zu den harmonisch gebildeten Männern gerechnet werden; wie soll dies auch möglich sein, wenn man Tag für Tag nichts weiter thut als Diners und Ballfeste besucht! Müßiggang, viel Essen und Trinken und wenig oder gar keine Geistesbeschäftigung führt zu diesem Spiellaster. Was für Unheil und Opfer diese Spielwuth schon hervorgebracht hat und noch täglich bewirkt, ist allgemein bekannt. Ja, man kann fest und sicher behaupten, daß alle menschlichen Leidenschaften, die ihr Maaß überschreiten und zur lasterhaften Gewohnheit werden, nur durch die zu einseitige Lebensweise entstanden sind. Menschen, die sich mit wenig oder mit weiter gar nichts beschäftigen als nur mit ihren Vergnügungen, von einem Diner zum Souper und dann zum Tanz eilen, wenig denken und lesen, diese Menschen haben zuletzt weiter gar keine anderen Gedanken und keine anderen Zwecke, als nur ihren Vergnügungen nachzuleben. Daher sinken sie in eine maßlose Genußsucht hinab und werden endlich ganz die Sklaven ihrer Laster. Sind solche Menschen noch nicht zu tief in den Strudel der Lüste versunken, so daß sie noch nicht alle Herrschaft des Willens über sich verloren haben, so vermögen sie sich noch durch eine angemessene Wahl geistiger Beschäftigung zu curiren, indem sie durch erhebende Geistesgenüsse aus der niederen Sphäre des Sinnenrausches erhoben werden und hiernach auch wieder ihre Selbstbeherrschung erlangen. Diejenigen Individuen, welche sich aber ganz ihren Leidenschaften und Lüsten überlassen, werden dann ganz unwillkürlich dazu getrieben; nur eine andere Macht vermag sie in Schranken zu halten. So mächtig kann ein einziger Trieb im Menschen werden, daß er alle anderen Seelenfunktionen total beherrscht.

Sich selbst kennen und sich selbst beherrschen lernen, ist daher die höchste und wichtigste Aufgabe des Menschen.

Also jede einseitige Lebensrichtung, sei es nun im Gefühlsleben, im abstrakten Denken oder auch im Fröhnen der Vergnügungen, stört das harmonische Gleichgewicht der Seelenthätigkeit, drängt den Charakter in einseitige extreme Richtungen und endigt in maßloser Leidenschaft.

Wir bemerken dies auch bei vielen Artisten. Denn solche Künstler, welche nur, wie sie selbst sagen, ihrem Berufe mit Leidenschaft nachleben und ihrer

Kunstthätigkeit alle Zeit widmen, um, wie sie glauben, hierdurch wahrhaft Großes leisten zu können, sind oft die einseitigsten und nicht selten ignorantesten Leute der Gesellschaft. Sie zeichnen, malen oder modelliren von früh bis spät in die Nacht hinein. Sind es Tonkünstler, so spielen sie ihr Instrument von Morgens 5 bis Abends 10 Uhr und vernachlässigen sogar die nöthigsten Schulkenntnisse. Fragt man diese Handwerkskünstler über dieses oder jenes kunstwissenschaftliche oder ästhetische Werk, so erwidern sie, daß sie es nicht gelesen und auch nicht lesen wollen, weil der Verfasser eigentlich gar nichts von ihrer Kunst verstände. Was hätten Springer, Vischer und andere Kunstkritiker in der Malerei und Plastik geleistet, daß sie sich anmaßten, ästhetische Werke darüber zu schreiben, und den Künstlern allerlei Gesetze, Regeln und Kunstansichten aufdrängen wollten!!

So sprachen sich Maler aus, die mit ihren Producten alle Kunstausstellungen anfüllen. Wer dies unglaublich findet, dem könnte ich zum Beweise die Namen nennen; ich bin überzeugt, sie bekennen diese Ansicht auch öffentlich und werden diese Aussage nicht zurücknehmen. Auch kenne ich viele Tonkünstler, welche bedeutende Diregentenstellen begleiten, aber dieselbe beschränkte Ansicht hegen und meinen, die ästhetischen Schreibereien beförderten die Praxis nicht um eine Stufe höher, sondern nähmen im Gegentheil noch die nöthige Zeit zur Uebung weg.

Unter den Schriftstellern und Dichtern herrschen solche bornirte Vorurtheile nicht oder doch nur bei wenigen Individuen. Es hat freilich zu allen Zeiten solche Dichterlinge gegeben, welche glaubten, nur das viele Lesen zahlreicher Verse, Romane und Tragödien bilde den wahren Dichter; aber ihre Zahl war stets gering. Solche Menschen thun dann weiter nichts, als daß sie auf Gefühle und Gedanken sinnen und auf Reime Jagd machen; haben sie dann ein paar wohlgeordnete Verse zu Stande gebracht, so sind sie glücklich.

Auch die Gelehrten haben jetzt ihre Studienkreise erweitert und beschäftigen sich mit fast allen Wissenszweigen, weil einer zur Ergänzung des anderen dient und sogar nothwendig ist. Das bornirte Vorurtheil, man müsse sich nur dem Fachstudium ausschließlich widmen, wenn man darin Großes leisten wolle, ist jetzt fast überall zum Gespött geworden. Die Geologen und Aerzte können nicht ohne das Studium der Chemie tiefere Forschungen machen und die Juristen und Geschichtsforscher nicht ohne Philosophie. Der Philosoph ist gezwungen, von allen wissenschaftlichen Untersuchungen und deren Resultaten Kenntniß zu nehmen, um darüber philosophiren und die Gesetze des Weltalls erklären zu können. Aber doch trifft man auch zuweilen Gelehrte, welche sich wirklich aus Grundsatz nicht mit so Vielerlei befassen. Ich schickte einem Universitätsprofessor der Philosophie meine Abhandlung über die Parteien in der Kunstkritik, erhielt sie aber unaufgeschnitten mit der Bemerkung zurück: „Die philosophische Abhandlung wolle er behalten, aber die kunstwissenschaftliche interessire ihn nicht, sei nicht sein Fach."

Wer erstaunt hierüber nicht! — Jeder mit Arbeiten überhäufte Geschäftsmann freut sich, wenn er in den Mußestunden einen Artikel über Gemälde,

Skulpturen oder über Musik lesen kann und dieser Professor, an einer der größten Universitäten, nimmt davon gar keine Notiz, weil es nicht zum „Fachstudium" gehört!!!

Betrachten wir alle diese Männer mit ihrer einseitigen Geistesrichtung näher, — was sie auch sein mögen, ob Künstler, Gelehrte oder Geschäftsmänner — so finden wir, daß sie in Folge ihrer einfachen Studienrichtung auch nur ganz einseitige Werke schaffen und in ihrem Benehmen sehr langweilig sind. Jene Maler, die ich eben erwähnte, hatten durch ihre rastlosen Pinselführungen zwar einen bedeutenden Grad technischer Fertigkeit erlangt, da sie aber ihren Geist nicht mit Gedanken und Kenntnissen durch Lecture bereichert und ihr ästhetisches Gefühl nicht veredelt hatten, so zeigte sich diese Geistlosigkeit und Ideenarmuth auch in ihren Werken. Lesen wir aber die Biographien aller großen Maler und Bildhauer von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart, so gewahren wir, daß sie nebst technischer Fertigkeit sich auch einen Ideenreichthum durch das Studium der Literatur und Geschichte angeeignet hatten und somit auf der höchsten Culturstufe ihrer Zeit standen. Dasselbe finden wir auch bei den Tondichtern von Epoche machender Bedeutung. Gluck, Mozart und selbst sogar der arme Bauernsohn Haydn hatten sich durch das Studium der Literatur auf eine höhere Bildungsstufe erhoben. Und daß Beethoven, Spohr, Meyerbeer, Liszt und viele andere große Tondichter der Neuzeit auch gründliche wissenschaftliche Studien gemacht haben, ist allgemein bekannt. Ueberhaupt alle productiven Geister in sämmtlichen Künsten und Wissenschaften, welche durch ihre Meisterwerke Epoche machten, hatten sich auch eine gründliche und vielseitige Bildung angeeignet. Denn nur in Folge ihrer Genialität im Verein mit ihrer höheren Geistesbildung vermochten sie solch vollkommene Werke zu schaffen.

In der Musik haben diejenigen Männer, welche sich nur zu einseitigen Virtuosen oder einseitigen Componisten ausbildeten, auch Unvollkommenes geleistet; mittelmäßige Produkte kennzeichnen diese Halbgebildeten. Viele hohlköpfige Virtuosen waren oft nicht vielmehr als gewandte Fingerkünstler, welche durch ihre anderweitige Halbbildung das Virtuosenthum mehr in Verruf gebracht als gefördert haben, weil ihre Virtuosenkünste ganz geist- und poesielos waren und nur den Zweck hatten, die enorme Fingerfertigkeit zu zeigen. Dagegen waren jene höher gebildeten Künstler, denen die Virtuosität nur als Mittel zur Darstellung des Ideengehalts diente, um die Poesie des Geistes durch Tongebilde zu verwirklichen, die also durch ihre Leistungen das tiefste Mitgefühl im Hörer erregten — auch stets durch vielseitige wissenschaftliche Studien auf eine höhere Geisteszinne gehoben und hatten eine wahrhaft harmonische Geistesbildung erlangt.

Auch die einseitigen Gelehrten, welche sich eben nur ganz auf ihr einseitiges Fach beschränken, haben niemals große Entdeckungen, weder in der Empirie noch in der Ideenregion gemacht! Aber die in der Weltgeschichte Epoche machenden Geister wie Plato, Aristoteles, Cartesius, Kepler, Kant, Newton, Hegel u. a. waren stets in allen Wissenschaften und Künsten heimisch und wurden nur hierdurch befähigt, neue Entdeckungen zu machen und die Gesetze der Phänomene

zu ergründen. Ebenso haben unter den Dichtern nur diejenigen eine große Anzahl unübertrefflicher Werke erzeugt, welche alle Kenntnisse und alles Wissenswürdige der Vergangenheit und Gegenwart in sich aufgenommen und sämmtliche Lebenssphären kennen gelernt hatten. Man denke nur an Shakespeare, Goethe und Schiller. Denn nur durch ihre vielfachen Studien und Kenntnisse vermochten sie einen solchen tiefen Gefühls- und Gedankenreichthum in ihren Produkten darzustellen. Dagegen jene Dichter, welche dies nicht gethan, mochten sie auch noch so genial begabt sein, brachten doch nur Verse über Liebeslust und Liebesleid und zwar ohne höhere Gedanken und tieferen Gefühlsinhalt. Man kann von diesen Männern viele Bände ihrer Werke zur Hand nehmen und findet doch nur selten ein paar neue Ideen, nicht einmal eine neue Redewendung oder interessante Darstellung einer Gefühlssituation tritt daraus entgegen. Alles ist schon dagewesen, und noch dazu in viel schönerer Form. Dergleichen Dichterlinge könnten wir genug namhaft machen, wenn dies hier der Zweck wäre; ich will aber keine persönliche Polemik eröffnen, sondern nur die Verhältnisse objectiv darstellen. Denn diese verschiedenen Bildungsgrade machen sich auch im gewöhnlichen Leben sehr bemerkbar. Jene harmonisch ausgebildeten Geister stehen uns wie Ideale gleichsam zur Nachahmung da; während die einseitigen Charaktere oft wahre Curiositäten sind und überall eckig und abstoßend auf ihre Umgebung wirken. Unglücklich ist derjenige, welcher in der Nähe eines solchen schroffen Charakters leben muß.

Ich habe schon oben dargelegt, daß solche einseitige Menschen sich nicht selten auf allerlei Abwege verirren. Wem sind nicht schon im Leben solche unglückliche Genies begegnet, welche entweder dem Trunk, Spiel oder anderen Leidenschaften ergeben waren!! —

Menschen, die oft hoch begabt waren und auch einzelne vortreffliche Werke erzeugt hatten, vermochten nicht die Selbstbeherrschung über sich zu gewinnen und versanken in Laster bis zum Untergang. Ich habe solche Menschen näher kennen zu lernen gesucht und fand bei ihnen nicht die nothwendigsten Kenntnisse. Nur hierdurch ist es erklärlich, wie in ihnen ein Trieb vorherrschend und zur Leidenschaft werden konnte, so daß ihr ganzes geistiges Wesen davon umfangen und ihr Selbst gänzlich absorbirt wurde. Grabbe, Büchner, Böhner, Kirchhoff und viele andere Künstler und Dichter stehen uns als warnende Beispiele da. Jeder Künstler sollte nebst seinen speciellen artistischen Studien auch etwas Geschichte, Aesthetik, Philosophie und Naturwissenschaft studiren. Beim Dichter ist dies durchaus absolut nothwendig. Gewiß würden uns dann nicht täglich so viel einseitige und dabei doch so arrogante Charaktere begegnen. Ebenso würden jene extremen leidenschaftlichen Charakterzüge verschwinden, welche in der Kunst und im Leben sehr störend und schädlich wirken und nicht selten Unglück in jene Familien bringen, mit denen sie durch Verwandtschaftsbande verknüpft sind. —

Was die weibliche Geistesbildung betrifft, so ist diese in heutiger Zeit im Allgemeinen viel manichfaltiger und zum Theil auch harmonischer als bei den Männern. Hiermit will ich aber nicht sagen, daß die Frauen einen höheren

Standpunkt des Geistes einnehmen. Unsere Damen lernen etwas Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Literatur, Musik und auch eine oder mehrere Sprachen, dabei noch häusliche Arbeiten, wie Sticken, Häkeln, Nähen und andere Wirthschaftsangelegenheiten. Und dies erstreckt sich auch in fast alle Lebenssphären, von der höchsten Region herab bis in das unterste Bürgerhaus mit spärlichem Einkommen. Steigt diese Geistesbildung auch nicht auf eine hohe Stufe der Vollendung, so wirkt sie doch harmonisch auf die Seelenthätigkeit und erzeugt das schönste Gemüthsleben des weiblichen Herzens. Daher sind viele unserer Damen interessant, liebenswürdig und zugleich gute Hausfrauen, welche in der Leitung oder Selbstbesorgung der häuslichen Wirthschaftsangelegenheiten wahre Bewunderung und Hochachtung verdienen. Und das schönste und beseligendste Glück, womit sie das Mannesherz erfreuen, besteht darin, daß sie nach gethaner Arbeit mit dem Gemahl eine vierhändige Sonate oder Symphonie am Piano spielen oder ein tiefergreifendes Lied singen und durch diese beseligende Eintracht das Leben mit Poesie und Musik veredeln und verschönern. Darum hat auch heutzutage eine bloße Männergesellschaft ohne Damen wenig oder fast gar keinen Reiz, weil Anmuth, Grazie und Liebenswürdigkeit fehlen und auch durch die geistreichste Unterhaltung nicht ersetzt werden können. Damen müssen wir überall um uns herum haben, nicht blos im Concert und Theater, sondern auch bei wissenschaftlichen Vorlesungen, um uns sodann bei der Tasse Thee mit ihnen darüber unterhalten zu können; denn ein solcher Ideenaustausch wirkt zugleich belehrend und unterhaltend.

In keiner früheren Zeitperiode stand die harmonische Geistesbildung der Damen auf einer solch hohen Stufe wie in der Gegenwart. Dabei bemerke ich aber auch, daß sie immer noch mehr veredelt werden muß. Und anstatt daß viele Fräuleins zu anhaltend und eifrig Romane, Schauspiele und Gedichte lesen, müssen sie etwas mehr und gründlicher Weltgeschichte und Naturwissenschaft studiren, auf daß ihr Charakter hierdurch männlicher gestärkt werde. Durch Musik und Poesie wird das Gefühlsleben und die Gemüthlichkeit innerlicher vertieft und in empfängliche Resonanz versetzt; aber eine fortwährende musikalische und poetische Beschäftigung, mit Ausschließung der wissenschaftlichen Studien, stimmt das Gemüth zu sentimental und weinerlich und erzeugt nicht selten Melancholie. Die beste medizinische Heilkraft für diese entstandene Melancholie ist die Naturwissenschaft und Geschichte, abwechselnd mit häuslichen Arbeiten verbunden. Denn zahlreiche Gemüthskrankheiten unserer Damen, wie gesteigerte Reizbarkeit des Nervensystems, sentimentales Klagen in Thränen der Wehmuth, melancholisches Hinbrüten über verlorenes Erdenglück oder verzehrende Sehnsucht nach dem Ideal der Wünsche — ich sage, fast alle diese krankhaft gesteigerten Seelenzustände sind größtentheils die Folge des anhaltenden Stubensitzens, des Kaffee- und Theetrinkens beim Lesen der Romane, Schauspiele, thränenvoller Gedichte und dem Spielen und Singen elegischer Tondichtungen. Doch will ich hiermit keineswegs dem durch wirkliches Unglück erzeugten Seelenschmerze zu nah treten; denn ehrwürdig ist uns der Gram einer edlen Seele, welche allen Erdenfreuden entsagt, weil ihr der Heißgeliebte des

Herzens für immer entrissen ward. — Aber alle diese Seelenleiden werden am sichersten gemildert und geheilt durch wissenschaftliche Beschäftigungen. Was man noch dagegen empfiehlt, wie gesellschaftliche Vergnügungen, Reisen xc. erreicht selten den beabsichtigten Zweck. Wer selbst einmal in seinem Leben tief leidend war, fast unüberwindlichen Gram zu dulden hatte und sich sodann durch die Philosophie davon befreite, der weiß sicherlich, daß diese Geistesmacht die segensreichste Heilwirkung auf alle Gemüthskrankheiten ausübt. Menschen, denen das Leben stets unter rosigem Sonnenschein der Liebe und Lust dahinfloß, welche niemals Kummer und Gram zu erleiden hatten, die also den Seelenschmerz nur aus der Poesie kennen lernten, werden leicht zu glauben geneigt sein, er herrsche mehr in der Einbildung und Dichtung als in der Wirklichkeit; diese glücklichen Erdenkinder werden vielleicht meine wohlgemeinten Rathschläge hierfür überflüssig finden, niemals aber diejenigen, welche durch die Geistesmacht der Wissenschaft ihre vom Unglück zugeführten Schmerzen gelindert und endlich ganz überwunden haben. So bewährt sich auch hierbei, daß die allseitige Geistesbildung des Menschen, gepaart mit vielen Kenntnissen aus allen Sphären des Wissens und aus allen Regionen des socialen Lebens, eine Harmonie der Seelenthätigkeiten zu erzeugen vermag, welche den Menschen veredelt, ihn auf eine höhere Lebenszinne erhebt und mit jener heroischen Geisteskraft ausrüstet, die auch die furchtbarsten Schicksalsschläge zu pariren vermag.

Wollten wir eine Wanderung durch die Weltgeschichte antreten, so würden wir einer großen Zahl solcher Charaktere begegnen, welche durch ihre wohlgeordneten Studien sich auf jene Höhe der harmonischen Geistesbildung emporgeschwungen haben, wo sie den kommenden Generationen als leuchtende Ideale dastehen, anfeuernd zu gleich edlem Streben.

Denn das wahre Leben des Geistes besteht in der Harmonie aller Seelenthätigkeiten, und diese kann nur durch Kunst und Wissenschaft im Verein mit der praktischen Lebensthätigkeit erzeugt werden.

Wir müssen uns aber auch glücklich schätzen, daß wir in heutiger Zeit jenes Ziel viel leichter erringen können als in jeder anderen Zeitperiode der Vergangenheit. Ein Blick auf die zahlreichen billigen Journale und Bücher, welche uns so angenehm unterhalten und durch ihren wissenschaftlichen Inhalt belehren, welcher oft in die reizendsten Formen der Poesie verwebt ist, gibt uns den evidenten Beweis, daß keine Generation der früheren Zeit sich so leicht durch dargebotene Hilfsmittel zu bilden vermochte wie die gegenwärtige. Bedenken wir noch, daß auch der ärmste Mensch aus dem Volke sich zuweilen den Genuß eines Concerts oder Schauspiels verschaffen kann, wodurch sein beschränkter Gedankenkreis erweitert wird, so müssen wir es um so lächerlicher, ich möchte sagen um so unsinniger finden, wenn heutzutage noch Schriftsteller und Dichter auftreten und das Volk zur Unzufriedenheit und zum Weltschmerz stimmen. Durch solch erzeugte Unzufriedenheit werden die Völker am wenigsten geeignet, das Mangelhafte ihrer Staatszustände zu bessern. Nur durch die allseitige harmonische Geistesbildung, welche auch zugleich die Verstandesklarheit befördert, kommen die Menschen im Verlauf der Zeit zu jener allgemeinen Geistesreife,

welche durch vernünftige Willenskraft die Unvollkommenheiten der Staats- und Lebensverhältnisse zu reorganisiren vermag. Befördern wir also Kunst und Wissenschaft und realisiren wir alle edeln Gedanken und Ideen im socialen Leben, so erreichen wir auch jenes hohe Ziel der Vollkommenheit, das die größten Denker und Dichter aller Nationen der Menschheit verheißen haben. Eine jede Generation, welche sich diesem Ideale auch nur um eine Stufe annähert, hat sich ein hohes Verdienst in dem kulturgeschichtlichen Entwickelungsgange des Geistes erworben und verdient unsere Hochachtung und Dankbarkeit. Daß wir aber nicht — gleich Faust — die Gesetze des Weltalls überspringen und verletzen dürfen, um jenes Ziel mit Siebenmeilenstiefeln zu erringen, darüber sind wir durch die Geschichte sowie durch unsere Philosophie und Dichtung hinreichend belehrt und überzeugt worden. Nur die organische Weiterbildung der staatlichen Zustände erzeugt jene höheren Culturstufen des Geistes im Erdenleben und befördert jene beseligende Harmonie, welche das Universalgesetz des Weltalls ist. Denn auf der Harmonie des Geistes mit der Welt beruht die Ewigkeit des Universums mit seinen unzähligen Systemen der Sonnen und Planeten, welche in wohlgeordneten Bahnen ihre Umkreisungen vollenden.

General-Major Siegel.

In allen Schlachtberichten der Nordamerikaner, mögen sie glücklich oder unglücklich lauten, werden stets die Heldenthaten eines Mannes von den verschiedensten Parteiblättern sehr rühmend erwähnt. Und dieser tapfere Kämpfer für die heiligsten Menschenrechte wurde in Deutschland geboren, — es ist der General-Major Siegel. Trotzdem er also unser Landsmann ist, gingen doch noch vor Kurzem die verschiedenartigsten Gerüchte über sein Leben und seine frühere Stellung durch die Zeitungen. Eine kurze authentische Biographie desselben wird demnach gewiß jedem Leser willkommen sein.

Franz Siegel wurde 1824 in Baden geboren und erhielt seine militärische Ausbildung in der Kriegsschule zu Karlsruhe. Da er seinen Studiencursus sehr ehrenvoll beendigte, avancirte er in der badischen Armee zum Lieutenant und wurde von seinen Kameraden als der intelligenteste Artillerist in ganz Deutschland geschätzt. Nach dem Donner der Februar-Revolution in Frankreich erhob sich 1848 auch das badische Volk; Siegel verließ die herzogliche Armee und trat in das Volksheer. Er ward zum Commandeur erwählt und mußte sich nach der verlorenen Schlacht sehr vorsichtig zurückziehen. Trotzdem seine Armee nur aus 30,000 Mann bestand und das feindliche Heer beinahe dreimal stärker war, nämlich 80,000 Mann, wußte er sich doch so geschickt zurückzuziehen, daß er alle seine Geschütze und Trains rettete. Die ältesten feindlichen Generäle waren über diese Retirade erstaunt und zollten Siegel's

Feldherrntalent die größte Bewunderung. Nach der Besiegung des badischen Aufstandes durch die Preußen wanderte Siegel über den Ocean, um in der neuen Welt die gesuchte und erstrebte Freiheit zu finden. Er hatte sich — um mit Heine zu reden — zum amerikanischen Professor begeben und verheirathete sich mit der Tochter eines Schuldirectors. 1858 erhielt er in St. Louis eine höhere Lehrerstelle. Beim Ausbruch des gegenwärtigen Kampfes, als die Sklavenhändler von der Union abfielen und dieselbe beraubten, bot Siegel dem Gouvernement seine Dienste an, worauf ihm das Commando des 2. Freiwilligen-Regiments von St. Louis übertragen ward. Aber sehr bald avancirte er zum Brigade-General und begleitete General Lyon auf seiner berühmten Campagne gegen Price. In der Schlacht bei Springfield wurde Lyon getödtet, worauf Siegel das Commando übernahm und die kleine Nord-Armee mit ausgezeichneter Gewandtheit zurückführte. Bald darauf bekam er ein Commando unter Fremont, und als General Curtis in Arkansas operirte, mußte Siegel dessen Division führen. Es ist allgemein bekannt, daß er die große Schlacht bei Pea Ridge commandirte und gewann, ganz gegen den Wunsch seines Vorgesetzten, des General Curtis. Denn schon erregte das große Feldherrngenie des jungen Deutschen die Eifersucht und den Neid der nordamerikanischen Generäle. Daher erhoben sich nach dieser Schlacht bedeutende Streitigkeiten über die obersten Commandos, die Eingeborenen wollten den Deutschen nur subalterne Stellen zukommen lassen. Um diese neidischen Zänkereien zu schlichten, ward Siegel nach Washington berufen und ihm das Commando von Harper's Ferry übertragen. Und als bei der Armeeorganisation von Virginien General Fremont auf sein Commando resignirte, wurde Siegel zum Commandeur dieser Armee ernannt. In allen jenen furchtbaren Schlachten und Gemetzeln, welche Pope gegen Lee zu bestehen hatte, um dessen Vordringen nach Washington zu verhindern, war Siegel der thätigste Mitkämpfer und seiner Armee hat man hauptsächlich die Rettung der Bundeshauptstadt zu danken. Furchtbar schrecklich und ununterbrochen donnerten seine kolossalen Geschütze am Rappahannock!! Und obgleich das feindliche Heer fünfmal stärker war als das seinige, hielt er dennoch so lange Stand, bis General M'Clellans Armee von Washington zurückkehrte. Als die Virginische Armee in die Potomac-Armee aufgenommen ward, erhielt Siegel das Commando über das zwölfte Armeecorps. Aber allgemein wünscht man ihn in einer höheren selbstständigen Stellung zu sehen, doch dazu läßt es der Neid der Mittelmäßigen nicht kommen.

Ueber Siegels Beliebtheit sagt ein amerikanisches Blatt: „General Siegel is universally admitted to be a splendid officer, and is enthusiastically loved by the german troops. It is to be hoped that General Halleck will give him a Suitable force.“ Ob endlich die Noth um einen großen Heerführer den gemeinen Neid zum Schweigen bringen wird, muß uns die Zukunft lehren. Aber leider berichten die neuesten Zeitungen, daß Siegel um seine Entlassnng gebeten habe; doch wird man wohl Bedenken tragen, sie zu gewähren. —

Feuilleton.

(**Die chinesische Mauer.**) Ein englischer Tourist, welcher von Tientsie aus einen Ausflug nach der hundert engl. Meilen von dort entfernten chinesischen Mauer unternommen hat, berichtet über dieselbe in Dickens „Once of Week“ Folgendes: „Wir banden unsere Thiere an die Bäume und kletterten auf die Mauer, welche an diesem Punkte in einem sehr baufälligen Zustande ist. Der Anblick war zugleich malerisch und staunenerweckend — so weit der Gesichtskreis reichte, dehnte sich dies wunderbare Bauwerk über die Seiten und Gipfel der Berge aus und kleine Thüren unterbrachen in Entfernungen von zwei- bis dreihundert Yards die sonstige Einförmigkeit der Ansicht. Eine kleine Strecke zu beiden Seiten des Passes ist die Mauer aus Ziegeln (15 Zoll, 8 Zoll und 4 Zoll) mit Geröll in der Mitte erbaut, doch weiterhin besteht sie fast ganz aus Stein. Man scheint aber das Material benutzt zu haben, das zunächst zur Hand war, wie denn hier, wo Granit in großer Fülle vorhanden ist, die Mauer meilenweit aus großen unförmigen Massen Granits besteht, die nur an der Außenseite geglättet sind. Wir bemerkten nur einen Thurm, der ganz aus Stein gebaut war, die übrigen bestanden aus Ziegeln mit Grundmauern aus behauenen Steinen. Die Höhe der Mauer von der Spitze der Brustwehr beträgt etwa 17 Fuß 10 Zoll, hie und da 18 Fuß 6 Zoll; die Breite ist 13 F. und die Höhe der Brustwehr 5 F. 4 Z. Die Thürme sind 31 F. 3 Z. hoch und 28 F. 1 Z. breit. Die Brustwehr ist mit Zinnen und Schießscharten versehen und die Thürme haben Oeffnungen zum Werfen von Geschossen. Von irgend einem erhöhten Punkte aus lohnt der Blick sehr wohl die Mühe des Steigens; man sieht klare Ströme sich durch die Pässe schlängeln und in weiter Ferne erscheint auf allen Seiten eine lange Reihe von braunen Hügelspitzen mit nur kleinen Flecken angebauten Landes. Ausläufer gehen an gelegentlichen Stellen von der Mauer aus, doch ist es schwer, jedes Mal einen Grund für ihren Bau zu finden. So wird die kleine Stadt Lowan-fu von einem solchen Ausläufer umgeben. An anderen Stellen bemerkten wir Kanonen, die meistens theilweise in dem die Mauer bildenden Geröll oder in Erde vergraben lagen; eine hatte eine Inschrift, daß sie unter der Regierung von Wan-Li, dem letzten Kaiser der Wieg-Dynastie gegossen wurde; sie muß daher mehr als 260 Jahre alt sein und war offenbar nach einem europäischen Modell geformt. Sehr viele von den Thürmen befanden sich in verfallenem Zustande. Die große Mauer ist unter der Sin-Dynastie erbaut und etwa 250 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beendigt worden, so daß sie mehr als 2100 Jahre alt ist. Ihr Anblick belohnt reichlich für die Mühen und Beschwerden der Reise. Sieht man dies außerordentliche Werk der Baukunst Tausende von Meilen seinen Schlangenlauf fortsetzen, so verschwinden alle andern sogenannten Wunder der Welt im Vergleich mit diesem bleibenden Denkmal von eines Despoten Thorheit und der unfreiwilligen Arbeit eines unterwürfigen Volkes.

Mariula.

Von

Paul Fuchs.

1.

Trüb und dunkel ist die Nacht, der Mond hat sich in einen Wolkenschleier verhüllt, und die Windsbraut singt ihr trübes Klagelied durch Moskau's öde Straßen, bald heult sie einem Wolfe gleich, bald weint sie wie ein Kind, ergreift den Schnee und kreiselt ihn und fegt und treibt ihn vor sich her. In einer Hütte auf dem Dewitschi-Pole, in jenem Stadttheil, wo die Zigeuner ihre Tabors aufgeschlagen haben, blinkt durch die Spalten des Fensterladens ein fahles und einsames Licht. Doch hört man nicht, wie es in den Zigeunertabors Sitte ist, Musik und wilden Gesang, es sprechen oder flüstern vielmehr zwei Stimmen.

Mariula, nein, ich kann es nicht länger tragen; ich habe lange mit meinem Herzen und mit dem Gelübde gekämpft, das ich gethan. Habe in stiller Nacht, wenn die Kirche kalt und finster war, einsam vor dem Altare gelegen und gebetet, bin gewallfahrtet zum heiligen Sergius von Radonesch, habe Kerzen vor dem Marienbilde von Tichvin gebrannt. Vergebens!! Ich liebe Dich und kann nicht von meiner Liebe lassen. O warum hab' ich Dich gesehen? Warum Dir in das schwarze Aug' geblickt? Ich weiß es, die Glut der Hölle ist es, die in Deinen Augen brennt. Ja, ich weiß es, und, wehe mir, ich kann nicht von Dir lassen.

Warum liebst Du mich? Fliehe ich Dich nicht? Hab' ich Dir nicht verboten, zu mir zu kommen, und Dir nicht oft gesagt, daß ich Allen, die mich lieben, Verderben bringe?

Du kennst doch unser Zigeunerlied:

> Mich zu lieben ist nicht gut,
> In mir fließt Zigeunerblut.

Ich habe es Dir oft gesungen, lachte Mariula, doch ihr Lachen klang hohl und krampfhaft.

O, Mariula, lache nicht, spotte nicht! Du würdest es nicht thun, wenn Du wüßtest, wie Dein Lachen mir durch's Herz schneidet.

Doch wir wollen die beiden Redenden beschreiben, bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen.

Demitri Petrow war Pope. Sein Vater war Dorfpope und, wie es in Rußland Sitte ist, mußte auch sein Sohn, da dort die Geistlichkeit eine Caste bildet, Pope werden. Er zählte kaum neun Jahr, als ihn sein Vater in das Seminar nach Tambow brachte. Hier zeichnete sich der junge Dimitri bald vor allen seinen Cameraden aus, sein reger aufgeweckter Geist begriff in einer Stunde, was mit Mühe und Noth wochen- und monatelang den trägen und stumpfen Köpfen der Dorfpopensöhne eingetrichtert werden mußte, und so konnte es auch nicht fehlen, daß er die Aufmerksamkeit des Revisors auf sich zog, der alljährlich die Seminarien besuchte, um taugliche Subjecte für die geistliche Akademie von Moskau, dieser Pflanzschule der künftigen geistlichen Großwürdenträger und Würdenträger Rußlands, zu erwerben. Mit siebenzehn Jahren bezog Dimitri die Akademie von Moskau, und sofort ward er von seinen Lehrern und Vorgesetzten direct und indirekt aufgefordert, in den Mönchsstand zu treten, welchem bekanntlich sämmtliche geistliche Hierarchie der griechisch-russischen Kirche angehört. Anfangs waren es Ermahnungen, Vorspiegelungen einer glänzenden Zukunft und hoher Ehren, die ihn erwarteten, zuletzt ließ man es aber auch an Drohungen nicht fehlen. Doch er fühlte einen immer stärker und stärker werdenden Widerwillen gegen den geistlichen Stand, sein offener Geist und scharfer Blick sah deutlich, auf welcher tiefen Stufe der Bildung und der Sittlichkeit sich die russische Geistlichkeit befand, er wäre gern in einen anderen Stand getreten, doch was sollte er beginnen? Wohin seine Schritte lenken? Er war von allen Mitteln entblößt. Sein Vater konnte ihn nicht in einer anderen Lebenscarriere unterstützen, denn der russischen Dorfgeistlichkeit stehen die kärglichsten Mittel zu Gebote, und hätte er es auch gekonnt, so hätte er es nicht gewagt, da die russische geistliche Hierarchie ohne Schonung sowohl diejenigen verfolgt, die sich nicht zu ihren Werkzeugen gebrauchen lassen, als auch die, welche ihnen mit Rath und That zur Hand gehen. Er blieb also in der Akademie, bat sich aber Bedenkzeit aus. Schwer waren ihm die letzten Jahre, die er in der Akademie verbrachte, er sah sich unverdienten Beleidigungen ausgesetzt, talentlose Kameraden, die ihrem eigenen Ehrgeize oder den Einflüsterungen ihrer Lehrer und Vorgesetzten — sämmtlich Mönche — folgend, sich in eine Mönchskutte gehüllt hatten, wurden bevorzugt, erhielten einträg-

liche Stellen, um in kurzer Zeit Klostervorsteher und Bischöfe zu werden, und sahen ihn mit spöttischem Lächeln an. Der Haß seiner Umgebung gegen ihn zeigte sich immer deutlicher, seine Lage wurde immer gedrückter, die Briefe seines Vaters, den er, seitdem er sich in der Akademie befand, nicht gesehen hatte, wurden ihm vorenthalten. Endlich brach sein Muth zusammen, er erklärte, er wolle Geistlicher werden, doch sei er nicht im Stande das Mönchsgelübde zu leisten, er bitte also, ihn zum Weltgeistlichen zu weihen. Wer die Gefühle kennt, mit welchen in Rußland die Klostergeistlichkeit die Weltgeistlichkeit oder die Pfarrer betrachtet, wird sich den Schrei des Entsetzens vorstellen, mit welchem Dimitri's Erklärung vernommen wurde. Noch wurden Vorstellungen versucht, noch einmal zog die Fatamorgana künftiger Ehren und Würden an ihm vorüber, doch vergebens. Er hatte zu tiefe Blicke in das Klosterleben gethan, er hatte zu oft gesehen und erfahren, wie Haß, Neid, Parteisucht, Intriguen sich der Klostermauern Frieden zum Tummelplatz erwählen, er fühlte in sich zu viel Lebenskraft, um sich entschließen zu können, der Welt zu entsagen. Auch der Weltgeistliche ist von der Welt getrennt, doch nicht auf ewig von ihr geschieden.

Der russische Weltgeistliche muß verheirathet sein, doch darf er nur einmal ehelichen, seine Heirath geht immer seiner Ordinirung voraus, doch selten folgt er der Wahl seines Herzens, oft kennt er sogar die Gefährtin nicht, die bestimmt ist, mit ihm Hand in Hand durch's Leben zu gehen, mit ihm Freude und Leid zu theilen; seine Vorgesetzten wählen für ihn unter den ledigen Töchtern der Geistlichen, er sieht sie einmal vor seiner Hochzeit und tritt dann mit ihr zum Altar, vor welchem sie sich ewige Liebe und Treue schwören; die Vorsteher der Akademie hatten beschlossen, sich an Dimitri für seine Weigerung, in den Mönchsstand zu treten, zu rächen, und ihm eine Frau gewählt, die wir hier nicht näher beschreiben wollen, da Dimitri sich entschieden weigerte, ihr die Hand zu reichen. Keine Drohung, keine Gewaltthätigkeit konnte seinen Entschluß brechen, und seine Verfolger sahen sich gezwungen, eine andere Wahl zu treffen.

Marie Popow war die einzige Tochter eines Diaconus an einer Dorfkirche in der Nähe Moskau's. Sie war ein blondes hübsches Mädchen, in ihren blauen Augen malte sich die Güte ihres reinen Herzens, doch auch zugleich ein tiefer, unsäglicher, unheilbarer Schmerz. Auch sie war unglücklich. Sie hatte frühzeitig ihre Mutter verloren, ihr Vater, ein guter, schlichter Mann, vergötterte seine kleine Maria, sein einziges Kind. Er, der selbst nur die dürftige Seminarerziehung genossen hatte, glaubte, daß des Menschen höchstes Glück im Wissen liege, und wollte, daß seine Tochter etwas lernen solle, doch in Rußland gibt es eine große Anzahl Schulen und Erziehungsanstalten für Beamtentöchter und adelige Demoisellen, aber für die Erziehung der Töchter von Bürgern und Geistlichen ist nicht gesorgt. Freilich gibt es Pensionate und Schulen,

welche meist von Französinnen gehalten werden, aber dieselben sind theuer und für den auf ein kleines Einkommen Beschränkten fast unerschwinglich. Der alte Diaconus Popow jedoch entschloß sich, seine Tochter nach Moskau zu bringen, wo er sie in das Pensionat einer Demoiselle Bourré abgab, und litt oft lieber selbst Mangel und entbehrte das Nothdürftigste, um, wie er sagte, seiner Tochter eine Erziehung geben zu können. Weit von ihrem älterlichen Hause wuchs das Mädchen in der für die Aristokratie bestimmten Pensionsanstalt und von einem Glanze umgeben auf, dessen sie nicht gewohnt war. Zuweilen gab Mademoiselle Bourré kleine Bälle, damit die ihr anvertrauten Pflegebefohlenen sich an das Weltleben gewöhnten. Auf einem dieser Bälle lernte Maria einen jungen Officier, Namens Rjasanoff kennen; sie liebte ihn und ward geliebt. Doch nur kurze Zeit konnten die Liebenden im Wonnetaumel der ersten Liebe schwelgen. Die Geistlichkeit hatte erfahren, daß der alte Diakonus Popow seine Tochter in einer französischen Lehranstalt erziehen ließ, man schrie Häresie, und der Alte ward unter Androhung des Verlustes seiner Stellung gezwungen, seine Tochter wieder zu sich zu nehmen. Wozu braucht auch eine arme Diaconustochter eine Erziehung zu erhalten! Gebrochenen Herzens kehrte das Mädchen nach Hause zurück, um sich in jene Dürftigkeit wiederhineinzuleben, deren sie sich in ihrem Pensionat entwöhnt hatte. Doch die Trennung hatte nicht ihre Liebe zum jungen Rjasanoff gebrochen, gleich dem Lavastrom unter des Berges Schneedecke glühte sie fort, um einst in brennenden Flammen wieder aufzulodern. Brünetten lieben feurig, und ihre Liebe ist der Sonne stechender Strahl, der Gewitter und Wolken heraufbeschwört, die Blonden lieben ruhiger, ihre Liebe aber ist — wenn auch nicht ewig, denn welche Liebe kann ewig sein! — dauernder als der kurze Rausch der Liebe einer Brünetten.

Bald nachdem sie ihr Pensionat verlassen hatte, suchte die Moskauer Akademie eine Braut für ihren Studenten Dimitri Petrow. Die erste, ihm zugedachte, hatte er, wie wir wissen, sich geweigert zu heirathen, da fiel das Auge des Vorgesetzten auf Maria, beide sollten gestraft werden, sie für ihre Bildung, er dafür, daß er sich geweigert hatte, sich in's Mönchgewand zu hüllen. Und welche größere, härtere Strafe kann es geben, dachten die ascetischen Mönche, als Einem eine Coquette zur Frau zu geben, denn gebildet und coquett war, nach ihrer Meinung, gleichlautend.

Dimitri mußte mit einem der Professoren der Akademie in das Dorf fahren, in welchem Maria's Vater Diaconus war.

An einem trüben Herbsttage fuhren sie dahin; sie waren in einem offenen Wagen, ein kalter Nordwind peitschte ihnen des feinen Regens Eistropfen in's Gesicht, die Tannen und Fichten zu beiden Seiten des Weges rauschten so traurig, und obgleich ihr Rauschen wortlos war, glaubte es Dimitri doch zu verstehen, es schien ihm zu sagen: „O Thor,

Du bist doch einmal nicht zum Glück geboren, leer' ihn aus den Giftbecher, der Dir dargereicht wird; ob heute, ob morgen, ist doch einerlei, Deinem Schicksal kannst und wirst Du nicht entgehen."

Gegen Abend erreichten sie das Dorf, in welchem Maria's Vater wohnte, in den Hütten brannte schon Licht, und die Fenster schienen ebensoviel Augen zu sein, welche erstaunt die Kommenden betrachteten, als wollten sie fragen: „Warum des Dorfes Ruhe stören? Still ist es hier in unserer Einsamkeit, doch ihr bringt Sturm mit Euch". Der Diaconus war von der Ankunft des Bräutigams und des Brautwerbers im Voraus benachrichtigt worden; er empfing sie freundlich und unwillkürlich zog ihn die edle Haltung, das offne, freimüthige und stolze Gesicht des künftigen Popen an. Er lud seine Gäste zum Sitzen ein und rief nach einigen Augenblicken:

Maria, wir haben Gäste, die wahrscheinlich auf ihrer Herfahrt viel von der heutigen rauhen Herbstluft gelitten haben. Bringe Thee, damit sie sich erwärmen.

Nach einiger Zeit erschien auch Maria, der in Rußland unerläßige Samowar wurde gebracht, und in den Tassen dampfte ein duftender Thee, kredenzt von Maria's hübscher Hand.

Der Professor der Akademie, obgleich Mönch, oder vielleicht eben weil er Mönch war, wußte der Unterhaltung eine Richtung zu geben, daß Maria unwillkürlich und fast gegen ihren Willen hineingezogen wurde, und in ihren kurzen Antworten war so viel Unschuldsduft und Geist, daß Dimitri sich unwillkürlich zu diesem reinen Blümlein der Aue hingezogen fühlte.

Ungefähr eine Stunde war verflossen, seitdem sie bei dem Diaconus waren, als sich der Professor, der neben Dimitri saß, zu ihm neigte und ihn fragte:

Nun, gefällt sie Dir?

Gleichgültig, aber doch mit leisem Herzklopfen antwortete Dimitri: Ja. Da stand der Professor auf und bat den Diaconus um eine besondere Unterredung. Der Diaconus führte ihn in sein Cabinet.

Kaum hatten sich die beiden alten Leute entfernt, als sich Maria's Wesen plötzlich veränderte. Bisher hatte sie ruhig an ihrem Theetisch gesessen, gleichgültig die leeren Theetassen wieder gefüllt und den Gästen kredenzt, und ebenso gleichgültig sich in die Unterhaltung gemischt, wenn sie in diese hineingezogen wurde. Jetzt ward sie unruhig, ihre blassen Wangen glühten fieberhaft, auf ihre Stirn trat kalter Angstschweiß. Sie schlug die Augen auf, blickte einige Sekunden starr den ihr gegenübersitzenden Jüngling an, und dann senkten sich ihre Augenlieder, vielleicht um eine hervorbrechende Thräne zu verbergen. Ihre Lippen öffneten sich, als wollten sie etwas reden, doch kein Wort, nur stockender Athem entfloh dem halboffenen Munde, ihre Brust hob sich und senkte sich wieder, gleich dem von Sturm bewegten Waldbach. Endlich schwand

die fieberhafte Röthe ihrer Wangen, sie hielt sich krampfhaft an den Tisch und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Der Jüngling, der Frauenlaunen und der Frauengesellschaft ungewohnt, sah das Mädchen erstaunt an, er konnte nicht begreifen, was mit ihr vorging, denn er war sich bewußt, nichts gesagt und nichts gethan zu haben, was sie hätte beleidigen oder betrüben können, aber trotzdem wagte er nicht, das Mädchen nach der Ursache ihrer Thränen zu fragen. Nach langen Schweigen stammelte sie die Worte:

Ich weiß, warum Sie hier sind!

Dimitri fand keine Antwort.

Ja, ich weiß es, es kann aber nun und nimmermehr geschehen.

Noch immer schwieg Dimitri.

Da sprang das Mädchen von ihrem Stuhle auf, fiel vor dem Jüngling hin, umklammerte seine Knie und flehte ihn leise an, damit man nichts in der Nebenstube höre, in welcher sich ihr Vater mit seinem Gaste befand, aber mit einer Stimme, die ihm wie ein kalter Dolch in's Herz schnitt:

O, haben Sie mit mir Erbarmen!

Ich, mit Ihnen Erbarmen?! brachte der Jüngling kaum hervor, und unwillkürlich ergriff er des Mädchens Hand und zog sie empor: ach stehen Sie doch auf, setzen Sie sich, es könnte jemand hereinkommen.

Ja, Erbarmen! Ich kann Sie nicht heirathen, ich kann Sie nicht lieben! Ich liebe schon, fuhr Maria, noch immer auf der Erde liegend, fort.

Indessen hatte sie der Jüngling erfaßt, von der Erde aufgehoben und auf ihren Stuhl gesetzt.

Mein Fräulein, sagte er, in Klostermauern seit meinem 7. Jahre, also jetzt 15 Jahre weilend, habe ich selten eine Frau gesehen, ich weiß also nicht, was Liebe ist. Ich sollte Mönch werden, so wollten es meine Vorgesetzten, doch ich bin der Kerkerluft, die ich so lange habe einathmen müssen, überdrüssig, ich will hinaus in die Welt; frei kann ich einmal nicht werden, das weiß ich, doch wenigstens halbfrei und daher habe ich mich entschlossen, Weltgeistlicher zu werden. Aber um das zu sein, muß ich heirathen; meine Vorgesetzten haben für mich eine Frau gewählt, und ich heirathe.

Aber heirathen ohne zu lieben!

Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich nicht weiß, was Liebe ist.

Ich aber, ich, ich weiß es! Ich aber, ich liebe! Und Sie wollen mir meine Liebe, mein Glück zertrümmern! Nein, Sie haben ein zu freies, zu edles Gesicht, um mein Unglück zu wünschen.

Mein Fräulein, ich trage selbst mein Kreuz seit zu langer Zeit, ich bin selbst zu unglücklich, als daß ich das Unglück irgend Jemandes wünschen sollte, obgleich ich für meinen Theil dem Glück für ewig entsagt habe.

Sie wollen mein Unglück nicht und wollen mich doch heirathen, obgleich ich Ihnen gesagt habe, daß ich liebe.

Nicht ich, mein Fräulein, meine Oberen wollen es. Doch warum sagen Sie es nicht Ihrem Vater, daß Sie schon einen Anderen lieben und mich nicht heirathen wollen?

Das Mädchen war ruhiger geworden, es fielen nur noch einzelne Thränen auf ihre sich wieder röthenden Wangen, ihr Busen wogte noch, doch nicht mehr so stürmisch, sie hatte des Jünglings Hand erfaßt und sich zu ihm beugend, sagte sie ihm leise in's Ohr, damit ja kein Laut in die Nebenstube dringen sollte.

O, wenn Sie wüßten, welches Leid meine Weigerung über meines armen Vaters Haupt bringen würde. Schon meine Erziehung in einem französischen Pensionat — denn ich bin in einem französischen Pensionat erzogen — hat ihn um seine Carriere gebracht. Er wäre, wenn er dies nicht gethan hätte, schon längst Pope. Sie kennen die Unerbittlichkeit unserer Oberen, — ja, Sie kennen Sie, denn Sie haben sie nahe und lange genug gesehen. Käme die Weigerung von meiner Seite, so würde er selbst seine jetzige kärgliche Stellung verlieren, und der arme alte Mann müßte von Dorf zu Dorf wandern, um sich sein tägliches Brod zu erbetteln. Und ich — o, ich! Nein, seien Sie großmüthig, Sie sind ein Mann, Sie sind ein junger Mann, sagen Sie, Sie wollten mich nicht. Ich sei häßlich, dumm, eingebildet. Sagen Sie, was Sie wollen, nur heirathen Sie mich nicht. Und sie bedeckte mit Küssen des Jünglings Hand.

Der Jüngling zog seine Hand aus der ihrigen.

Mein Fräulein, warum diese Küsse auf meine unwürdige Hand? Sie waren gegen mich offenherzig, so will ich es auch gegen Sie sein. Da ich nun einmal heirathen muß, so hätte ich am liebsten Sie zur Gefährtin meines Lebens erwählt. Ich liebe Sie freilich nicht; wie sollte ich es auch, ich kenne Sie ja nicht; daß Sie mich nicht heirathen wollen, wird, Ihrem Wunsche gemäß, als ewiges Geheimniß in meinem Busen vergraben sein, aber lügen kann ich nicht und werde es auch nicht; ich werde nicht sagen, daß Sie häßlich, dumm oder sonst was seien, denn das wäre eine Lüge vor Gott und vor mir selbst. Ich werde sagen, daß ich Sie nicht heirathen will, das warum brauchen die Menschen nicht zu wissen und sie werden es auch nicht erfahren.

Dankbar drückte ihm das Mädchen die Hand und sah ihm so zutraulich in seine großen schwarzen Augen, daß sich in denselben der blaue Himmel der ihrigen zu spiegeln schien und es ihm wohl und traurig zugleich um's Herz wurde.

Die beiden Alten traten aus dem Zimmer, sie waren einig geworden, der Professor hatte den Freiwerber gespielt und das Jawort war gegeben worden, denn die Einwilligung des Mädchens war selbstverständlich, um diese wurde nicht gefragt. Uebrigens glaubte der alte

Diaconus, daß dem Mädchen der junge, schlanke Mann mit den geistvollen Augen, mit den edlen Zügen unmöglich mißfallen könne. Die Verlobung sollte also sofort gefeiert werden.

Als der Diaconus den Jüngling fragte, ob es wahr sei, daß er seine Tochter zum Weibe nehmen wolle, blickte Maria Dimitri an und in ihren Augen lag ein unaussprechliches Flehen.

Der Jüngling warf einen Blick der Beruhigung auf sie und sagte mit fester Stimme:

So sehr mir auch ihre Tochter gefällt, so sehr sie der Achtung würdig ist, so ist die Ehe doch eine zu heilige Sache, ein zu wichtiger Schritt im Leben, als daß sie sich aus dem Stegreif machen ließe. Darum bitte ich, würdiger Diaconus, um Bedenkzeit.

Der alte Diaconus sah erstaunt den Professor an, dieser runzelte die Stirn und sagte mit strenger, kalter Stimme:

Aber, Dimitri, Du hast gesagt . . .

Ich habe eben gesagt, Herr Professor, daß ich um Bedenkzeit bitte, und ich wiederhole hier meine Bitte! war Dimitri Petrow's feste und entschlossene Antwort, die keinen Widerspruch zuließ.

Maria warf einen Blick des Dankes auf den Jüngling und schlug die Augen sofort nieder.

So kurz dieser Blick auch gewesen war, der Professor hatte ihn doch aufgefangen. „Ach so, dachte er, gut . . .“ Und sich zu Dimitri wendend, sagte er:

Nun, so wollen wir denn von unserem Wirth Abschied nehmen, Du wirst Dich schon bedenken. Wir aber, Herr Diaconus, werden uns noch wieder sehen und sprechen, letztere Worte betonte er scharf.

In der Akademie angekommen, erklärte Dimitri, er wolle Maria nicht heirathen. Ein spöttisches Lächeln und ein: „schon gut, Zeit bringt Rath“, war Alles, was er zur Antwort erhielt.

Einige Tage vergingen, wie ein junger Leu nagte Dimitri an seiner Kette, doch sein Käfig war verschlossen, die einzige Thür, die aus demselben führte, war: heirathen, und nach dem Wunsche seiner Oberen heirathen.

Eines Tages brachte ihm der Pförtner einen Brief, lange hatte er keinen erhalten, sie waren ihm alle vorenthalten worden. Desto mehr erstaunte er über den gegenwärtigen Brief und besonders, da er von einer zierlichen Hand geschrieben war. Er erbrach ihn eilig. Der Brief war kurz und lautete:

„Sie werden erstaunen, daß ich Ihnen schreibe. Doch muß ich Sie sprechen, hören Sie, ich muß, also kommen Sie zu uns, sobald Sie nur können; aber bald, denn jede Stunde des Säumens ist ein Jahr der Marter für mich. Sie können Ihren Vorgesetzten sagen, daß Sie zu uns wollen, sagen Sie Ihnen aber nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe.“

Maria Popow.

Erstaunt und aufgeregt legte der Jüngling den Brief aus seiner Hand. Er wußte nicht, was er thun sollte, seine Gedanken verwirrten sich. Was wollte das Mädchen von ihm, was war unterdessen geschehen? Doch bald war sein Entschluß gefaßt. Wir haben gesehen, daß er zu denen gehörte, die Charakterfestigkeit genug besitzen, um unbeirrt von den Anderen ihren eigenen Weg zu wandeln. Er ging also zum Rector der Akademie und sagte: er wolle nach Panschino (dem Dorfe wo Maria wohnte).

So, schmunzelte der Rector, hast Du Dich eines Besseren besonnen? Nun, mit Gott. Ich will auch befehlen, daß man Dir unseren Wagen anspannt, damit Du nicht zu Fuß hinzugehen brauchst. Auch kannst Du, da Du schon einmal dagewesen bist, allein nach Panschino fahren.

Dimitri fuhr also nach Panschino. Es war wieder ein kalter Regentag, und trüb wie das Wetter, war auch sein Herz. Er ahnte Unglück, ohne zu wissen warum; er war froh, Maria wieder zu sehen, und fühlte doch unklar, daß er sich nicht zur Freude nach Panschino begab.

Endlich war er an Ort und Stelle. In der Hütte des Diaconus war Licht; Dimitri trat ein, er klopfte — keine Antwort. Da erinnerte er sich, daß es Sonnabend sei, der Diaconus wahrscheinlich bei der Abendmesse officiire, und daß auch Maria in der Kirche sei. Er setzte sich also auf ein Canapee, um die Ankunft des Vaters und der Tochter zu erwarten. Lange schon hatte er dagesessen und war nach und nach in Gedanken versunken, da hörte er im Nebenzimmer Schluchzen und Klagen. Das Schluchzen ward immer lauter und schien hysterisch zu sein. Er stand auf und öffnete die Thür zum Nebenzimmer, um zu sehen, was es sei. Beim schwachen Licht einer Lampe, die vor einem Marienbilde hing, sah er Maria schluchzend auf dem Bette liegen, doch ihr Gesicht hatte sie in die Kissen begraben.

Maria, sprach der Jüngling leise; doch so leise er auch gesprochen hatte, das Mädchen hatte ihn gehört.

Sie sprang vom Bette auf, starrte ihn anfangs an, ohne ihn zu erkennen, endlich erkannte sie ihn, erfaßte ihn beim Arm und zog ihn mit sich wieder in den kleinen Saal zurück.

Ach, da sind Sie! rief sie. O wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind. Sie sind ein guter, ein edler Mann. Wehe aber, daß das Schicksal unsere Wege gekreuzt hat, und daß ich Sie nicht lieben, sondern hassen muß.

Mich hassen? Und warum?

Weil ich Sie nicht lieben kann, noch darf. Daß Sie zu meinem Unglück mich getroffen haben, — ich weiß es, Sie können nichts dafür, es ist nicht Ihre Schuld, — aber ist denn dies ein Trost für mich!

Aber erklären Sie sich, Maria, ich verstehe Sie nicht.

Ja, ich habe Ihnen schon gesagt, ich liebe einen Anderen, ich habe ihm Treue, ewige Treue geschworen und muß diesen Schwur brechen, ich muß Sie heirathen!

Mich heirathen? Ihren Schwur brechen? Ich habe doch Allen erklärt, daß ich Sie nicht heirathen will.

Das haben Sie gethan, edler Mann, rief Maria und umfaßte Dimitri's Hand, Ihre Oberen haben es aber errathen, daß die Weigerung nicht von Ihnen, sondern von mir kommt. Sie wissen, daß die geistliche Obrigkeit uns Töchtern der Geistlichen verbieten kann, andere Männer als solche, die aus dem geistlichen Stande sind, zu heirathen. Das Consistorium hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß ich Sie heirathen soll. Es lud gleich nach Ihrem Besuche bei uns meinen Vater vor sich und ließ ihm die Wahl, daß ich Sie heirathen solle oder daß er seine Stelle verliere — seine Stelle ihm nehmen, ist dasselbe, als ihm den Bettelstab in die Hand geben. Armer, armer Vater! Was soll ich thun?

Rathlos stand der Jüngling vor dem verzweifelnden und händeringenden Mädchen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er suchte sie zu trösten und sprach, daß, wenn man sie auch zwingen könne, ihn zu heirathen, so würde ihn doch niemand zur Ehe mit ihr zwingen können.

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe.

Das ist einerlei, sagte sie; es ist meinem Vater erklärt worden, in zwei Wochen solle ich mit Ihnen vor dem Traualtar stehen, sonst sei er Bettler. Es sei seine Schuld, daß er kein Vermögen hätte. Warum hätte er nicht gespart und Alles für meine Erziehung ausgegeben. Uebrigens wasche sich das Consistorium die Hände, es wolle sich um Nichts bekümmern, mein Vater solle aber dafür sorgen, daß Sie mich in zwei Wochen heirathen. Sie mich heirathen, wenn ich Sie nicht liebe, nicht lieben darf, noch werde!! Das arme Mädchen rang verzweifelnd die Hände.

Wortlos stand Dimitri, ein sonderbares Gefühl schnitt ihm durch's Herz — er wußte nicht was Liebe sei, und doch fühlte er mit Maria, er fühlte, ohne zu wissen warum, daß sie so handeln, so denken mußte, ein dunkles Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, zog ihn zu ihr, die Thränen, die sie weinte, waren ein Band, das ihn an sie fesselte und doch thürmten sie eine Scheidewand zwischen ihm und ihr. Diese Thränen hatten die ganze Vergangenheit, als sie sich noch nicht gekannt hatten, fortgespült, und ihm war es, als ob er mit Maria aufgewachsen wäre und mit ihr von Kindheit an Freud und Leid getheilt hätte.

Was soll ich thun? rief Maria.

Statt einer Antwort ergriff Dimitri ihre Hand und sprach mit einer Stimme, in welcher Thränen zu hören waren:

Armes, armes Mädchen! Ich soll Ihnen rathen? Ich soll Ihnen

sagen, was Sie zu thun haben? Ihnen rathen, wenn ich mit Ihnen weinen möchte!! Ich auch, ich habe viel gelitten, und mir liegt der Gram mit schwerer Last auf meiner Brust. Und ich habe Niemanden, den ich liebe und von dem ich geliebt werde. Der Trost der Liebe ist Ihnen gegeben, mir aber nicht. Warum verzweifeln? Das Schicksal hat unsere Wege gekreuzt. Gleichgültig gehe ich meines Pfades dahin, Sie wanken auf dem Ihrigen mit Schmerzen. Warum nicht Hand in Hand mit mir gehen, daß ich Ihre Schritte stütze, Sie als Bruder tröste?

Ich habe Ihnen aber gesagt ich kann, ich darf Sie nicht lieben!

Hab' ich denn Ihnen nicht auch gesagt, daß ich nicht weiß, was Liebe sei. Man will uns vereinigen, das Schicksal will zwei Herzen, bisher einander fremd, zusammenketten zu Freud' und Leid. Warum dem Schicksal widerstehen? Ich stehe hier und fühle Ihre Schmerzen, möchte sie als Bruder theilen. Warum wollen Sie nicht meine Schwester sein? Warum nicht an meiner Bruderhand durch's Leben gehen? Was ist mir, daß Sie einen Andern lieben? Ich bitte um Ihre Freundschaft nur.

Und lange sprachen Beide, Maria wurde immer ruhiger und endlich beschlossen sie, daß Petrow Maria heirathen solle, doch würden sie nur als Bruder und Schwester mit einander leben, als Freunde Hand in Hand den Pfad des Lebens wandeln. Als der alte Diaconus von der Abendmesse nach Hause kam, fand er Maria und Dimitri traulich beisammensitzen, und Dimitri stand auf, ging zu ihm und sagte mit fester Stimme:

Vater, segnen Sie uns!

Gott segne Euch, Kinder! war des Diaconus' freudige Antwort.

Zwei Wochen später war Dimitri zum Popen ordinirt, hatte die Akademie verlassen und stand mit Maria am Traualtar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte Polens.

Von

Dr. L. Koeppe.

Nach einer beinahe zweiunddreißigjährigen Waffenruhe hat sich am 22. Januar d. J. der ungleiche Kampf zwischen den Siegern und den Besiegten in dem sogenannten Königreich Polen erneuert. Es ist das traurige Loos dieses unglücklichen Landes, keine Ruhe und keinen Frieden zu finden, fort und fort aus tausend offen gehaltenen Wunden zu bluten, immer von neuem durch heldenmüthige aber erfolglose Erhebungen die Welt in Erstaunen zu setzen. Was dort seit dem Beginn des Jahres geschehen, ist nur eine furchtbare Bestätigung des prophetischen Wortes, das einst Rousseau den Theilungsmächten zurief: Ihr habt Polen verschlungen, könnt es aber nicht verdauen. Rußland wenigstens wird bekennen müssen, daß es nicht die nöthige geistige und wirthschaftliche Ueberlegenheit besitzt, um sich das widerstrebende polnische Element zu assimiliren. Vergebens hat es sich zweiunddreißig Jahre lang bemüht, alle Lebenskeime des polnischen Nationalgeistes zu zertreten, Polen aus seiner europäischen Entwickelungsbahn in die halbasiatische Slawenwelt hinüberzuziehen und ihm ein moskowitisches Gepräge aufzudrücken. Vergebens hat es zuletzt einen Versuch gemacht, das unterjochte Land durch den Köder des Panslawismus zu gewinnen. An dem Nationalgefühl und dem Russenhaß der Polen sind die Gewaltthaten und Verlockungen der moskowitischen Politik machtlos abgeprallt.

Wer in den letzten Jahren sich die Mühe nahm, den Gang der Ereignisse und das räthselhafte Doppelspiel der Regierung zu beobachten, das ganz darauf berechnet zu sein schien, bald durch schlaffere Zügelführung neue Hoffnungen zu erregen, bald durch jähes Zurücklenken und erbarmungslose Spornstöße das enttäuschte Nationalgefühl zum Aufbäumen zu stacheln, konnte leicht den Aus-

bruch eines Sturmes voraussehen. Ueberraschend war indeß selbst für den aufmerksamen Beobachter die unerhörte Keckheit, mit der man die Rekrutenaushebung zur Proskription gegen die gebildete und patriotisch gesinnte Bevölkerung der Städte verkehrend, das Land in den Verzweiflungskampf hetzte. Es ist bekannt, daß ein von panslawistischen Ideen verblendeter Pole, der Marquis Wielopolski, diese beispiellose Provokation ersann, um mit Einem Schlage die Gegner der russischen Herrschaft zu vernichten. Aber es sollte sich bald zeigen, daß die Maßregel eine zweischneidige Waffe war, die mit der Wucht des rächenden Schicksals auf die Häupter der Schuldigen zurückfiel. Muthwillig hatte man den Sturm heraufbeschworen, aber die Heftigkeit des Ausbruchs schreckte selbst die Regierung in Petersburg und erfüllte sie mit Mißtrauen gegen einen Helfershelfer, der sich vermaß, den Dämon der Revolution zu entfesseln. Während sie sich anschickte, mit eigener Hand das traurige System Wielopolski's niederzureißen, erstand ihr in der Person des Herrn v. Bismarck-Schönhausen ein zweiter gefährlicher Freund, der durch seine übereilten und geräuschvollen Schritte den polnischen Aufstand zur Bedeutung einer europäischen Angelegenheit erhob und das Einschreiten der Mächte veranlaßte.

Der preußische Ministerpräsident hatte kaum die erste falsche Nachricht von dem Aufflackern revolutionärer Leidenschaften in Polen vernommen, als er die Gelegenheit bei den Haaren ergriff, um die alte Reaktions- und Legitimitätspolitik der heiligen Allianz wieder aufzufrischen und eine Bewegung nach außen zu machen, durch die er den fressenden Zwiespalt Preußens in Vergessenheit zu bringen hoffte. Die Konvention vom 8. Februar, zu der das Petersburger Kabinet bereitwillig die Hand bot, regelte nicht allein den russisch-preußischen Grenzverkehr, sondern stellte auch die Bedingungen fest, unter denen preußische Truppen in Polen einrücken und bei der Unterdrückung des Aufstandes mitwirken sollten, und enthielt überdies die Keime eines Bündnisses gegen Frankreich für den Fall, daß es dieser Macht belieben würde, ihrerseits sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in ganz Europa, als die Bestimmungen dieses Vertrags trotz der Geheimhaltung und der officiellen Ableugnung bekannt wurden. Die öffentliche Meinung erschrak über den kecken Versuch, den eine Junkerregierung machte, um die Politik der heiligen Allianz wieder zu Ehren zu bringen. Sie forderte laut das Einschreiten der Mächte zu Gunsten der Unabhängigkeit Polens. Die Kabinette ihrerseits geriethen in große Unruhe, da der preußische Neutralitätsbruch dem Kaiser Napoleon den prächtigsten Vorwand zur Besetzung des linken Rheinufers lieferte. Das englische Ministerium beeilte sich, die Aktion Frankreichs von Preußen auf Rußland abzulenken, indem es durch sein eben so entschiedenes als taktvolles Auftreten die preußische Regierung bewog, die Ausführung der Konvention zu sistiren und gemeinschaftlich mit dem Tuilerienkabinet in Petersburg Schritte that, um die russische Regierung zur Erfüllung der ihr durch die Wiener Verträge auferlegten Verpflichtungen gegen Polen zu bestimmen. Die Weigerung des Czaren, vor der völligen Niederwerfung des Aufstandes Zugeständnisse irgend einer Art den Polen zu gewähren, konnte natürlich weder in

London noch in Paris beruhigen. Das britische Kabinet trat mit der französischen Regierung wegen einer weiteren Aktion in Unterhandlung und es ist jetzt Hoffnung vorhanden, daß diejenigen Mächte, welche die Verträge von 1815 unterzeichnet haben, sich zu einem diplomatischen Vorgehen gegen Rußland vereinigen werden. Was immer der Erfolg der europäischen Intervention sein möge, so viel wenigstens hat der preußische Einmischungsversuch den Polen genützt, daß die Theilnahme für ihre Leiden in der ganzen Welt wieder erwacht ist. Von dieser einmüthigen Theilnahme dürfen die Polen Alles hoffen, aber nur sehr wenig von der zaudernden Diplomatie, die vorsichtig den Ausgang der Insurrektion abwartet, der wohl lange noch unentschieden bleiben kann. Die öffentliche Meinung Europas ist heutzutage die einzige Macht, die es ehrlich meint, wenn sie für ein unterdrücktes Volk Partei nimmt.

Seit dem Verlust ihrer Unabhängigkeit haben die Polen größeres Mitleid und stärkere Sympathie gefunden, als irgend ein anderes leidendes Volk. Die Vernichtung ihrer Selbstständigkeit, die Unterdrückung einer so lebenskräftigen scharf ausgeprägten Volksindividualität galt allgemein für die größte völkerrechtswidrige Unthat. Hatten auch die Polen zum Theil durch eigene Schuld ihren Untergang herbeigeführt, so war man doch keineswegs geneigt, dem Eroberer ein unbestreitbares Recht zum Vollzuge des letzten Richterspruchs zuzugestehen; man sah ihn mindestens für einen Mitschuldigen an dem Selbstmorde an. Dieser Auffassung sind in neuester Zeit einige unserer hervorragendsten Geschichtsschreiber entgegengetreten. Nach ihrer Ansicht hat eine Nation, die sich durch Sittenverfall und Uneinigkeit wehrlos macht, ihr Dasein verwirkt, und im achtzehnten Jahrhundert, dieser Periode des Vorwärtsdringens, der Eroberung und Gährung, wurde ein Staat, der nicht eiserne Seiten zeigte, auf der Stelle zermalmt. Das sei beinahe Rechtens gewesen im System des europäischen Lebens; es sei gewiß, daß die öffentliche Meinung auch der Völker keinen Anstoß daran nahm, wo sie nicht durch selbstsüchtige Nebeninteressen dazu veranlaßt wurde. Polen konnte also sein Schicksal und das einzige Mittel dagegen voraussehen*). Dennoch sei nichts geschehen zur inneren Herstellung des Reichs, es habe sich im Gegentheil herausgestellt, daß die schwachen Versuche Einzelner, den moralischen und politischen Zustand ihres Landes zu verbessern, fast spurlos wie Wassertropfen im glühenden Sandmeer bodenloser Schlechtigkeiten verschwanden. Und wenn von Hause aus ohne das einträchtige Zusammenwirken und eine wahrhaft patriotische Hingebung vornehmlich der polnischen Großen die Erhaltung und Herstellung des Staats ein Unmöglichkeit war, so habe gerade dieser Stand der Vornehmen in dem Zeitraum des Verfalls durch eine Anzahl von Verbrechen der strafbarsten und empörendsten Art das rächende Verhängniß selbst heraufbeschworen**).

Was uns betrifft, so ziehen wir jene mittlere Ansicht vor, in der die Gegen-

---

*) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I, 285.

**) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI, 105 flg.

sätze der populären Auffassung und des strenggeschichtlichen Urtheils ausgeglichen sind. Die Wahrheit liegt nicht in der einen oder anderen Meinung, sie ist in beiden enthalten, aber hier durch Einseitigkeit, dort durch Parteilichkeit verkümmert und getrübt. Nur aus der Vervollständigung und Versöhnung der beiden sich widersprechenden Anschauungsweisen erblüht die volle und ungetheilte Wahrheit. Wir läugnen nicht, daß Polen bis zu einem gewissen Grade seinen Untergang mit verschuldet hat; aber so wenig wir uns versucht fühlen, die Theilungsmächte in Schutz zu nehmen, so wenig können wir in dem Unglück, der Schmach und Gewalt der Fremdherrschaft, die von außen über Polen verhängt ward, die gerechte Strafe für seine Vergehungen erblickte. Aus der Geschichte seiner Leiden und Kämpfe gewinnen wir die tröstliche Zuversicht, daß diese hartgeprüfte Nation nicht dauernd gebeugt und in ihrer Selbstständigkeit gebrochen werden kann, und zwar deshalb nicht, weil sie zu keiner Zeit selbst sich aufgegeben und der Regenerationsfähigkeit sich beraubt hat. Damit haben wir zugleich den Standpunkt angedeutet, von dem aus wir es versuchen, die politischen Geschicke Polens zu überblicken.

Die Slawen treten in der Geschichte zum ersten Mal unter den zahlreichen Völkerschaften auf, die von dem Strome der allgemeinen Völkerwanderung fortgerissen an die nördlichen Grenzen des Oströmerreichs anprallten. Bei aller Aehnlichkeit, welche Polen und Russen, die Hauptzweige des slawischen Gesammtstammes, unter einander zeigen, läßt sich doch zu keiner Zeit ein wesentlicher Unterschied ihrer Natur verkennen. Und dieser Unterschied ist durch die Kraft weltgeschichtlicher Ereignisse dergestalt erhöht worden, daß das urspünglich Verwandte und Zusammengehörige in tödtlichem Hasse sich zu zerstören sucht und nur noch die Sprache den gemeinsamen Ursprung verräth. Die Russen schlossen sich unter normannischen Fürsten zu einem mächtigen Reiche zusammen, traten frühzeitig mit dem griechisch-byzantinischen Kaiserstaat in Verkehr und empfingen von diesem das Christenthum. Die Polen dagegen, den Germanen benachbart, wurden von diesen in den Gang der geschichtlichen Entwickelung des Abendlandes hineingezogen und nahmen das Christenthum in der Form der römisch-katholischen Kirche an, dann aber erhoben sie sich in eigener Kraft und gründeten ein ächt nationales mächtiges Reich, das Jahrhunderte lang die abendländische Christenhei tgegen den Andrang asiatischer Barbarenhorden vertheidigt hat.

Aus bescheidenen Anfängen wuchs Polen unter der Monarchie der Piasten (von 860 bis 1130) zur vorherrschenden Macht in den weiten Landschaften zwischen Elbe und Dniepr, den Karapathen und der Ostsee empor. Aber schon mit dem Tode Boleslaw's III., der Polen im Jahre 1138 unter seine Söhne theilte, begann die Auflösung des altpolnischen Reichs. In den mehr als hundertjährigen Kämpfen der Theilfürsten um das Seniorat und den Besitz einzelner Landschaften stieg die Macht und der Einfluß des Adels um so höher, je mehr von seiner Unterstützung der Sieg der einzelnen Herzöge vornehmlich

abhing. Durch die Ertheilung der Immunitätsrechte an die Geistlichkeit, den Adel und die Städte wurde das unmittelbare Verhältniß, in welchem die Fürsten auch zu den anderen Klassen des Volks gestanden hatten, so gut wie gänzlich gelöst. Noch einmal erhob sich Polen unter der Herrschaft der Jagiellonen zu einer der ersten Mächte Europas, aber selbst in seiner glänzendsten Blüthezeit finden wir weder Sicherheit der Erbfolge, noch Einheit der Gesinnung; ja selbst die Vereinigung Lithauens mit Polen im Jahre 1413 erweiterte mehr den Umfang, als die Kraft des Reichs. Unglücklicherweise erlosch die Dynastie der Jagiellonen gerade in dem Momente, wo der Staat eines besonders tüchtigen Steuermanns bedurfte. Während alle andere Nationen Europas ihre Einheit in kräftigen Militärmonarchien ausprägten, begann der polnische Adel das Streben, die Ungebundenheit der einzelnen Edelleute zum höchsten Gesetze des Staates zu machen. Nach einander beseitigte er die Erblichkeit der Krone, den Unterschied der Adelsklassen, die politischen Rechte der Städte, die persönliche Freiheit der Bauern. War damit die Reichsversammlung des Adels allmächtig gegen die übrigen Stände, so blieb sie willenlos gegen die Freiheit des einzelnen Edelmannes, da die Deputirten auf bindende Aufträge verpflichtet waren, von deren Ausführung sie den Wählern Rechenschaft zu geben hatten, und überdies jeder Edelmann das angeborene Recht besaß, selbst auf dem Reichstage zu erscheinen. Das liberum veto, die Befugniß des einzelnen Landboten, jeden Reichsschluß durch seinen Widerspruch zu zerreißen, war nur die letzte Folgerung des mittelalterlichen Adelsstaates, die Aufhebung alles Staatswesens, die nothwendig den Untergang des einst so gewaltigen Reiches herbeiführen mußte.

Diese Adelsrepublik übernahm im 16. Jahrhundert die Aufgabe, den Osten Europas im Namen des katholischen Glaubens zu beherrschen. Sigismund III. suchte sein Geburtsland Schweden zu unterwerfen; er erhielt eine Partei in Moskau, Jahre lang den Besitz des Kreml und zuletzt die Czarenwürde für seinen Sohn. Aber in den Religionskriegen wuchs der glänzendste Held des Protestantismus, Gustav Adolf, heran, und das altgläubige Rußland schaarte sich um Michael Romanow. Matt und lebensunfähig ging Polen aus den endlosen Kämpfen hervor, und schon damals war unter den östlichen Mächten die Rede davon, die polnischen Lande zu theilen oder durch fremde Fürsten beherrschen zu lassen.

Mit dem Protestantismus war auch die deutsche Sache in dem der polnischen Oberhoheit unterworfenen Ordensland Preußen emporgekommen. Gegen das Ende der langen Kriege gelang es dem Kurfürsten von Brandenburg, Polen zum Verzicht auf seine Lehnsherrlichkeit zu zwingen und Ostpreußen zu einem selbstständigen Staate zu erheben. Polen wich der Nothwendigkeit, vergaß aber seine Ansprüche nicht, und so lange es existirte, hat es danach getrachtet, Königsberg wieder polnisch und Danzig katholisch zu machen. Aber so lange der neue brandenburg-preußische Staat deutsch und evangelisch blieb, war es seine dringendste Aufgabe, durch die Erwerbung der polnischen Provinz Westpreußen die Mark und das Herzogthum zu einem zusammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen.

Durch den Frieden von Oliva gerieth Polen in die Abhängigkeit von Schweden und verlor an diese Macht Livland. Nach der Schlacht bei Pultawa trat an die Stelle der schwedischen Suprematie und Einmischung die weit gefährlichere der Russen, und die Könige aus dem sächsischen Hause waren so wenig als die Wasa im Stande, dem Verfalle des Reiches vorzubauen. Wie die Schweden den Stanislaus Leszynski, so erhoben die Russen August III. auf den Thron. Während der Regierung dieses trägen verschwenderischen Fürsten wurde das erschöpfte Land durch die Fehden der Magnaten zerrüttet und völlig wehrlos gemacht. Aber alle anarchischen Leidenschaften wallten in verderblicher Gährung auf, als Katharina II. ihren Liebling Poniatowski auf den polnischen Thron setzte. Eitel genug, um sich einem Berufe zu widmen, dem er nicht gewachsen war, aber viel zu schwach, um den maßlosen Stolz des Adels zu bändigen, schwankte König Stanislaus zwischen der russischen Schutzmacht und der selbstständigen Würde der Republik, bald zu jener, bald zu dieser sich hinneigend, bis er zuletzt die Achtung aller Parteien verlor. Dennoch würde die Wahl Poniatowski's dem Schicksal Polens eine bessere Wendung gegeben haben, wenn nicht der wüthende Fanatismus, mit dem die Bischöfe Soltyk und Massalski auf dem Reichstage gegen die Wiederherstellung der Religionsfreiheit eiferten, den kaum erloschenen Bürgerkrieg wieder angefacht hätte. Die Dissidenten, von Rußland unterstützt, setzten es im Jahre 1768 durch, daß ihnen ihre alten Privilegien bestätigt wurden. Allein der Bürgerkrieg hörte deshalb nicht auf, denn die Dissidenten und der Reichstag waren nun von Rußland ganz abhängig geworden. Gegen diese Macht bildete sich zu Bar eine Konföderation unter französischem Einflusse, der Krieg mit Rußland brach aus, fremde Truppen verwüsteten das Land, und das kecke sinnlose Gebahren einiger Parteihäupter lieferte den drei großen Nachbarmächten die Vorwände zu der ersten Theilung Polens.

Den Anfang dazu machte Oesterreich, indem es einige an Ungarn grenzende Distrikte wegnahm, auch leidet es keinen Zweifel, daß der Theilungsgedanke zuerst von den deutschen Mächten angeregt wurde. Daraus ist jedoch nicht zu folgern, daß dies der Grund zu Polens Untergang gewesen. Ohne jene Anregung wäre Polen freilich ungetheilt geblieben, aber ungetheilt in Rußlands Hände gefallen. Denn Katharina arbeitete offen darauf hin, Polens Unabhängigkeit in völlige Unterwerfung zu verwandeln und das Land zur russischen Provinz zu machen. Aber so stark war Rußland damals noch nicht, um die Eroberung für sich allein vollziehen zu können; es mußte sich bequemen, die benachbarten deutschen Mächte an der Beute Theil nehmen zu lassen. Friedrich II. griff mit beiden Händen zu, denn die Befreiung Westpreußens galt ihm mit Recht für die dringendste Aufgabe der preußischen Politik, und er sah überdies in der Theilung Polens das einzige Mittel, Rußland und Oesterreich, die sich anschickten, ihre türkischen Händel mit dem Schwerte auszufechten, auf fremde Kosten abzufinden und einen europäischen Krieg zu verhindern. Oesterreich willigte nur mit Widerstreben in eine Maßregel, die das natürliche Rechtsgefühl Maria Theresia's verletzte und die alten freundnachbarlichen Beziehungen zu der

Republik zerstörte. Seine Bedenken wurden indeß durch die Erwägung überwunden, daß man die beiden Nachbarmächte nicht allein sich bereichern lassen dürfe, noch mehr aber durch die neuen Tendenzen der österreichischen Politik unter Joseph II.

Der polnische Reichstag genehmigte am 18. September 1773 den schon vollzogenen Theilungstraktat, der Polen 3600 Quadratmeilen raubte. Es gerieth nun gänzlich in die Abhängigkeit von Rußland und erhielt von Katharina eine Verfassung, die alle Krebsschäden der Republik sorgfältig konservirte und die Gewalt in wenige Rußland ergebene Hände legte. König Stanislaus selbst versprach Alles, was die gefährliche Freundin von ihm verlangte, wurde aber unaufhörlich durch die Umstände am Worthalten gehindert. Zunächst schien die Spannung zwischen Preußen und den Kaiserhöfen den Polen nicht nur ein kurzes Bündniß mit dem preußischen Nachbar, sondern auch bleibende Herstellung im Innern zu bringen. Wenigstens ließ es die patriotische Partei an Eifer nicht fehlen; aber es fehlte so ziemlich Alles zum Aufbau eines auch nur erträglichen Zustandes. Das nationale Leben pulsirte nur noch in dem Adel, der durch die lange Ungebundenheit vollständig demoralisirt war. Die Regierung ohne Geld, Beamte und Truppen, die Nation durch fanatischen Religionshaß gespalten, die Parteien sämmtlich in Verbindung mit fremden Mächten, das waren freilich nicht die Verhältnisse, unter denen die Wiedergeburt Polens gelingen konnte.

Das preußische Bündniß wurde zu Wasser, weil die kurzsichtigen Patrioten die Annahme des preußischen Handelsvertrages und den Austausch von Thorn und Danzig gegen Theile von Galizien hartnäckig verweigerten. Diese Lage der Dinge benutzte der Kaiser Leopold, um den österreichischen Einfluß wieder aufzufrischen. Ihm lag in der That die Herstellung und Kräftigung Polens am Herzen. Er unterstützte die patriotische Partei in ihren Reformbestrebungen und brachte es durch seine Einwirkungen dahin, daß am 3. Mai 1791 die alte Verfassung abgeschafft und eine neue eingeführt wurde, welche die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, politische Rechte für den Bürgerstand, Bildung von zwei Kammern und eines selbstständigen Ministeriums, Abschaffung des liberum veto, endlich die Erblichkeit der Krone in dem Hause Chursachsen gewährleistete. Es leuchtet ein, daß die Ausführung dieser Verfassungsbestimmungen Polen in einen modernen Repräsentativstaat verwandelt hätte. Katharina sprach sofort ihre Mißbilligung der neuen Verfassung aus und erklärte sich für die General-Konföderation, die sich in Targowicz aus den mißvergnügten Anhängern Rußlands gebildet hatte. Preußen, das recht eigentlich im Kampfe mit Polen entstanden und herangewachsen war, sah mit Besorgniß die Erstarkung dieses Landes unter österreichischem Schutze. Fest entschlossen, um jeden Preis das Emporkommen einer centralisirten sächsisch-polnischen Erbmonarchie zu hindern, vereinigte es sich mit Rußland zu einer zweiten Theilung (1793), durch welche Polen 5350 Quadratmeilen verlor. Die heldenmüthigen Anstrengungen der Nation unter Kosziusko, das Verlorene wieder zu erwerben, hatten keinen Erfolg, und im folgenden Jahre ward auch

der Rest des einst so mächtigen Reichs getheilt. Von den drei Mächten hatten durch die Theilung erhalten:

Preußen	. . 2,556 Q.-M.	mit	4,671,986 E.
Oesterreich	. . 2,370 "	"	5,907,035 "
Rußland .	. . 8,620 "	"	10,173,000 "

Der König Stanislaus August unterschrieb, nachdem er die Krone niedergelegt hatte, die Entsagungsurkunde und ging darauf nach Petersburg, wo er bis zum Jahre 1798 von einer russischen Pension lebte.

Die unparteiische Geschichte hat das Verdammungsurtheil über das Verfahren der Theilungsmächte gesprochen, aber sie hat auch nicht vergessen, die Schuld der Polen anzuerkennen. Heutzutage ist man gewohnt zu beklagen, daß die deutschen Mächte, statt Polen durch ein enges Bündniß zu stärken und damit Rußland ein festes Bollwerk entgegenzusetzen, mit eigenen Händen diese kriegerische Vormauer niedergerissen haben. Aber zu einem solchen Bündnisse hätten doch vor Allem die Polen selbst die Hand bieten müssen. Der König Stanislaus war jedoch den Russen unbedingt unterworfen und der polnische Adel von heftigem Hasse gegen Alles, was Deutsch hieß, erfüllt. Es hätte ferner der vereinten Kraft von Deutschland bedurft, während in der polnischen Frage die österreichische und die preußische Politik geradezu auseinander ging. Dazu kam, daß die deutschen Mächte durch die französischen Revolutionskriege im Westen verwickelt waren und nicht daran denken konnten, gleichzeitig auch Rußland entgegenzutreten, das die Hände frei hatte zur Ueberwältigung Polens. Mit der Existenz eines selbständigen Polenreichs war es vorbei, und es zeigte sich als einzig möglicher Gewinn, wenigstens einen Theil der neuen russischen Provinz sich anzueignen. Die Theilung war also weniger das Ergebniß einer lange vorbereiteten Habgier, als der inmitten einer europäischen Krisis rasch ergriffene, das kleinste Uebel bezeichnende Ausweg.

Achtundsechszig Jahre sind seit der dritten Theilung Polens verflossen und haben erwiesen, daß ein großes Volk noch nicht erstorben ist, weil man es für todt erklärt. Hier genüge ein andeutendes Wort. Napoleon I. täuschte die Polen, denn er betrachtete sie immer nur als Mittel zu eigenen Zwecken. Die Schöpfung eines selbstständigen Herzogthums Warschau, das einen deutschen Regenten in dem Könige von Sachsen und zugleich mit dem französischen Gesetzbuche eine der französischen ähnliche Verfassung erhielt, nützte den Polen nichts und legte dem Lande die schwersten Opfer auf. Die Dotationen französischer Offiziere, die Kontributionen, das Kontinentalsystem zerrütteten die Finanzen und den Wohlstand des neugeschaffenen Staates. Er selbst war eine Ursache zu dem französischen Kriegszuge gegen Rußland, der angeblich die Wiederherstellung Polens zum Zwecke hatte. Aber noch ehe das Jahr 1812 zu Ende ging, war das Loos über Polens Geschick aufs Neue geworfen. Die große Armee der Franzosen war vernichtet, und das Land mußte sich auf Gnade und Ungnade dem Sieger ergeben. Der Wiener Kongreß, auf dem die Völker gleich willenlosen Heerden vertheilt, getrennt und zusammengekoppelt wurden, entschied auch über Polens Schicksal. Die Lehren der Geschichte wurden nicht beherzigt.

die Theilungsmächte thaten nichts, um eine beispiellose Ungerechtigkeit zu vergüten, die schon soviel Unheil über Europa gebracht hatte. Zwar zeigte Oesterreich den ernstlichen Willen, Polen zwischen sich und Rußland zu stellen, und suchte Preußen durch die Hinopferung Sachsens für seinen Plan zu gewinnen. Aber Preußen ließ sich die Weichsel im Osten nehmen, während es die Saale als Schutz gegen den Westen in Anspruch nahm; statt Polens Wiederaufleben zu begünstigen und so eine Schutzmauer gegen Rußland zu errichten, machte es sich zum Werkzeug des Czaren, der seit seinem Siegeseinzuge in Paris immerfort die Idee verfolgte, Polen als ein eigenes Königreich unter seinem Scepter zu konstituiren. Wir können es uns nicht versagen, hierbei an die Worte zu erinnern, die Pozzo di Borgo im Jahre 1814 an Alexander I. richtete: Rußlands neuere Geschichte habe fast ausschließlich die Zerstörung Polens zum Gegenstande; diese sei in der Absicht unternommen, Rußland in unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Völkern Europas zu setzen und ihm einen weiteren Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und seiner Talente, für die Befriedigung seines Stolzes, seiner Leidenschaften und Interessen zu eröffnen; die Folgen dieses gelungenen Planes zu zerstören, heiße die Einheit der Regierung antasten. Also weniger der Hinblick auf Polen selbst, als auf das übrige Europa bestimmte Alexanders Entschluß. Hatte er aber wirklich die ehrliche Absicht, für Polens Erneuung und Beglückung etwas zu thun, so ging doch die Aufgabe, dem unterjochten Lande eine freie Verfassung zu geben, während er sie den siegreichen Russen vorenthielt, über seine Kräfte hinaus und ward seit Konstantins Ernennung zum Statthalter völlig unlösbar. Denn, was auch in den Anklagen wider diesen übertrieben sein mag, gewiß tauchte er nicht, irgend ein Volk zu einer Zeit zu beherrschen und am wenigsten ein schwer verletztes zu heilen und durch Milde zu gewinnen. Kein Wunder, daß die Polen die erste günstige Gelegenheit, die sich ihnen darbot, zu einem Aufstand gegen Rußland benutzten.

Die Insurrektion von 1830, siegreich in ihrem ersten Anfange, heldenmüthig in ihren Fortschritten, jammervoll in ihrem Ende, lieferte dem Eroberer den Vorwand zur völligen Vernichtung Polens. Das sogenannte organische Statut, das der Czar am 26. Februar 1832 erließ, erklärte die polnische Verfassung vom Jahre 1815 für aufgehoben und Polen für einen integrirenden Bestandtheil des russischen Reichs. Die Polen hatten Alles verloren, nur nicht die Ehre. Ueber das unglückliche Land ergoß sich eine Fluth von Gewaltstreichen und Maßregeln, die sämmtlich darauf berechnet waren, die polnische Nationalität mit der Wurzel auszurotten. Mit welchem Erfolge beinahe ein ganzes Menschenalter hindurch an der Zerstörung des Landes und Volkes gearbeitet worden, zeigt die Erhebung der Polen in diesem Jahre.

Der jetzt regierende Kaiser Alexander II. hat das Unglück gehabt, die unbeschränkte Herrschergewalt in einem Lande zu erben, das der eiserne Despotismus seines Vorgängers ohne staatliche und bürgerliche Rechtsordnung gelassen hatte. Jedermann erwartete von der wohlwollenden und menschenfreundlichen Gesinnung Alexanders, daß er ernstliche Schritte thun würde, um die

Versäumnisse der früheren Regierung nachzuholen. In der That schien er auch Anfangs geneigt, die Schuld abzutragen, die der Kaiser Nikolaus ihm hinterlassen hatte. Es wurden verschiedene wichtige Verbesserungen verheißen, welche die Landesbewohner zu der Hoffnung berechtigten, daß sie hinfort nicht mehr als Unterjochte, sondern als Staatsbürger würden behandelt werden. Als im Februar 1861 die Unruhen begannen, die seitdem beinahe ununterbrochen fortgedauert haben, ward die Sorge für die Herstellung und Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt gewissen Einwohnern übertragen. Der Staatsrath trat in neue Thätigkeit und wurde mit Polen besetzt. Die Regierung des Königreichs sollte eine besondere Abtheilung für Kultussachen erhalten, gewählte Vertreter der größeren Städte, der Kreise und Gubernien sollten bei der Verwaltung mitwirken. Aber nach diesen schüchternen Versuchen ward die heilende Hand zurückgezogen, und die Fortdauer der Gährung zum Vorwand genommen, um mit den alten Mitteln das alte System wieder herzustellen. Der Kriegszustand wurde abwechselnd verhängt und aufgehoben, dieselben Personen, welche die Regierung vor kurzem zu Vertrauensmännern ernannt, wurden ins Gefängniß geworfen oder nach Sibirien geschickt, den Verweser des Erzbisthums traf sogar ein Todesurtheil, das doch gar nicht einmal vollstreckbar war. Die Belagerung der Kirchen, die brutale Mißhandlung Wehrloser und Unschuldiger, die durch jähes militärisches Einschreiten hervorgerufenen Straßenkämpfe vergifteten mehr und mehr die Stimmung einer Bevölkerung, die sich nach einem kurzen Aufschwung in die alte Knechtschaft zurückgeschleudert sah. Es kam endlich soweit, daß die städtische Bevölkerung, die durch ihre Gesinnung und Bildung das Mißtrauen der Regierung erregte, massenhaft in das Heer gesteckt wurde. Daher der Aufstand: es war den Bewohnern der Städte keine andere Wahl gelassen, als entweder sich dem beispiellosen Gewaltstreich zu unterwerfen oder in die Wälder zu flüchten und ihr Leben theuer zu verkaufen.

Man sagt, der Kaiser Alexander II. habe zu wiederholten Malen die Sanktion der gehässigen Rekrutirungsmaßregel verweigert, durch welche Polen in den Verzweiflungskampf gestürzt worden ist. Er sieht jetzt, wohin jene unselige Experimentalpolitik führt, die die Polen mit Gewalt zum Panslawismus bekehren will. Der Versuch Wielopolski's, seine Landsleute zum nationalen Selbstmord anzustacheln, ist schmählich mißlungen und hat nur dazu gedient, in der ganzen gebildeten Welt den Sturm des Unwillens gegen die russische Herrschaft heraufzubeschwören, die Kluft zwischen Europa und Rußland zu erweitern. Die abendländischen Völker schaudern vor einer Kriegführung und vor Maßregeln, die deutlich das Gepräge asiatischer Barbarei an sich tragen. Was wird der Kaiser Alexander in dieser entscheidenden Stunde seines Lebens und seiner geschichtlichen Laufbahn thun? Wird er hartnäckig festhalten an dem System der Unterdrückung und an der unbeschränkten Autokratie? Wird er noch einmal das unterjochte Land mit der Eisenfaust des Eroberers zermalmen? Aber seine Gewaltthaten würden den Unwillen Europa's zu einer für ihn gefährlichen Höhe steigern und nicht eimal den Schein eines haltbaren Zustandes schaffen. Die polnische Frage bliebe ungelöst, und Rußland hätte nach wie vor mit denselben

Schwierigkeiten zu kämpfen, die es jetzt vergebens zu überwinden sucht. Warum sollte also der Kaiser Alexander nicht den edeln menschlichen Entschluß fassen, den ganz Europa von ihm erwartet, den Entschluß, sich endlich mit Polen auseinander zu setzen. Warum sollte er den Polen nicht die Hand zur Versöhnung reichen und ihnen die politischen und bürgerlichen Rechte zurückgeben, die ihnen durch die Verträge von 1815 gewährleistet sind. Diese Zugeständnisse, ohne Zaudern und freiwillig gewährt, würden nicht blos die Polen zufriedenstellen, sie würden die ganze Welt zu Dank verpflichten und dem Kaiser Alexander unsterbliche Ehren eintragen.

Von den Mahlzeiten und Gastmählern der Völker.

(Schluß.)

Dr. Sandrezky, welcher auf seiner Reise nach dem Orient den berühmten Alterthumsforscher Layard in der Gegend des alten Ninive besuchte, ward von diesem zu einem Gastmahl bei einem arabischen Scheich in das Lager des letzteren mitgenommen und erzählt *):

„Nach der Ehrenbezeigung des Tanzes folgte die Bewirthung. Uns Gästen aus Frankenland trug man besonders auf. Eine tiefe hölzerne runde Schüssel von ungefähr 1 ½ Fuß Durchmesser, mit Pilav und leichtgeschmorten Hammelfleischstücken, die durch Stücke vom Fettschwanze und von Gedärmen noch einladender gemacht werden sollten, weit über den Rand gefüllt; mehrere kleine irdene Schüsseln mit geronnener Milch, in die gehacktes wildes Senfkraut gemischt worden war, frisch gebackene Brodfladen und Krüge mit Buttermilch machten das Gastmahl aus. Layard hatte für uns Bestecke mitbringen lassen, und so konnten wir auf unsere Weise zugreifen. Die geronnene Milch mit Zuthat war ein erfrischendes und, wie man zu sagen pflegt, pikantes Gericht, und die Buttermilch ließ ich mir ebenfalls schmecken, obwohl sie ziemlich schmutzfarbig war; dem fetttriefenden Pilav und Fleische aber sprach ich weniger zu und richtete meine Aufmerksamkeit auf die Esser uns gegenüber. — Eine hölzerne Schüssel von wohl drei Fuß im Durchmesser und entsprechender Tiefe mit thurmhohem Inhalt von Pilav und Fleischstücken, deren jedes fast einen Mann sättigen konnte, stand da in der Mitte der hungrig gewordenen Tänzer; die Frauen hatten sich in die Haremabtheilung zurückgezogen. Jeder stülpte sogleich den weiten Aermel der rechten Hand bis zum Ellbogen hinauf und senkte sodann die Hand tief in die Reispyramide ein, aus welcher sie mit

---

*) Reise nach Mosul und durch Kurdistan rc. II. (Stuttgart, 1857).

einem gewaltigen Kolosse rasch dem empfangsbereiten Munde zugeführt ward, um eben so rasch wieder in die Schüssel nach einem saftigen Fleischstücke greifend dasselbe dem Reis nachzuschicken. In Eile schwand der Speisenberg unter diesen wiederholten An- und Eingriffen dahin, und die Esser erhoben sich einer nach dem anderen, um neuen Gästen, die inzwischen, von dem Anblicke oder Geruch der fetten Bissen herbeigelockt, gekommen waren, wohlwollend Platz zu machen. Die Griffe fuhren immer tiefer in die Riesenschüssel, und schon mochten die Finger mit dem Boden in Berührung kommen, als die letzten Beglückten sich erhoben. Aber nun stürzte ein Rudel ganz- und halbnackter Jungen herzu, und so groß war ihre Begierde nach den in der Tiefe noch vorhandenen Reis-, Fleisch- und Knochenresten, daß die Vordersten, von den Nachkommenden gedrängt, sich fast überstürzten und mit ihren Skalpen eher noch als mit ihren Händen den Trog zu ergründen drohten. Im Nu war völlig aufgeräumt, und von Fett glänzend zogen sich auch diese Gäste ohne irgend eine Abwaschung zurück".

Vor der Mahlzeit wäscht sich aber jeder Araber die Hände, wenn er auch nachher sich damit begnügt, den Saft und das Fett von den beiden Fingern abzulecken, die Hände am Zelte oder der Schürze oder an der ledernen Säbelscheide abzureiben. M. M. v. Weber berichtet von einem Gastmahl im Zelte eines Scheiks der Ariken (Nordafrika), dem er im Jahre 1853 beiwohnte, daß ein Blechgefäß mit wenig Wasser von Hand zu Hand wanderte, in welchem jeder Gast nach dem Essen die Finger reinigte; man nahm auch durchaus keinen Anstoß daran, wenn einer der Anwesendeu, nachdem er gleichfalls seine Finger in das Wasser getaucht hatte, dasselbe zum Munde führte und noch einige Schluck davon trank.

Die glücklichen Bewohner von Otahaiti, die das klarste Quell-, Fluß- und Meerwasser vollauf haben, baden sich gleich nach beendigter Mahlzeit. Auch bei ihnen schüttet man das ganze Diner in eine Art Trog — Schweinefleischstücke, Brodfrucht, Cayennepfeffer, Liebesäpfel schwimmen bunt durcheinander in einer stark geschmalzten Brühe, die Gesellschaft kauert sich rings umher und Jeder langt mit der Hand zu, um herauszufischen, was sein Herz begehrt; legt auch wohl, wenn er das Stück nicht nach seinem Geschmack findet, selbiges wieder hinein, um es einem Nachfolger, dem es etwas besser munden könnte, nicht zu entziehen.

Unter den am schnellsten essenden Völkern stehen die Nordamerikaner oben an; diese, in stetem „Geschäft" begriffen, behandeln auch das Essen wie ein Geschäft, das möglichst schnell abgethan werden muß, und verschlingen die Speisen, die man alle miteinander auf die Tafel bringt, mit einer fast unanständigen Hast. Sie sind das gerade Gegentheil der höchst bedächtig und ceremoniell speisenden Chinesen, welche — gleich den Bauern in Tyrol und Voralberg, wenn sie den Hochzeitsschmaus im Wirthshause halten — zwischen einzelnen Gängen aufstehen, eine Pfeife rauchen oder sonst sich zerstreuen. Gewöhnlich werden die großen Gastmähler durch Tänzer, Darstellungen von Taschenspielern und sonstigen Theaterscenen belebt. Die Zweckessen (Diners) der hohen Staats-

beamten dauern nicht unter vier Stunden und beginnen gewöhnlich Abends 6 Uhr.

Wie der Türke sein Kaffeehaus, so hat der Chinese seinen Theegarten; für Befriedigung des Essens sorgen aber die Speisehäuser, wo Freunde und Bekannte sich festlich bewirthen, wofern sie nicht in ihrer eigenen Wohnung ein Festmahl anrichten wollen. Gibt ein Hochgestellter einen Schmaus, so wird der Saal und Gartenraum wohl mit farbigen Gläsern, zu Säulchen, Girandolen oder Rosen zusammengestellt, und an den Eingängen und Seiten mit großen Laternen von farbigem Papier erleuchtet. Man stellt für die Gäste kleine Tische auf, an denen nur 3—4 Personen Platz nehmen, und zwar so, daß die eine Seite des Tisches ganz frei bleibt, damit die Speisen auf den großen Theeplatten schnell aufgesetzt und wieder fortgenommen werden können und dabei der Blick auf den ganzen Raum frei bleibt. Ein prächtiger Teppich bedeckt den Boden und auf den hell gefirnißten Stühlen liegen gleichfalls prächtig mit Seide gestickte Tuchdecken. An den Wänden des Saales stehen die Anrichtetische, denn auf den Eßtisch kommen auch die Braten nur in kleingeschnittenen Stücken. Vor jedem Gaste liegt ein runder Porzellanbecher, wie eine Untertasse gestaltet, woraus der chinesische Reiswein, warm und stark gewürzt, getrunken wird; ferner zwei Eßstäbe von Ebenholz oder Elfenbein, womit die in der Brühe schwimmenden Stückchen herausgefischt werden; bei einem dreieckig gefalteten farbigen Papier liegt ein Zahnstocher aus dem Flügelglied einer Fledermaus; ein Päckchen von viereckigen Stückchen bunten Seidenpapiers versieht die Stelle der Servietten; was davon gebraucht worden ist, nimmt der Diener alsbald fort. Indianische Vogelnester und Schaalthiere, Fisch-, Fleischragouts, Flossen vom Haifisch und Knorpel vom Stör mit allerlei pikanten Brühen sind die pikanten Delikatessen und folgen in reichster Abwechslung. Theatralische Ueberraschungen sind beliebt. Plötzlich erscheint etwa ein Zug von Dienern in Kostüm mit illuminirten Kästchen, die an langen Stäben aufgehängt sind. Auf ein gegebenes Zeichen des Anführers werden die Kästchen auf den Boden gesetzt, sie springen wie durch einen Zauberschlag auf und in jedem kommt ein kleines gebratenes Milchschwein zum Vorschein, das schnell herausgenommen und mit vieler Fertigkeit zerlegt wird. Die chinesische Kochkunst ist so ausgebildet, daß man zum Kochen verschiedener Gerichte auch verschiedene Holzarten auswählt. Für das zu siedende Huhn z. B. wird das Holz vom Maulbeerbaum empfohlen, für das zu bratende Spanferkel Akazienholz, für das zu kochende Theewasser Tannenholz. Nach Peking werden mit großen Kosten jene Köche gezogen, welche die meiste Fertigkeit haben, „gebratenes Eis" zu bereiten. Es werden nämlich kleine Eisstückchen in einen halbflüssigen aus Zucker, Eiern und Gewürz bereiteten Teig getaucht und dann schnell in eine Pfanne gebracht, worin Schweinefett siedet und brodelt. Des Koches Kunst besteht nun darin, daß er das Gericht früher auf den Tisch trägt, als das Eis in dem Teighäutchen geschmolzen ist.

Welch ein Gegensatz zu dem Mahl des Tschuktschen, welcher in seiner von Eis und Schnee umhüllten Hütte nur die Wahl hat zwischen ranzigem Robben-

und Wallroßfleisch und dazu mit Lust einen Mund voll Schnee nimmt, der ihm zugleich das Salz, den Wein und das Wasser vertritt! Oder zu dem Hochzeitsmahl des Samojeden! Der Wirth ladet seine Gäste ein, heranzutreten zu dem frischgeschlachteten Rennthier, das auf den Rücken gelegt aussieht wie ein großer Mann, in welchem die Eingeweide im Blute schwimmen. Jeder der Eingeladenen langt sein Messer hervor, schneidet von Lunge und Leber, von Herz und Bruststück sich Stücke ab und taucht sie in das noch warme Blut mit einer Eßlust, die weder des Gewürzes, noch des Feuers und der Kochkunst bedarf.

Die Fuge,

ihre verschiedenen Formen und deren frühere und gegenwärtige Bedeutung in der Tonkunst.

Von

C. Mayer.

Inhalt: Das Fugato, die einfache Fuge, die Doppel-, Trippel- und Quadrupel-Fuge, die Fuge zum Choral.

Laßt uns in das Reich der Töne wandern, um hier die beseligende Harmonie zu finden, welche gegenwärtig durch die furchtbar blutigen Dissonanzen der Politik aus dem Leben vertrieben wird. Die Fuge ist es, deren Formen und Bedeutung in der Tonkunst ich hier den Musikfreunden und solchen Künstlern erklären werde, welche keine speciellen Studien in der Composition gemacht haben. Gar manchem nicht eben taktfesten Gesangsvereinsmitglied hat solch eine Fuge Angst und Herzklopfen verursacht. Richtig einsetzen! Zählen! ruft der Director, ach und das richtige Pausiren ist wahrhaft nicht so ganz leicht, wie sich viele denken mögen, und bei den Fugen ist es oft am schwersten. Und sie kommen so häufig vor, diese schweren Fugen mit ihrer contrapunktischen Gelehrsamkeit. In sämmtlichen Oratorien, Cantaten, ja in fast allen größeren Kirchenwerken erscheinen Fugen. Betrachten wir daher zuerst die einfachen Formen dieser Tonstücke.

Das Wesen, die Grundform dieser Gebilde besteht darin, daß hier mehr als in jeder anderen Composition ein Hauptgedanke durchgeführt wird, daß das ganze Musikstück sich auf diesen Gedanken concentrirt, aus dem sich dann noch

einige Nebengedanken entwickeln. Die durchzuführende Hauptidee wird das Fugenthema genannt und besteht in der Regel aus einem vier=, fünf=, sechs= oder auch achttaktigen Satze. Die größte Zahl der Fugen ist vierstimmig gehalten, doch gibt es auch zwei=, drei=, fünf= und noch mehrstimmige.

Zuerst wird das Fugenthema von einer Stimme, ohne Begleitung, in der Haupttonart — Tonika — vorgetragen; gleich am Schlusse desselben tritt eine zweite Stimme auf und beantwortet das Thema auf der Dominante, d. h. das Fugenthema wird, mit wenigen Modificationen, eine Quinte höher oder Quarte tiefer vorgetragen. Lautet das Thema etwa c e f d g f e d c, so würde die Beantwortung folgende sein: g h c a d c h a g. Hierauf übernimmt wieder eine andere Stimme das Thema auf der Tonika, aber eine Oktave höher oder tiefer, während die ersten beiden Stimmen als Begleitung einige verwandte Nebengedanken ausführen. Hat die dritte Stimme das Thema auf der Tonika beendet, so übernimmt es wieder die vierte Stimme auf der Oktave der Dominante, während die dritte wie die zwei ersten, sich begleitend verhält. Als Hauptregel ist hierbei zu beachten, daß die Beantwortung stets von einer entgegengesetzten Stimme erfolgen muß, also nicht etwa Bass, Alt oder Sopran, Tenor, sondern Bass, Tenor, Alt, Sopran oder auch in umgekehrter Reihenfolge. Denn kann auch folgender Stimmeneintritt stattfinden: Tenor, Bass, Sopran, Alt, oder Alt, Sopran, Bass, Tenor, oder: Alt, Tenor, Bass, Sopran, ebenso: Tenor, Alt, Sopran, Bass u. A. — dieser Anordnung liegt die Absicht zu Grunde: durch entgegengesetzte Stimmencharaktere Manichfaltigkeit zu erzielen. Haben alle vier Stimmen das Thema durchgeführt und leiten dann nach etwa acht oder sechszehn Takten in den Schluß, so nennt man ein solches Tongebilde: Fugato. Dergleichen Fugatos werden häufig in der Kirche zu Vor= und Nachspielen — Praeludium und Postludium — verwendet, doch kommen sie auch in Oratorien, Cantaten, Misereres u. A. vor.

Es versteht sich von selbst, daß ein Gedanke, den man vielmal hören soll, sehr interessant und schön sein muß. Daher muß man beim Schaffen eines Fugenthema's alle Geisteskräfte aufbieten, um ein möglichst schönes, tief ergreifendes Thema zu erzeugen. Im entgegengesetzten Falle entsteht durch das vielmalige Wiederholen derselben eine ganz unerträgliche, ja widerwärtige Langweiligkeit. Bei solchen schlechten Fugen schlafen die Hörer ein, und da sehr häufig dergleichen aufgeführt werden, so ist diese Musikform bei der großen Menge in Verruf gekommen. Bleibt uns mit solcher gelehrten Musik vom Halse! ruft man; aber dergleichen geistesarme Fugen sind weder gelehrt noch kunstvoll, sondern langweilige Rechenexempel trockner Verstandesköpfe. Die großartigen Fugen von Sebastian Bach, Händel und anderen Meistern werden stets die tiefergreifendste Wirkung bei allen empfänglichen Zuhörern erzeugen, selbst wenn sie gar nicht musikalisch sind.

Die Form des Fugato's besteht also darin, daß ein Thema von allen vier Stimmen einmal vorgetragen wird, worauf ein kleiner Schlußsatz erfolgt. Das Fugato wird aber zur Fuge erweitert, wenn außer der ersten Hauptdurchführung, noch eine zweite, dritte und mitunter auch noch eine vierte stattfindet.

Es versteht sich, daß die anderen Durchführungen in anderer Stimmenfolge und anderen Tonarten geschehen müssen. Sehr oft wird dabei auch das Thema verändert, aber diese Umänderungen dürfen nicht so weit gehen, daß es unkenntlich wird. Ist die erste Durchführung in der Haupttonart, z. B. C dur, vollendet, so beginnt die zweite auf der Dominante G, die dritte wieder auf C. Bei vier Durchführungen ist die Modulationsfolge C dur, G dur, E moll, C dur; oder C, E, A, C. Aber der größte Fugenmeister aller Zeiten, Sebastian Bach, führt nicht selten alle drei und vier Durchführungen in einer und derselben Tonart aus und erzielt durch verschiedenartige Modulationen und Modificationen des Themas die größte Manichfaltigkeit.

Diejenigen Stimmen, welche sich, nachdem sie das Fugenthema vorgetragen, begleitend verhalten, müssen zur Begleitung nur stets Motive des Thema's oder ihm verwandte Gedanken rein melodisch durchführen. Denn hierdurch unterscheidet sich eben die Begleitung der Fuge von der der anderen Tonstücke. Jede Fugenstimme muß eine für sich bestehende, selbstständige Melodie bilden, muß unbekümmert um die anderen Stimmen ihre melodischen Gedanken bis zum Schluß fortführen, als wäre sie nur ihrer selbst wegen da. Und doch soll sie auch zugleich begleitende Dienerin des Ganzen sein; ihre Gedanken müssen den Ideengang ergänzen und zugleich die Harmonie vervollständigen. Dies ist die größte Schwierigkeit bei der Fugencomposition; deshalb werden so wenig gute Werke geschrieben. Vermöge der Eigenschaft, daß jede Stimme einen selbstständigen Ideengang durchführen und doch auch zugleich melodisch und harmonisch ergänzende, vervollständigende Begleitungsstimme sein muß, hat man die Fuge oft mit einem gothischen Dome verglichen, wo viele Einzelideen als dienende Glieder einer großen Gesammtidee fungiren, welche eben nur durch diese Vereinigung der einzelnen selbstständigen Glieder zu ihrer objectiven Darstellung gelangt.

Wie ich schon oben bemerkte, erscheinen bei jeder neuen Durchführung des Fugenthemas die verschiedenartigsten Modificationen desselben. Die gebräuchlichsten sind: die Vergrößerung, Umkehrung, Verkleinerung und Engführung des Themas. Die Vergrößerung wird dadurch bewirkt, daß jede Note um die Hälfte oder auch wohl um ein Ganzes verlängert wird; die Achtel werden Viertel, die Viertel halbe Schläge und die halben Taktheile zu ganzen umgewandelt. Bei der Verkleinerung des Themas erfolgt die umgekehrte Modification. Die ganzen Noten werden zu halben, diese zu Vierteln, die Viertel in Achtel und diese zu Sechszehntheilen verkleinert. Hierdurch werden die manichfaltigsten Formen erzeugt, so z. B. erscheint in einer Stimme das Thema in ursprünglicher Gestalt, eine zweite trägt es in Vergrößerung und eine dritte vielleicht in Verkleinerung vor; oft erscheinen alle drei Formen zugleich, oft nach einander als Beantwortung. Die Umkehrung des Fugenthemas — ich meine hier nicht die contrapunktische — wird dadurch erzeugt, daß sämmtliche Intervallverhältnisse in entgegengesetzte Schritte verwandelt werden. Geht das Thema ursprünglich einen Ton aufwärts, so schreitet es in der Umkehrung einen Ton abwärts; geht es ursprünglich eine Secunde abwärts, so schreitet es in der

Umkehrung eine Secunde aufwärts u. s. w. Auch hierbei erscheint das Thema in ursprünglicher Gestalt, während eine Stimme es in umgekehrter Form beantwortet oder dasselbe auch gleichzeitig vorträgt. Die Durchführungen in umgekehrter (verkehrter) Gestalt sind selten, doch konnte häufiger Gebrauch davon gemacht werden.

In den Schlußsätzen erscheinen gewöhnlich die Engführungen. Jede Stimme beeilt sich, noch einmal das Thema vorzutragen, daher erfolgen die Beantwortungen schon, ehe dasselbe beendigt ist. Besteht das Thema aus vier oder sechs Takten, so erscheint die Beantwortung schon im zweiten, wohl auch gar schon im ersten Takte, anstatt im Schlußtakte. Hierdurch werden oft die großartigsten Wirkungen erzielt.

Soviel über die einfache Fuge, die vielen anderen speciellen Regeln mag man in der Compositionslehre durchstudiren; hier will ich nur das Wesen der Grundform darlegen und jetzt zur Doppel-, Drippel- und Quadrupel-Fuge übergehen.

Eine Doppelfuge wird dadurch gebildet, daß man zum Fugenthema noch ein zweites erfindet. Dieses Nebenthema muß so construirt werden, daß es im Verein mit dem Hauptthema vorgetragen werden kann. Bewegt sich das erste Thema in halben und ganzen Noten, so thut man wohl, wenn man das zweite in Achteln und Vierteln führt; hierdurch erzielt man Einheit und Manichfaltigkeit, ruhiges Einherschreiten und bewegte Figuren. Beantwortet wird das zweite Thema ebenso wie das erste. Es kann sogleich mit dem Hauptthema auftreten oder auch später erscheinen. Jede Stimme wird im Verlauf der Fuge beide Themata vorzutragen haben. Im Mittelsatze führt man gewöhnlich erst die Gedanken eines Themas in allen Formen durch, dann die Motive des anderen; aber am Schlusse vereinigt man wieder beide Fugenthemas und beantwortet sie in gedrängter Engführung. Doch werden sehr oft auch im Mittelsatze beide Themata vereinigt durchgeführt und in allen möglichen Modificationen erschöpft.

Bei der Doppelfuge müssen drei Themata so erfunden werden, daß sie von drei Stimmen gleichzeitig vereinigt vorgetragen werden können. Doch geschieht dies nicht immer, sie erscheinen theils vereinzelt, theils zusammen vereinigt. Selten beginnt eine Doppelfuge zugleich mit drei Thema's, gewöhnlich tritt das zweite und dritte erst später hinzu; oder das erste und zweite erscheinen gleichzeitig und das dritte beginnt erst im Mittelsatze. Aber am Schlusse müssen sie alle drei vereinigt erscheinen. Da bei dieser kunstvollen Combination hauptsächlich die kalte mathematische Berechnung thätig sein muß und die Phantasie ganz vom contrapunktischen Calcül geleitet wird, so kann sich nur wenig Poesie manifestiren. Und hat man wirklich tiefergreifende poetische Fugenthemata erfunden, so wird ihnen der poetische Zauber oft dadurch benommen, daß man viele Intervallenschritte ändern muß, um sie regelrecht contrapunktisch durchführen zu können. Aus diesem Grunde sind bisher nur wenig Doppelfugen componirt worden. Ganz so verhält sich's auch mit den Quadrupelfugen, worin vier Themata so erfunden werden müssen, daß sie alle gleichzeitig vereinigt erscheinen können; obgleich dies nicht durchgehends der Fall ist, son-

dern erst zwei oder drei Themata auftreten und das vierte erst später erscheint. Jedoch im Schlußsatze läßt man alle vier auftreten. Da man so viele Themata nicht gleichmäßig durchführen und beantworten kann, so geschieht dies nur mit den wichtigsten; die anderen erscheinen mehr als Nebengedanken. Bei der Erfindung der Drippel- und Quadrupelfugen hat man hauptsächlich darauf zu sehen, daß sich die Themata durch Rhytmik und Melodik gehörig vermindert unterscheiden, auf daß sie leicht kenntlich und merkbar sind; aber dennoch müssen sie eine solche Geistesverwandtschaft mit einander gemein haben, daß man hört, sie gehören zu einander; alle drei oder vier Themata sollen einander gegenseitig ergänzen. Jedes Thema sei eine selbständige Melodie, aber doch auch dienendes, ergänzendes Glied des Ganzen. — Da man bei den Quadrupelfugen noch mehr als bei den den Drippelfugen bedacht sein muß, die Themata so zu erfinden, daß sie gleichzeitig vorgetragen und contrapunktisch umgekehrt werden können, so kann man noch weniger poetischen Gehalt in diese Kunstform legen als in jede andere. Die schönsten melodischen Gänge müssen oft — wegen der contrapunktischen Umkehrung — so geändert werden, daß die melodischen Schönheiten verflachen. Und selbst bei einer meisterhaft geschriebenen Doppelfuge ist der ästhetische Zweck nicht bedeutend; sie ist und bleibt ein bloßes technisches Kunstwerk im strengsten Wortsinne. Wenn vier Personen mit heterogenen Gedanken und Gefühlen sich gegenseitig aussprechen und mittheilen, so wird doch wohl endlich eine Einigung erzielt, aber in der Quadrupelfuge stehen sich alle vier Themata bis zum Schluße gegenüber. Anders verhält sich's aber mit der Fuge zum Choral.

(Schluß folgt.)

Umkehrung eine Secunde aufwärts u. s. w. Auch hierbei erscheint das Thema in ursprünglicher Gestalt, während eine Stimme es in umgekehrter Form beantwortet oder dasselbe auch gleichzeitig vorträgt. Die Durchführungen in umgekehrter (verkehrter) Gestalt sind selten, doch konnte häufiger Gebrauch davon gemacht werden.

In den Schlußsätzen erscheinen gewöhnlich die Engführungen. Jede Stimme beeilt sich, noch einmal das Thema vorzutragen, daher erfolgen die Beantwortungen schon, ehe dasselbe beendigt ist. Besteht das Thema aus vier oder sechs Takten, so erscheint die Beantwortung schon im zweiten, wohl auch gar schon im ersten Takte, anstatt im Schlußtakte. Hierdurch werden oft die großartigsten Wirkungen erzielt.

Soviel über die einfache Fuge, die vielen anderen speciellen Regeln mag man in der Compositionslehre durchstudiren; hier will ich nur das Wesen der Grundform darlegen und jetzt zur Doppel-, Drippel- und Quadrupel-Fuge übergehen.

Eine Doppelfuge wird dadurch gebildet, daß man zum Fugenthema noch ein zweites erfindet. Dieses Nebenthema muß so construirt werden, daß es im Verein mit dem Hauptthema vorgetragen werden kann. Bewegt sich das erste Thema in halben und ganzen Noten, so thut man wohl, wenn man das zweite in Achteln und Vierteln führt; hierdurch erzielt man Einheit und Manichfaltigkeit, ruhiges Einherschreiten und bewegte Figuren. Beantwortet wird das zweite Thema ebenso wie das erste. Es kann sogleich mit dem Hauptthema auftreten oder auch später erscheinen. Jede Stimme wird im Verlauf der Fuge beide Themata vorzutragen haben. Im Mittelsatze führt man gewöhnlich erst die Gedanken eines Themas in allen Formen durch, dann die Motive des anderen; aber am Schlusse vereinigt man wieder beide Fugenthemas und beantwortet sie in gedrängter Engführung. Doch werden sehr oft auch im Mittelsatze beide Themata vereinigt durchgeführt und in allen möglichen Modificationen erschöpft.

Bei der Doppelfuge müssen drei Themata so erfunden werden, daß sie von drei Stimmen gleichzeitig vereinigt vorgetragen werden können. Doch geschieht dies nicht immer, sie erscheinen theils vereinzelt, theils zusammen vereinigt. Selten beginnt eine Doppelfuge zugleich mit drei Thema's, gewöhnlich tritt das zweite und dritte erst später hinzu; oder das erste und zweite erscheinen gleichzeitig und das dritte beginnt erst im Mittelsatze. Aber am Schlusse müssen sie alle drei vereinigt erscheinen. Da bei dieser kunstvollen Combination hauptsächlich die kalte mathematische Berechnung thätig sein muß und die Phantasie ganz vom contrapunktischen Calcül geleitet wird, so kann sich nur wenig Poesie manifestiren. Und hat man wirklich tiefergreifende poetische Fugenthemata erfunden, so wird ihnen der poetische Zauber oft dadurch benommen, daß man viele Intervallenschritte ändern muß, um sie regelrecht contrapunktisch durchführen zu können. Aus diesem Grunde sind bisher nur wenig Doppelfugen componirt worden. Ganz so verhält sich's auch mit den Quadrupelfugen, worin vier Themata so erfunden werden müssen, daß sie alle gleichzeitig vereinigt erscheinen können; obgleich dies nicht durchgehends der Fall ist, son-

dern erst zwei oder drei Themata auftreten und das vierte erst später erscheint. Jedoch im Schlußsatze läßt man alle vier auftreten. Da man so viele Themata nicht gleichmäßig durchführen und beantworten kann, so geschieht dies nur mit den wichtigsten; die anderen erscheinen mehr als Nebengedanken. Bei der Erfindung der Drippel- und Quadrupelfugen hat man hauptsächlich darauf zu sehen, daß sich die Themata durch Rhytmik und Melodik gehörig vermindert unterscheiden, auf daß sie leicht kenntlich und merkbar sind; aber dennoch müssen sie eine solche Geistesverwandtschaft mit einander gemein haben, daß man hört, sie gehören zu einander; alle drei oder vier Themata sollen einander gegenseitig ergänzen. Jedes Thema sei eine selbständige Melodie, aber doch auch dienendes, ergänzendes Glied des Ganzen. — Da man bei den Quadrupelfugen noch mehr als bei den den Drippelfugen bedacht sein muß, die Themata so zu erfinden, daß sie gleichzeitig vorgetragen und contrapunktisch umgekehrt werden können, so kann man noch weniger poetischen Gehalt in diese Kunstform legen als in jede andere. Die schönsten melodischen Gänge müssen oft — wegen der contrapunktischen Umkehrung — so geändert werden, daß die melodischen Schönheiten verflachen. Und selbst bei einer meisterhaft geschriebenen Doppelfuge ist der ästhetische Zweck nicht bedeutend; sie ist und bleibt ein bloßes technisches Kunstwerk im strengsten Wortsinne. Wenn vier Personen mit heterogenen Gedanken und Gefühlen sich gegenseitig aussprechen und mittheilen, so wird doch wohl endlich eine Einigung erzielt, aber in der Quadrupelfuge stehen sich alle vier Themata bis zum Schluße gegenüber. Anders verhält sich's aber mit der Fuge zum Choral.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Unterhaltungsliteratur.) Aus dem weiten Gebiete der Romanliteratur werden wir nur diejenigen Erscheinungen in den Kreis unserer Erwähnungen und Besprechungen ziehen, welche in die Sphäre der selbständigen poetisch-künstlerischen Schöpfungen gehören und einen literarischen Werth besitzen. In dieser Beziehung verweisen wir zunächst auf „Otto Ludwig Brook“ einen kürzlich erschienenen Roman von Robert Giesecke, ein scharf gezeichnetes Charakter- und Seelengemälde von erschütternder Wahrheit und Tiefe. Der Verf. der „modernen Titanen“ und des „Pfarr-Röschens“ hat darin seine Kenntniß des menschlichen Herzens, so wie die fesselnde Kraft und Anmuth seines ausgezeichneten Schilderungstalents von Neuem bewährt. — Otto Müller, der Verf. von „Charlotte Ackermann“ hat unter dem Titel „Eckhof und seine Schüler“ wiederum ein höchst anziehendes kunst- und kulturgeschichtliches Bild aus der Entstehungszeit unseres neueren deutschen Schauspiels geliefert. Es ist bekannt, wie sehr dieser Schriftsteller es versteht, seinen gediegenen Schilderungen auch Herz und Interesse des großen Lesepublikums zu gewinnen. — Eine Erwähnung verdienen ferner, schon des Stoffes wegen, „Leibnitz und die beiden Kurfürstinnen von Hermann v. Maltitz“ und „Leibnitz, ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrückenzeit von Wilhelm Andreä“.

(Honorarfrage.) Im Vergleich mit den enormen Honoraren, welche jetzt selbst von Bühnen zweiten Ranges an Sänger und Schauspieler gezahlt werden, ist es wahrhaft rührend, was in einer lesenswerthen Schrift von Ernst Pasqué (**„Goethe's Theaterleitung in Weimar“**, Leipzig J. J. Weber) über die kargen Gagenleistungen dieser hervorragendsten Bühne Deutschlands mitgetheilt wird. Goethe übernahm bekanntlich im Jahre 1791 die oberste Leitung des neubegründeten Hoftheaters und mußte darauf bedacht sein, den hochgespannten Anforderungeen entsprechende Kräfte herbeizuschaffen. Eine der ersten Erwerbungen, welche er machte, war sein nachheriger Regisseur Genast. Die Unterhandlungen gingen durch den Prager Schauspieler Fischer, der darüber an Kirms, Goethe's Sekretair, Folgendes schrieb: „Es haben sich mehrere Subjekte bei mir zur schuldigen Anzeige gemeldet. 1. Herr Genast singt Tenor, in der Oper dritte, auch zweite Rollen, im Schauspiel komische Bediente, lustige Bursche. Er hat mir aufgetragen, in seinem Namen gehorsamst zu erinnern, auf daß die geforderte Gage keine Gelegenheit geben möge, ihm das Engagement alldort zu verlustigen, so wolle er sich bei seiner Ankunft ungemein billig finden lassen. So viel ich habe abnehmen können, so glaube ich, er wird sich mit fünf Thalern, höchstens acht Gulden wohl begnügen“. In einem späteren Briefe heißt es sodann: „Auf Ihr geehrtes soll ich zu berichten nicht verfehlen, daß ich gemäß dem mir geschehenen Auftrage mit Herrn Genast auf fünf Thaler wöchentlich abgeschlossen habe. Wenn es nicht Ungelegenheit verursacht, so bittet er um ein kleines Avancement von 25 Thaler. Es ist bei diesem jungen Mann nichts zu wagen, ich kenne seine Rechtschaffenheit und stehe nicht an, für ihn Bürge zu sein“. Genast, welcher nachher der Weimarischen Bühne bis zum 1. April 1817, genau so lange als Goethe selbst, angehörte, ist also bei seinem Engagement das von ihm gewünschte Maximum von acht Gulden nicht bewilligt worden! Gleichfalls über den Geldpunkt schreibt ferner eine Frau Dammer, welche mit ihrem Manne und Bruder, einem gewissen Krüger, engagirt werden sollte, in einem Briefe an Kirms: „Es thut mir leid, Ihnen melden zu müssen, daß es unmöglich ist, für die von Ihnen gebotene Summe zu kommen. Wollen Sie uns aber wöchentlich dreizehn Thaler dortigen Courant bewilligen, so werden wir es uns zur größten Ehre

schätzen. Von meinem Bruder habe ich den Auftrag, Ihnen zu melden, daß er, da es ihm in Weimar so gut gefallen hat und er uns nicht verlassen will, mit sieben Thalern dortigen Courant zufrieden sein will. Er glaubt, daß es Ihnen auf den halben Thaler die Woche nicht ankommen wird, da Sie ihm schon 6 Thaler 12 Groschen offeriren". Wurde in dieser Weise mit den Neugeworbenen um Groschen gehandelt, so standen die längst anwesenden und beliebten Künstler wohl nicht viel glänzender. Als Maria Stuart zum ersten Male über die Bühne ging, wurde die Rolle der alten Hannah Kennedy von einem funfzehnjährigan Mädchen gespielt, das bisher nur als zweite Liebhaberin, in Knabenrollen und meistens in der Oper beschäftigt war. Es war Amalie Malcolmi, die jüngste Tochter des berühmten Schauspielrrs gleiches Namens, den Göthe den „Unvergeßlichen" genannt. Eigentlich gehörte die genannte Partie ihrer Mutter, die aber kurz vorher gestorben war. Bald erschien Amalie auch als alte Herzogin von Friedland in den „Picolomini" und zwar sprachen Schiller und Goethe ihre volle Zufriedenheit gegen sie aus. Acht Jahre alt, hatte sie bereits 1791 als Juste im Alchymisten debütirt und Engagement mit zwei Thaler wöchentliche Gage erhalten. Mehr bekam sie auch nicht, als sie schon die Herzogin von Friedland und Anna Kennedy spielte. Dazu gab sie auch die jugendlichen Rollen aus dem Repertoire der verstorbenen Becker, sang noch obendrein und zwar mit dem glänzendensten Erfolge die Elvira in Don Jouan und ähnliche Partien. Im Sommer 1802 heirathete Amalie einen Herrn Miller und trat als Mad. Miller am 25. September in Weimar wieder auf. Ihr Mann muß jedoch bald darauf gestorben sein, oder sie verlassen haben, denn am 7. Oktober 1803 heirathete sie den Regisseur und Schauspieler Becker, von dem sie wieder geschieden wurde und sich mit Pius Alexander Wolff verband. Als Mad. Wolff stieg die lange Zeit mit monatlich 8 Thaler besoldete Künstlerin auf den Gipfel ihres Ruhmes. Wer kennt das Künstlerpaar Wolff nicht aus seiner spätern Berliner Epoche! — Um übrigens die geringen Besoldungen nicht als eine hartherzige und unhumane Ausbeutung zu betrachten, muß man neben der Anspruchslosigkeit der damaligen Menschen und dem idyllischen Charakter aller Lebensverhältnisse auch die niedrigen Preise der Lebensmittel in Anschlag bringen. So erfahren wir aus Schillers Briefen an Körner, daß er für eine meublirte Wohnung von zwei Stuben mit Schlaffabinet vierteljährlich 17½ Thaler, dem Bedienten, welcher zur Noth als Sekretair dienen könne, 6 Thaler, für Wäsche und Frisur je 2 Thaler, für die Abschrift eines Bogens von 16 Seiten 1½ Groschen, für ein Reitpferd auf den ganzen Tag 4 Groschen bezahlte. Auch als er bereits verheirathet ist und seine Kinder heranwachsen, glaubt er mit einer Einnahme von 800 Thalern „recht artig leben zu können".

(Karl von Holtei.) Ohne den Verdiensten unserer anerkannten und beliebten Romanschriftsteller irgend zu nahe treten zu wollen, können wir doch behaupten, daß keiner von ihnen sich zugleich die Liebe und Anhänglichkeit eines weit verbreiteten Leserkreises in einem so hohen Grade erworben hat, als der alte Holtei mit seinem frischen und vollen Herzenton und der liebenswürdigen Ungezwungenheit seines gemüthreichen Humors. Was dem Ganzen seiner Compositionen vielleicht an kunstgerechter Anlage, an symetrischer Abrundung und Glätte fehlt, ersetzen sie reichlich durch ein glückliches Zusammenwirken anderer Eigenschaften, von denen manche schon für sich allein ein ausgiebiges und wirksames Erzählungstalent begründen könnte. Ganz abgesehen von ihrem bedeutenden stofflichen Interesse, imponiren Holtei's Erzählungen zunächst durch die geläuterte Anschauungsweise, die reife Urtheilssicherheit und vielseitige Welt- und Lebenskenntniß des gebildeten, geschmackvollen, vielgewanderten, vielgeprüften, kunst- und lebenserfahrenen Weltmannes, welche sich in ihnen ausspricht. Sie regen ferner den Leser an, halten ihn munter, spannen und fesseln seine Aufmerksamkeit durch die ungekünstelte Originalität ihres Ausdrucks, die naturwahre Lebendigkeit einer ungewöhnlichen Schilderungskraft. Endlich erwärmen sie auch sein Gemüth

erheben und erheitern, rühren und belustigen ihn, versetzen ihn in einen Zustand wohlthuend nachklingenden Behagens durch den milden Sonnenschein, die warme Beleuchtung, das wahrhaft poetische Colorit, welches der Dichter über seine gehalt- und gestaltreichen Schöpfungen zu breiten und so die eigene Theilnahme für die von ihm geschilderten Personen, Verhältnisse und Schicksale auch dem Herzen des Lesers einzuflößen weiß. Wir haben damit nur einige Vorzüge dieser ansprechenden Werke bezeichnet. Rechnen wir aber dazu noch eine überwiegende Richtung auf das Volksthümliche und eine vertrauenerweckende Biederkeit und sittliche Tüchtigkeit der Haltung, so wird das Angedeutete schon hinreichend sein, die ungemeine Popularität und Beliebtheit dieses Autors bei Gebildeten und Mindergebildeten zu erklären. So wie nur die Kunde umläuft, daß Holtei nach mehrjähriger Pause wiederum mit der Vollendung eines neuen Romans beschäftigt ist, sieht man sich unwillkürlich nach einem traulichen Winkelchen um, wo man in stiller Zurückgezogenheit wieder einmal mit dem Alten genußreiche Stunden verleben, an seinem herzigen Geplauder, seiner lebensvollen Charakteristik, den Schätzen seiner Erfahrung, der bunten Manichfaltigkeit seiner ernsten und heiteren Bilder sich ergötzen, mit ihm lachen und weinen, sich freuen und ärgern, Kleinliches verspotten, am Edlen sich begeistern, Phantasie und Gefühl wieder einmal um diese und jene unvergeßliche Gestalt, um diese oder jene beglückende Empfindung bereichern will. Nun ja, ein neues, längst angekündigtes Buch ist endlich erschienen, es heißt „Der letzte Komödiant", aber man sieht es ihm an, daß der Verf. hier aus einer Kunst- und Lebenssphäre heraus geschildert hat, der seine herbsten Täuschungen, seine bittersten Erfahrungen angehören, der Unzählige, wie er selber, alle Kraft, alle Begeisterung und Leidenschaft eines rastlosen Jugend- und Mannesstrebens geopfert haben und in der er unzählige von talentvollen, hochsinnigen, hingebenden Menschen, nach mehr oder minder glänzender Laufbahn, unter der Last des Undankes hat zusammenbrechen oder in trost- und freudeloser Verlassenheit elend verglimmen und verkümmern sehen. Man muß es dem Alten zu Gute halten, wenn die Theaterluft ihm etwas den Athem beschwert, ein wenig die Schwungkraft seiner Flügel lähmt, ihm etwas von seiner milden Heiterkeit und urkräftigen Frische raubt. Es ist ein düsteres Lebensgemälde, das er vor uns aufrollt, die Sonne scheint nicht hinein, es zeigt sich auch wenig von jener derben Gemüthlichkeit, jener anmuthig-wehmüthigen Ironie, der lieblichen Blumenfülle, welche der Dichter sonst noch auf den Gräbern erblühen, selbst dem Untergange und Verderben seiner Lieblinge entsprießen sieht. Starr, unerbittlich vollbringt hier ein trauriges Verhängniß sein erbarmungsloses Werk, es ruht nicht, bis es den „Komödianten" abgethan, bis hinter dem letzten Fetzen des phantastischen Flitterputzes das nüchterne Gesicht eines handgreiflichen Elends zum Vorschein kommt. Das mag nicht ganz poetisch sein, aber es zerstört eine verderbliche Scheinpoesie, verscheucht mit rücksichtsloser Hand die blendende Nebelhülle romantischer Illusionen, unter welcher ein trauriges Stück prosaischer Wirklichkeit sein in der That nur kummer- und kampfesvolles Dasein fristet. Ein Autor genügt seiner Pflicht, wenn jedes seiner Werke ein Ausfluß seiner Seele, eine Frucht seines eigensten Anschauens, Denkens und Empfindens ist. Daß Holtei die Theaterverhältnisse in einem sonderlich poetischen, oder auch nur milden und heiteren Licht schauen soll, ist von ihm nicht zu verlangen. Genug, die ganze Färbung seines Buches zeigt, daß es ein originales, der innersten Seelenstimmung entstammtes Erzeugniß ist. Scheiden wir auch nicht von demselben in jener gehobenen, versöhnten, behaglich erheiterten Stimmung, wie wir von den „Vagabunden", „Christian Lammfell" u. s. w. Abschied nahmen, so möchten wir es in der Reihe der Holtei'schen Sachen schon deshalb nicht vermissen, weil es in der leichten beweglichen Diktion, der lebensvollen Darstellung und in einer Menge von interessanten Details das charakteristische Gepräge seines Verfassers trägt.

Fr.

Mariula.

Von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Jahr war verschwunden, seitdem Maria die Gattin Dimitri's war, ein Jahr der Prüfung für beide, die das Schicksal an einander gekettet hatte, wie man im Bagno zwei Verbrecher zusammenschmiedet, ohne darauf zu sehen, ob Neigungen, ob Charaktere zu einander passen. Sie waren Mann und Frau, weil es also die geistliche Obrigkeit in Moskau gewollt hatte. In Dimitri's feuriger Brust loderte Lebensgluth und Lebenslust, er sehnte sich in die Welt hinaus, um zu ringen und zu wagen, das Priestergewand war für ihn das Hemd Deganira's und brannte ihn mit ätzendem Gifte; er war nicht zum Priester geboren, hatte sich nicht selbst seinen Stand erwählt, nicht selbst den Priestertalar, er trug ihn nur, weil ihn sein Vater und seine Voreltern getragen hatten, und zähneknirschend gehorchte er dem Fluch, der ihn an seine Kaste fesselte. Auch Maria war unglücklich. Der kurze Wahn, mit Dimitri als Schwester leben zu können, war schnell entflohen, sie war Gattin, ohne zu lieben. Ihr sanftes, liebendes Herz, dessen Güte sich in dem Himmel ihrer Augen spiegelte, suchte Sympathie und fand sie nicht. Unwillkürliche Thränen perlten in ihren Augen, wenn er, in Unmuth über sein verfehltes Leben, zuweilend knirschend über sein Schicksal klagte. Hätte Dimitri einen, dem ihrigen sympathetischen Charakter gehabt, so wäre wahrscheinlich die Wunde der ersten Liebe längst in ihrem Herzen verharscht, — die erste Liebe ist gewöhnlich ein kurzer, schöner Traum, ein Nebelbild, das vor dem nächsten Nebelbilde erbleicht; nicht so die letzte Liebe, wenn das Herz

schon erkaltet ist und noch einmal, von dem elektrischen Funken der Sehnsucht und der Leidenschaft entzündet, erglüht; die letzte Liebe folgt uns in das Grab. Maria war den ganzen Tag allein, und unwillkürlich verloren sich ihre Gedanken in ihre Jugendliebe zu ihrem Offizier zurück. Erschreckt suchte sie dann Trost bei ihrem Gatten, doch er hörte ihr gleichgültig zu, oder zuckte die Achseln. Die Liebe ist ein Gefühl, das plötzlich, unwillkürlich uns erfaßt, das uns oft, gegen unsern Willen, hinzieht zu dem geliebten Gegenstand, doch hat der erste Blick, die erste Begegnung uns nicht mit elektrischer Gluth gezündet, so kommt die Liebe nimmermehr. So war es auch bei Maria und Dimitri. Als sie sich zum ersten Male sahen, machten die Umstände, die ihre Begegnung bedingten, die Liebe fast unmöglich, sie hätten sich später lieben können, doch der erste Augenblick hatte Alles verdorben, und jetzt konnten sie einander achten, sich neben einander wohl fühlen, doch die Liebe war für sie unmöglich.

Einst ward Dimitri des Nachts geholt, um einer Sterbenden den letzten Trost der Religion zu bringen. Der Pope, dessen Vicar er war, hatte sich geweigert, so spät sein Bett zu verlassen, besonders da die Sterbende einer jener Classen angehörte, auf welche die Armuth den Stempel der Paria drückt. Ein russischer Pope liebt Geld, und ein Gang, der ihm nicht bezahlt wird, ist für ihn ein saurer Gang.

Der Weg war weit und eisig kalt die Nacht, der Schneesturm brauste durch die öden Straßen eines der entferntesten Stadttheile Moskau's, in welchem Dimitri's Sprengel lag, nur langsam konnten der Priester und sein Sacristant, der ihm mit dem Viaticum folgte, durch das Schneegestöber forwärts schreiten, und oft mußten sie ihre Schritte zurücklenken, denn sie verirrten sich in den engen, sich kreuzenden Gassen. Endlich sahen sie in einem kleinen, niedrigen, auf die Seite gekreuzten hölzernen Hause ein Licht blinken.

Hier es ist, sagte der Sacristant, und öffnete das Pförtchen.

Sie traten in das Zimmer, in welchem wir Dimitri im Anfang unserer Erzählung haben sitzen sehen, ein. Auf einem elenden Bette, oder vielmehr auf einer Bank, die nur mit einer Filzdecke bedeckt war, lag die Sterbende. Bunte Lumpen, einst mit Flitterwerk geschmückt, umhüllten den mageren Körper, aus dem dunkelgelben Gesichte brannten zwei schwarze Augen, glühenden Strahlen gleich. Sie rang mit dem Tode, und der Kampf war schwer. Obgleich sie im Leben augenscheinlich nicht auf einem Rosenpfad gewandelt war, wollte sie nicht vom ersteren lassen und klammerte sich verzweifelnd an dasselbe. Als der Priester eintrat, blickte sie wild auf.

Ist er es? rief sie mit einer Stimme, die fieberhaft heißer klang.

Ja, antwortete ein Zigeunermädchen, das an ihrem Bette saß.

Dimitri blickte nach der Richtung, aus der die Stimme kam und zuckte zusammen, ein stechender Schmerz hatte ihm das Herz durchbohrt.

Er konnte seine Augen nicht von dem braunen Mädchen lassen; wie mit magnetischen Strahlen wurden seine Blicke zu ihr gezogen.

Und doch war sie nicht schön. Auf ihrem magern, fahlgelben Gesichte glühten die Wangen in dunkler Röthe, schwarze, in's bläuliche schillernde Haare fielen struppig auf die Schultern herab, ihr dunkles, feuriges Auge hüllte sich in Thränennebel, ihre Kleidung war ärmlich und von grellen, auffallenden Farben, ein hellrother zerrissener Shawl hüllte ihre Schultern ein. Was zog Dimitri's Augen auf dieses unscheinbare Zigeunermädchen? Was war die Ursache, daß sein Herz unruhig im Busen schlug?

Ist er es? wiederholte die Alte. Was kommt er denn nicht zu mir?

Dimitri suchte sich aus seiner augenblicklichen Erstarrung zu rütteln und trat zur Sterbenden, die seine Hand krampfhaft erfaßte.

Ich habe Dich rufen lassen, Priester, aber ich werde nicht sterben. Nicht wahr, ich werde nicht sterben? Ich fühle mich besser. Ich will nicht sterben! schrie sie grell auf.

Unerforschlich ist Gottes Vorsehung! Was Er thut, ist wohlgethan. Seid Ihr bereit, die heiligen Sacramente zu empfangen?

O nein, nein. Morgen! Ein anderes Mal.

Mutter, sagte das Mädchen flehend, Mutter! Mehr konnte sie nicht sagen, denn ihre Worte erstickten in einem Thränenstrome.

Nein, ich will nicht. Ich muß leben, muß für meine Mariula leben, rief die Sterbende und ließ die Hand des Priesters, die sie bisher mit Eisenkraft gehalten hatte, los, um mit beiden Armen ihrer Tochter Nacken zu umschlingen.

Schluchzend lag das Mädchen an ihrer Mutter Brust, doch trotz ihres Schmerzes, der in jedem ihrer Züge, in jeder Bewegung ihrer Muskeln sich malte, verließ sie ihr Bewußtsein nicht, und sie raunte flehend der Mutter in's Ohr: O, Mutter, Mutter, thue es doch. Vielleicht geben Dir die heiligen Sacramente das Leben wieder!

O nein, wer sie empfangen hat, der ist dem Tode verfallen. — Nein, ich will, ich kann es nicht thun.

Lange redeten sowohl Mariula als auch Dimitri der alten Zigeunerin zu, jedoch vergebens. Endlich ergab sie sich in ihr Schicksal, beichtete und empfing die Sacramente. Als es geschehen war, ergriff sie wieder des Priesters Hand, doch war in ihrem ganzen Wesen eine Veränderung vorgegangen, die fieberhafte Aufregung war von ihr gewichen, ihre Wangen brannten nicht mehr so dunkel, die trockenen, fieberhaft glühenden Augen hatten sich mit Thränen gefüllt.

Priester, Ihr seid ein heiliger Mann...

Heiliger Mann, wiederholte unwillkürlich Dimitri leise und mit einem ironischen Lächeln.

Priester, ich habe eine Bitte an Euch, Ihr wißt, daß einer

Sterbenden Bitte oft einem Gebote gleichkommt, und hier bittet eine sterbende Mutter für ihre Tochter . . .

Mutter! unterbrach sie Mariula.

Schweig, Mariula, sagte die alte Zigeunerin mit sanfter und doch ernster Stimme. Ich spreche hier mit dem Priester.

Sprecht, sprach Dimitri, wenn die Erfüllung Eurer Bitte im Bereich meiner Kräfte liegt, so verspreche ich Euch, daß das, was ihr verlangt, geschehen soll.

Schwört!

Ich schwöre nicht. Ich habe als Priester gesprochen und würde mich des Kreuzes, das meine Brust schmückt und Zeugniß ablegt von den Leiden unseres Heilandes schämen, wenn ich mein Wort nicht halten sollte.

Ich habe, Priester, ein Leben der Sünde geführt, und darum ist es mir so schwer jetzt zu sterben. Trotz der Worte des Trostes, die Du mir gesprochen hast, ist es schrecklich, schrecklich zu sterben! O, schwöre mir, Priester, daß Du meine Tochter, meine Mariula, nicht auf meinem Wege wirst wandeln lassen!

Ein sonderbares Versprechen, das Ihr von mir fordert. Ich kenne Eure Tochter nicht, bin als Priester Eurem Leben, Eurem Treiben fremd, was soll ich, was kann ich thun?

O, versprich es mir, Priester! Nur Armuth hat mich in das Laster gestürzt, nur Armuth trägt die Schuld an meiner Folter. Komm her, Mariula — und sie zog ihre Tochter zu sich — versprich mir, nicht das zu werden, was Deine Mutter einst gewesen. Die Tochter gab keine Antwort, sie konnte vor Schluchzen nicht reden, doch ein krampfhafter Druck ihrer Hand zeigte der Mutter, daß ihr das Versprechen gegeben worden sei.

Meine Tochter, meine Mariula hat versprochen, jetzt Priester versprich Du, sie zu stützen auf ihrem Pfade, ihr nicht zu erlauben, daß sie ihr Wort breche, das sie einer Sterbenden gegeben hat. Versprich es mir, und ich werde ruhig sterben, sonst Fluch mir und auch Dir.

Was soll ich aber thun?

Ich habe Dir gesagt, daß nur Armuth mich zum Falle gebracht, versprich mir, sie vor Armuth zu schützen, Ihr Priester könnt es ja.

Dimitri zuckte mit den Achseln.

Frau, sagte er, was kann ein Priester thun, ein armer Priester, wie ich bin, der mit Noth und Armuth ringt, um kümmerlich sein Leben fristen zu können, das einzige, was ich versprechen kann, ist, Eurer Tochter mit Rath und, nach Kräften, mit That beizustehen, wenn sie solches von mir verlangt.

Als er dies sprach, begegneten seine Augen zufällig die Augen Mariulas, er suchte darin zu lesen, ohne selbst zu wissen, was.

Als er, der Priester, das Zigeunermädchen verließ, liebte er — und es war ihm so wohl und so wehe, wenn er an Mariula dachte.

Am folgenden Morgen brachte man ihm die Kunde, die alte Zigeunerin sei gestorben. Er ging zu Mariula, um sie zu trösten, wenigstens war dies der Vorwand, den er sich selbst gab, um die niedrige Hütte der Zigeunerin am Dewitschipole zu besuchen.

Er fand Mariula trostlos und in Thränen, und sie schien ihm noch schöner als den Abend, da er sie zum ersten Male gesehen hatte. Als er wegging, drückte er ihr einen Zehnrubelschein, Alles was er in diesem Augenblicke sein nennen konnte, in die Hand.

Noch trauriger ward nun das Leben in der Wohnung Maria's, selten bekam sie ihren Mann zu Gesichte, er verbrachte seine freie Zeit fast immer bei Mariula, und wenn er mit seiner Gattin allein war, so saß er finster und in Gedanken da. Nicht daß ihm seine Frau, die arme Dulderin, nicht leid that, im Gegentheil, er bedauerte sie, er hätte sein Leben hingegeben, um sie glücklich zu sehen — aber er liebte. Nicht er hatte sich sein Loos erkoren, nicht er hatte die Kette geschmiedet, welche beide Gatten jetzt schleppen mußten, das Verhängniß hatte es so gewollt, hatte ihm auf seinen Pfad Mariula geworfen. Anfangs, als er zur Zigeunerin ging, glaubte er nur dem letzten Willen einer Sterbenden, einer Mutter, zu gehorchen, die ihrer einzigen Tochter einen Freund, einen Berather, hatte zur Seite stellen wollen, und dazu den Spender himmlischen Trostes auf Erden auserkoren hatte, jetzt fühlte er, daß ihm etwas Unwiderstehliches zu dem braunen Mädchen hinzog, mit dessen Charakter der seinige sympathisirte und die durch sein stürmisches Leben als dunkler Stern glänzte. Und doch begriff es der Priester, daß er sie nicht heirathen konnte, weil der russische Pope sich nur einmal verheirathen darf. Er fühlte, daß Mariula zu lieben ihm sowohl sein Priestertalar, als auch das Wort, das er der sterbenden Mutter gegeben, verbiete, — und doch liebte er und konnte nicht von seiner Liebe lassen!

3.

Wir wollen zur Scene zurückkehren, welche wir im Anfang unserer Erzählung beschrieben.

Dimitri saß bei Mariula finster und fast verzweifelnd, er hatte knieend vor dem Altar gelegen, zum Ewigen brünstig gefleht und um Erlösung seiner Leiden gebeten, aber vergebens, sein Gebet wollte ihm nicht Trost, nicht Linderung geben. Sein Verhältniß mit der Zigeunerin war inzwischen ruchbar geworden, und er erwartete jeden Augenblick vom Consistorium darüber zur Verantwortung gezogen zu werden.

Er war sich freilich bewußt, nichts Unrechtes gethan, und trotz des Lavastromes, der in seiner Brust kochte und sein Herz verbrannte, Mariula nur als Schwester behandelt zu haben. Wer aber würde es glauben? Uebrigens war es ihm einerlei, was die Menschen glauben würden, und doch stand er rathlos da und wußte nicht, was er beginnen sollte. Von der einen Seite seine stille, gute, duldsame Frau, deren engelreines Herz ein besseres Loos verdient hätte, als es ihr hier auf Erden beschieden worden. Auf der andern Mariula, ein launisches Mädchen, mit der Gluth der Leidenschaft in den schwarzen Augen; und wie die Zeugeunerin es sind, ihn heute zu sich ziehend und ihm Liebe schwörend, und morgen kalt von sich stoßend und verspottend, ein Mädchen, das er zuweilen hätte hassen mögen und doch unaussprechlich liebte! Ueberall sah er sich von Finsterniß umgeben und kein Ausgang aus diesem Labyrinth war ihm offen.

O, spotte nicht, Mariula, Du hast heute Deine bösen Launen. Wie kannst Du spotten, wenn ich leide; sage, kennst Du denn das Mitleid nicht?

Mitleid! lachte Mariula auf, Mitleid! Ein Mann um Mitleid flehen! Pfui, schäme Dich, Priester.

Krampfhaft fuhr Dimitri's Hand unter seinen Talar, er bohrte die Nägel tief in seine Brust.

O Mariula, warum habe ich Dich kennen gelernt!!

Warum? Du fragst, warum? lachte Mariula, und ihre weißen Zähne schienen zwei Reihen von Perlen in der dunkelrothen Korallenfassung ihrer Lippen, und dabei warf sie auf Dimitri einen solchen Feuerblick, daß er vor diesem Strahle unwillkürlich und krampfhaft zusammenfuhr.

Ja, ich weiß es warum! rief er, Dich hat der Himmel mir zur Strafe gesendet, weil ich stets mit der Vorsehung haderte, und das Loos verwünschte, das mir beschieden war. Wie glücklich hätte ich leben können! Mir ward ein Weib beschieden, das, wie ein Engel, sich auf unsere Erde verirrt hatte, um den Menschen des Paradieses Seligkeit zu verkünden; ich hätte dieses Weib lieben können und sollen, doch nein, ich habe mich kalt von ihr gewandt, habe nicht das Glück erkannt, das mich von selbst aufsuchte, und jetzt, jetzt... O Gott, ich liebe, und wen? — ein Weib, das meiner lacht und meine Leiden verspottet!

So liebe denn Deine Frau, noch ist es Zeit! sagte Mariula, und ihre Stimme schien kalt, doch hatte sie einen sonderbaren Klang und schien zu zittern.

O, wäre es mir vergönnt, sie lieben zu können! Doch nein, ich kann sie nicht lieben, weil ich Dich gesehen habe; ich kann sie nicht lieben, weil im ersten Augenblick, als ich sie sah, sich etwas Eisigkaltes, ein Geisterbild, ein Phantom sich zwischen mich und sie stellte.

Wozu liebst Du mich denn? Das Eis thaut, wenn ein warmer Sonnenschein auf dasselbe fällt, sei Du dieser Sonnenschein, und das Eis, das sich zwischen Dir und Deiner Frau als Scheidewand aufgethürmt, wird schmelzen. Denn glaube mir, Liebe erzeugt Liebe, — doch sie hielt inne, sie erschrak, zuviel gesagt zu haben.

Liebe erzeugt Liebe? wiederholte bitter Dimitri, o wenn sie könnte, setzte er hinzu, indem aus seinem Busen ein tiefer Seufzer drang.

Lieb' ich Dich nicht? Und doch...

Und doch... was bedeuten diese zwei Worte?

Daß ich Dich nicht liebe? .... in ihrer Stimme bebte wieder jener scheinbar kalte, aber zitternde und unerklärliche Ton.

Mariula hatte den Character der Zigeunerinnen; in ihrem ganzen Wesen lag Etwas, was nicht Worte aussprechen, keine Beschreibung erklären kann.

Ihre Worte standen oft im grellen Zwiespalt mit einander, in ihren Augen glühte oft ein unwiderstehlich anziehendes Feuer, während die Rede kalt und abstoßend klang. Sie schien im ewigen Widerspruche mit sich selbst, mit ihren Gefühlen, mit ihren Handlungen zu sein, und doch herrschte in Allem, was sie that, was sie dachte, eine wunderbare Harmonie, ein Einklang von Sphärentönen. Früh mit ihrer Mutter allein dastehend, einer Mutter, die sich allen Leidenschaften des afrikanischen Blutes, das in den Adern der Zigeuner fließt, hingegeben hatte, die aber bald erkaltet war und Ekel vor denselben fühlte, lernte auch sie früh das Leben kennen, früh denken und fühlen.

Dimitri, der offene, edle Charakter, der aber in seinem Sinnen und Streben in grellem Widerspruche mit der Kaste, in welche ihn das Schicksal geworfen und an die es ihn auf ewig gekettet hatte, stand, hatte auf Mariula einen tiefen Eindruck gemacht. Auch sie liebte ihn — liebte ihn tief und aufrichtig. Sie wußte aber, daß er nie mit ihr Hand in Hand durch's Leben gehen konnte, wußte, daß er verheirathet sei. Die Neugierde hatte sie getrieben, Maria kennen zu lernen, sie hatte einen Vorwand gesucht, sich in des Priesters Abwesenheit in sein Haus zu schleichen, und für eine Zigeunerin ist der Vorwand bald gefunden. Sie ging als Wahrsagerin zu Maria, und Maria, die doppelt Unglückliche, war abergläubisch, wie es alle Unglücklichen sind. Mariula hatte das Vertrauen Marias zu erschleichen gewußt, und das geprüfte junge Weib hatte der Zigeunerin ihr Herz erschlossen. Sie hatte gestanden, sie hätte geliebt, bevor sie Dimitri gekannt habe, sie liebe noch den, dem sie ihre erste Mädchenliebe hingegeben, doch sei er fern, sie wisse nicht, ob er noch lebe, ob er ihrer gedenke, jetzt sei sie Gattin, aber ihr Gatte liebe sie nicht, und doch sei sie durch einen ewigen Schwur an ihn gebunden. Vielleicht hätte sie ihren Mann lieben können, doch er fliehe sie immer mehr — und ihr einziges

Sehnen sei zu sterben, damit ihr Mann frei von dem Bunde werde, wozu beide gezwungen worden seien.

Das junge Weib that Mariula leid, und sie entschloß sich, Dimitri seiner Frau wieder zuzuführen — doch liebte sie Dimitri, liebte ihn täglich, so oft sie ihn sah, mehr. Aber sie fühlte in ihrem Herzen die Kraft, seinem Glück ihre Liebe zum Opfer zu bringen; sie wollte ihn so lange quälen, bis er sie verlassen würde, darum waren ihre Worte oft hart und grausam und im grellen Widerspruch mit dem unwillkürlichen Klang ihrer Stimme.

Mariula, begann Dimitri, denkst Du der Nacht, als Deine Mutter Dich mir auf ihrem Todtenbette anvertraute?

Mariula's Stimme war voll Thränen und Vorwurf, als sie folgende Worte sprach:

Als meine Mutter auf dem Todtenbette lag, bat sie den Priester, den Boten des Heilands, für ihre verwaiste Tochter, die jetzt auf der Welt allein dastehen müsse, zu sorgen, und ihr beizustehen als Helfer und Rather. Hat sie ihm, dem verheiratheten Mann, geheißen, ihre Tochter, ihr Kind, das sie vor den Lastern wollte geschützt sehen, mit seiner Liebe zu verfolgen und zu martern?

Ihre Stimme wurde in Thränen erstickt.

Gnade, Gnade! flehte Dimitri, mehr konnte er nicht sprechen. Auch Mariula war verstummt und saß schluchzend da.

Eine geraume Zeit verging und beide schwiegen.

Mariula . . . begann der Priester wieder.

Die Zigeunerin erhob ihr thränenfeuchtes Auge und blickte ihn schweigend an.

Mariula, sagte er nochmals und erfaßte des Mädchens Hand, in seiner Stimme klang nicht mehr Leidenschaft, sondern eine leise, unsägliche Trauer. Warum die harten Worte?! Ja, Deine Mutter hat Dich mir auf ihrem Todtenbette anvertraut, sie wußte nicht, sie konnte nicht ahnen, daß ich Dir statt Frieden zu bringen, Dein Herz mit Leid erfülle, und in Deine Augen Thränen locken würde. Verzeihe mir, Mariula; ich schwöre Dir hier, daß Deiner Mutter Vermächtniß mir heilig sein wird. Ich schwöre Dir, daß ohne Deine Erlaubniß kein Wort der Liebe über meine Lippen kommen soll, daß ich meine Liebe aber aus meinem Herzen verbannen soll, das kann ich Dir nicht schwören, denn verlange nicht Lüge von mir, verlange nicht Heuchelei. Mein Leben ist einmal ein Dornenpfad, den ich seit meiner Kindheit gewandelt bin. Zwei Frauen traf ich auf demselben, die eine nennt die Welt die meinige, doch gehörte ihr Herz seit langer Zeit, bevor ich sie kennen lernte, einem Andern, die Andere, die ich die meinige nennen möchte, ist auf ewig und durch unübersteigliche Schranken von mir getrennt.

Und er, der stolze Mann weinte, heiße, heiße Thränen rannen über sein gebräuntes Gesicht und verloren sich in seinen langen, schwarzen

Bart, denn die russischen Priester tragen, wie bekannt, lange Bärte. Er hielt Mariula's Hand in der seinigen, doch ohne Druck, regungslos, er wußte selbst nicht warum.

Mariula weinte, auch sie schwieg, doch entzog sie ihm ihre Hand nicht, auch sie war in Gedanken versunken, in jene trüben, wirren Gedanken, wenn man sich nicht von dem, was man denkt, Rechenschaft geben kann.

Da zog Dimitri leise das Mädchen an seine Brust, gab ihr, ohne daß sie sich sträubte, einen Kuß, einen einzigen, doch einen der nie enden wollte, den ersten Kuß der wahren Liebe und sagte ein Wort nur, doch ein Wort, in welchem eine Welt von Schmerzen lag: Lebewohl! Dann stand er auf und ging, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die geographische Bedeutung der europäischen Staaten.

Von

Rudolph Rost.

Das große Ländergebiet, welches vom Ganges bis zum Westende Europas, von Sicilien bis zum Nordcap sich erstreckt, wird von dem indo-europäischen*), dem am weitesten verbreiteten Volksstamme bewohnt. Die Configuration aller dieser Gegenden wirkt zugleich höchst vortheilhaft auf die Gesittung und den ganzen Culturzustand der sie bewohnenden Völker. Wenn wir in Centralhochasien, westlich vom Belurtag und Mustag die Heimath der Indoeuropäer, den Sitz des indoeuropäischen Urvolkes suchen, so gewahren wir, daß noch in vorgeschichtlicher Zeit dieses Volk sich in zwei Stämme schied, in einen südwärts und in einen westwärts ziehenden Stamm. Es verließ also dieser letztere seine ältesten Ursitze, um die Civilisation bleibend in den Erdtheil zu übertragen, dessen nördlichste Gegenden weniger kalt, als unter gleichen Breiten die von Asien und Amerika sind. Es bildet das Festland von Europa gleichsam eine westliche Halbinsel von Asien, von welchem es eine ungemein vielseitige Gliederung seiner Gestaltung, d. i. vielfach eingeschnittene Küstenumrisse voraus hat. Wie die äußere Gliederung unseres Erdtheils einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die Fortschritte der Cultur, überhaupt auf einen günstigen Entwickelungsgang der Völker ausübt, so ist von nicht minderer Bedeutung das, was man innere Gliederung d. h. die Beschaffenheit des Bodens, dessen Erhebung und Senkung nennt.

---

*) Band VI, S. 495.

Der indoeuropäische Völkerstamm ist der Träger der Cultur und Civilisation über den ganzen Erdball, sein Einfluß macht sich fühlbar in beiden Hemisphären, gern oder ungern beugen sich seiner Macht die eingeborenen Stämme auf dem Continent und den Inseln des Oceans. Gleichsam wie die vom Sonnenlicht ausgehenden, Alles zu neuem Leben rufenden, zarte Keime zur Frucht befördernden Strahlen, wecken aller Orten und Enden im weiten Erdkreis, von Nord nach Süd, von Ost nach West, in den Steppen Hochasiens wie auf den Inseln der Südsee, in den Polarländern wie zwischen den Tropen die Berührungen mit den indoeuropäischen Culturvölkern bei den noch tief in Barbarei versunkenen Nationen den Sinn für Gesittung, Lust zur Arbeit und Gefallen an allem Edleren, so daß die Civilisation zwar vielleicht erst nach längeren Zeiträumen aber mit unwiderstehlicher Macht sich alle bis jetzt noch ununterworfene Regionen erobert haben wird.

Wenn wir nach den Gründen fragen, warum gerade dieser Völkerstamm, der doch in körperlicher Hinsicht anderen, z. B. den Kaukasusvölkern nachsteht, einer so bedeutenden Macht theilhaft geworden ist, so daß kein anderer Stamm mit ihm einen Vergleich aushält, so liegen dieselben nach unserer Meinung wohl in der äußerst günstigen Lage seiner Wohnsitze, in dem so überaus kunstreich entwickelten Bau seiner auf dem höchsten Grade menschlicher Vollkommenheit stehenden Sprachen und dem Umstande, daß die Träger der Cultur das einzige höher entwickelte Lebenselement der syro-arabischen oder semitischen Völker, die tiefere Religiosität, in sich aufgenommen haben. Daß aber die Semiten Gründer dreier Religionen, des Judenthums, Christenthums und des Islam, wurden, beruht ganz entschieden auf ihrer Lebensweise als Hirtenvölker, welche sie zum Nachdenken über die Natur ganz vorzüglich anspornte. Es liegt jedoch nicht in unserer Absicht, die hohe Bedeutung der Religion in Bezug auf Entwickelung der Cultur der Völker näher ins Auge zu fassen, sondern wir wenden uns vielmehr der Betrachtung der von den Völkern indoeuropäischen Stammes bewohnten Länder Europas unter vorzüglicher Berücksichtigung der geographischen Beschaffenheit derselben zu.

Wenn man Europa eine große Halbinsel des östlichen Continents zu nennen pflegt, so kann man, hiervon ausgehend, in ihr (dieser Halbinsel) eine Wiederholung der Configuration des ganzen Festlandes der östlichen Halbkugel erblicken. Gleichwie der Nordosten des ganzen Continents, das nördliche Asien, eine starre, ununterbrochene Ländermasse ist, sehen wir das Aehnliche in Europa, an Rußland. Ebenso wie der ganze Continent in drei große Halbinseln oder Spitzen, Afrika, Vorderindien und Hinterindien oder eigentlich Neuholland, letzteres als eine Fortsetzung Asiens betrachtet, ausläuft, wiederholt sich dies bei unserem Erdtheil in den drei in das Mittelmeer hinausragenden Halbinseln, der pyrenäischen, appeninischen und Balkanhalbinsel. Wie hier die letzteren die inselreichste, so auch dort; man denke an die unzähligen Inselgruppen im Südosten Asiens und um Neuholland, während im Gegentheil Spanien wie Afrika die inselärmsten Theile sind. Sämmtliche genannte Endspitzen setzen sich submarin fort als Inseln, mitunter auch nur als Bänke, und merkwürdiger Weise

ist es ein Zweig des germanischen Völkerstammes, welcher diese äußersten Punkte des ganzen Continentes sowohl, als auch Europas inne hat. Den Engländern gehört in Europa Gibraltar, Malta und die jonischen Inseln, während die eigentliche Südspitze, Candia, nicht hierher zu rechnen ist, da sie als Accessit dem nächstliegenden größeren Festland, Kleinasien, zufällt. Das Capland in Afrika, die Insel Ceylon, südlich von Vorderindien, und Singkapora, die südlichste Stadt Hinterindiens, sind Besitzungen der Engländer. Letzeres, Singkapora, hat zwar die niederländischen (also auch dem germanischen Völkerstamm angehörenden) Besitzungen auf Sumatra und Java, den insularen Ausläufern dieser Halbinsel, noch vor sich, und es hat daher England die äußersten Spitzen auf dieser Seite, die Südküste Neuhollands und die Vandiemensinsel in Besitz genommen. Aehnliches kann man bei der Balkanhalbinsel in Europa beobachten, wo es ebenfalls England wenigstens bis jetzt nicht gelungen ist, die Südspitze einzunehmen. Auch hier ist es weiter gegangen, hat das mittelländische und arabische Meer überschritten und sich jenseits der Straße Bab el Mandeb in Aden auf dem arabischen Continent und auf der östlich vom Cap Guardafui, Arabien gegenüber liegenden afrikanischen Insel Socotora festgesetzt.

Spiegelt sich also in der Gestalt Europas die des ganzen östlichen Continents im Kleinen ab, so ist dieser Erdtheil aber geographisch durchaus das Land der Mitte zwischen den Extremen, zugleich aber auch das der Vielseitigkeit. Es ist weder so ganz oceanisch zersplittert wie Australien, noch so starr continental wie Afrika. Der Stamm herrscht über die Glieder weder so gewaltig vor wie in Asien, noch tritt das Centrum so gänzlich zurück wie in Amerika. Kein Erdtheil enthält so viele wohl entwickelte Stufenländer und so vortreffliche Wassercommunicationen. Obenan steht Europa betreffs der so überaus günstigen Küstenbildung. In dieser Beziehung verhalten sich die fünf Erdtheile folgendermaßen zu einander: Asien hat bei einem Flächeninhalt von 830,000 Quadratmeilen eine Küstenlänge von 7700 Meilen, mithin kommt auf 1 Meile Küste 108 Quadratmeilen Areal. Afrika enthält 534,000 Quadratmeilen, ist ohne tiefeinschneidende Küstenbiegungen, ohne Gliederung und daher von geringer Küstenentwickelung (3500 Meilen), so daß auf eine Meile Küstenlänge 152 Quadratmeilen Flächenraum kommen. Amerika's Flächeninhalt beträgt 663000 Quadratmeilen und es hat einen Küstenumfang von 9400 Meilen, es kommt also auf je 70 Quadratmeilen Bodenfläche 1 Meile Küstenlänge. Neuholland oder der australische Continent hat einen Flächeninhalt von 138,000 Quadratmeilen, sein Küstenumfang beträgt 1900 Meileu und auf eine Meile Küste kommen 73 Quadratmeilen Areal. Das Festland von Europa umfaßt 160000 Quadratmeilen mit einem Küstenumfange von 4300 Meilen, so daß also auf je 37 Quadratmeilen Fläche 1 Meile Küstenlänge kommt. Wie vortheilhaft ein solches Verhältniß ist und wie sehr es zur Civilisation und Machtstellung der betreffenden Völker beigetragen, lehrt die Geschichte an unzähligen Beispielen.

Durch diese vortreffliche Küstenbildung theilweise bedingt, besitzt Europa

ein mildes, gesündes Klima. Es kennt vermöge seiner Lage weder die tropische Hitze Afrika's, noch die grimmige Kälte Nordost-Asiens; auch fehlt ihm ebensowohl das Uebermaß des continentalen, wie des oceanischen Klima's. Es ist daher ohne große klimatische Gegensätze; seine Naturverhältnisse erzeugen vielmehr eine große klimatische Gleichartigkeit und zwar um so mehr, als die räumliche Ausdehnung des Erdtheils, im Vergleich mit anderen, sehr gering ist. Die Wärme nimmt in Europa nicht nur von Süden nach Norden, sondern von Westen gegen Osten ab und zwar in Folge der continentalen Lage und Gestalt der Ostseite des Erdtheils und der Richtung und Natur der herrschenden Winde. Fast in ganz Europa, mit alleiniger Ausnahme der äußersten Nord- und Süd-Enden, findet sich eine regelmäßige Folge von vier Jahreszeiten. Die Temperatur-Differenzen der Jahreszeiten wachsen mit der zunehmenden geographischen Breite, aber auch, wegen der Continentalität Osteuropas, mit der zunehmenden östlichen Länge. Oertliche Ursachen, vornehmlich der orographische Bau und die verschiedene sommerliche Erwärmungsfähigkeit benachbarter Land- und Meeresflächen erzeugen Abänderungen dieses Gesetzes, im Ganzen aber hat der Westen Europas ein milderes Klima als der Osten und überhaupt sind selbst die nördlichen Gegenden Europas weniger kalt als es die unter gleichen Breiten von Asien und Nordamerika gelegenen sind. Von wesentlichem Einfluß hierauf ist der warme Strom des atlantischen Oceans, welcher von Amerika kommend, die Küsten Europa's bespült.

Dieser oceanische Fluß warmen Wassers hat seinen Ursprung im Golf von Mexiko, fließt durch die Bahama-Straße in nördlicher Richtung und der Küste von Florida nahe, entfernt sich dann aber in seinem weiteren Lauf mehr und mehr von den Küsten der Vereinigten Staaten nach Nord-Nord-Ost, lenkt bei der Bank von Neu-Fundland nach Osten ab und sendet nun seine Wassermassen nach Nordost, Osten und Süden. Der bedeutendste Ausfluß ist wohl der gegen Nordost und mit Recht kann man sagen, daß seine Mündung im Arktischen Meer zu suchen ist. „Dieser Strom", sagt Humbold im ersten Bande des Kosmos, „wirft häufig tropische Samen (Mimosa scandens, Guilandina bonduc, Dolichos urens) an die Küsten von Irland, der Hebriden und von Norwegen. Er trägt wohlthätig zu der minderen Kälte des Seewassers und des Klima's an dem nördlichsten Cap von Scandinavien bei", wo bekanntlich unfern des Nordcaps zu Hammerfest auf dem 72. Grade nördlicher Breite Gerste reift, er bringt den Bewohnern der holzarmen und holzlosen nordischen Gegenden das Treibholz aus den südlichen Breiten von Nord- und Süd-Amerika. Nach Capitain Irmingers Mittheilungen über Nordpolar. Strömungen in der Zeitschrift für Allgem. Erdkunde von Dr. T. E. Gumprecht, kommen Treibhölzer auf den Faröern, am häufigsten bei Kirkeböe auf der Süd-Strominsel vor. Im Jahre 1844 sah er dort eine Fichte, deren Stamm einige Fuß über den Wurzeln 5½ Fuß im Umfange hatte, aus welchem man Planken sägte. „Wo der warme Golfstrom", bemerkt Humbold weiter, „sich von der Bank von Neu-Fundland gegen Osten wendet und einen Theil seiner Wasser unweit der Azoren gegen Süden sendet, dort liegt das Sargasso-Meer, die große Fucus-Bank, welche so

lebhaft die Einbildungskraft des Christoph Columbus beschäftigte und welche Oviedo die Tang-Wiesen (Praderias de yerva) nennt. Eine Unzahl kleiner Seethiere bewohnen diese ewig grünenden, von lauen Lüften hin und her bewegten Massen von Fucus natans, einer der verbreitetsten der geselligen Pflanzen des Meeres". Das Wasser des Golfstroms zeigt vom Golf von Mexiko bis zu den Küsten von Carolina eine Indigo-Farbe, die sich gegen das angrenzende Meerwasser ganz bestimmt abgrenzt. Die Geschwindigkeit, Breite und Temperatur des Stromes ist natürlich eine sehr verschiedene und nur in einigen Gegenden bekannt. Die Wärme des Golfstroms in der Floridastraße ist 24 Grad Reaumur, in der Höhe von Cap Hatteras an der Küste Nordamerika's noch etwa 23 Grad. Dieser Strom prallt von den Untiefen der Küste zwischen dem 35. und 40. Grad nördlicher Breite in der Richtung nach Europa hinüber und mißt im September auf den 67. Grade westlicher Länge 21 Grad Reaumur, auf dem 62. Grad westlicher Länge 20½ Reaumur, bei den Azoren unter dem 30. und 39. Grad nördlicher Breite 18½ Grad Reaumur. — Beobachtungen haben ergeben, daß das Wasser des Golfstroms 4 bis 5 Grad wärmer ist als das Meerwasser außerhalb desselben, und je nach der Jahreszeit 5½ bis 13 Grad wärmer als die ihn umgebende Luft. Wenn nun in Hammerfest am 72. Grade nördlicher Breite unter dem Einfluß des Golfstromes Gerste reift, während das 10 Grad südlicher gelegene Grönland außerhalb der Einwirkungen der südlichen Wasserfluten im Eise starrt, so müßte diese Küste, einer Bespülung derselben unterworfen, mit seinen nach Süden abgedachten Gestaden noch günstigerer Erfolge sich rühmen dürfen.

In Hinsicht der äußeren Gestalt der Bodenoberfläche herrscht im Süden und Norden Europa's der Gebirgscharakter, in der Mitte aber mehr das Tiefland, mit niedrigen Gebirgs- und Hügelketten untermischt, vor. Jenen Gebirgscharakter tragen insbesondere die drei großen Halbinseln im Süden (die pyrenäische, appeninische und Balkanhalbinsel) und die nördliche Halbinsel (Skandinavien) obwohl sich das höchste europäische Gebirge, die Alpen, auf dem Continente befindet. — Das Tiefland von Nordost-Europa kann man als die Fortsetzung der großen Steppenflächen Sibiriens und Turans ansehen. Der Ural bildet die Grenze gegen Sibirien. Es reicht vom schwarzen bis zum Eismeer, der Ost- und Nordsee, ihm gehören die jütische und holländische Halbinsel an. Die Grenze gegen das Gebirgsland Südwest-Europa's würde eine Linie von der Mündung des Dniester bis zu der des Rheins ausmachen.

Die Art und Weise der gesellschaftlichen Zustände und Staatsverhältnisse entspricht in unserem Erdtheil — wie überall — den rationellen und religiösen Eigenthümlichkeiten, so wie den verschiedenen äußeren Lebensbedingungen, vorzüglich auch der Einwirkung der mehr oder minder günstigen Beschaffenheit der Wohnsitze der Völker. Daher auch in dieser Beziehung, bei großer Einartigkeit, die entschiedenste Manichfaltigkeit der Erscheinungen. Das Christenthum schließt despotische, die gesteigerte Cultur patriarchalische Staatsformen aus, und wenn man die in jeder Beziehung Asien angehörenden Türken nicht berücksichtigt, so findet man in Europa nur monarchische oder republikanische Staats-

formen, welche letztere in ihrer vollen Ausprägung nur Staaten von geringer Bedeutung eigen sind. Die Staatsform soll niemals eine aufgedrungene, eine octroyirte sein, sie muß vielmehr eine aus dem Bedürfnisse des Volkes selbst hervorgegangene, dem Wohnsitze entsprechende sein. Räumlich große, namentlich ebene Länderstrecken werden sich nur zu monarchischen und zwar mehr unumschränkten, kleine Gebirgslandschaften eher zu republikanischen Staatsformen eignen, während für zusammengesetzte, d. h. aus Ebenen und Gebirgen bestehende Länder durch Verfassungen beschränkte Monarchien am passendsten sein werden. Daß dies nur allgemein theoretische Grundzüge sind, daß es hiervon viele durch andere Factoren gebotene Ausnahmen gibt, lehrt ein Blick in die Geschichte, im Ganzen und Großen aber wird sich diese unsere Behauptung gerade bei den europäischen Staaten durch die Geschichte bestätigt finden. — Unter den Europa bewohnenden Völkern indoeuropäischen Stammes sind nur slavische, germanische und romanische zu eigenem politischen Dasein gediehen, da die keltischen, lettischen, baskischen Stämme den Staaten jener einverleibt sind. Den letzten Schein eines eigenen nationalen Daseins nehmen unter ihnen allein noch die Basken und Iren in Anspruch.

Die Staaten der romanischen und germanischen Völkerfamilie haben sich höchst manichfaltig und zahlreich ausgebildet. Anders ist es bei den Slawen. Diese sind theils germanischen Staaten oder dem Türkenreiche einverleibt, theils zu einem einzigen großen Ganzen, zum russischen Staate, vereinigt worden, welcher letztere den ganzen Osten des Erdtheils, an Bodeninhalt fast zwei Drittheile, an Bevölkerung jedoch kaum ein Viertel des Ganzen umfaßt. Zahlreicher sind die Staaten der romanischen, am zahlreichsten die der germanischen Völker. Stammfremden Staaten einverleibt sind ein Drittel aller Slawen, ein Neuntel der Romanen, aber nur ein Zwanzigstel aller Germanen. Umgekehrt bestehen die Germanen-Staaten überhaupt bis zu einem Drittel ihrer Gesammtbevölkerung aus einverleibten Stammfremden, während solche Einverleibungen den slavischen und romanischen Staaten nur in weit geringerem Maße gelungen sind. Die europäischen Staaten bilden überhaupt ein System von politischen möglichst im Gleichgewicht gehaltenen Kräften.

Germanischen und romanischen Völkern gebührt überdies der Ruhm, ihre Herrschaft und damit europäische Gesittung auch über andere Theile der Erde ausgebreitet zu haben. Vor allem kommt dieser Verdienst den Engländern zu. Die Kolonien der romanischen Völker (einst die bedeutendsten) bilden gegenwärtig an Ausdehnung nur den achten, an Bevölkerung kaum den zwanzigsten Theil der germanischen Kolonisationen. Die Slawen, also die Russen, besitzen außer Europa ein weites, jedoch nur räumlich bedeutendes Gebiet.

Rußland ist zwar von allen Reichen Europa's, ja sogar der ganzen Erde das größte, gleichwohl ist die eigentliche Staatsmacht nicht so zersplittert, wie man hiernach erwarten sollte. Der Mittelpunkt des Reiches liegt in dem flachen Landbecken zwischen der Wolga, der Steppe und Litthauen, einige 20,000 Quadratmeilen groß mit ungefähr 30 Millionen Einwohnern, die zum größten Theile, etwa 25 Millionen, der großrussischen und fast alle der griechischen Kirche

angehören. Rußland erstreckt sich durch eine größere Verschiedenheit von Klimaten als irgend ein anderer europäischer Staat und ist dabei ebenso ausgezeichnet durch physische Einförmigkeit, als die germanische Mitte und der romanische Süden durch Manichfaltigkeit der Bodenformen und des Naturlebens. Dieser Eintönigkeit des Landes entspricht die Einförmigkeit des Volkes hinsichtlich seiner politischen, kirchlichen, Abstammungs- und sonstigen Verhältnisse. Charakteristisch ist der Mangel jeder bedeutenden Gebirgsscheide, welche jetzt der Einheit des Staates, vorzüglich der unumschränkten Monarchie, außerordentlich günstig, im Mittelalter aber den Verheerungszügen der von Osten eindringenden Nomadenvölker sehr förderlich gewesen ist. Es steckt auch noch heutzutage in den Slawen eine gewisse Vorliebe zum Nomadenleben, was unter anderen schon die Neigung zum Fuhrwesen kund thut. So ergreifen z. B. die Großrussen außer der Krämerei am liebsten den Stand der Fuhrleute. Das veränderliche Leben sagt ihnen ganz besonders zu, ja so stark ist ihr Wandertrieb, daß es oft in ganzen Gouvernements nur wenig Männer geben soll, die nicht wenigstens ein Mal in Moskau, der alten, heiligen Stadt, gewesen sind; die russischen Messen, zumal die berühmte Messe von Nischni-Nowgorod, werden von so ungeheuren Menschenmassen besucht, daß man ihre Zahl schon auf mehr als eine Million anschlug, ja in Folge seiner beständigen Wanderungen will man bei dem Großrussen sogar eine verhältnißmäßig stärkere Entwickelung der unteren Extremitäten bemerkt haben, während umgekehrt der Germane in Brust und Arm den Hauptsitz seiner Kraft hat. — So reich Rußland an Strömen und Seen ist, so ist sein Stromnetz doch keineswegs günstig. Die Lage nach Osten hat Rußland lange Zeit dem Verkehr mit der abendländischen Culturwelt entrückt.

(Schluß folgt.)

Die Fuge,

ihre verschiedenen Formen und deren frühere und gegenwärtige Bedeutung in der Tonkunst.

Von

C. Mayer.

(Schluß.)

Denken wir uns mehrere von harten Schicksalsschlägen heimgesuchte Personen, welche ihren thränenreichen Erdenschmerz in klagenden Trauerworten aussingen, etwa wie folgt:

Hier in diesem Erdenleben
Trifft uns heißer Seelenschmerz,
Oftmals weint man blut'ge Thränen,
Bis im Tode bricht das Herz.

Da auf einmal ertönt eine Engelsstimme aus Himmelshöhen und singt den klagenden Erdenkindern Trost und Frieden in die von Schmerz und Gram zerrissene Brust! — in lang ausgehaltenen Noten ertönt:

„Trocknet Eures Jammers Thränen",

oder:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc."

und dann lösen sich alle Schmerzensthränen in die heiteren Dreiklänge des ewigen Friedens auf; — denken wir uns eine solche Situation, so haben wir eine Fuge zum Choral. Hierzu werden gewöhnlich einfache Fugen, höchstens Doppelfugen angewandt. Den Choral gibt man am besten der Sopranstimme. Nachdem also die tieferen Stimmen das Fugenthema begonnen und beantwortet haben, oder auch noch während der Beantwortung — erscheint in der Oberstimme die tröstende Choralstimme. Die Fuge wird dann regelmäßig durchgeführt; dabei übernimmt gelegentlich auch wohl die Mittelstimme den Choral oder wenigstens eine Strophe davon und die Oberstimme geht mit in das Fugen-

thema ein. Während des Chorals wird entweder das Fugenthema oder die Motive desselben von den anderen Stimmen durchgeführt.

Diese Kunstform ist nicht so schwer und bedarf nicht so vieler mathematischer Berechnungen wie die Doppel- und Quadrupelfuge; auch lassen sich höhere ästhetische Zwecke durch sie erreichen; deßhalb wird sie öfters in Vocal- und Orgelwerken, überhaupt in zahlreichen Kirchencompositionen eingeführt.

Was nun die Stellung und Bedeutung in früherer und gegenwärtiger Zeit betrifft, so ist in dem Artikel über Kirchenmusik (die Wissenschaft im 19. Jahrhundert, 7. Bd.) und auch noch in anderen Schriften, ein Urtheil gefällt, das zwar in einer Hinsicht zutrifft, aber doch zu weit geht, wenn es der Fuge jede höhere Weihe und Bedeutung in der Kirchenmusik abspricht. Diese Anforderungen, welche der Anonymus im 7. Bande der Wissenschaften an die Tondichter der religiösen Musik stellt, sind mir aus der Seele geschrieben; ebenso die Worte über den argen Mißbrauch der vielen contrapunktischen Kombinationen. Daß er aber die Fuge ganz aus der Kirche verbannen will, weil sie wahrhaft religiöse Gefühle nicht darzustellen vermöge, ist ein eben so großer Irrthum, wie ihn sich R. Wagner zu Schulden kommen läßt, daß er alle Coloraturen aus der Oper herausmerzt, weil zuviel Mißbrauch damit getrieben wurde. Wahr ist es, die größten Fugencomponisten, selbst Sebastian Bach, haben zahlreiche Fugen geschrieben, welche eben nur als bloße Meisterwerke in der Technik betrachtet werden können; staunenswerthe Meisterwerke in contrapunktischen Berechnungen, aber gefühllos, ohne Gemüth, ganz wie ein großes verwickeltes Rechenexempel. Auch die Doppelfuge in Mozarts Requiem Christe eleiso gehört in diese Kategorie, mag sie Mozart selbst oder Süßmaier geschrieben haben; wahrscheinlich ist Letzteres der Fall. Ist sie aber aus Mozarts Geiste, so muß man ihn entschuldigen, denn er war damals krank und wollte das Werk baldigst vollenden. Ueberhaupt ist es ein gedankenloses Beginnen, alle Werke eines großen Geistes für gleich gut und vollkommen zu erklären. Auch die größten Menschen haben schwache Stunden und können nicht immer in steter Geistesspannung und Geistesklarheit leben und schaffen. Und dann bedenkt doch nur, daß fast alle unsere größten Geister, Bach, Haydn, Mozart, Beethoven u. v. A. mit den härtesten Nahrungssorgen kämpfen und oft schnell schreiben mußten, um nur das nöthige Geld für die täglichen Bedürfnisse zu erwerben!! Dann soll man auch erwägen, daß viele Componisten, wie Bach, zahlreiche Fugen anstatt unserer Virtuosencompositionen schrieben, um ihre technische Fertigkeit damit zu zeigen. Wieder andere wurden mehr für die Compositionsschüler gearbeitet, um darzulegen, auf wie vielfache Art und Weise, in welchen manichfaltigen Combinationen sich ein einfaches unscheinbares Thema bearbeiten läßt. Aber zugestehen muß ich auch, daß eine große Zahl Fugen in vielen Kirchencompositionen nicht das Papier werth sind, auf dem sie geschrieben stehen. Ja es ist oft ganz unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mann auf Worte: „Herr erbarme Dich unser“ ꝛc. solche gefühllose Coloraturen schreiben kann, die sich in den langweiligsten Windungen durch das ganze Werk ziehen! Worte, wie: „Herr erbarme Dich, sei uns gnädig, verleih uns

Frieden" rc. sollten doch nur in tief gefühlvollsten, mächtig ergreifenden Tonweisen gesungen werden; sie unter Coloraturen zu legen, ist der größte Unsinn, den man machen kann. Zum Glück haben aber unsere Tondichter auch zahlreiche Fugen geschrieben, in denen sich ein tiefgefühlvolles Seelenleben kund gibt. Ich erinnere nur an das sanft klagende F moll-Thema in Bach's wohltemperirtem Clavier und an die feierlich erhabene E dur-Fuge, die sich nur langsam und würdig in ganzen, halben und Viertelnoten bewegt. Dieselbe Sammlung enthält noch viele andere Fugen, die mit untergelegtem Text in der Kirche gesungen werden könnten, obgleich sie nur für Clavier und Orgel geschrieben wurden. Die Behauptung, es lasse sich in den Fugen, wegen den contrapunktischen Berechnungen kein ergreifendes Gefühlsleben darstellen, wird schon thatsächlich durch die zahlreich vorhandenen Worte widerlegt, in denen es geschah. Jetzt will ich diese Ansicht theoretisch prüfen und widerlegen. Zuerst stelle ich aber als Axiom auf, daß nur derjenige Künstler wahre Meisterwerke zu schaffen vermag, welcher die Formen mit Leichtigkeit beherrscht und seinen Ideen dienstbar macht.

Solch eine Fuge mit den combinirtesten contrapunktischen Formen muß sich im Geiste ganz ebenso gestalten und herausspinnen, wie die einfachste Liedmelodie. Die Fugengedanken müssen sich schon beim Entstehen in die contrapunktischen Formen hüllen, so daß gar kein kaltes Berechnen nöthig wird. Wer sich aber erst so bemüht, um ein recht brauchbares Thema zu finden, das sich durch alle Formen drehen und wenden läßt, und dann sinnt, denkt und speculirt, wie er es in allen möglichen Durchführungen erscheinen lassen kann, der beherrscht die Formen noch nicht und wird sicherlich nur mangelhafte Produkte schaffen, selbst wenn er die reichste Phantasie besäße. Die contrapunktischen Formen müssen ganz zum Eigenthum der Phantasie werden, sie sollen nur Thätigkeitsäußerungen des Geistes sein, der seine Gedanken eben nur in und durch dieselben manifestirt. Wem aber die Formen nur Gefäße sind, in die er seine Ideen legt, der erzeugt kein organisches Produkt, sondern ein Machwerk. Die contrapunktischen Formen müssen so zum Eigenthum des Geistes geworden sein, daß die Phantasie ganz unbewußt darin denkt und schafft, es geht hier ganz so, wie beim Virtuosen mit der Technik. Der Anfänger im Clavierspiel sucht erst jede Note, jede Taste langsam und mit vollem Bewußtsein heraus; hat er den Dominantseptimenaccord von Cdur zu greifen, so liest er erst g h d f und dann greift er eben so langsam die entsprechenden Tasten. Aber beim geübten Pianisten ist Blick und Griff ein Moment; ein solcher spielt in einer Viertelstunde viele Tausend Töne, ohne sich jedes einzelnen Tones bewußt zu werden, d. h. ohne bei jedem einzelnen Tone mit wollendem Bewußtsein hinzugreifen. Man verstehe aber diesen Satz nicht falsch. Das Bewußtsein ist bei dieser Action leitender Regulator, ganz so, wie beim Componiren; nur wird nicht jeder einzelne Ton, nicht jeder einzelne Accord denkend und rechnend geprüft vor dem Anschlag, sondern man spielt so fort, wie man geht und athmet; nur bei besonderen Schwierigkeiten reflectirt man auf jeden einzelnen Tritt und Athemzug und ebenso auf jeden einzelnen Ton. Diese Körperfunctionen sind

so zur Geistesfunction geworden, daß sie von selbst ohne Reflexion vorsichgehen. Eben so müssen die Compositionsformen nur zu naturgemäßen Thätigkeitsäußerungen des Geistes werden. Um dies noch evidenter zu beweisen, erinnere ich an den Schüler der Harmonielehre. Will er seine ihm bekannten Accorde und Modulationsgänge zu einem Tongebilde gestalten, so denkt und rechnet er bei jeder Accordwahl, ob sie richtig, gut und effectvoll sei. Er denkt, ich will von C dur durch Es g b d g nach As dur gehen und dann durch As c es fis in den Quartsextaccord g c e g und Dominantseptimonaccord g h d f und wieder zurück nach C dur leiten. So macht es der Anfänger. Aber der gewandte Componist geht durch Hunderte von Accorden, ohne jeden einzelnen denkend, wollend und berechnend zu prüfen. Sie folgen in seinem Geiste auf einander und sind auch richtig. Ebenso verhält es sichs beim Construiren der melodischen Gedanken. Der Anfänger muß stets darauf sehen, daß er regelrechte Sätze und Perioden bildet; daß er keine ungerade Taktzahl hinschreibt; Sätze und Perioden gut modulatarisch und rhythmisch gruppirt. Und bei allen diesen Berechnungen passirt es ihm doch nicht selten, daß er eine fünfzehn- oder siebenzehntaktige Periode hinschreibt, anstatt eine sechszehntaktige. Einen solchen Fehler begeht aber niemals ein Tondichter, dem die Formen zur Geistesnatur geworden sind, der durch anhaltende Studien und zahlreiche Arbeiten die Formen so beherrscht, daß seine Phantasie stets darin denkt und schafft. Ein solcher gewandter Tondichter braucht die Sätze und Perioden gar nicht nachzuzählen; sie sind richtig, denn seine Phantasie kann keine Fehltritte thun, so wenig als der verständige Mann über Steine stolpert, ohne deshalb auf jeden Schritt reflectiren zu müssen. Nicht anders verhält sichs bei den Fugencomponisten. Alle Durchführungen Umkehrungen, Verkehrungen und Engführungegn müssen sich im Geiste so organisch heraus entwickeln, wie die Pflanze aus dem Samen. Bei dem dies nicht geschieht, der beherrscht die Formen noch nicht und ist überhaupt noch nicht befähigt, eine gute Fuge zu schreiben. So wie man eine einfache Melodie aus sich heraussingt, ohne auf jeden einzelnen Ton besonders zu reflectiren, so muß der meisterhafte Tondichter auch eine Fuge aus seinem Geiste entwickeln. Daß es möglich ist, haben jene großen Compnisten und Virtuosen hinreichend bewiesen, welche ein ihnen aufgegebenes Fugenthema sogleich ohne Vorbereitung auf ihrem Instrumente durch alle möglichen Formen führten. Diese Meister haben auch seelenvolle, gefühlvolle Fugen geschrieben, aber auch solche, worin sie nur zeigen wollten, welche Combinationen möglich sind. Sebastian Bach hat in seiner Kunst der Fuge ein einfaches Thema zu zahlreichen Fugen mit den wunderbarsten Durchführungen bearbeitet; bei der letzten rief ihn der Tod ab, sie blieb unvollendet. Lebte er ein Jahr länger, so hätte er über dasselbe Thema vielleicht noch ein Dutzend geschrieben. In solchen Werken zum Schulgebrauch darf man freilich kein Gemüth-, kein Gefühlsleben suchen wollen. Daß aber auch in den besten Werken jener Zeiten nicht der Gefühlsreichthum vorhanden ist, der sich in den Geistesproducten der Neuzeit manifestirt, lag überhaupt im Culturstandpunkte jener Menschen. Das subjective Leben war damals noch nicht so tief innerlich entwickelt, als in der

Gegenwart. Dies glaube ich schon hinreichend dargelegt in den musikwissenschaftlichen Artikeln des dritten, vierten und fünften Bandes der Wissenschaften im 19. Jahrhundert!! Aber dennoch gewähren uns die besseren Werke jener Tondichter die edelsten Hochgenüsse, nur darf man nicht verlangen, daß sich der ganz ungebildete Mensch daran erfreuen soll. Leset den Ungebildeten Schiller'sche und Goethe'sche Schauspiele vor, so werden sie eben so einschlafen, wie wenn sie Bach's und Händel's Meisterwerke anhören. Aus diesem Grunde ist aber auch die Forderung des Anonymus gerecht, daß er verlangt, man soll in der Kirche Werke vortragen, die den Gebildeten und Ungebildeten zur Andacht begeistern. Ein Chor, wie: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben", aus dem Oratorium von Spohr, wird die ungebildete Menge zur Andacht und zu Thränen der Wehmuth stimmen und doch auch den gelehrten Contrapunktisten begeistern. Solche Werke schafft und führt sie in der Kirche auf. —

Im 17. und auch im 18. Jahrhundert war die Fuge allbeherrschend, die dominirende Kunstform. Sonaten, Quartetten, Ouverturen und Symphonien nach unseren heutigen Formen kannte man damals noch nicht. Die Fuge war also das einzige große Musikstück. Für die Orgel und das Clavier schrieb man nur Fugen und jedes große Kirchenwerk sollte Fugen enthalten. Dabei mußten alle möglichen contrapunktischen Umkehrungen eingeführt werden. Jedes Musikstück wurde nach seinen Nachahmungen, contrapunktischen Combinationen und Fugen tarirt, classificirt. Eine große regelrechte Fuge zu schreiben, war das Meisterstück aller Componisten. Doch die Zeiten änderten sich. Mit der Ausbildung der Oper, Symphonie, Ouverture, Sonate und der zahlreichen anderen Musikformen schwand das Interesse an der Fuge; sie wurde immermehr aus dem Kunstleben verdrängt und zuletzt nur auf die Orgel und Vocalmusik beschränkt. Und auch hierin spielt sie in neuester Zeit nur eine Nebenrolle. Während früher kein großes Tonwerk ohne Fuge komponirt werden durfte, wird sie dagegen heutzutage nur äußerst selten eingeführt und auch dann sehr oft nur als Fugalform, d. h. das Thema wird einmal durchgeführt und dann in den Schluß eingeleitet. Allerdings gibt es auch jetzt noch Theoretiker und Praktiker, die jedes Tonstück nach der Zahl der Nachahmungen, contrapunktischen Umkehrungen, Canons und Fugen beurtheilen, aber deren Zahl ist zu klein, ihre Ansprüche und Kritiken verhallen unbeachtet. Früher waren alle diese Formen der große Hauptzweck der Tonkunst; in unserer Zeit sind sie nur Mittel zu den höheren ästhetischen Zwecken. Aber dennoch dürfen sie nicht verachtet noch verbannt werden, weil zu viel Mißbrauch damit getrieben wurde, sondern sie müssen eingeführt werden, wo es die physische Situation und der ästhetische Zweck bedingt und verlangt. Die Fuge repräsentirt ein versammeltes Volk, wo Einer einen Gedanken zuerst ausspricht; ein zweiter beantwortet ihn, dann ein Dritter und Vierter, endlich stimmen sie überein, gehen aber im Discourse wieder auseinander, sprechen denselben Gedanken in den verschiedensten Formen aus und vereinigen sich dann endlich zum Schlußresultat.

Jeder Laie ersieht schon hieraus, daß eine solche Kunstform nicht nur berechtigt, sondern ganz unentbehrlich ist. Aber so wie die eben geschilderte Situation nicht alle Tage in jeder Versammlung vorkommt, so kann auch nicht in jedem Tonwerke eine Fuge erscheinen. Nur wo es die Situation des Textes erfordert, muß sie eintreten. Vor allem Anderen soll man dann zuerst ein tief gefühlvolles, gesangreiches Thema schaffen und sich nicht in langen trivialen Rouladen ergeben, wie es gedankenleere und phantasiearme Köpfe nur gar zu oft thun. Vermeidet man die sich windenden Bandwürmer und produzirt seelenvolle Gedanken, so wird und muß eine solche tiefgedachte und tiefempfundene Fuge auch die Laien ergreifen. Außer den ästhetischen Zwecken haben die Fugen- und alle anderen polyphone Formen auch noch rein praktisch-technische Zwecke. Nur durch sie hindurch arbeitet sich der Componist zu Gewandheit in der Formbildung und Stimmenführung empor. Mozart, Beethoven und alle anderen großen Tonmeister haben in ihrer Studienzeit zahlreiche Fugen, Canons und contrapunktische Sätze gebildet und gestanden es offen ein, daß sie nur hierdurch ihre technische Fertigkeit in der Stimmenführung und in allen Formen erlangt haben. Man lernt dadurch aus einem Samenkorn einen Baum bilden, aus dem kleinsten unscheinbarsten Motive das großartigste Tonwerk schaffen, wie es Beethoven in der C moll-Symphonie mit dem einfachsten Gedanken ♪♪♪ 𝅗𝅥 vollbracht hat. Laßt uns also die großen Werke eines Bach, Händel u. A. heilig halten, führt sie nur in gebildeten Kreisen auf und wählt auch dann nur ihre tiefempfundeneren. Ihre Perrücken und Zöpfe ahmt nicht nach, sondern betrachtet sie als Schwächen des Zeitgeistes. Nur was sie in geweihten Stunden producirten, soll unseren Geist erfreuen. Zahlreiche Cantaten, Miserere's und andere Kirchenwerke können auch ohne Fugen geschrieben werden, aber in Oratorien werden sie oft nicht zu vermeiden sein. Dann muß aber unser tiefgefühlvolles Seelenleben zur Darstellung kommen und unser Herzblut darin pulsiren; wo aber nur kalte Verstandesthätigkeit rechnend waltet, vermag kein Gefühlsleben sich zu entfalten. Solche Produkte lassen eben so gefühllos kalt wie die Reflexionsmachwerke phantasieloser Dichter. Also nur der Mißbrauch schwacher Köpfe hat die Fuge in Mißcredit gebracht. Wir besitzen aber eine große Zahl Meisterwerke, in denen ein wahrhaft poesievoller Gehalt und ein tiefergreifendes Gefühlsleben zum Ausdruck gelangt ist und die uns durch ihre ästhetische Schönheit und technische Formvollendung erfreuen und begeistern.

Ueber Bildung und einiges Charakteristische der französischen Sprache.

Von

Rudolph Rost.

Wenn wir in der ältesten französischen Literatur bis zu den Einfällen der Franken drei Hauptepochen, die druidisch-gallische, die gallisch-griechische und die gallisch-griechisch-lateinische unterscheiden, so müssen wir von vornherein bekennen, daß von der ersten, wo die Poesie in Gallien von Barden (bard, keltisch Sänger) gepflegt und die Philosophie von Eubagen zu kräftiger Regsamkeit erhoben wurde, welche beide, Barden und Eubagen, man gewöhnlich mit dem Namen Druiden (Priester der Eiche, derw, keltisch Eiche) bezeichnete, nur äußerst wenig bekannt ist, da die Druiden, aus Furcht, ihre Grundsätze verbreitet zu sehen, nicht schrieben, sondern sich nur auf mündliche Ueberlieferungen beschränkten.

Die Sprache der Druiden war die Keltische. Die dürftigen Reste der altgallischen Sprache verdanken wir den Aufzeichnungen römischer und griechischer Schriftsteller, denen es natürlich auf treue Bewahrung der grammatischen Form der gallischen Worte wenig ankam. Als Sprache ist das Keltische erloschen, Spuren finden sich im Bretagneschen, Irischen und Gälischen*).

Klarer und bestimmter tritt uns die zweite Epoche vor Augen. Griechische Bildung dringt seit der Gründung von Kolonien an der Südküste in das rohe Gallien ein. Die Keime neuer Thätigkeit entfalten sich und der erste uns bekannte, in Gallien geborene Schriftsteller ist Pytheas. Gallier und Griechen lebten in der Provence in ziemlicher Eintracht, griechische Civilisation drang ein in die unwissenden Bewohner dieses Landes; die Druiden, sonst so neidisch auf ihr Ansehen, legten ihnen keine Hindernisse in den Weg, die das

---

*) Bd. VI, der Wissenschaften im 19. Jahrh. S. 498.

Gedeihen ihrer Ansiedelung hätten beeinträchtigen können, sondern beeilten sich im Gegentheil, sie freudig aufzunehmen, ihre gewonnenen Einsichten an den reichen Quellen griechischer Bildung zu vermehren und so der eigenen Macht einen höheren Aufschwung zu geben.

In der dritten Periode, die mit der Eroberung Galliens durch Cäsar beginnt und mit den Einfällen der Franken endet, tritt römisches Element in Gallien auf. Irriger Weise stützten viele Philosophen hierauf die Behauptung, die französische Sprache wäre aus der lateinischen entstanden ohne Berücksichtigung irgend eines anderen, den wirklichen Ursprung bestimmenden Elementes. War es denn wohl den Römern möglich, mit einem Male die sämmtlichen Mundarten der Gallier zu vernichten und sie in lateinisch redende Unterthanen Roms zu verwandeln? Gibt doch die dem Gälischen und Irischen verwandte Sprache des Volkes, das in der Bretagne wohnt, beredtes Zeugniß vom Gegentheil! Es ist den Römern auch niemals eingefallen, die gallische Sprache auszurotten. Um sich verständlich zu machen, mußten Sieger und Besieger sich gegenseitig Wörter entlehnen, wovon aber keines in das Lateinische überging; der Gallier hingegen nahm lateinische Wörter in seine Sprache auf, weil erfahrungsgemäß von zwei Völkern, welche sich verschmelzen, das höher kultivirte auf das an allgemeiner Bildung tiefer stehende in Hinsicht der Sprache und Cultur den bedeutendsten Einfluß übt. Deshalb aber muß man noch nicht das Gallische und Französische vom Lateinischen geradezu ableiten wollen. Vergebens würde man dann den Stamm von gegen 5000 Wörtern aufsuchen, von denen die meisten aber sich vermittelst des keltischen auflösen lassen. — Einen solchen Einfluß, der alle Spuren früheren Daseins verwischt hätte, konnte demnach das Lateinische auf das Gallische nicht haben, obgleich römische Cultur eingedrungen war, zur Verbreitung der Wissenschaften und Künste mächtig beitrug und das Streben nach geistiger Veredlung mit frischer Kraft beseelte. Dies berührte aber nur die höheren Klassen, denn das Volk blieb meistentheils unwissend und nahm nur wenig von den sich entwickelnden Kenntnissen an. In jedem Land bewahrt das Volk, das einem Sieger anheimfällt, die herkömmlichen Eigenthümlichkeiten des Familienlebens und verstößt hierin Alles, was ihm Jener überliefert. Niemals hat in Gallien die römische Geistesbildung den gewohnten Kreis der Bedürfnisse der niederen Volksklasse vergrößert, noch zu deren gesellschaftlicher Verfeinerung beigetragen, nur für die höheren Stände und in großen Städten erhoben sich Akademien, in denen Kunst und Wissenschaft Pflege fanden. Es bildete sich der römische Ausdruck einer allgemeinen Belehrung nur bei den für Wissenschaft empfänglichen, vornehmen Galliern und ward den auf niederer Cultur stehenden nicht zu Theil.

Die mächtige Einwirkung der Römer auf die Bildung der höheren Klassen der Bevölkerung Galliens beweisen die in dieser Epoche auftretenden Schriftsteller. Von ihnen zogen einige die Aufmerksamkeit der Beherrscher der Welt auf sich und spielten sogar am Hofe der Kaiser eine bedeutende Rolle. Sie schrieben in lateinischer Sprache, deren Verfall zu dieser Zeit schon sichtbar hervortritt, die Dichtkunst beschränkt sich fast ausschließlich auf Nachahmungen

älterer Muster. Noch später erstirbt das Gefühl für Großes und Erhabenes und die Sprache verliert völlig ihre Reinheit und Anmuth; die Bildung des Volkes wird unter den Kaisern von dunkler Abkunft auf das schnödeste vernachlässigt und rohe Gewaltthätigkeit, noch erhöht durch Begehung von Verbrechen aller Art, bemächtigt sich der Obergewalt; Wissenschaft und Kunst werden unterdrückt und die Literatur zeigt sich in ärmlicher Gestalt. Zu jener Zeit wirkte auch der Zustand des seinem Verfall zueilenden Römerreichs auf die gallischen Schriftsteller; ihre Sprache ist dunkel und schwülstig, ihre Satzbildung schwankend; Fehler zeigen sich überall, welche aus dem zerrütteten Zustande der damaligen Literatur entspringen und sich so vermehren, daß beim Einfalle der Barbaren der gute Geschmack, die gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache seinem Untergange entgegen geht.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts beginnen die Einfälle der Franken, Westgothen und Burgunder, diese germanischen Stämme brachten zwar ihre deutsche Sprache mit nach Gallien, erhielten dieselbe aber nicht rein, sondern gaben deren ursprüngliche Eigenthümlichkeit insofern auf, als sie viele Wörter theils aus der lateinischen oder römischen Sprache, die natürlich weit ausgebildeter und allgemein verbreitet war, entlehnten, theils auch aus den alten nichtrömischen Landessprachen in den eroberten Reichen. So entstand eine Mischung ebenso der germanischen Sprachen wie der römischen mit den den keltischen und baskischen angehörenden von den Römern schon gesprochenen Landessprachen. Das nach den Einfällen in Gallien entstandene Idiom, dasjenige, welches den Siegern wie den Besiegten zum gegenseitigen Verständniß diente, mußte also folgende Bestandtheile haben:

1) Das Keltische; 2) das Baskische; 3) das Griechische; 4) das Lateinische und 5) das Deutsche. — Von diesen Elementen verschwinden einige; die übrigen verschmelzen sich bei der großen Mischung, wodurch Einheit der Sprache entsteht; späterhin treten noch andere Bestandtheile hinzu, wodurch der Wortvorrath der Sprache bereichert wird. Im Ganzen bildete nördlich der Linie, die sich durch die Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Limousin, Perigord und Saintonge zog, in der nordfranzösischen Sprache (langue d'oil) und Sinnesart das germanische Element ein bedeutendes Moment, während das romanische im Südfranzösischen (langue d'oc) reiner und unbedingter herrschend sich erhielt. Als daher beide Mundarten fast gleichzeitig so weit ausgebildet waren, um die Entstehung einer eigentlichen Nationalliteratur möglich zu machen, so mußten dadurch allein schon die süd- und nordfranzösische einen charakteristisch verschiedenen Grundton bekommen. Norden und Süden Frankreichs waren in der That zwei ganz verschiedene Länder. In dem eigentlichen Frankenlande war die wissenschaftliche Bildung bei weitem überragend; Karl der Große hatte es sich sehr angelegen sein lassen. Die im Norden angelegten Schulen standen weit über denen der südlichen Länder, der im ersteren herrschende philosophische Geist war kerniger, aber wenn die Provence auch nicht so große Theologen und Gelehrte aufweisen konnte, so war sie bei weitem höflicher und ihre Sitten feiner; denn die römische Civilisation war für sie nicht ganz verloren gegangen. Aus

diesen entgegenstehenden Elementen läßt sich auch die Antipathie Frankreichs gegen die Provence erklären. Der Franke war tapfer, aber roher, der Provençale weichlicher als jener, aber auch feiner, während der erstere den letzteren als Narren ansah, betrachtete der letztere den ersteren als rohen Wilden.

Im heutigen Frankreich sprechen nach den neuesten statistischen Resultaten:

rein französisch . . .	19,000,000	Einwohner.
provençalisch	14,000,000	„
deutsch	1,160,000	„
bretonisch	1,070,000	„
vlämisch	200,000	„
italienisch	200,000	„
baskisch	160,000	„
catalonisch	100,000	„

Zur Betrachtung von charakteristischen Eigenthümlichkeiten der heutigen französischen Sprache übergehend, tritt uns zuerst der Umstand entgegen, daß die Wörter im Laufe der Zeit theils eine vollkommenen veränderte Gestalt, wodurch der Naturzusammenhang völlig gelöst ist, erhalten, theils die ursprüngliche Bedeutung verlieren. Am meisten verändert sind die Wörter in den abgeleiteten Sprachen, zu denen man die französische mit rechnet. Man vergleiche z. B. die französischen Worte froid, témoin, jour, veiller und juger mit den lateinischen frigidus, testimonium, diurnum, vigilare und judicare. Es ist ferner eine allgemeine Erscheinung, daß die älteren Sprachen ein ausgebildeteres, vollkommeneres Lautsystem besitzen, als die jüngeren und daß daher die Stammsprachen die abgeleiteten in dieser Hinsicht meist übertreffen. So hat die lateinische Sprache ein viel vollkommeneres Lautsystem als wie das Französische, worin sich eine große Neigung zur Lautabschwächnng kund gibt. So gehen die langen Vokale in kürzere, die reinen Grundtöne in trübere Mischlaute über. Die lateinischen Worte pes, bene, canis und avis lauten im Französischen pied, bien, chien und oiseau.

Wir bemerkten bereits, daß in der französischen Sprache auch germanische Elemente stecken, von denen obenan die Begriffe stehen, welche sich auf das Kriegswesen beziehen. Den Germanen war es vorbehalten, den Kriegerstand zu bilden, und so kam es, daß die unterworfenen Provinzialen sich gewöhnten, alles zum Heerwesen Gehörige so zu nennen, wie sie es aus dem Munde der Krieger hörten, so daß endlich die meisten lateinischen Ausdrücke für diesen Begriffskreis ganz verschwanden. Statt bellum zu sagen, nahm man das deutsche Wort werre auf, woraus guerre entstand. So sind hallebarde, harnais, hérault, landskenet, hisser, mat deutschen Ursprungs.

Die Sprache ist der Spiegel für den Charakter des Volkes. Der Franzose ist bestimmt, daher wendet er doppelte Verneinungen an, ne-pas, ne-point. Der Deutsche ist Denker, weshalb seine Worte genauere Unterscheidungen zulassen, als die entsprechenden französischen, man vergleiche Begriff, Verstand,

Vernunft mit notion, esprit und raison. Während der Franzose mehr Feinheit besitzt als der Deutsche, ist der letztere dem ersteren an tiefem Gefühl weit überlegen. So hat der Franzose keine entsprechenden Wörter für Gemüth, Sehnsucht, Heimath, innig. Die französische Sprache ist durchaus verständig und nüchtern, alles Unbestimmte und Ahnungsvolle wie im Deutschen ist nicht zu finden. Der Franzose ist aber thätiger und schneller handelnd, er sagt daher faire faire, faire venir, il fait naufrage u. a. mehr. Da er ein Mann der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens ist, so hat auch keine Sprache einen so großen Ueberfluß an Ausdrücken für alles Muntere und Lustige, sowie für die gewöhnlichen Formen der Unterhaltung aufzuweisen, als die Französische. Für Witz hat sie pointe, saillie, bon mot; für Spott: moquerie, raillerie, persiflage, ironie; für Genuß: plaisir, délectation, délice, amusement, divertissement etc.; für schwatzen und plaudern: causer, jaser, babiller, jaboter, caqueter u. a. m. Noch mehr aber als Worte enthüllen uns ganze Redensarten die Denkungsweise ganzer Volksclassen. So fragt der Franzose: comment vous portez-vous? wie tragen Sie sich? In Paris stellt man gegenwärtig, wenn von einer Heimath die Rede ist, die Frage: combien und nicht qui épousez-vous?

Schließlich offenbart sich der Charakter einer Nation im Stil. In der französischen Satzbildung herrscht das Gesetz der Klarheit. Der gesellschaftliche Charakter der französischen Sprache, ihre praktische Lebendigkeit haben vorzüglich die kürzere, im raschen Momente wirkende Satzbildung begünstigt, denn der gesprochene Ausdruck duldet durchaus keine lang ausgesponnenen Perioden. Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast ebenso schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert stets Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganze nicht leicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, so hilft ihm hierbei trefflich die Sprache und gibt ihm die Sache theelöffelweise. —

Wir könnten unsere Betrachtung in dieser Beziehung zwar noch unendlich weiter ausdehnen, glauben aber, daß das Wenige schon genügt, mit ziemlicher Sicherheit den französischen Charakter erkennen zu lassen, jenen leichten und sanguinischen, mehr an der Oberfläche des Lebens klebenden, mit feinem Gefühl für die äußere Form, für Sitte und Anstand ausgerüsteten Sinn.

Die Ideale der Poesie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

J. Schucht.

Ein edler Geist sehnt sich hier oft nach edleren Lebenssphären. Wenn uns der Gram so schwer am Herzen nagt, daß ihn kein Troftesstrahl zu lindern mag; wenn uns das theuerste Lebensglück entrissen ward und alle Hoffnung uns für immer schwand, — dann blickt der Mensch empor zu jenen ewigen Sternen, in heiliger Sehnsucht kömmt ihm dann die Ahnung: dort oben wird der kranke Geist genesen und seliger Himmelsfriede ein edleres Dasein weben.

So bilden sich die Menschen Ideale von einem edleren und vollkommneren Leben nach dem Tode, wo alle Schmerzensthränen der armen viel verfolgten Dulder getrocknet und aller Kummer und Gram durch den reinen Friedensaccord der heiligen Geistesliebe in beseligende Harmonie aufgelöst werden; wo aber auch alle Schurken, alle teuflischen Despoten nebst deren dienstwilligen Schergen und servilen Helfershelfen ihre verdiente Strafe empfangen, die sie hier — vermöge ihrer Stellung — nicht erhalten konnten.

Es liegt viel Trost und Erhebung in dieser Weltanschauung und sie hat bei allen Culturvölkern die edelsten und schönsten Blüthen der Poesie erzeugt. Was sagt aber der der heutige Materialismus dazu?!

Nach der materialistischen Ansicht ist das Leben und Denken nur ein Resultat des Stoffwechsels, — die Gesammtsumme der chemischen Thätigkeiten im Organismus. Ist die treibende Uhrfeder gebrochen, steht das Herz still, so hört auch alles Leben und Denken auf, denn es ist nicht die Funktion einer besonderen für sich bestehenden Kraft, sondern nur das Produkt der zusammenwirkenden Körperstoffe. —

So trost- und geistlos diese Ansicht auch ist, so hat sie doch heutzutage eine Ausbreitung erreicht, wie noch in keiner früheren Zeitperiode. Die Be-

kenner dieser Lehre stehen also gar nicht mehr im Stadium des Skepticismus, denn der Skeptiker glaubt und zweifelt, und zweifelt und glaubt, heute hält er für wahr, was er gestern bezweifelte, — sondern sie sind ganz im Nihilismus befangen und halten nur das für existirend, was sie sehen und betasten können. Die Geistespotenz als eine unsichtbare und nicht fühlbare Kraft existirt für sie nicht, obgleich wir doch auch physikalische Kräfte kennen, die, wie die Elektrizität in Ausgleichung, nicht sichtbar und fühlbar sind. Das Ideal eines edleren und vollkommeren Lebens nach dem Tode ist ihnen ein Phantasiegebild, eine Täuschung, die vom kindlich dichtenden Menschengeiste in unaufgeklärter Zeit erzeugt wurde. Die Unsterblichkeit des Geistes wird verhöhnt und verspottet und alle edleren Seelenthätigkeiten auf rein physikalische Vorgänge zurückgeführt. Was haben aber die Materialisten für ein Ideal?! — gar keines; für sie existirt nichts Ideelles; nur was wirklich, sinnlich greifbar ist, existirt und hat volle Wahrheit.

Die Materie, d. h. die 62 Urelemente sind das einzig Reale und ewig absolute Wesen; aus ihrer Zusammenwirkung gehen die verschiedenartigsten Organismen hervor. Eine darin wirkende ideelle Kraft leugnen sie ganz ab. Haben diese Materialisten kein Ideal in ihrer Weltanschauung, so auch nicht in ihrer Poesie. Der Hinweis auf ein Jenseits, der Glaube an Vergeltung nach dem Tode — oft der einzige Trost des armen Dulders — ist ihnen eine Chimäre und kann auf sie nur die Wirkung ausüben, daß sie dergleichen Tröstungen verspotten und belachen. Hierdurch wird aber der größte Theil der poetischen Produkte aller Völker aus allen Zeitperioden für sie ganz werthlos. Was uns im Oedipus des Sophokles so mächtig wunderbar ergreift, daß endlich der große Schmerzensdulder nach den härtesten Schicksalsschlägen und unverschuldeten Sünden im heiligen Hain des Friedens allen Erdenleiden entrückt und in ein besseres Jenseits geführt wird, wo ewiger Himmelsfriede und beseligende Freuden den thränenvollen Erdenjammer auf ewig verscheuchen, — alle diese erhabenen und trostreichen Situationen lassen den Materialisten gleichgültig und kalt; höchstens bewundert er die poetischen Formen und die schöne Darstellung. Ja sogar das größte Ereigniß der Weltgeschichte, — die glorreiche Erscheinung der Gottmenschen, des göttlichen Dulders, der frei von Sünden der Menschheit die trostreichste Lehre eines allliebendenden und allerbarmenden Vaters verkündigte und die edelsten Sittenlehren predigte, — dieses hocherhabene Ideal der Menschheit, das den qualvollsten Kreuzestod erlitt und in den größten schaudervollsten Todesschmerzen für seine teufelischen Feinde Verzeihung bat: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun", — dieser edelste und größte Mensch, diese erhabenste Erscheinung im Erdenleben ist den Materialisten nur eine Folge von Schwärmerei und Täuschung. Ein solches Ideal in der Poesie dargestellt, hat für sie so wenig Interesse als die Erscheinung im wirklichen Leben. Ja die eingefleischten Materialisten haben sogar das Auftreten eines Christus und anderer Tugendlehrer für schädlich erklärt, ihre Lehren hätten den Aberglauben statt die Geistesaufklärung verbreitet. So raisonniren Feuerbach, Bruno Bauer und zahlreiche andere Materialisten. Da aber in der größten

Zahl der Dichtungen aller Völker die Unsterblichkeitsidee vorwaltet und nicht selten das Motiv und die Pointe bildet, so können alle diese Werke nicht begeisternd, sondern nur abstoßend auf die Materialisten wirken. Demzufolge ist ihnen die Poesie eine mehr schädliche als nützliche Geistespflanze; ein großer Theil verachtet daher auch alle Dichtungen und ihre Schöpfer. Diejenigen aber, welche dennoch der Poesie etwas Geltung in der Geisteskultur einräumen, thun dies aber nur in Bezug auf solche Dichtungen, in denen combinirte Lebensverhältnisse in schönen Formen dargestellt werden, ohne Eingriff höherer ideeller Mächte. Sie verlangen daher auch von den Dichtern, daß sie nur solche Situationen darstellen und die Einwirkung höherer Geister nebst der waltenden Vorsehung vermeiden sollen. Solche ideelle Einflüsse auf das Menschenleben sind ihrer Ansicht nach nicht mehr „zeitgemäß“, gehören zum überwundenen Standpunkte. Ein großer armer und verfolgter Schmerzensdulder, der sich auf die Vergeltung im Jenseits berufen und damit trösten wollte, würde in ihren Augen ein bedauernswürdiger Schwachkopf sein. Die Poesie dieser Herren muß also stets auf der Erde bleiben und die alltäglichen Lebensverhältnisse in schöne Formen kleiden. Eine Scene wie die Erscheinung der verklärten Geliebten in Goethes Egmont, welche den Freiheitshelden den Lorberkranz, die Palmen des ewigen Friedens und die himmlische Seligkeit im Traume zeigt, ist ihnen eine langweilige, störende Opernphantasie. Muß also die Poesie der Materialisten stets nur die wirklichen sinnlichen Lebensverhältnisse mit Ausschluß aller ideellen Mächte darstellen, so wird und muß sie auch demzufolge nur im Materiellen kramen und kann nur eine materielle Richtung verfolgen. Vermöge der weiten Ausbreitung der materialistischen Weltansicht ist auch gegenwärtig in England, Frankreich und Deutschland die Poesie tief in den Schlamm des Materialismus versunken; nur wenige Dichter bilden eine Ausnahme und verfolgen, wenn auch keine vorzugsweise idealistische, so doch wenigstens eine ideal-reale Tendenz. Der größte Theil der Schriftsteller ergeht sich in Bordellen und anderen Spelunken, dabei werden natürlich auch die Schandthaten der höheren Gesellschaft nicht vergessen. Wie tief aber so viele Romandichter gesunken sind, ergibt sich daraus, daß oft viele Bogen mit Beschreibung der Zimmer, Kleidungsstücke und anderer Kleinigkeiten ausgefüllt werden. Nun haben zwar schon Vater Homer und zahlreiche andere wahrhaft große Dichter auch Schilder, Sporen und andere Werkzeuge beschrieben, aber stets waren dies Nebenepisoden und füllten nicht ganze Bogen. Auch walteten in deren Meisterwerken höhere ideelle Mächte, während an deren Stelle in unseren heutigen Dichtungen die Ballfeste, Diners und Soupers getreten sind.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Aus der Zeit der Zöpfe.) Wie hochmüthig und unverschämt von jeher die preußischen Junker sich benahmen, zeigt folgende, das Militärwesen vor der Schlacht von Jena geißelnde, einem unlängst erschienenen Memoirenwerk entnommene Schilderung.

„Daß der unvermeidliche Zopf bei den Militärs nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. War er doch das Allernothwendigste bei der Ausrüstung eines preußischen Soldaten. Wem die Naturkraft es versagt hatte, einen natürlichen Zopf zu hegen und zu pflegen, dem wurde ein künstlicher in den Nacken gehängt. Am längsten mußte der Zopf bei den Grenadieren sein, am kürzesten bei den Füsilieren. Das Maß der Zopflänge für jede Truppengattung war aus des Königs Palais zu Berlin vom Oberkriegs-Collegio nach Zollen und Linien aufs Allergenaueste vorgeschrieben. Jeder Offizier der Compagnie und jeder ihrer Unteroffiziere trug den Zollstock bei sich, um die Normallänge zu messen. Man erzählt sich von einem tragi-komischen Falle, wozu das Zopfmaß Anlaß gegeben hatte. Ein junger Seconde-Leutnant vom Schladen'schen Regiment, der seinen Zollstock verloren hatte, war in den Laden eines Instrumentenmachers, welcher auch ein Lager von fremden Waaren seines Faches hielt, gegangen, um sich einen neuen zu kaufen. Viele Kunden waren im Laden gewesen, so daß der Instrumentenmacher im Drange des Geschäfts sich vergriffen und statt eines Zollstockes mit rheinländisch-preußischem Maße einen mit Pariser Maß gefaßt hatte. Als nun folgenden Morgens der Offizier eine Musterung seiner Leute vornahm, kam es ihm vor, daß der Zopf eines Mannes nicht die normalmäßige Länge habe; flugs war der neue Zollstock bei der Hand und an den Zopf gelegt, dessen Maß viel zu kurz befunden wurde.

„Musketier Claus vor", schrie der Offizier wüthend, „Unteroffizier Barthold vor, zwanzig Fuchtel dem Bauernlümmel von Kerl!" — „Zu Befehl, Herr Leutnant!" — Und Barthold zählte dem unglücklichen Claus die verordneten 20 Fuchtel auf. Und warum wurde der arme Claus gemißhandelt? Weil der unbärtige Zopfheld von adeligem Leutnantsklassen nicht wußte, daß es in der Welt mehr als ein Längenmaß gibt, worüber er erst von einem älteren Offizier der Artillerie belehrt werden mußte, die von den Offizieren der Infanterie und Cavalerie verachtet wurde, weil in ihr Leute dienten, die etwas gelernt haben mußten, und Lernen geziemt sich wohl für die bürgerliche Canaille, nicht aber auf Ehre! für die ritterliche Ehre eines Herrn — von — Habenichts. Claus hatte doch über die Unwissenheit seines Leutnants seine Fuchtel weg, aber Barthold war gelinde mit ihm umgegangen. Weil nun der Zopf als ein Hauptstück der Ausrüstung in größter Verehrung stand, so wurde ihm auch eine Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die in Menschenquälerei ausartete; denn für die Sonntagsparade mußte, weil lange Zeit dazu gehörte, der Zopf schon Abends vorher gedreht und gewickelt oder das Seitenhaar an beiden Schläfen zur Rolllocke gewickelt oder der ganze Kopf geschmiert und gepudert und zugleich das wollene Halseisen angelegt werden. An ein Niederlegen, an ein Schlafen war nicht zu denken damit Zopf und Kopf ja nicht aus dem Geschicke kämen. Die armen Teufel von unglücklichen Trägern dieser Zöpfe und Köpfe mußten die ganze Nacht stehend zubringen. Dann begannen bei Anbruch des Tages die Schlaftrunkenen und Ermüdeten ihr Ankleiden, was auch keine Kleinigkeit war; enge Kleider, die in den Nähten rissen, auch wohl im Zeuge selbst; da war dann Holland in Noth! doch suchten sich die Kame-

Jeder Laie ersieht schon hieraus, daß eine solche Kunstform nicht nur berechtigt, sondern ganz unentbehrlich ist. Aber so wie die eben geschilderte Situation nicht alle Tage in jeder Versammlung vorkommt, so kann auch nicht in jedem Tonwerke eine Fuge erscheinen. Nur wo es die Situation des Textes erfordert, muß sie eintreten. Vor allem Anderen soll man dann zuerst ein tief gefühlvolles, gesangreiches Thema schaffen und sich nicht in langen trivialen Rouladen ergeben, wie es gedankenleere und phantasiearme Köpfe nur gar zu oft thun. Vermeidet man die sich windenden Bandwürmer und produzirt seelenvolle Gedanken, so wird und muß eine solche tiefgedachte und tiefempfundene Fuge auch die Laien ergreifen. Außer den ästhetischen Zwecken haben die Fugen- und alle anderen polyphone Formen auch noch rein praktisch-technische Zwecke. Nur durch sie hindurch arbeitet sich der Componist zu Gewandheit in der Formbildung und Stimmenführung empor. Mozart, Beethoven und alle anderen großen Tonmeister haben in ihrer Studienzeit zahlreiche Fugen, Canons und contrapunktische Sätze gebildet und gestanden es offen ein, daß sie nur hierdurch ihre technische Fertigkeit in der Stimmenführung und in allen Formen erlangt haben. Man lernt dadurch aus einem Samenkorn einen Baum bilden, aus dem kleinsten unscheinbarsten Motive das großartigste Tonwerk schaffen, wie es Beethoven in der C moll-Symphonie mit dem einfachsten Gedanken ♪♪♪ 𝅗𝅥 vollbracht hat. Laßt uns also die großen Werke eines Bach, Händel u. A. heilig halten, führt sie nur in gebildeten Kreisen auf und wählt auch dann nur ihre tiefempfundeneren. Ihre Perrücken und Zöpfe ahmt nicht nach, sondern betrachtet sie als Schwächen des Zeitgeistes. Nur was sie in geweihten Stunden producirten, soll unseren Geist erfreuen. Zahlreiche Cantaten, Miserere's und andere Kirchenwerke können auch ohne Fugen geschrieben werden, aber in Oratorien werden sie oft nicht zu vermeiden sein. Dann muß aber unser tiefgefühlvolles Seelenleben zur Darstellung kommen und unser Herzblut darin pulsiren; wo aber nur kalte Verstandesthätigkeit rechnend waltet, vermag kein Gefühlsleben sich zu entfalten. Solche Produkte lassen eben so gefühllos kalt wie die Reflexionsmachwerke phantasieloser Dichter. Also nur der Mißbrauch schwacher Köpfe hat die Fuge in Mißcredit gebracht. Wir besitzen aber eine große Zahl Meisterwerke, in denen ein wahrhaft poesievoller Gehalt und ein tiefergreifendes Gefühlsleben zum Ausdruck gelangt ist und die uns durch ihre ästhetische Schönheit und technische Formvollendung erfreuen und begeistern.

Ueber Bildung und einiges Charakteristische der französischen Sprache.

Von

Rudolph Rost.

Wenn wir in der ältesten französischen Literatur bis zu den Einfällen der Franken drei Hauptepochen, die druidisch-gallische, die gallisch-griechische und die gallisch-griechisch-lateinische unterscheiden, so müssen wir von vornherein bekennen, daß von der ersten, wo die Poesie in Gallien von Barden (bard, keltisch Sänger) gepflegt und die Philosophie von Eubagen zu kräftiger Regsamkeit erhoben wurde, welche beide, Barden und Eubagen, man gewöhnlich mit dem Namen Druiden (Priester der Eiche, derw, keltisch Eiche) bezeichnete, nur äußerst wenig bekannt ist, da die Druiden, aus Furcht, ihre Grundsätze verbreitet zu sehen, nicht schrieben, sondern sich nur auf mündliche Ueberlieferungen beschränkten.

Die Sprache der Druiden war die Keltische. Die dürftigen Reste der altgallischen Sprache verdanken wir den Aufzeichnungen römischer und griechischer Schriftsteller, denen es natürlich auf treue Bewahrung der grammatischen Form der gallischen Worte wenig ankam. Als Sprache ist das Keltische erloschen, Spuren finden sich im Bretagneschen, Irischen und Gälischen*).

Klarer und bestimmter tritt uns die zweite Epoche vor Augen. Griechische Bildung dringt seit der Gründung von Kolonien an der Südküste in das rohe Gallien ein. Die Keime neuer Thätigkeit entfalten sich und der erste uns bekannte, in Gallien geborene Schriftsteller ist Pytheas. Gallier und Griechen lebten in der Provence in ziemlicher Eintracht, griechische Civilisation drang ein in die unwissenden Bewohner dieses Landes; die Druiden, sonst so neidisch auf ihr Ansehen, legten ihnen keine Hindernisse in den Weg, die das

---

*) Bd. VI, der Wissenschaften im 19. Jahrh. S. 498.

Gedeihen ihrer Ansiedelung hätten beeinträchtigen können, sondern beeilten sich im Gegentheil, sie freudig aufzunehmen, ihre gewonnenen Einsichten an den reichen Quellen griechischer Bildung zu vermehren und so der eigenen Macht einen höheren Aufschwung zu geben.

In der dritten Periode, die mit der Eroberung Galliens durch Cäsar beginnt und mit den Einfällen der Franken endet, tritt römisches Element in Gallien auf. Irriger Weise stützten viele Philosophen hierauf die Behauptung, die französische Sprache wäre aus der lateinischen entstanden ohne Berücksichtigung irgend eines anderen, den wirklichen Ursprung bestimmenden Elementes. War es denn wohl den Römern möglich, mit einem Male die sämmtlichen Mundarten der Gallier zu vernichten und sie in lateinisch redende Unterthanen Roms zu verwandeln? Gibt doch die dem Gälischen und Irischen verwandte Sprache des Volkes, das in der Bretagne wohnt, beredtes Zeugniß vom Gegentheil! Es ist den Römern auch niemals eingefallen, die gallische Sprache auszurotten. Um sich verständlich zu machen, mußten Sieger und Besieger sich gegenseitig Wörter entlehnen, wovon aber keines in das Lateinische überging; der Gallier hingegen nahm lateinische Wörter in seine Sprache auf, weil erfahrungsgemäß von zwei Völkern, welche sich verschmelzen, das höher kultivirte auf das an allgemeiner Bildung tiefer stehende in Hinsicht der Sprache und Cultur den bedeutendsten Einfluß übt. Deshalb aber muß man noch nicht das Gallische und Französische vom Lateinischen geradezu ableiten wollen. Vergebens würde man dann den Stamm von gegen 5000 Wörtern aufsuchen, von denen die meisten aber sich vermittelst des keltischen auflösen lassen. — Einen solchen Einfluß, der alle Spuren früheren Daseins verwischt hätte, konnte demnach das Lateinische auf das Gallische nicht haben, obgleich römische Cultur eingedrungen war, zur Verbreitung der Wissenschaften und Künste mächtig beitrug und das Streben nach geistiger Veredlung mit frischer Kraft beseelte. Dies berührte aber nur die höheren Klassen, denn das Volk blieb meistentheils unwissend und nahm nur wenig von den sich entwickelnden Kenntnissen an. In jedem Land bewahrt das Volk, das einem Sieger anheimfällt, die herkömmlichen Eigenthümlichkeiten des Familienlebens und verstößt hierin Alles, was ihm Jener überliefert. Niemals hat in Gallien die römische Geistesbildung den gewohnten Kreis der Bedürfnisse der niederen Volksklasse vergrößert, noch zu deren gesellschaftlicher Verfeinerung beigetragen, nur für die höheren Stände und in großen Städten erhoben sich Akademien, in denen Kunst und Wissenschaft Pflege fanden. Es bildete sich der römische Ausdruck einer allgemeinen Belehrung nur bei den für Wissenschaft empfänglichen, vornehmen Galliern und ward den auf niederer Cultur stehenden nicht zu Theil.

Die mächtige Einwirkung der Römer auf die Bildung der höheren Klassen der Bevölkerung Galliens beweisen die in dieser Epoche auftretenden Schriftsteller. Von ihnen zogen einige die Aufmerksamkeit der Beherrscher der Welt auf sich und spielten sogar am Hofe der Kaiser eine bedeutende Rolle. Sie schrieben in lateinischer Sprache, deren Verfall zu dieser Zeit schon sichtbar hervortritt, die Dichtkunst beschränkt sich fast ausschließlich auf Nachahmungen

älterer Muster. Noch später erstirbt das Gefühl für Großes und Erhabenes und die Sprache verliert völlig ihre Reinheit und Anmuth; die Bildung des Volkes wird unter den Kaisern von dunkler Abkunft auf das schnödeste vernachlässigt und rohe Gewaltthätigkeit, noch erhöht durch Begehung von Verbrechen aller Art, bemächtigt sich der Obergewalt; Wissenschaft und Kunst werden unterdrückt und die Literatur zeigt sich in ärmlicher Gestalt. Zu jener Zeit wirkte auch der Zustand des seinem Verfall zueilenden Römerreichs auf die gallischen Schriftsteller; ihre Sprache ist dunkel und schwülstig, ihre Satzbildung schwankend; Fehler zeigen sich überall, welche aus dem zerrütteten Zustande der damaligen Literatur entspringen und sich so vermehren, daß beim Einfalle der Barbaren der gute Geschmack, die gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache seinem Untergange entgegen geht.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts beginnen die Einfälle der Franken, Westgothen und Burgunder, diese germanischen Stämme brachten zwar ihre deutsche Sprache mit nach Gallien, erhielten dieselbe aber nicht rein, sondern gaben deren ursprüngliche Eigenthümlichkeit insofern auf, als sie viele Wörter theils aus der lateinischen oder römischen Sprache, die natürlich weit ausgebildeter und allgemein verbreitet war, entlehnten, theils auch aus den alten nichtrömischen Landessprachen in den eroberten Reichen. So entstand eine Mischung ebenso der germanischen Sprachen wie der römischen mit den den keltischen und baskischen angehörenden von den Römern schon gesprochenen Landessprachen. Das nach den Einfällen in Gallien entstandene Idiom, dasjenige, welches den Siegern wie den Besiegten zum gegenseitigen Verständniß diente, mußte also folgende Bestandtheile haben:

1) Das Keltische; 2) das Baskische; 3) das Griechische; 4) das Lateinische und 5) das Deutsche. — Von diesen Elementen verschwinden einige; die übrigen verschmelzen sich bei der großen Mischung, wodurch Einheit der Sprache entsteht; späterhin treten noch andere Bestandtheile hinzu, wodurch der Wortvorrath der Sprache bereichert wird. Im Ganzen bildete nördlich der Linie, die sich durch die Dauphiné, Lyonnais, Auvergne, Limousin, Perigord und Saintonge zog, in der nordfranzösischen Sprache (langue d'oil) und Sinnesart das germanische Element ein bedeutendes Moment, während das romanische im Südfranzösischen (langue d'oc) reiner und unbedingter herrschend sich erhielt. Als daher beide Mundarten fast gleichzeitig so weit ausgebildet waren, um die Entstehung einer eigentlichen Nationalliteratur möglich zu machen, so mußten dadurch allein schon die süd- und nordfranzösische einen charakteristisch verschiedenen Grundton bekommen. Norden und Süden Frankreichs waren in der That zwei ganz verschiedene Länder. In dem eigentlichen Frankenlande war die wissenschaftliche Bildung bei weitem überragend; Karl der Große hatte es sich sehr angelegen sein lassen. Die im Norden angelegten Schulen standen weit über denen der südlichen Länder, der im ersteren herrschende philosophische Geist war kerniger, aber wenn die Provence auch nicht so große Theologen und Gelehrte aufweisen konnte, so war sie bei weitem höflicher und ihre Sitten feiner; denn die römische Civilisation war für sie nicht ganz verloren gegangen. Aus

diesen entgegenstehenden Elementen läßt sich auch die Antipathie Frankreichs gegen die Provence erklären. Der Franke war tapfer, aber roher, der Provençale weichlicher als jener, aber auch feiner, während der erstere den letzteren als Narren ansah, betrachtete der letztere den ersteren als rohen Wilden.

Im heutigen Frankreich sprechen nach den neuesten statistischen Resultaten:

rein französisch . . .	19,000,000	Einwohner.
provençalisch	14,000,000	"
deutsch	1,160,000	"
bretonisch	1,070,000	"
vlämisch	200,000	"
italienisch	200,000	"
baskisch	160,000	"
catalonisch	100,000	"

Zur Betrachtung von charakteristischen Eigenthümlichkeiten der heutigen französischen Sprache übergehend, tritt uns zuerst der Umstand entgegen, daß die Wörter im Laufe der Zeit theils eine vollkommenen veränderte Gestalt, wodurch der Naturzusammenhang völlig gelöst ist, erhalten, theils die ursprüngliche Bedeutung verlieren. Am meisten verändert sind die Wörter in den abgeleiteten Sprachen, zu denen man die französische mit rechnet. Man vergleiche z. B. die französischen Worte froid, témoin, jour, veiller und juger mit den lateinischen frigidus, testimonium, diurnum, vigilare und judicare. Es ist ferner eine allgemeine Erscheinung, daß die älteren Sprachen ein ausgebildeteres, vollkommeneres Lautsystem besitzen, als die jüngeren und daß daher die Stammsprachen die abgeleiteten in dieser Hinsicht meist überrreffen. So hat die lateinische Sprache ein viel vollkommeneres Lautsystem als wie das Französische, worin sich eine große Neigung zur Lautabschwächnng kund gibt. So gehen die langen Vokale in kürzere, die reinen Grundtöne in trübere Mischlaute über. Die lateinischen Worte pes, bene, canis und avis lauten im Französischen pied, bien, chien und oiseau.

Wir bemerkten bereits, daß in der französischen Sprache auch germanische Elemente stecken, von denen obenan die Begriffe stehen, welche sich auf das Kriegswesen beziehen. Den Germanen war es vorbehalten, den Kriegerstand zu bilden, und so kam es, daß die unterworfenen Provinzialen sich gewöhnten, alles zum Heerwesen Gehörige so zu nennen, wie sie es aus dem Munde der Krieger hörten, so daß endlich die meisten lateinischen Ausdrücke für diesen Begriffskreis ganz verschwanden. Statt bellum zu sagen, nahm man das deutsche Wort werre auf, woraus guerre entstand. So sind hallebarde, harnais, héraut, landskenet, hisser, mal deutschen Ursprungs.

Die Sprache ist der Spiegel für den Charakter des Volkes. Der Franzose ist bestimmt, daher wendet er doppelte Verneinungen an, ne-pas, ne-point. Der Deutsche ist Denker, weshalb seine Worte genauere Unterscheidungen zulassen, als die entsprechenden französischen, man vergleiche Begriff? Verstand,

Vernunft mit notion, esprit und raison. Während der Franzose mehr Feinheit besitzt als der Deutsche, ist der letztere dem ersteren an tiefem Gefühl weit überlegen. So hat der Franzose keine entsprechenden Wörter für Gemüth, Sehnsucht, Heimath, innig. Die französische Sprache ist durchaus verständig und nüchtern, alles Unbestimmte und Ahnungsvolle wie im Deutschen ist nicht zu finden. Der Franzose ist aber thätiger und schneller handelnd, er sagt daher faire faire, faire venir, il fait naufrage u. a. mehr. Da er ein Mann der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens ist, so hat auch keine Sprache einen so großen Ueberfluß an Ausdrücken für alles Muntere und Lustige, sowie für die gewöhnlichen Formen der Unterhaltung aufzuweisen, als die Französische. Für Witz hat sie pointe, saillie, bon mot; für Spott: moquerie, raillerie, persiflage, ironie; für Genuß: plaisir, délectation, délice, amusement, divertissement etc.; für schwatzen und plaudern: causer, jaser, babiller, jaboter, caqueter u. a. m. Noch mehr aber als Worte enthüllen uns ganze Redensarten die Denkungsweise ganzer Volksclassen. So fragt der Franzose: comment vous portez-vous? wie tragen Sie sich? In Paris stellt man gegenwärtig, wenn von einer Heimath die Rede ist, die Frage: combien und nicht qui épousez-vous?

Schließlich offenbart sich der Charakter einer Nation im Stil. In der französischen Satzbildung herrscht das Gesetz der Klarheit. Der gesellschaftliche Charakter der französischen Sprache, ihre praktische Lebendigkeit haben vorzüglich die kürzere, im raschen Momente wirkende Satzbildung begünstigt, denn der gesprochene Ausdruck duldet durchaus keine lang ausgesponnenen Perioden. Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast ebenso schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert stets Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganze nicht leicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, so hilft ihm hierbei trefflich die Sprache und gibt ihm die Sache theelöffelweise. —

Wir könnten unsere Betrachtung in dieser Beziehung zwar noch unendlich weiter ausdehnen, glauben aber, daß das Wenige schon genügt, mit ziemlicher Sicherheit den französischen Charakter erkennen zu lassen, jenen leichten und sanguinischen, mehr an der Oberfläche des Lebens klebenden, mit feinem Gefühl für die äußere Form, für Sitte und Anstand ausgerüsteten Sinn.

Die Ideale der Poesie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

J. Schucht.

Ein edler Geist sehnt sich hier oft nach edleren Lebenssphären. Wenn uns der Gram so schwer am Herzen nagt, daß ihn kein Troststrahl zu lindern mag; wenn uns das theuerste Lebensglück entrissen ward und alle Hoffnung uns für immer schwand, — dann blickt der Mensch empor zu jenen ewigen Sternen, in heiliger Sehnsucht kömmt ihm dann die Ahnung: dort oben wird der kranke Geist genesen und seliger Himmelsfriede ein edleres Dasein weben.

So bilden sich die Menschen Ideale von einem edleren und vollkommneren Leben nach dem Tode, wo alle Schmerzensthränen der armen viel verfolgten Dulder getrocknet und aller Kummer und Gram durch den reinen Friedensaccord der heiligen Geistesliebe in beseligende Harmonie aufgelöst werden; wo aber auch alle Schurken, alle teuflischen Despoten nebst deren dienstwilligen Schergen und servilen Helfershelfen ihre verdiente Strafe empfangen, die sie hier — vermöge ihrer Stellung — nicht erhalten konnten.

Es liegt viel Trost und Erhebung in dieser Weltanschauung und sie hat bei allen Culturvölkern die edelsten und schönsten Blüthen der Poesie erzeugt. Was sagt aber der der heutige Materialismus dazu?!

Nach der materialistischen Ansicht ist das Leben und Denken nur ein Resultat des Stoffwechsels, — die Gesammtsumme der chemischen Thätigkeiten im Organismus. Ist die treibende Uhrfeder gebrochen, steht das Herz still, so hört auch alles Leben und Denken auf, denn es ist nicht die Funktion einer besonderen für sich bestehenden Kraft, sondern nur das Produkt der zusammenwirkenden Körperstoffe. —

So trost- und geistlos diese Ansicht auch ist, so hat sie doch heutzutage eine Ausbreitung erreicht, wie noch in keiner früheren Zeitperiode. Die Be-

kenner dieser Lehre stehen also gar nicht mehr im Stadium des Skepticismus, denn der Skeptiker glaubt und zweifelt, und zweifelt und glaubt, heute hält er für wahr, was er gestern bezweifelte, — sondern sie sind ganz im Nihilismus befangen und halten nur das für existirend, was sie sehen und betasten können. Die Geistespotenz als eine unsichtbare und nicht fühlbare Kraft existirt für sie nicht, obgleich wir doch auch physikalische Kräfte kennen, die, wie die Elektrizität in Ausgleichung, nicht sichtbar und fühlbar sind. Das Ideal eines edleren und vollkommeren Lebens nach dem Tode ist ihnen ein Phantasiegebild, eine Täuschung, die vom kindlich dichtenden Menschengeiste in unaufgeklärter Zeit erzeugt wurde. Die Unsterblichkeit des Geistes wird verhöhnt und verspottet und alle edleren Seelenthätigkeiten auf rein physikalische Vorgänge zurückgeführt. Was haben aber die Materialisten für ein Ideal?! — gar keines; für sie existirt nichts Ideelles; nur was wirklich, sinnlich greifbar ist, existirt und hat volle Wahrheit.

Die Materie, d. h. die 62 Urelemente sind das einzig Reale und ewig absolute Wesen; aus ihrer Zusammenwirkung gehen die verschiedenartigsten Organismen hervor. Eine darin wirkende ideelle Kraft leugnen sie ganz ab. Haben diese Materialisten kein Ideal in ihrer Weltanschauung, so auch nicht in ihrer Poesie. Der Hinweis auf ein Jenseits, der Glaube an Vergeltung nach dem Tode — oft der einzige Trost des armen Dulders — ist ihnen eine Chimäre und kann auf sie nur die Wirkung ausüben, daß sie dergleichen Tröstungen verspotten und belachen. Hierdurch wird aber der größte Theil der poetischen Produkte aller Völker aus allen Zeitperioden für sie ganz werthlos. Was uns im Oedipus des Sophokles so mächtig wunderbar ergreift, daß endlich der große Schmerzensdulder nach den härtesten Schicksalsschlägen und unverschuldeten Sünden im heiligen Hain des Friedens allen Erdenleiden entrückt und in ein besseres Jenseits geführt wird, wo ewiger Himmelsfriede und beseligende Freuden den thränenvollen Erdenjammer auf ewig verscheuchen, — alle diese erhabenen und trostreichen Situationen lassen den Materialisten gleichgültig und kalt; höchstens bewundert er die poetischen Formen und die schöne Darstellung. Ja sogar das größte Ereigniß der Weltgeschichte, — die glorreiche Erscheinung der Gottmenschen, des göttlichen Dulders, der frei von Sünden der Menschheit die trostreichste Lehre eines allliebendenden und allerbarmenden Vaters verkündigte und die edelsten Sittenlehren predigte, — dieses hocherhabene Ideal der Menschheit, das den qualvollsten Kreuzestod erlitt und in den größten schaudervollsten Todesschmerzen für seine teufelischen Feinde Verzeihung bat: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun", — dieser edelste und größte Mensch, diese erhabenste Erscheinung im Erdenleben ist den Materialisten nur eine Folge von Schwärmerei und Täuschung. Ein solches Ideal in der Poesie dargestellt, hat für sie so wenig Interesse als die Erscheinung im wirklichen Leben. Ja die eingefleischten Materialisten haben sogar das Auftreten eines Christus und anderer Tugendlehrer für schädlich erklärt, ihre Lehren hätten den Aberglauben statt die Geistesaufklärung verbreitet. So raisonniren Feuerbach, Bruno Bauer und zahlreiche andere Materialisten. Da aber in der größten

Zahl der Dichtungen aller Völker die Unsterblichkeitsidee vorwaltet und nicht selten das Motiv und die Pointe bildet, so können alle diese Werke nicht begeisternd, sondern nur abstoßend auf die Materialisten wirken. Demzufolge ist ihnen die Poesie eine mehr schädliche als nützliche Geistespflanze; ein großer Theil verachtet daher auch alle Dichtungen und ihre Schöpfer. Diejenigen aber, welche dennoch der Poesie etwas Geltung in der Geisteskultur einräumen, thun dies aber nur in Bezug auf solche Dichtungen, in denen combinirte Lebensverhältnisse in schönen Formen dargestellt werden, ohne Eingriff höherer ideeller Mächte. Sie verlangen daher auch von den Dichtern, daß sie nur solche Situationen darstellen und die Einwirkung höherer Geister nebst der waltenden Vorsehung vermeiden sollen. Solche ideelle Einflüsse auf das Menschenleben sind ihrer Ansicht nach nicht mehr „zeitgemäß“, gehören zum überwundenen Standpunkte. Ein großer armer und verfolgter Schmerzensdulder, der sich auf die Vergeltung im Jenseits berufen und damit trösten wollte, würde in ihren Augen ein bedauernswürdiger Schwachkopf sein. Die Poesie dieser Herren muß also stets auf der Erde bleiben und die alltäglichen Lebensverhältnisse in schöne Formen kleiden. Eine Scene wie die Erscheinung der verklärten Geliebten in Goethes Egmont, welche den Freiheitshelden den Lorberkranz, die Palmen des ewigen Friedens und die himmlische Seligkeit im Traume zeigt, ist ihnen eine langweilige, störende Opernphantasie. Muß also die Poesie der Materialisten stets nur die wirklichen sinnlichen Lebensverhältnisse mit Ausschluß aller ideellen Mächte darstellen, so wird und muß sie auch demzufolge nur im Materiellen kramen und kann nur eine materielle Richtung verfolgen. Vermöge der weiten Ausbreitung der materialistischen Weltansicht ist auch gegenwärtig in England, Frankreich und Deutschland die Poesie tief in den Schlamm des Materialismus versunken; nur wenige Dichter bilden eine Ausnahme und verfolgen, wenn auch keine vorzugsweise idealistische, so doch wenigstens eine ideal-reale Tendenz. Der größte Theil der Schriftsteller ergeht sich in Bordellen und anderen Spelunken, dabei werden natürlich auch die Schandthaten der höheren Gesellschaft nicht vergessen. Wie tief aber so viele Romandichter gesunken sind, ergibt sich daraus, daß oft viele Bogen mit Beschreibung der Zimmer, Kleidungsstücke und anderer Kleinigkeiten ausgefüllt werden. Nun haben zwar schon Vater Homer und zahlreiche andere wahrhaft große Dichter auch Schilder, Sporen und andere Werkzeuge beschrieben, aber stets waren dies Nebenepisoden und füllten nicht ganze Bogen. Auch walteten in deren Meisterwerken höhere ideelle Mächte, während an deren Stelle in unseren heutigen Dichtungen die Ballfeste, Diners und Soupers getreten sind.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Aus der Zeit der Zöpfe.) Wie hochmüthig und unverschämt von jeher die preußischen Junker sich benahmen, zeigt folgende, das Militärwesen vor der Schlacht von Jena geißelnde, einem unlängst erschienenen Memoirenwerk entnommene Schilderung.

„Daß der unvermeidliche Zopf bei den Militärs nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. War er doch das Allernothwendigste bei der Ausrüstung eines preußischen Soldaten. Wem die Naturkraft es versagt hatte, einen natürlichen Zopf zu hegen und zu pflegen, dem wurde ein künstlicher in den Nacken gehängt. Am längsten mußte der Zopf bei den Grenadieren sein, am kürzesten bei den Füsilieren. Das Maß der Zopflänge für jede Truppengattung war aus des Königs Palais zu Berlin vom Oberkriegs-Collegio nach Zollen und Linien aufs Allergenaueste vorgeschrieben. Jeder Offizier der Compagnie und jeder ihrer Unteroffiziere trug den Zollstock bei sich, um die Normallänge zu messen. Man erzählt sich von einem tragi-komischen Falle, wozu das Zopfmaß Anlaß gegeben hatte. Ein junger Seconde-Leutnant vom Schladen'schen Regiment, der seinen Zollstock verloren hatte, war in den Laden eines Instrumentenmachers, welcher auch ein Lager von fremden Waaren seines Faches hielt, gegangen, um sich einen neuen zu kaufen. Viele Kunden waren im Laden gewesen, so daß der Instrumentenmacher im Drange des Geschäfts sich vergriffen und statt eines Zollstockes mit rheinländisch-preußischem Maße einen mit Pariser Maß gefaßt hatte. Als nun folgenden Morgens der Offizier eine Musterung seiner Leute vornahm, kam es ihm vor, daß der Zopf eines Mannes nicht die normalmäßige Länge habe; flugs war der neue Zollstock bei der Hand und an den Zopf gelegt, dessen Maß viel zu kurz befunden wurde.

„Musketier Claus vor", schrie der Offizier wüthend, „Unteroffizier Barthold vor, zwanzig Fuchtel dem Bauernlümmel von Kerl!" — „Zu Befehl, Herr Leutnant!" — Und Barthold zählte dem unglücklichen Claus die verordneten 20 Fuchtel auf. Und warum wurde der arme Claus gemißhandelt? Weil der unbärtige Zopfheld von adeligem Leutnantslaffen nicht wußte, daß es in der Welt mehr als ein Längenmaß gibt, worüber er erst von einem älteren Offizier der Artillerie belehrt werden mußte, die von den Offizieren der Infanterie und Cavalerie verachtet wurde, weil in ihr Leute dienten, die etwas gelernt haben mußten, und Lernen geziemt sich wohl für die bürgerliche Canaille, nicht aber auf Ehre! für die ritterliche Ehre eines Herrn — von — Habenichts. Claus hatte doch über die Unwissenheit seines Leutnants seine Fuchtel weg, aber Barthold war gelinde mit ihm umgegangen. Weil nun der Zopf als ein Hauptstück der Ausrüstung in größter Verehrung stand, so wurde ihm auch eine Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die in Menschenquälerei ausartete; denn für die Sonntagsparade mußte, weil lange Zeit dazu gehörte, der Zopf schon Abends vorher gedreht und gewickelt oder das Seitenhaar an beiden Schläfen zur Rolllocke gewickelt oder der ganze Kopf geschmiert und gepudert und zugleich das wollene Halseisen angelegt werden. An ein Niederlegen, an ein Schlafen war nicht zu denken damit Zopf und Kopf ja nicht aus dem Geschicke kämen. Die armen Teufel von unglücklichen Trägern dieser Zöpfe und Köpfe mußten die ganze Nacht stehend zubringen. Dann begannen bei Anbruch des Tages die Schlaftrunkenen und Ermüdeten ihr Ankleiden, was auch keine Kleinigkeit war; enge Kleider, die in den Nähten rissen, auch wohl im Zeuge selbst; da war dann Holland in Noth! doch suchten sich die Kame-

raden, die Leidensgefährten, durch brüderlichen Beistand zu helfen, so gut es gehen wollte. Das Anziehen der Gamaschen war eine Geduldsprobe, die selbst den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen konnte, an jedem Beine die engen Gamaschen zu befestigen, vermöge der zwei Dutzend Knöpfe, die jede hatte und welche in die kleinen Knopflöcher passen mußten, das war eine Herkulesarbeit.

(**Titelwesen.**) In Deutschland bestehen 146 Gattungen von Titularräthen. Sie nehmen das ganze Alphabet mit Ausnahme der Buchstaben X und Y ein und es wäre eine würdige Preisaufgabe auch diese noch mit einem Rathe zu beglücken. Friedrich der Große gab einem Thierarzt den Titel: Viehrath. Nicht mit Unrecht hat daher schon der Philosoph Kant unser Deutschland das Titelland, Frankreich das Modeland, England das Launenland, Italien das Prachtland und Spanien das Ahnenland genannt.

(**Der Weihrauch.**) Wie fast sämmtliche Formen und Gebräuche des katholischen Kultus das unverkennbare Gepräge eines sehr hohen, noch weit über den jüdischen Tempeldienst hinausreichenden Alters zeigen, so gehört auch der dabei benutzte Weihrauch zu den ältesten Entdeckungen der Menschheit. Kaum hatte man die Eigenthümlichkeit dieses Harzes wahrgenommen, so wurde es auch zu gottesdienstlichen Zwecken verwendet. Ueber die Ursachen seiner Einführung spricht ein neuerer Reisender folgende Ansicht aus: Wenn wir die Temperatur der meisten östlichen Länder sorgfältig in's Auge fassen und die unangenehmen Gerüche berücksichtigen, welche die in einem engen Gebäude eingeschlossenen Menschenmassen, besonders in südlichen Breiten, stets aushauchen, so werden wir den Grund kennen lernen, der zum Verbrennen des Weihrauchs veranlaßte. In den levantinischen Kirchen z. B. würde es, besonders im Sommer, höchst unangenehm sein, auch nur eine Viertelstunde zu verweilen, wenn man die Atmosphäre nicht mit dem stechenden Weihrauchgeruch schwängerte, der die Effluvien überwältigt, welche die erhitzten Leiber eines nicht eben durch reinliches Leinenzeug sich auszeichnenden Volkes ausdünsten. Der Mangel dieses Parfüms macht daher protestantische Kirchen in Syrien und Aegypten weniger anziehend, als die der Katholiken, obgleich Leute, welche diese Wirkung wahrnehmen, selten die Ursache davon kennen.

Die Geschichte des Jahres 1848 bietet sammt ihren Vor- und Nachspielen so viele Lücken dar und ist besonders in Bezug auf die innere Seite vieler Ereignisse und Vorgänge noch so wenig aufgeklärt, daß noch immer Alles im hohem Grade interessant und willkommen sein muß, was uns berufene Zeitgenossen von ihren Erlebnissen und Beobachtungen in dieser denkwürdigen Peride mitzutheilen wissen. Auch Gustav Kühne, unter den hervorragenden Schriftstellern Deutschlands einer der scharfsichtigsten Beobachter, der feinsinnigste Charakterzeichner öffentlicher Personen und Zustände, hat jetzt die schon ansehnliche Zahl der betreffenden Schriften durch ein dankenswerthes „Tagebuch aus bewegter Zeit" vermehrt. Dasselbe bildet den 4. Band seiner „Gesammelten Schriften" und zeigt wiederum die gründliche Kenntniß der modernen Kulturentwickelung, den Reichthum an Gesichtspunkten und die selbstständige Unbefangenheit der Auffassung, welche sich in den Arbeiten des Verf. mit der graziösen Eleganz einer stets geistigen Darstellung zu vermählen pflegt. Kühne ist im Frühling und Herbst 1848 in Frankfurt gewesen; im März und April 1849 befand er sich in Berlin, als dort das Kaiserprojekt der Paulskirche zurückgewiesen wurde. In Wien war er 1850 kurz vor den Olmützer Vorgängen. Es kann für die geschichtliche Erkenntniß jener Zeit nicht gleichgültig sein, was ein solcher Publizist an den genannten Orten im steten Verkehr mit den handelnden Personen erlebt, gesehen und geurtheilt hat.

Marinla.

Von

Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

4.

Die Weihnachtsnacht war angebrochen, in langen Reihen zogen die Gläubigen Moskau's in die Kirchen, deren von bunten Lampen erleuchtete Kuppeln sich wie Feuerbilder auf dem dunkeln Fond des Himmels malten, tausende von Glocken sangen mit eherner Stimme das Riesenlied der Andacht und riefen zum Gebet, damit die Welt dankend die Geburt unseres Heilandes feiere. Auch die kleine Kirche, in welcher Dimitri als Vicar angestellt war, war vom Volke gefüllt, und er mußte heute allein officiiren, weil sich der eigentliche Pfarrer im Dome befand, unter den Hunderten von Geistlichen, welche bei einer solchen Gelegenheit Moskau's Patriarchen bei der Messe umgaben, um durch ihre Zahl und den Reichthum ihrer Ornate den Prunk und den Glanz des Gottesdienstes zu erhöhen.

Schon lange war die Kirche von Gläubigen gefüllt, das Sängerchor, die Sacristanten und der Diaconus harrten schon lange des Priesters, um im Augenblicke, wenn er auf des Altars Thür treten würde, ihr „Gospodi Pomilui" anzustimmen. Aber immer noch war er nicht da. An eine Säule gelehnt, stand eine junge Blondine, und ihr dunkelblaues Auge, des Himmels Abglanz, war mit Unruhe auf den Altar geheftet, sie schien ängstlich auf jedes Geräusch zu achten, das sich im Innern des Altars wahrnehmen ließ, und fast hörbar pochte ihr bangendes Herz im Busen. Nicht weit von ihr lag eine junge Zigeunerin auf den Knien. Thränen rannen von ihrem dunkelgelben Ge-

fichte, und sie kreuzigte sich und schlug mit der Stirn die steinernen Platten, ohne die Abwesenheit des Priesters zu bemerken, oder ihrer Umgebung Aufmerksamkeit zu schenken. Sie schien um Gnade, um Trost in ihrer Verzweiflung zu flehen.

Das Volk fing an zu murren. Der Diaconus ging in den Altar und fand dort Dimitri auf einem Stuhle sitzend, er hatte begonnen sich in sein Ornat zu hüllen, war aber plötzlich matt auf einen Stuhl gesunken und hatte bald vergessen, wo er war, und daß er zu officiren hätte. Seine Gedanken hatten ihn fernhin getragen, in eine Zukunft voller Leid und Kampf, eine Zukunft, die nur die logische Folge seiner Vergangenheit sein würde und sein müßte. Er sah sein Leben sich ebenso traurig vor sich entfalten, eben so einförmig, wie es bisher gewesen, und fragte sich, wozu und wofür er lebte. Selbst der Gedanke, der sündige Gedanke des Selbstmordes, stieg bei ihm, dem Priester auf. Plötzlich fühlte er sich bei der Schulter gefaßt und eine Stimme sagte zu ihm:

Dimitri Petrowitsch.

Petrow fuhr auf.

Was gibt es? fragte er.

Die Kirche ist schon voll von Menschen und schon lange ist es Zeit zu beginnen, war des Diaconus Antwort.

Ach so, ja schon gut! Ich komme gleich! sagte Dimitri und legte gleichgiltig sein Ornat an.

Als er aus dem Altar trat, war sein Gesicht blaß, und diese Blässe war noch bemerkbarer durch den Contrast mit seinem schwarzen Barte; das Volk bemerkte diese Blässe und beruhigte sich über die lange Verzögerung des Gottesdienstes.

Vater Dimitri ist wahrscheinlich krank! Der gute Mann, er nimmt sich seinen Beruf zu Herzen! Wahrscheinlich hat er diese Nacht wieder am Bette eines Sterbenden gewacht. Und was des Geredes unter dem Volke noch mehr war, denn Dimitri war allgemein wegen der Uneigennützigkeit — eine seltene Tugend bei der russischen Geistlichkeit — mit der er seinem Berufe oblag, beliebt.

Dimitri begann den Gottesdienst, doch seine Stimme hatte ihr Metall und ihren Klang verloren, gleichgültig und einförmig sagte und las er seine Gebete, was bei vielen Popen gewöhnlich ist, bei ihm aber, der immer die Messe nicht als Maschine, sondern als denkender und fühlender Priester feierte, ungemein auffiel.

Er muß sehr krank, sehr krank sein, der arme, gute Mann, hörte man im Volke murmeln.

Die blonde, am Pfeiler gelehnte Dame verfolgte athemlos jede Bewegung des Priesters und drückte von Zeit zu Zeit ihre Hand an den Busen, als fühlte sie im Herzen einen stechenden, unerträglichen Schmerz.

Das Murmeln des Volkes war auch zu den Ohren der knieenden Zigeunerin gedrungen, sie hatte aufgeblickt, doch die Augen sofort wieder gesenkt; und nur der, welcher den noch reichhaltiger aus ihren Augen dringenden Thränenstrom beobachtet, oder das Schluchzen, das sie zu unterdrücken suchte, gehört hatte, hätte ihre Theilnahme an der Blässe des Priesters bemerkt.

Die Messe war zu Ende, die endlose Ektenie war ausgesungen, auf das kaiserliche Haus mit dessen Kindern und Kindeskindern der Segen Gottes herabgerufen worden, und das Volk drängte sich zum Altar, um das Kreuz, das der Priester in der Hand hielt, zu küssen, bevor es sich wieder zerstreute.

Theilnahmlos hielt Dimitri das Kreuz der bunten Menge hin, welche an ihm vorbeiging, ohne daß er es bemerkte, sprach ebenso theilnahmlos und gleichgültig seinen Segen über die Gläubigen, als plötzlich ein glühend heiße Zähre auf seine Hand fiel, er blickte auf, es war die Zigeunerin gewesen, doch sie war schon weit von dem nachdrängenden Haufen fortgeschoben, die Thräne allein perlte noch auf seiner Hand, er trocknete sie nicht, seine Augen aber hefteten sich fest und unverwandt auf diese Thräne, als fürchte er, daß sie ihm jemand rauben würde, als spiegele sich in dieser Thräne der Mikrokosmus seines Daseins. Plötzlich klang ein Angstschrei durch die fast leere Kirche und schreckte Dimitri aus seinen Gedanken. Er sah noch einmal auf, die blonde Dame an der Säule war es, die den Angstschrei ausgestoßen, und neben ihr stand ein junger Uhlanenofficier, der mit ihr reden zu wollen schien, doch sie riß sich los und eilte aus der Kirche, ohne sich umzusehen, ohne das Kreuz, das ihr Mann in der Hand hielt, zu küssen.

5.

Mitternacht war längst auf den Kirchthürmen verklungen, als Dimitri die Kirche verließ und in die breiten, von niedrigen Häusern umgürteten Straßen einbog, es dem Zufall überlassend, seine Schritte zu lenken. Die Nacht war kalt, der Schnee knisterte unter seinen Füßen und sang sonderbare Melodien, der Mond war aufgegangen und erleuchtete mit seinem mystischen Lichte die Straßen und die Häuser, in welchen kein Licht mehr blinkte und die mit ihren dunkeln Fenstern wie mit verglasten Todtenaugen die öden Straßen anstarrten, während Myriaden von Sternen, immer glücklich und immer froh am Himmel mit ihrem bunten Lichte spielten und blinkten.

In den letzten Tagen hatte Dimitri zu viel durchfühlt, und, da

für Leute seines Charakters das Gefühl gleichbedeutend mit dem Leben ist, auch durchlebt. Er konnte nicht schlafen gehen, denn tausende von Plänen, jeder ausführbar, wucherten in seinem Kopfe, kreuzten und verwirrten sich unaufhörlich.

Doch war es nicht mehr die Gluth der Leidenschaft, die in seinen Adern bebte, nein, er war in eine Art apathetischer Gleichgültigkeit versunken, und gab sich willig und ohne zu kämpfen dem Strome hin, der ihn fortriß; daß er noch dachte, war einfach, weil der Mensch einmal keinen Augenblick ohne zu denken sein kann. Mechanisch führte ihn sein Weg zu der kleinen Zigeunerhütte, mechanisch drückte er die Klinke des Pförtchens, es war nicht verschlossen und er trat in das Vorhaus. Die Thür des Zimmers war nicht fest zu und das Zimmer selbst nur durch ein kleines rothes Lämpchen, das vor einem Mariabilde hing, erleuchtet.

Dimitri trat in's Zimmer; Mariula lag halbsitzend auf dem Sopha, und ihr Arm hing schlaff an ihrer Seite hinab, während die Augen fest und stier vor sich hinstarrten. Beim Eintreten Dimitri's machte sie keine Bewegung, stand nicht auf, sie schien nichts bemerkt, nichts gehört zu haben.

Mariula, sagte Dimitri.

Keine Antwort.

Mariula, wiederholte er lauter.

Da sprang Mariula auf, als erwache sie aus dem Schlafe.

Wer ruft mich? rief sie entsetzt. Doch Dimitri bemerkend, sagte sie mit einer Stimme, die gleichgültig sein sollte, es aber nicht war:

Ach, Du bist es? So spät! doch ist es gut, daß Du kommst. Setze Dich, ich habe Dir Vieles zu sagen.

Und ihre Stimme war ruhig, obgleich sie leise zitterte, eine fahle Blässe hatte sich über das Gesicht gebreitet, die Corallenlippen hatten sich entfärbt und bebten krampfhaft, und wie die Hand einer Sterbenden spielte ihre Hand an ihrem Kleide.

Ja, ich habe gebetet, habe heute innig gebetet, und der Heiland hat mir Kraft zu einem Entschlusse gegeben.

Dimitri starrte Mariula an, doch er sagte nichts, er hatte nichts gehört, er war in Gedanken versunken und auch er brütete über einem Entschlusse.

Zuerst muß ich bei Dir um Verzeihung für alle die Qualen bitten, die ich Dir gebracht habe.

Dimitri schwieg, Mariula sah ihn an und rief: Dimitri!

Bei diesem Worte, das mit Mariula's gewöhnlichem Klang der Stimme gesprochen wurde, fuhr er aus seinen Träumen auf, doch auch jetzt gab er keine Antwort.

Dimitri, fuhr Mariula fort, ich muß Dich um Vergebung für alle die Qualen bitten, die ich Dir wissentlich bereitet habe.

Du mich gequält? rief Dimitri, O!...

Ja, ich habe Dich gequält, und wissentlich gequält, doch ich hatte meine Absicht und glaube mir, mein Ziel war gut.

Dimitri drückte Mariula's Hand an seine Brust, denn es gibt Augenblicke, wo es uns unmöglich ist, unsere Gefühle in Worten auszudrücken.

Doch das Vergangene ist hin, — glaube mir, Dimitri, es schnitt mir tief in's Herz, wenn ich Dich quälte, ich litt mehr als Du littest, doch glaubte ich, so handeln, so thun zu müssen. — Ich sah, ich fühlte, daß wir uns nicht lieben konnten, nicht durften, und Du, Du liebtest mich, Du konntest nicht von mir lassen, während ich —

Während Du mich nicht liebtest, sagte Dimitri schmerzlich.

Da blitzte die ganze Gluth ihres Feuerherzens in ihren Augen und mit einer Energie, deren nur Zigeunerinnen fähig sind, drückte sie Dimitri's Hand so fest, daß er aufgeschrien hätte, wenn er noch physischer Schmerzen fähig gewesen wäre, und rief:

Ich Dich nicht lieben? Ich?! Ich habe Dich seit dem Augenblick geliebt, als Du des Morgens, da meine Mutter auf dem Todtenbette lag, zu mir kamst, ich habe Dich geliebt, bevor Du mir von Liebe sprachst; denn die Liebe bedarf der Worte nicht; ich habe Dich geliebt, als ich Dich leiden sah und ich Dich quälte, und, und... ich liebe Dich noch jetzt.

Hastig sprang sie vom Sopha auf, auf welchem sie saß. Sie fühlte, daß sie zu viel gesagt habe, und doch nahm sie das, was sie gesagt hatte, nicht wieder zurück, sondern fuhr fort, indem sie den glühenden Kopf an die kalten Fensterscheiben lehnte, um ihn abzukühlen:

Ich liebe Dich und werde Dich ewig lieben. Darum habe ich heute zum Heiland gefleht, daß er mir rathe und mich zu einem Entschlusse stärke, und er hat mir gerathen, er hat mich gestärkt. Dimitri, wir müssen scheiden, auf ewig scheiden.

Dimitri fuhr zusammen. Scheiden? Unmöglich, ich kann es nicht, ich wage selbst nicht daran zu denken; denn bei diesem Gedanken verwirren sich meine Sinne.

Und doch werden wir scheiden, sagte Mariula traurig aber entschlossen, und in ihrer Stimme klang die kalte Verzweiflung eines zum Tode Verurtheilten.

Wir wollen ruhig reden, Dimitri, fuhr sie fort. Was soll aus unserer Liebe werden? Uns zu lieben verbietet Dir Dein Priestertalar, das Gelübde, das Du aussprachst, als Du zum Priester gesalbt wurdest, mir verbietet es der letzte, der heilige Wille meiner sterbenden Mutter. Sollen wir noch lange die Hölle, die unsere Brust jetzt sengt und brennt, mit uns schleppen, wie der Galeerensklave seine Kette. Du hast eine Frau, eine gute, liebe Frau; was siehst Du mich denn so erstaunt an? Ich kenne Deine Frau. Ich habe sie aufgesucht, um zu sehen, ob sie

Deiner würdig sei. Sie ist es werth geliebt zu werden, und Du wirst sie lieben, wenn Du mich nicht mehr siehst. Ich aber — ich, nun, wie Gott will ...

Dimitri war noch blässer geworden.

Mariula, sagte er, ich habe Dir schon gesagt, daß zwischen meiner Frau und mir die Liebe unmöglich ist, stets wird eine Scheidewand zwischen uns sein, die sich schon zwischen uns drängte, als wir uns das erste Mal gesehen.

Mariula schüttelte den Kopf.

Die Zeit ist der kalte Schneesturm, der die Spuren des Vergangenen verwischt. Deine Frau ist bereit Dich zu lieben, und Du, Du wirst mich vergessen.

Als sie die letzten Worte sprach, klang in ihren Worten eine Welt voll Verzweiflung.

Jetzt aber, lebe wohl; ich habe heute Abend ein ganzes Dasein gelebt, ich bin müde und möchte ruhn. Lebe wohl, Dimitri, sagte sie, ihm die Hand reichend, und ihre Stimme klang sonderbar, doch war es nur ein kurzer Blitzstrahl, denn in demselben Augenblick war sie wieder fern von Dimitri und sagte ihm schluchzend: Ich brauche Ruhe, lebe wohl.

Dimitri ging, doch Mariula legte sich nicht zur Ruhe, die ganze Nacht kniete sie vor dem Marienbilde und kreuzigte sich und schlug den Boden mit ihrer Stirn.

6.

Der Weihnachtsmorgen dämmerte. Nur kurze Augenblicke hatte Dimitri geruht und sein Schlaf war ihm keine Erholung, sondern eine Marter gewesen, denn seine Träume hatten ihn keine hellen und fröhlichen Lichtbilder, sondern finstere, verzerrte, grausige Schattengestalten vorgeführt. Früh war der Sacristant zu ihm gekommen, um ihn zur Frühmesse zu wecken, er war schnell von seinem Lager gesprungen, froh, von der Qual seiner Träume befreit zu sein, und hatte sich angekleidet; doch bevor er sich in die Kirche begab, trat er an's Bett seiner Frau, seiner armen, verlassenen Frau.

Sie schlief noch, doch auch ihr schienen keine fröhlichen Träume zu lachen. Ihr Athem war unruhig, ihre Lippen waren blaß, und ihre schönen, duldenden Züge von Leiden verzerrt. Ihr Mund lispelte *einen* Namen, Dimitri lauschte, es war der seinige nicht.

Auch Du, sprach er schmerzlich, auch Du, Arme; doch hoffe, mögen Deine Träume Dir eine bessere Zukunft malen, die Deiner harrt! Ich bin nicht schuld an Deinen Schmerzen; ich bin es nicht gewesen, der sie über Dich gebracht hat. Doch auch ich habe Vieles wieder gut zu machen, auch ich bin der Vergebung bedürftig. Jetzt klagst Du mich vielleicht in Deines Herzens Tiefe an; mögest Du mich einst segnen, Du armes, vielgeprüftes Weib! Jetzt segne Dich Gott!

Und er ging in die Kirche. Er war immer noch blaß, doch sein Gang war ruhiger, er blickte nicht mehr zerstreut vor sich hin, und es schien, daß er einen Entschluß gefaßt hatte. Wann? Vielleicht in dem Augenblicke, als er gestern neben Mariula saß, vielleicht als er von ihr nach Hause ging, vielleicht hatte ihm auch die Nacht, als er mit jenen bösen Träumen rang, in jener Zeit, wenn der Körper für äußere Eindrücke unempfänglich ist und nur die Seele ihr Leben fortlebt, den Faden der Ariadne gebracht, um den Ausgang aus diesem Labyrinthe zu finden.

Der Morgen war kalt, aber schön; die Sonne war eben aufgegangen und warf einen röthlichen Hauch auf den jungfräulich reinen Schnee, wie die Frühsonne des Lebens ihren zarten Hauch auf die unschuldigen, sanften Wangen wirft. Es war einer jener Wintermorgen, wo das Herz lauter schlägt, die Brust freier athmet und die Lüfte Glück und Hoffnung wehen. Auch Dimitri schien Hoffnung mit vollen Zügen zu schlürfen, schien in diesem Augenblicke nicht auf ewig mit dem Glücke gebrochen zu haben. Sein Schritt war fest und seine Gesichtszüge drückten eine eiserne Entschlossenheit aus.

Die Kirche war schon voll, als er mit dem heiligen Kelche aus dem Altar trat, seine blassen Wangen glühten leicht, seine Augen blickten stolz und begeistert, und nicht zerstreut wie gestern, als er das Hochamt begann. Schön und metallisch klang seine Baßstimme, doch seine Augen schweiften zuweilen über die Versammlung, als suchten sie etwas, aber vergebens, denn weder seine Frau, noch Mariula waren in der Kirche.

Das Hochamt war zu Ende, der Segen über die Versammlung gesprochen und das Kreuz den Gläubigen gereicht, die es, sich andächtig kreuzigend, inbrünstig küßten.

Dimitri ging in den Altar zurück, dessen Thür verschlossen ward, und entkleidete sich mit Hülfe des Sacristants.

Als er sein Ornat abgelegt hatte, warf er einen Blick darauf und sagte mit leiser Stimme: Lebe wohl.

Wer weiß, wem dieses Lebewohl gegolten, vielleicht war es nur eine Antwort auf Mariula's Lebewohl.

Dimitri ging nach Hause, doch er fand seine Frau nicht, sie war weggegangen und hatte die Thür verschlossen, weil er selten so früh nach Hause kam; er ging zu Mariula, doch auch sie traf er nicht an, auch hier war das Pförtchen, das in das kleine Haus führte, ver-

schlossen. Der Morgen war so schön, es athmete sich so frisch und frei und Dimitri ging ziellos durch die Straßen. Seine Schritte brachten ihn der Stadt nahe und er befand sich plötzlich auf dem großen Platze, welcher die den Kreml umschließende chinesische Stadt (Kitaigorod) von der übrigen Stadt trennt.

In langen Reihen zogen Wagen und Fußgänger nach der kleinen Capelle, in welcher sich von früh bis spät die Gläubigen drängen und Tag und Nacht Tausende von Kerzen vor dem wunderthätigen Marienbilde im Gebete verbrennen. Dieses, den Russen heilige Bild wird aus der Nähe und Ferne von Wallfahrern besucht, und auch Dimitri fühlte den Drang in sich zu beten und um Stärke zur Ausführung seines Entschlusses zu flehen.

Er ging in die Capelle, doch sie war so voll, daß er auf der Treppe stehen bleiben mußte, um abzuwarten, bis die Reihe an ihn kam. Geraume Zeit hatte er so dagestanden, als seine Augen sich unwillkürlich erhoben und die vorüberschreitende Mariula erblickten, ihr Gesicht war blaß, nur brannten zwei dunkelrothe Flecken, glühenden Kohlen gleich, auf ihren Wangen, ihre Augen leuchteten durch den sie umhüllenden Thränenflor, wie die Sonne oft durch eine Nebelhülle dringt. Auch sie hatte Dimitri gesehen, doch ging sie an ihm vorüber, als ob sie ihn nicht bemerkt hätte; er wollte ihr nacheilen, doch sie winkte mit der Hand und sagte kopfschüttelnd:

Nicht jetzt, komm heute Abend.

Das Gedränge wich nach und nach und Dimitri konnte endlich in das Innere der Capelle gelangen. Tausende von Kerzen, die vor dem Mariabilde brannten, strahlten ihm entgegen und blendeten ihn, auch er warf ein Geldstück dem die Kerzen verkaufenden Mönche zu, nahm eine Kerze und stellte sie, sich kreuzigend vor das, angeblich von Apostel Lukas gemalte Wunderbild.

Er betete inniglich, um Kraft zur Ausführung seines Entschlusses zu erflehen, endlich, nachdem er lange gekniet hatte, stand er auf und verließ die Capelle.

Langsamen Schrittes und mit gesenktem, sinnendem Haupte ging Dimitri die Petrovka entlang, vor ihm entrollte sich seine ganze, trübe Vergangenheit und durch den dichten Nebel, in welchen sie gehüllt war, leuchtete hell die Sonne einer Zukunft, die er sich so wonnig, so golden malte. Er war an die Brücke gekommen, welche über die Moskwa führte, als ihm eine Dame begegnete, die ein Uhlanenofficier am Arme führte. Die Dame war tief verschleiert und schien ihr Gesicht den Menschen verbergen zu wollen, doch unter dem Schleier hätte man leises Schluchzen hören können, auch der Officier schien blaß, bewegt und tief betrübt. Dimitri erhob seinen Kopf zufällig, seine Augen drangen durch den dichten Schleier; er blieb wie erstarrt stehen. Auch die Dame hatte ihn erblickt, und ein leiser Schrei war ihren Lippen

entflohen — es war Dimitri's Frau. Er wandte sich um und eilte fort, während der die Dame begleitende Officier, der den Schrei gehört hatte, beide verwundert anblickte.

7.

Es war spät, als Dimitri nach Hause zurückkehrte, er war bei Mariula gewesen und hatte sie nicht zu Hause gefunden. Er lenkte also die Schritte nach seiner eigenen Wohnung, unschlüssig, was er beginnen sollte. Er wußte — ein inneres Gefühl sagte ihm — daß der Offizier, den er heute mit seiner Frau getroffen und den er gestern in der Kirche an Maria's Seite gesehen hatte, derselbe sei, den sie einst in ihrem Pensionate hatte kennen lernen, dem sie ihre erste Mädchenliebe gewidmet hatte, und den sie noch jetzt liebte. Sie hatte ihm ja ihre Liebe gestanden, bevor sie ihn heirathete, und er hatte nichts gethan, damit sie diese Liebe, die im Stillen in ihrem Herzen fortwucherte, vergesse, er war selbst schuld, daß seine Frau noch einen Andern liebte. Maria that ihm leid, er fühlte für sie und theilte ihren Schmerz — er liebte ja selbst. Was sollte er jetzt thun, sollte er von der Begegnung reden, oder sollte er verschweigen, daß er Maria erkannt hatte. An Maria's Tugend zweifelte er keinen Augenblick, er hatte tief in ihr Herz geblickt und hatte dessen Cristallreine gesehen. Er trat also in's Zimmer, fest entschlossen, Maria nichts von der Begegnung merken zu lassen; doch kaum hatte er die Thür seines Zimmer geöffnet, als Maria ihm entgegeneilte und schluchzend vor ihm auf die Knie fiel.

Gnade, Gnade! rief sie händeringend.

Dimitri hob sie auf, küßte sie auf ihre reine Stirn und sagte:

Gnade? Und wofür das, mein Kind?

Ja, Gnade! Gnade! Doch schwör' ich Dir bei Allem, was heilig ist, bei meiner Seligkeit, daß ich unschuldig bin.

Unschuldig? Wer kann Dich, Du reiner Engel, im Verdacht einer Schuld haben? Wer? Ich nicht Maria, ich nicht...

Doch Du hast mich heute gesehen...

Ja, und was folgt daraus?

Du hälst mich für ein treuloses Weib! Du verachtest mich... und ihr Schluchzen ließ sie nicht weiter reden.

Dimitri hob sie auf, als wäre sie ein kleines Kind, trug sie auf's Sopha und setzte sich neben sie; dann sagte er mit bewegter Stimme:

Beruhige Dich, Maria! Ja, ich habe Dich gesehen, doch an Deiner Treue zweifeln, hieße an des Himmels Seligkeit zweifeln. Es war der Officier, den Du als Mädchen liebtest, nicht war? Derselbe, den Du gestern in der Kirche getroffen hast.

Maria blickte ihren Mann an, erstaunt, daß er auch ihr gestriges Zusammentreffen mit Rhasanoff bemerkt hatte.

Es war nur zufällig, stotterte sie und ihre Stimme stockte.

Ich weiß es, armes Kind, ich weiß es. Er hatte seine Frau zweimal Kind genannt, dieses Wort, das er gegen sie niemals gebraucht hatte, war ihm zufällig entschlüpft, doch er fühlte für sie wie ein Vater für sein Kind.

Ich weiß es, Kind, fuhr er fort. Für Dich war es Zufall, daß Du ihn heute trafst, für ihn aber nicht. Und er hatte nicht Unrecht, fügte er bitter hinzu, Deine Liebe ... und er unterbrach sich unmuthig.

Ja, sagte Maria, er hatte sich gestern, als ich die Kirche verlassen, erkundigt, mit wem ich verheirathet sei und wo ich wohne. Den ganzen Morgen war er auf der Straße umhergeirrt, um mich noch einmal zu sehen, noch einmal zu sprechen. O Gott, gerechter Gott! er liebt mich noch! rief sie mit herzzerreißender Stimme.

Dimitri hatte Maria's Hand gefaßt und blickte ihr in das blaue, thränentrübe Auge.

Maria, sagte er, warum verzweifeln? Es werden Dir noch glückliche Tage lachen. Du wirst das Leben noch genießen. Unsere Schuld war es nicht, daß uns das Schicksal an einander fesselte. Wir hätten uns lieben können, — was sage ich können? — lieben sollen, doch das Schicksal hat es nicht gewollt. Ich hätte vor Dir wie vor einem heiligen Schrein knien müssen, Du engelreines Weib, ein höllischer Dämon stellte sich aber stets zwischen mich und Dich, der Schatten Deiner früheren Liebe; und ich war unglücklich und brachte Dir auch nur Unglück. Doch tröste Dich Maria, bald bist Du am Ziel Deines Dornenpfades, bald ...

Nein, sagte Maria kopfschüttelnd, für mich blüht kein Glück auf Erden. Doch unser Verhältniß ist für Dich, Dimitri, unerträglich, es muß gebrochen werden. O, Du warest immer edel und gut gegen mich, Du bist es auch in diesem Augenblick. Daher wirst Du mir meine Bitte nicht abschlagen; nicht wahr, Du wirst es nicht? Versprich es mir.

Maria, Du weißt es ja, gälte es auch mein Leben für Dein Glück zu opfern, — doch was ist an meinem armen, elenden Leben? — ich würde es mit Freuden thun.

Da umschlang Maria krampfhaft seinen Nacken, drückte ihm einen Kuß der Verzweiflung auf die Lippen und rief:

O, laß mich in ein Kloster gehen! Ich werde für Dich beten und Du bist dann frei!

In ein Kloster? Warum? O gutes Weib, selbst in Deiner Verzweiflung sind Deine Gedanken für mich und nicht für Dich. In ein Kloster, Maria? Warum? Auch so wirst Du noch glücklich sein.

Ich glücklich? Nimmermehr! Nimmermehr! O, sei nicht grausam, Dimitri, Du siehst, wie ich leide. O laß mich in einem Kloster Ruhe und Tröstung finden.

Nicht immer wohnen Ruhe und Trost in eines Klosters Mauern. In einem Kloster ist nicht Freiheit, und Du, Maria, Du sollst frei sein. Und wenn Du es bist, wenn Du Dich mit dem vereinigt hast, den Du liebst, dann denke Maria meiner, wie eines Bruders. — Seine Stimme sprach in diesen letzten Worten eine Welt von Gefühlen aus, in ihrem Klang war Trennung, Schmerz und Hoffnung.

Maria starrte ihn entsetzt an, in ihrem Kopfe stiegen schreckliche Gedanken auf:

Du wirst doch nicht? rief sie erblassend und mit ersterbender Stimme.

Beruhige Dich, Maria, sagte Dimitri, an ihrer Stimme errieth er, was sie dachte. Du weißt, daß ich Christ und jetzt noch Priester bin. In drei Tagen bist Du frei — bist Du es nicht, so magst Du das Kloster wählen, das Du willst — Du hast genug durch mich, obgleich ohne meine Schuld, gelitten, doch ferner soll es nicht mehr geschehen. Jetzt aber lebe wohl, Maria, und hoffe. Er zog seine Frau an die Brust, und drückte ihr einen langen, langen Kuß auf die Stirn, segnete sie und eilte dann, ohne sich umzublicken, aus dem Zimmer.

(Schluß folgt.)

Die geographische Bedeutung der europäischen Staaten.

Von

Rudolph Rost.

(Schluß.)

In den fast ausschließlich von Deutschland aus cultivirten Ländern zwischen Russen und Deutschen, sind die letzteren überall an der Küste und am Gebirge am weitesten vorgerückt, man denke nur an die Länder an der Ostsee. — Wenige Länder bieten auf so engem Raum eine solche Musterkarte verschiedener Nationen dar, wie Ungarn. Großentheils beruht das schon auf der geographischen Gliederung in zwei centrale Ebenen und drei umgrenzende Gebirgsmarken. Das Wassersystem von Ungarn, wie von fast der ganzen österreichischen Monarchie, ist ein außerordentlich ungünstiges. Die Zersplitterung des Landes, sowie die Eifersucht der verschiedenen Nationalitäten hat von jeher Empörungen aller Art wesentlich Vorschub geleistet. — Die Landhöhe, welche vom Ural aus das großrussische Becken einschließt, sondert in ihrer westlichen Fortsetzung die Provinz Preußen von der slavischen Welt ab. Hier hielt sich hinter natürlichen Bollwerken der lettisch-preußische Stamm, der nur durch eine Kolonisation von ganz Deutschland aus unterworfen werden konnte.

Schon die Lage Deutschlands im Herzen Europa's bedingt es, an allen europäischen Interessen mit Theil zu nehmen oder sie doch mittelbar zu empfinden. Die Gebirge Deutschlands zerfallen in drei große Ketten, die Alpen, die mitteldeutschen Gebirge, die Rheingebirge. Während es nach Norden und Süden scharf begrenzt ist, dort vom Meere, hier vom Gebirge, fehlen nach Osten und Westen die natürlichen Grenzen fast ganz, was namentlich oft zu blutigen Kriegen, vorzüglich mit Romanen, Veranlassung gegeben. Nach jenen drei Gebirgszügen zerfällt Deutschland in das Rheinland, die norddeutsche Tief- und die süddeutsche

Hochebene. Eine weitere Gliederung bildet folgende 9 natürliche Provinzen: das Quellland des Rheins, das Deltaland desselben, das mittlere Rheinland, die bayerische und österreichische Hochebene, Böhmen, die niedersächsische, die wendische Tiefebene und das zwischen der bayerischen Hoch- und niedersächsischen Tiefebene liegende, vom Mittelgebirge getheilte, daher nicht einheitliche Centrum. Uebertrifft nun das germanische Ländergebiet in Europa das romanische und noch mehr das slavische an natürlicher Manichfaltigkeit und übt diese Beschaffenheit der Wohnsitze bedeutenden Einfluß auf die Gestaltungen des Volkslebens und die Bildung der staatlichen Verhältnisse, so gibt das stark gegliederte Deutschland den schlagendsten Beweis.

Während die peripherischen Glieder stark in sich geschlossen sind, ist das Centrum klein, nach Außen offen und in sich getheilt. Diese starke, provincielle Gegensätze darbietende, geographische Gestaltung Deutschlands, verbunden mit dem Mangel eines starken Mittelpunktes, trägt sicherlich die Hauptschuld an der politischen Zerrissenheit unseres Vaterlandes, dessen Zukunft, von dieser geographischen Beschaffenheit ausgegangen, nur in einem Bundesstaate mit Wahrung der provinciellen Selbstständigkeit bestehen kann. — Wenden wir uns nach den an der deutschen Westgrenze liegenden germanischen Ländern, so hat Belgien, oder besser gesagt Flandern, außer einem sehr culturfähigen Boden ein ausgezeichnetes Wassersystem. Höchst günstig in der Nähe des wichtigsten deutschen und englischen Stromes gelegen, den Stapel- oder Ruhepunkt für alle Fahrzeuge, welche die gefahrvollen nordöstlichen Meere oder den Kanal passiren, bildend, ist es nicht zu verwundern, daß die Belgier, Flamländer wie Wallonen ein regsames, erwerblustiges Geschlecht sind, welches für die Cultur der materiellen Interessen stets sehr geschickt und strebsam gewesen ist. Holland, oder richtiger die Niederlande haben den großen Vorzug der geographischen und nationalen Einheit. Der Charakter der Niederländer (Holländer), eine durch die Lage, Beschaffenheit und Geschichte des Landes modificirte Schattirung des Deutschen, ist durchaus tüchtig und kraftvoll. — Im äußersten Südwesten Deutschlands kennzeichnen sich die Alpen besonders durch ihre großen, tiefeingeschnittenen und zu Nebenthälern, wenigstens in der Schweiz, sehr schön entwickelten Längenthäler. Von großem Glück ist es für die politische Einheit der Schweiz, daß die vier Hauptthäler: der Rhone (Wallis), des Rheins (Graubünden), der Aar (Bern) und der Reuß (Vierwaldstädte) am Gotthardt zusammentreffen und verhältnißmäßig bequeme Verbindungen haben. —

In der skandinavischen Ländergruppe bildet Norwegen im Ganzen das Hochland, Dänemark mit der Südspitze Schwedens das Tiefland, das übrige Schweden steht dazwischen in der Mitte. Demgemäß herrscht auch in Norwegen bäuerliche Freiheit, in Dänemark hat bis vor Kurzem die größte Adelsherrschaft bestanden, während Schweden auch hier wieder die Mitte, verfassungsmäßige oder beschränkte Monarchie, bildet. Der südliche Theil in Norwegen zerfällt in scharf gesonderte und sehr isolirte Thäler, fast jedes mit seinem eigenen Hafen. Derselbe Gegensatz, der sich zwischen der idyllischen Stille dieser

Thäler und der meerzerrissenen, stürmischen Wildheit der Klippenküste zeigt, wiederholt sich auch in der Geschichte des Volkes.

Großbritanien erinnert unwillkürlich an Griechenland durch seine außerordentlich reiche Küstenentwickelung, unterscheidet sich aber sehr wesentlich dadurch, daß eine große, fast ununterbrochene Ebene in England entschieden vorherrscht. Diese Ebene liegt der germanischen Culturwelt zugekehrt, während das Gebirgsland in vier unzusammenhängende Halbinseln verwiesen ist, die mit dem keltischen Westen in Verbindung stehen. Wie das Klima ein sehr oceanisches ist, so hat insbesondere die insulare Lage im Mittelalter jeder Art von Invasionen großen Vorschub geleistet, ist aber neuerdings das größte Schutzmittel gegen den Angriff von außen geworden. Da die Augen Englands natürlich auf die gegenüberliegenden Küsten des Continents gerichtet sind, so haben die Engländer aus Deutschland ihren Mittelstand, neuerdings ihre Dynastie empfangen, aus Frankreich und Norwegen ihren Adel, aus Holland ihren Handel und die Nacheiferung zur See, aus Flandern ihren Gewerbfleiß. Es gibt auch kein Volk, welches alle Hülfsquellen seines reichen Landes in höherem Grade ausgebeutet, und zugleich kaum ein Land, welches den verschiedenartigsten Bestrebungen seiner thätigen Bewohner in reicherem Maße entsprochen hat. So wird der außerordentliche Reichthum an guten Häfen noch durch das vortreffliche Wassersystem bis ins innerste Land hinein fruchtbar gemacht. Unter den Produkten Englands steht obenan sein unvergleichlicher Reichthum an Steinkohlen und Eisen. Diese Produkte, fast ausschließlich im Norden und Westen concentrirt, gewähren diesem, früher zurückstehenden Theil des Landes, ein immer mehr und mehr wachsendes Uebergewicht über den bisher vorherrschenden altenglischen Süden und Südosten. Während der Südosten die Hauptstadt, die Universitäten, die Kriegshäfen, die meisten Kathedralen und Parks enthält, findet man im Nordwesten die meisten Fabriken. —

Der Südwesten und Süden Europas, aus Ländern romanischer Zunge bestehend, ist im Ganzen gleichartiger bevölkert als die Mitte. Stammfremde gibt es verhältnißmäßig wenige, nämlich in Frankreich Deutsche, Basken und Kelten, in Spanien Basken und Morisken.

Spanien wird durch seine Weltstellung von allen europäischen Ländern am nächsten auf Afrika und Amerika hingewiesen. Obgleich Spanien namentlich durch die Pyrenäen von Europa fast ganz abgeschlossen ist, so hat es doch durch seinen Produktenreichthum sehr frühzeitig schon Handelskolonisten angezogen. Durch seine Gebirge ist das Land überaus stark gegliedert. Als Grundform aber unter allen diesen Gebirgen liegt in der Mitte ein großes Plateau, dessen westlicher Abfall zum Meere weit allmäliger ist, als der östliche. Castilien ist nicht sowohl der geometrische Mittelpunkt des ganzen Landes, sondern auch das höchste und wichtigste, daher herrschende Glied. Wegen dieser starken provinciellen Sonderungen ist Spanien immer sehr schwer zu erobern gewesen, namentlich durch sogenannten großen Krieg. Dieselbe Natur aber, welche Spaniens Provinzen so selbstständig macht, ist der gewerblichen Communication zu Lande wie zu Wasser in hohem Grade nachtheilig. —

Frankreich ist nach Osten durch den Westflügel der Alpen, den Jura und die Vogesen, so wie nach Süden durch die Pyrenäen von schwerübersteiglichen Gebirgsmauern eingeschlossen. Im Ganzen herrscht eine große, wohl zusammenhängende und auch klimatisch wenig verschiedene Ebene, welche besonders den Nordosten einnimmt, bedeutend vor, von der sich nur das kleine centrale Bergland von Auvergne, die hügelreichen Halbinseln Bretagne und Normandie, das Thal der Rhone und die an Marsch- und Haideland reiche Südwestküste provinciell stärker absondern.

Italien, vermöge seiner günstigen Lage zur Herrschaft über die Küsten des Mittelmeeres bestimmt, nimmt im Alterthum auch wirklich diese dominirende Stellung ein, muß sie aber den in Norden und Nordwesten von Europa entstehenden mächtigen Reichen der Germanen überlassen, behält aber trotzdem ein gewisses Uebergewicht über ganz Europa bei, leicht erklärbar bei dem Vorwalten der religiösen Idee im Mittelalter. Die für die Weltherrschaft im Alterthum so überaus günstige Lage der Halbinsel fordert, nachdem sie von ihrer politischen Machtstellung herabgestiegen und die ehedem beherrschten Küsten selbstständige Staaten geworden, die Nachbarreiche mächtig auf, so viel als möglich festen Fuß hier zu fassen und ihre Einflüsse zur Geltung zu bringen. Fassen wir die geographische Lage Italiens in's Auge, so gewahren wir, daß die Lombardei der eigentlichen Halbinsel nicht angehört, weshalb auch in der Geschichte beider Interessen meistens auseinander gehen. Um den Besitz dieser herrlichen Ebenen kämpften stets Romanen und Germanen, bald wiegt der Einfluß Frankreichs, bald Deutschlands vor. Die eigentliche Halbinsel wird durch die Appeninen in drei Küsten getheilt, von denen die Westküste die bedeutendste ist. Hier ist der fremde Einfluß am meisten bemerkbar, hier hat sich im Kirchenstaate eine gewisse Machtstellung, wenn auch keine physische, dem übrigen Europa gegenüber, das ganze Mittelalter hindurch, erhalten. Die mittlere Lage des alten Latium begründete dessen Herrschaft, was schon Livius im fünften Buche seiner römischen Geschichte mit den Worten: regionum Italiae medium, ad incrementum urbis natum unice locum anerkannt. Die Südostküste weist auf Griechenland hin und hat schon im hohen Alterthum als Brücke für die Griechen nach Italien gedient. Ganz Süditalien ist stets ein Zankapfel zwischen Deutschen, Spaniern und Franzosen gewesen. — Die Insel Sicilien wiederholt im Kleinen dieselbe Eintheilung in drei Küsten, wie die italienische Halbinsel. Die Südwestküste liegt Afrika, die Ostküste Griechenland und die Nordküste Italien zu.

Da Europa die unermeßlichen Steppen Asiens und Amerika's fehlen, so hat die Natur den Menschen vorzugsweise auf feste Ansiedelungen hingewiesen. Zugleich aber hat die große natürliche Manichfaltigkeit, der große Formenreichthum des europäischen Bodens die gleichzeitige Entwickelung der manichfachsten Lebensrichtungen begünstigt: Acker- und Bergbau, Handel, Schifffahrt, Steigerung jeglicher Gewerbsthätigkeit, jedes wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens.

Die Ideale der Poesie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

J. Schucht.

(Schluß.)

Welche Ideen, welche Ideale begeistern nun unsere materialistischen Dichter? Keine!!

Die Idee der Unsterblichkeit des Geistes, der waltenden Vorsehung im Menschenleben, der moralischen Weltordnung und göttlichen Gerechtigkeit, — alle diese Ideen und Ideale der geläuterten Religion und Philosophie sind dem Materialisten nur Hirngespinnste und müssen ihrer Ansicht zufolge eher bekämpft als gelehrt und verbreitet werden. Aber was begeistert diese Menschen zum poetischen Schaffen? — Etwas muß es sein. Ich will ihnen keineswegs die schlechtesten Triebfedern, wie Eitelkeit, Ruhmsucht und Gelddurst zuschreiben, sondern eher glauben, daß es die Freude an der gelungenen Vollendung harmonischer Verse, der guten Zeichnung und Darstellung der Charaktere und verschiedener Situationen ist, welche sie zum Produciren antreibt. Daß aber diese Triebfeder (die Freude an der gelungenen Darstellung), keine solch hohe Begeisterung zu erzeugen vermag wie die Unsterblichkeitsidee, die Idee der waltenden Vorsehung und göttlichen Gerechtigkeit in den Weltschicksalen, — ist so evident einleuchtend für Jedermann, daß es hierfür gar keines Beweises bedarf. Doch will ich einige historische Thatsachen zur Bestätigung meiner Aussage anführen:

Als Homer, Aeschylus und Sophokles ihre unsterblichen Meisterwerke dichteten, waren die Griechen noch von ihrer Glaubensanschauung an das Walten der Götter, an die gerechtstrafende Nemesis und an die Unsterblichkeit der Seele begeistert. Durchdrungen von dieser Religionsansicht, waren sie

bemüht in ihren Werken zu zeigen, wie allen Schandthaten die rächende Strafe folgt, wie sich alle Erdenwirren lösen und den armen Duldern endlich die Friedenspalme und Himmelsseligkeit zu Theil wird. Während jener Glaubenszeit blühte die griechische Geistescultur mächtig empor, und die Hellenen zeigten sich sowohl auf den Schlachtfeldern als auf der Rednerbühne als Helden und tugendhafte Männer, welche Gesetz und Sitte ehrten und für das Vaterland in den Tod gingen. Ihre von ihrer Religion und Weltansicht begeisterten Dichter stellten die Thaten und Schicksale des Volkes und ihrer großen Männer dar, zeigten das Walten der seligen Götter und der heiligen, gerecht richtenden Themis. Daher erfreute und begeisterte sich auch das ganze Volk an diesen Dichtungen, denn es waren ja seine eigenen Thaten, Sitten und Gebräuche, welche darin zur Darstellung kamen. Schon in einem früheren Artikel bemerkte ich, daß die Geisteskultur der Grichen und Römer ganz das Produkt ihrer Religions- und Weltansicht war und hierdurch auch die Meisterwerke ihrer Dichtungen erzeugt wurden. Obgleich dem Polytheismus ergeben, beseelte sie doch eine ehrerbietige Gottesfurcht, d. h. in ihrer Glaubensperiode. Diese war aber auch zugleich das Blüthenzeitalter ihrer höheren Cultur und Dichtkunst. Die Opfer wurden sehr sorgfältig dargebracht, alle Gebräuche des Götterkultus heilig gehalten und die Gebete und Gesetze der Götter wagte kein Sterblicher zu verletzen, denn jeder war zu fest überzeugt, daß ein Vergehen gegen Götter und Menschen sogleich unbarmherzig gerächt und bestraft werde. Durch diesen felsenfesten Glauben an die gerechte Weltregierung der Götter entstand ihre Tugend und todesverachtende heroische Tapferkeit. Bei jedem Geschäft, das der gläubige Grieche oder Römer unternahm, rief er erst den Schutz der betreffenden Gottheit an. Der Kaufmann bat den Merkur um Beistand, der Krieger flehte um die Gunst des Mars und die Poeten ließen sich durch Apollo und die Musen begeistern. Dieses Anrufen der göttlichen Hülfe geschah also aus wirklichem Glauben an die Existenz der Götter; dieser Glaube begeisterte sie und dictirte ihnen ihre unsterblichen Meisterwerke. So bei Homer (wenn auch als Kollectivname —), Aeschylos, Sophokles, Phidias und vielen anderen Dichtern und Künstlern. In dieser Periode der Glaubenszeit waren sie allen Barbaren gegenüber stark und unüberwindlich; sie hatten sich eine wohlgeordnete Staatsverfassung gebildet, wodurch das Blüthenleben ihrer Geistescultur wesentlich gefördert wurde. Als aber die philosophischen Forschungen eine allgemeine Aufklärung verbreiteten und die Menschen zu der Einsicht brachten, daß ihr ganzer Götterstaat gar nicht existire, sondern nur ein Erzeugniß der kindlich dichtenden Phantasie sei, da mußten sich alle bisherigen Staats- und Socialverhältnisse total auflösen, denn sie beruhten ja nur auf ihrem Religionscultus. In Philosophie, Leben und Industrie sagte ich: Die Sophisten hatten das Volk zu der Ueberzeugung gebracht, daß alle ihre Sagen von den Göttern nur Dichtungen seien, welche die kindlichen Menschen der früheren Zeit aus Mangel an Kenntnissen ersonnen und den folgenden Geschlechtern überliefert hätten. Sie gaben ihnen aber nichts Positives dafür, weder an Wissen noch an Glauben. Die höhere Weltansicht von einem absoluten Geiste, welcher das Weltall durchdringend belebt und gestaltet, war

nur das Eigenthum weniger edler Denker, die aber dafür verbannt wurden oder den Giftbecher trinken mußten. Der größte Theil des Volkes versank in Nihilismus; Götter gab es nicht, deshalb befolgte man auch die Gesetze nicht mehr, eine bodenlose Sittenverderbniß war die Folge des Religionsverlustes, weil man noch keine Wissenschaft errungen, welche die Menschheit in Zucht gehalten hätte. Hierzu kam noch die Erbitterung, daß man so lange Zeit im Wahn gelebt, den Göttern geopfert und ihre Gebote befolgt habe, während es doch die größte, lügenhafteste Täuschung gewesen sei. Verachtung und Spott und nicht selten Zerstörung der Götterbilder und ihrer Tempel war die Rache des halb aufgeklärten Volkes. Dabei sank es immer tiefer in den Abgrund des Lasters; es trat oft eine wirkliche Verrücktheit des Geistes hervor, die sich in den grausenhaftesten Schandthaten erging; denn nur unter das Thier versunkene Schlemmer können sich dem scheußlichen Laster der Onanie und Pädorastie ergeben, nicht aber vernünftig gebildete Menschen. Alle Schandthaten der griechischen und römischen Despoten sind nur aus diesem demoralisirten Geisteszustande hervorgegangen. Und als der Glaube der Hellenen sank und der Skepticismus die Gemüther erfaßte und sie endlich in den Nihilismus führte, als man nichts mehr glaubte, nichts wußte und nichts heilig hielt, da erlosch auch die poetische Begeisterung und mit ihr die Poesie und Kunst.

An welchen großen Ideen und Idealen sollten sich die hellenischen Dichter noch begeistern, da es keine mehr gab und die früheren Darstellungen von der göttlichen Weltregierung verspottet und verlacht wurden!! Wer glaubte noch an die Unsterblichkeit der Seele! Also mit dem Nihilismus begann auch der Verfall der griechischen Poesie. Die Nachfolger der großen Dichter konnten nur eklektisch und nachahmend bilden, weil kein innerer Begeisterungsquell ihnen die Ideen dictirte, wie bei den Heroen des Geistes, Homer, Aeschylos und Sophokles. Schon zu Euripides' Zeit war der Skepticismus verbreitet, deshalb sind auch seine Werke nicht so vollkommen als die seiner Vorgänger.

Ganz derselbe Bilduugs- und Auflösungsprozeß wiederholt sich auch bei den Römern.

Gehen wir nun einige Jahrhunderte vorwärts in das romantische Mittelalter, so finden wir, daß auch die großen Dichter der römisch-katholischen Glaubensanschauung, Ariost, Tasso, Dante u. A. in jener Zeit erstanden, als eben der Glaube der Christuslehre, vom Aberglauben gereinigt, die Gemüther beseelte und einem Daute zur göttlichen Komödie und Tasso zum befreiten Jerusalem begeisterte. Die großen Glaubenshelden wurden mit inniger Begeisterung besungen, weil die Dichter noch selbst von der erhabenen Lehre begeistert waren. Daß jene begeisterungsvolle Glaubenszeit auch die größten Werke der Kirchenmusik und der kirchlichen Malerei erzeugte, habe ich schon in meinen früheren Abhandlungen, z. B. in Geist und Charakter in der Tonkunst, dargelegt. Ich erinnere nur an Palestrina, Allegri, Leo, Skarlatti, Raphael u. a. m.

Aber ebenso erzeugt auch die protestantische Weltanschauung ihre großen Dichter und Künstler. Und die Zahl dieser Geistesheroen ist viel größer als

in allen früheren Zeiten. Zwar haben auch Goethe und Schiller an manchem Lehrsatze und Dogma gezweifelt, aber der Glaube an einen das Weltall belebenden und waltenden göttlichen Geist, an die göttliche Gerechtigkeit, der kein Heuchler und Schurke entgeht — dieser durch die Wissenschaft geläuterte Glaube stand bei ihnen unerschüttert fest und begeisterte sie zu den großartigsten Dramen der Neuzeit. Daß die Tugend belohnt und das Laster bestraft, die Teufel dieser Erde für ihre Schandthaten büßen und alle Sünden gesühnt werden müssen — daß dies der Hauptzweck aller großen Tragödien sein muß, haben jene Dichter nicht nur durch ihre Werke gezeigt, sondern auch in theoretischen Abhandlungen ausgesprochen. Und wenn ein edler guter Mensch durch die Intriguen und Schandthaten seiner lügenhaften demoralisirten Verfolger unterliegt, ohne die Genugthuung zu erleben, daß den Bösewichtern die verdiente Strafe zu Theil wird, ja wenn wir sogar wahrnehmen müßten, daß oft die in Schlechtigkeiten consequenten Teufel bis an das Ende ihrer Schandthaten in hohen weltlichen Stellungen verbleiben, so ist es einzig und allein die Unsterblichkeitsidee, welche uns die Ahnung und den Trost verleiht, daß jenen verworfenen, scheußlichen Individuen dereinst, in einer andern Sphäre vergolten wird, was sie hier gesündigt haben. Denn wäre es gleichgültig, ob man wie ein Nero, Caligula, Iwan der Grausame und andere Menschenschlächter und Unterdrücker gehandelt, wäre es nach dem Tode ganz einerlei, ob man wie Christus und seine Jünger oder wie die blutdürstigen Tyrannen gelebt hätte, so wäre ja die Welt und das Leben die größte Teufelei, welche man nur erdenken könnte. O nein! so kann es nicht sein.

Die Geister jener Tugendhelden, welche für ihre Lehre am Kreuze, auf den Scheiterhaufen und in Kerkern starben, müssen dereinst in ein ganz anderes Stadium treten, als ihre Verfolger und zahlreiche andere Menschenschlächter und Länderverwüster. Es kann durchaus nicht gleichgültig sein, ob nach der Laune eines Mannes Tausende gemordet und Hunderttausende ins Elend gestürzt werden, und eben so wenig kann es gleichgültig sein, daß hier oft die Edelsten und Besten von den Nichtswürdigsten und Schlechtesten verfolgt werden. Die moralische Weltordnung, die göttliche Gerechtigkeit ist kein Wahn der Thoren, sondern sie ist wirklich existirend, so gewiß als wie die Welt steht. Und diese Idee wird und vermag noch talentvolle Geister zu großen Werken zu begeistern. — Den seinen Feinden unterliegenden Freiheitshelden Egmont zeigt die verklärte Geliebte im Traume den Lorbeerkranz und die himmlische Seligkeit für seine Dulderbahn und ermuthigt ihn hierdurch zum letzten Gange im Erdenthal. Denn auch die Unsterblichkeitsidee ist kein leerer Wahn. — Aber was sagt hierzu der Materialist, der alle großen Ideen und Ideale nur durch die Verdauung von Kartoffeln, Erbsen, Braten und Wein entstehen läßt?! —

Wie ich schon bemerkte, existirt für ihn nichts Transscendentales, nichts Ideelles und auch kein Ideal. Nur was sinnlich greifbar ist, hat Wirklichkeit. Das was wir Geist und Geistesfunction nennen, ist nur Aeußerung und Wirkung der vereinigten Körperelemente, welche erlischt, sobald sich die Stoffe wieder

trennen. Die große Perspective der Unsterblichkeit geht also für die materialistischen Dichter ganz verloren, keiner ihrer Helden oder Dulder kann sich auf sie berufen und nach ihrer Glaubensanschauung handeln. Große Tugendhelden, welche sich für ihre Idee opfern, können sie nur als gutmüthige Schwärmer auftreten lassen, niemals aber als hoch bewunderungswürdige Charaktere. Denn die Weltansicht, welche sie zum Handeln und Dulden beseelt, ist den Materialisten ein Wahn, erzeugt in Folge mangelhafter Aufklärung. Ein Marquis Posa, wie ihn Schiller gab, ist ihnen unmöglich. Dagegen wird ein ganz und gar gewissenloser Schlaukopf, der mit eiserner Consequenz die größten Schandthaten begeht, um in eine hohe Stellung zu gelangen und sich darin zu erhalten, der alle anderen Menschen nur als gringende Mittel zu seinen schlechten Zwecken benützt, — die Bewunderung der Materialisten erhalten und von ihnen zu Sujets verwendet werden, denn ein solcher ist, nach ihrer Ansicht, über Aberglauben und menschliche Schwächen erhaben. Der Egoismus ist die einzige Triebfeder aller Handlungen, das sinnlich behagliche Wohlsein des Körpers einziger Hauptzweck des Lebens; kein Materialist kann eine andere Moral aufstellen. Unmöglich vermag aber eine solche geist- und ideenlose Weltansicht zu großen Dichterwerken zu begeistern! Hierdurch wird es erklärlich, weshalb heutzutage, trotz der massenhaften Produktionen, so wenig beachtungswürdige Werke erzeugt werden. Die allgemein verbreitete materialistische Weltansicht läßt keine edleren Seelenerzeugungen und keine Begeisterung entstehen, sie ist einzig und allein der Hemmschuh so vieler Dichter.

Und die wenigen, welche wahrhaft schöne Werke erzeugen, leben auch noch in der Glaubensanschauung einer göttlichen Weltregierung und der Unsterblichkeitsidee. Der Materialismus ist der wahre Mörder des Geistes, denn er tödtet alle höheren Gedanken und Ideen schon im Keime. Daher können die Bekenner dieser geistlosen Weltansicht auch nur im Materiellen kramen und die alltäglichen Lebensverhältnisse zur Darstellung bringen. Selbst die drei edelsten Seelensituationen: die Liebe, Freundschaft und das Streben nach Freiheit und Bürgerglück, werden von den Materialisten zu bloßen Trieben herabgesetzt, welche ihren Grund in der guten oder schlechten Verdauung der Lebensmittel haben. Geht doch der Hauptrepräsentant dieser Geistesrichtung in seiner neuesten Schrift so weit, die Ursache der Aufklärungsperiode im 18. Jahrhundert dem in die Mode gekommenen Kaffee- und Theetrinken zuzuschreiben, weil diese Getränke hauptsächlich die Gedankenbildung befördern. Die Akademien der Wissenschaften sollten nun jenen Herren die Preisaufgabe stellen: nachzuweisen, durch welche Speisen und Getränke vorzugsweise Griechenlands Culturblüthe befördert und die deutsche Reformationszeit begründet wäre.

Ich verkenne keineswegs das große Verdienst jener Männer, daß sie die Wechselwirkung zwischen psychischen und physiologischen Thätigkeiten und die Einwirkungen der Stoffe auf den Organismus sehr speciell darlegten. Sie sollten aber auch ihre Grenzen gehörig respektiren und nicht ungegründete und unbewiesene Behauptungen für Axiome der Wissenschaft ausgeben. Auch wäre

es zu wünschen, daß die Herren Vogt, Moleschott, Büchner u. A. die Werke eines Trendelenburg, Fichte des Jüngeren, Fortlage und anderer Philosophen studirten, denn hierdurch würde sich ihr Geisteseshorizont bedeutend erweitern, sie würden über Ursache und Wirkung, über Kraft und Stoff, Gesetz und Erscheinung viel tiefer denken und forschen, als sie gewöhnlich thun. Aber sie haben die große gedankenlose Menge für sich und das genügt ihnen. Daher werfen sie jedes vom entgegengesetzten Standpunkte geschriebene Werk in die Ecke, ohne auch nur drei Seiten zu lesen. Ich selbst übergab einstmal einem in Ruf gekommenen Materialisten J. H. Fichte's Anthropologie und mit den Worten: alte Scharteke, überwundener Standpunkt" schleuderte er das Buch zur Erde. Darf man bei einer solchen Engherzigkeit, von den Forschungen anderer Geistesrichtungen gar keine Notiz nehmen zu wollen, erwarten, daß ihre Ansichten auf Principien beruhen!! Selbst wenn sie den Philosophen gar nichts zutrauten, so müßten sie dennoch von ihren Leistungen Kenntniß nehmen, um sie als „Geisteserscheinungen" begreifen zu lernen. Nichts lächerlicher ist aber, wenn die Materialisten wähnen und aussprechen, die Idealisten ständen im Dienst der Reaktion. Das große Princip des Idealismus ist die Freiheit und Autonomie des Geistes mit der erhabensten Sittenlehre, während die Materialisten die Unzufriedenheit lehren und behaupten, alle Geisteserscheinungen seien nur Resultate und Kraftwirkungen der vereinigten Körperelemente. Nach ihrer Ansicht darf der größte Verbrecher nicht streng bestraft werden oder ist wenigstens zu entschuldigen, denn seine verbrecherischen Handlungen wurden ja durch die Mischungen seiner Körperstoffe erzeugt. Und der tugendhafte Christus und Huß und andere edlen Geister, welche sich für ihre Ideen opferten, sind den Materialisten gutmüthige Schwärmer, denn ihre Schwärmereien waren ebenfalls nur das Resultat ihrer Organisation und Körperstoffe. Der Egoismus, das leibliche Wohlsein dictirt ihre Handlungen, und die Tugend im Hinblick auf die Unsterblichkeit des Geistes und der göttlichen Weltregierung ist ihnen ein Wahn! Nach der geistlosen Ansicht der Materialisten wird die ganze bisherige Weltgeschichte auf den Kopf gestellt! Die tugendhaftesten, edelsten und besten Lehrer der Menschheit waren beschränkte Narren, während die menschlischen Teufel, Nero, Kaligula, Iwan der Grausame und zahlreiche andere Menschenschlächter kluge und schlaue Köpfe waren, welche die Welt und Menschen zu ihren Diensten und wahnsinnigen Vergnügen geschaffen wähnten und durch ihr grauenhaftes Schreckenssystem sich in ihren Stellungen behaupteten. Merken denn die Herren Materialisten gar nicht, daß nur eben sie im Dienste der Reaction und der Despoten arbeiten?! —

Würden jene abscheulichen Individuen es gewagt haben, den civilisirten Völkern des 19. Jahrhunderts gegenüber als meineidige und verfolgunssüchtige Bösewichter zu erscheinen, wenn sie wirklich an die göttliche Weltregierung und Unsterblichkeit der Seele glaubten?! —

Unmöglich! Lasse man sich doch nur nicht durch ihre blödsinnige Heuchelei täuschen, als seien sie Beförderer des Christenthums!! Mit gedankenlosen Dogmen möchten sie wohl die Völker einschläfern, nicht aber mit der Freiheit

und Tugend bringenden Christuslehre beglücken! An ihren Handlungen sollt ihr sie erkennen, nicht aber an ihren lügenhaften Worten!! —

Wenn nun viele Literarhistoriker in Frankreich, England und Deutschland sich in allerlei Vermuthungen ergehen, weshalb die gegenwärtigen Dichter so wenig großartige Werke zu schaffen vermögen, so kann ich mich nur wundern, daß sie die Ursache nicht in der allgemein verbreiteten und jetzt wahrhaft herrschenden materialistischen Weltansicht finden können oder nicht finden wollen, während ihnen doch der oberflächlichste Blick auf dem Culturentwicklungsgang lehrt: daß die Poesie bei den Völkern aller Zeiten stets nur die Blüthe der höchsten Geistescultur und das Resultat einer ideal-realen Weltanschauung war, und daß sie in den Materialismus und in die gemeine Alltagswelt versank, sobald durch den Skepticismus und Nihilismus die Ideale und Ideen lächerlich gemacht und endlich ganz als Aberglaube verbannt wurden.

Diese Entwicklungsphasen sind natürlich insofern berechtigt, als eine beschränkte Weltansicht durch eine tiefer erforschte überwunden werden muß. Der Polytheismus eines Homer, Aeschylos und Sophokles mußte durch den aufgeklärten Monotheismus der nachfolgenden Periode verdrängt werden; und die specifisch römisch-katholische Glaubensanschauung eines Dante und Tasso konnte vor dem helleren Lichte der neueren Philosophie nicht bestehen. Und in dem Uebergangsstufen dieser Culturperiode werden stets Poesie und Künste in das Alltagsleben versinken und deren Schöpfer nur mittelmäßige eklektische Producte schaffen.

Auch wir leben gegenwärtig in einer solchen Uebergangsperiode. Viele naturwissenschaftliche Resultate der Neuzeit haben den Glauben an die Selbstständigkeit und Unsterblichkeit des Geistes in zahlreichen Köpfen wankend gemacht und bei den Materialisten ganz und gar verdrängt. Aber die Entscheidung des Streites ist noch nicht vollzogen, am allerwenigsten neigt sich der Sieg auf Seite der Geistläugner. Denn unsere ganze Geologie, Petrefactenkunde, Chemie, vergleichende Sprachforschung, Physiologie und Culturgeschichte beweisen uns zur größten Evidenz, daß ohne eine im Universum organisirend waltende Organisationspotenz — Weltseele oder Gott — die verschiedenen Organisationsphasen und die ganze weltgeschichtliche Entwickelung gar nicht zu erklären sind. Aus den uns bekannten Naturgesetzen können wir durchaus nicht erklären, wie sich hier die bekannten Stoffe zur Tanne, Buche und Eiche gestalten und nebenan zum Löwen, Tiger und Menschen organisiren. Und noch weniger vermögen wir das organische System aller Wesengattungen und die Logik in den Organisationen aus den uns bekannten Naturgesetzen ohne Organisationspotenz zu definiren und zu deduciren. Gerade diejenigen Argumente der Materialisten, womit sie den Geist bekämpfen, beweisen eher für als gegen die Existenz desselben. Ich erinnere nur an das bekannte triviale Gleichniß mit der Maschine. Jeder Theil einer Maschine muß von einem denkenden Geist construirt, und ist sie fertig, fortwährend regulirt und geleitet werden. Niemals aber laufen die Ur-

elemente von selbst zu einer Maschine zusammen, am allerwenigsten aber zur künstlichen Maschine: nämlich zum Organismus eines Thieres oder Menschen. Während der Schöpfungsperioden mußte eine Organisationspotenz in den Urelementen waltend organisiren, denn ohne deren Wirksamkeit vermochte nicht einmal organische Materie zu entstehen, am allerwenigsten ein logisch-organisches Wesen. Die bloßen Elemente wirken eher desorganisirend auf die Organismen als organisirend. Das sehen wir alle Tage und bemerken stündlich, daß es nur die waltende Lebenspotenz der Organismen ist, welche die Elemente den organischen Zwecken dienstbar macht und deren feindliche Einwirkungen parirt und paralisirt. Der Geist muß also wieder zum vollständigen Sieger über die Materie in der Wissenschaft gelangen und der Materialismus als eine geistlose Ansicht ganz und gar lächerlich werden, dann wird auch wieder ein höheres Blüthenleben in der Poesie und Kunst erscheinen. Denn die Dichter erhalten dann wieder nur Ideen und Ideale und sind nicht bloß auf die materielle Welt angewiesen, brauchen nichts stets in materiellen Alltäglichkeiten zu kramen. Ohne den Glauben an die Existenz des Geistes, ohne Glauben an die Ideale einer transscendentalen Region, wären Shakespeare, Schiller und Goethe nicht befähigt und begeistert gewesen, ihre unsterblichen Meisterwerke zu schaffen.

Ein Blick auf die gegenwärtigen Massenproductionen zeigt uns, daß gerade die Kunstgattung am tiefsten darnieder liegt, in der ein Geisteshorizont gleichsam als Hintergrund alsolut nothwendig ist, ich meine das Drama. Die Recensenten literarischer Blätter sind genöthigt, viele Dutzende Trauer- und Schauspiele mit nur wenig Worten abzufertigen, so geist- und poesielos sind diese Machwerke. Und was bringen sie in ihren Dramen?! — Hören wir einige Worte des dramatischen Recensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung: Leugnen können wir nicht, daß unsere dramatischen Schriftsteller viel speculiren auf die augenblickliche Geschmacksrichtung und durch Schlagwörter und politische Erörterungen Beifall zu erringen suchen, wo sie doch allein durch die Kunst wirken sollten. Auch die nachstehend besprochenen Tragödien geben dafür vielfache Beweise, mehrere von ihnen behandeln Tagesfragen, ihre Helden zeigen sich nur als Repräsentanten derselben. So erscheint in dem Eckhardtschen Trauerspiele (Weltbürger und Patriot) die Frage, ob Kosmopolitismus oder Patriotismus höher steht; in der Maercker'schen Tragödie (Karl der Große) kommt der alte Streit über die Verbindung des Staats mit der Kirche zur Anschauung, in Strafford von Klein ist der moderne Kampf zwischen Königthum und Parlamentsherrschaft geschildert. Die Absicht, auch vom Theater aus die Masse über große Tagesfragen aufzuklären, ist gewiß berichtigt; aber die Grenze der Kunst wird durch solches Bestreben leicht überschritten, ohne daß sie in Wahrheit erweitert würde". — Ich bemerke hierzu, daß diese Fragen nicht blos Tagesfragen sind, sondern Humanitätsfragen, die noch Jahrhunderte in der Tragödie erörtert werden können, nur dürfen sie nicht im täglichen Zeitungsstiel von der Bühne hallen und auch nicht zu Hauptproblemen der Sujets erwählt werden. Aber die erste wichtigste Anforderung ist, daß alle diese Fragen vom Geisteshauch der Poesie durchweht werden, eine große Ideenregion eröffnet wird

und ein geistiger Horizont im Hintergrunde ruht. Wie soll dies aber möglich sein, wenn dem tugendhaften, aber seinem Schicksal unterliegender Helden der letzte Trost auf Unsterblichkeit des Geistes und auf dereinstige Vergeltung durch die materialistische Weltansicht geraubt ist?! — Welcher Trost bleibt einem Huß und Savanorala, einem Posa und Egmont?! —

Und welcher Dichter kann und vermag sich in der materialistischen Weltansicht für solche Charakter zu begeistern!!

Doch die tiefen und weitumfassenden naturwissenschaftlichen Forschungen werden den Ideal-Realismus wieder zur Herrschaft der Geister bringen und hierdurch auch ein neues und höheres Blüthenleben der Poesie und Kunst erzeugen.

In der Lyrik werden zwar auch sehr viel triviale Reimereien producirt, in denen weder Poesie- noch Gedankenreichthum waltet, aber die wenigen gottbegeisterten Sänger, wie Emanuel Geibel, Lenau, Julius Hammer u. A. haben uns doch wahrhaft kostbare Perlen geschaffen. Vortreffliche Balladen gab uns Hermann Marggraff. Aber am höchsten steht gegenwärtig die Romandichtung; hierin wurden von den Franzosen, Engländern und Deutschen wahre Meisterwerke geschaffen. Ganz besonders nehmen die culturhistorischen Romane eine hohe Stellung ein, und kein früheres Zeitalter hat ähnliche aufzuweisen. Diese Erscheinung ist ganz durch die Geistesrichtung unserer Zeit bedingt. Die unermeßlichen Schätze des Wissens, die vielen Kunsterscheinungen und der große weltgeschichtliche Hintergrund nebst den complicirtesten Lebensverhältnissen bieten ein ganz unbegrenztes Feld dar und die Stoffe und Sujets sind hier gar nicht zu erschöpfen. Ein Roman erfordert auch nicht eine solch hohe und feuerige Begeisterung wie das Drama. Und was die wichtigste Hauptsache hierbei ist, die großen dramatischen Pointen, welche in der Tragödie ganz unerläßig sind, können im Romane zur Noth fehlen, wenn nur die Charaktere und alle Situationen gut geschildert, die Verknüpfungen und Spannungen befriedigend gelöst werden. Ja sogar solche Werke, in denen uns geschichtliche Persönlichkeiten und deren Handlung nebst guten culturhistorischen Schilderungen dargestellt werden, erregen dennoch unser höchstes Interesse, wenn sich auch keine complicirten Lebensverhältnisse und Chikanen darin abwickeln. Erfreuen und begeistern wir uns daher einstweilen an den vorhandenen guten Werken, es wird auch dereinst wieder eine neue dramatische Periode erscheinen, welche auf dem großartigen culturgeschichtlichen Entwickelungsgange gipfelnd, uns ebenso großartige Werke erzeugen wird wie das Blüthenzeitalter der Hellenen, die Reformationszeit und die Periode des Humanismus im vorigen Jahrhundert. Vorwärts geht die Weltgeschichte und erzeugt wie die Natur stets neue Geistesblüthen; und nach totaler Widerlegung und Ueberwindung des egoistisch kalten Materialismus werden auch wieder poesie- und ideenreiche Tragödien producirt werden.

Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen*).

Der Undankbarkeit können wir unsere Gegenwart nicht zeihen. Wir erinnern uns mit gerechtem Stolze der großen Vorfahren, wir feiern die Wiederkehr ihrer Geburtstage, wir trauern wie eine große Familie, wenn ein bedeutender Mann durch den Tod abgerufen aus unserer Mitte scheidet. Jubiläen und Todtenfeiern hatte die jüngste Zeit in nicht geringer Anzahl. Verhehlen dürfen wir uns nicht, daß nicht immer der Genius es ist, der gerade jetzt zur Feier auffordert, eine politische Strömung beherrscht die Zeit, diejenigen Seiten des Charakters und der Anschauung werden vorzugsweise bei der Schilderung der Verdienste des Gefeierten hervorgesucht und beleuchtet, welche dem Sinne und den Wünschen der Gegenwart entsprechen. Wir konnten deutlich noch vor kurzer Zeit die Wahrnehmung machen, daß bei den Gedächtnißfeierlichkeiten, die man aller Orten zu Ehren unseres großen Uhland hielt, fast nur von einem die Rede war: von Uhland's Patriotismus, von seinem Freimuthe und seiner demokratischen Gesinnung. Von seiner Bedeutung als Dichter sprach man auch, aber dennoch trat dieses literarische Element, welches zu anderen Zeiten sicher in den Vordergrund gestellt worden wäre, zurück, und was Uhland auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft, der deutschen Wissenschaft in doppeltem Sinne, geleistet hat, das blieb ungepriesen, denn die wenigsten haben davon genaue Kenntniß. Die Schattenseite der Jubiläums- und Gedächtnißfeierlichkeiten wollen

---

*) **Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen.** Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von *August Henneberger*. (Sepratabdruck aus dem Osterprogramm des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen.) Meiningen, L. v. Eye. 1863. 4. 22 Seiten.

wir nicht im Einzelnen ausmalen, constatiren aber müssen wir, daß die Größe eines Mannes unserer Literatur gegenwärtig mit einer bestimmten politischen Gesinnung verbunden sein muß, gleichviel ob die Gegenwart historisch ähnlich fühlt oder ob sie nur ähnlich zu fühlen glaubt, wenn eine wärmere Stimmung bei einer Feier oder bei der stillen Rückerinnerung sich offenbaren und walten soll. Auch des hundertjährigen Geburtstags Jean Pauls erinnerte sich die dankbare Zeit. Aber die Erinnerung war nicht allgemein, nur hie und da veranstaltete man Gedächtnißfeiern und wie anders waren diese geartet in Hinblick auf die Fichte-, Uhland- und Seumefeste! Nur wenig ist jetzt über Jean Paul selbstständig veröffentlicht worden. Um so dankbarer sind wir für die literarischen Gaben, welche es sich zur Aufgabe machten, eindringlich das Gedächtniß eines deutschen Dichters wach zu rufen, der seinen Zeitgenossen als ein Stern voranleuchtete und eine schwärmerische Verehrung von ihnen genoß, der aber auch ohne diesen augenblicklichen Erfolg in seinen Werken als eine der bedeutsamsten Erscheinungen unserer Literatur entgegentritt und für alle Zeiten in der Geschichte der Dichtung eine der hervorragendsten Stellen einnehmen wird.

Eine jener Fest-Schriften ist die vorliegende kleine, aber werthvolle Monographie des rühmlichst bekannten Kritikers und Literatur-Historikers August Henneberger über „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen". Die Schrift erschien ursprünglich als Abhandlung im Osterprogramme des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen, an welchem Henneberger als Professor und namentlich als Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte wirkt; es ist dankbar anzuerkennen, daß sie durch einen Separatdruck auch dem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde, für welches Schulprogramme bekanntlich nicht vorhanden sind.

„Der hundertjährige Geburtstag Jean Paul's wird verhältnißmäßig nur wenig Feiernde finden". Diese Verkündigung hat sich bewahrheitet, aber der Verfasser sprach jenen Satz nicht in dem Sinne aus, den wir im Eingange andeuteten; er hat nur das literarische Interesse im Auge, welches unsere Zeitgenossen in so geringem Grade für Jean Paul und seine Werke hegen. Selbst in einer literarisch lebhafter fühlenden Zeit würden die Zeitgenossen dem Andenken Jean Pauls nicht diejenige Wärme entgegenbringen, welche man selbst für geringere Geister fühlt, wenn sie dem Verständnisse näher liegen. Sehr treffend legt der Verfasser die Gründe jenes seines Ausspruchs dar: „Die literarische Kritik hat über einen Schriftsteller den Stab gebrochen, der viel zu eigenthümlich ist, um nicht jeden Augenblick die Gesetze der Poetik lachend zu überspringen, und die Lesewelt hat sich von dem einst so hoch Gefeierten abgewendet, bei dem selbst der Scherz und die Unterhaltung nicht ohne Anstrengung zu genießen sind. Und beide, Kritik und Publikum, sind nicht ganz ungerechte Richter gewesen. Denn es ist wahr, daß Jean Paul seiner Eigenthümlichkeit bis zur Ausartung in Manier und Schrulle nachgegeben; es ist wahr, daß das Lesen seiner Schriften oft ermüdet und abschreckt, statt zu unterhalten und zu fesseln". Aber diesem Urtheile gesellt sich lautes, begeistertes Lob. „Und dennoch", fährt der Verfasser fort, „obgleich alle diese Momente dem überein-

stimmenden Urtheile der Kritik und der Lesewelt zur Seite stehen — dennoch ist Jean Paul als eine der glänzendsten Genien der deutschen Dichtung anzuerkennen, und sein hundertjähriger Geburtstag sollte vor allen denen, welche für das Höchste in der Poesie sich Neigung und Sinn gewahrt haben, mit reiner Freude begrüßt werden. Denn alle jene Mängel verschwinden gegenüber seinen leuchtenden Vorzügen. Eine ewig jugendliche, immer frisch schaffende Phantasie, ideales Streben und Werthschätzung und Erhebung der höchsten menschlichen Güter, dabei ein helles Auge für die heitere Seite menschlicher Verhältnisse, ein wahrhaft poetischer Humor, tiefste Empfindung durch Thränen lächelnd — das sind die Eigenschaften, die Jean Paul einen hervorragenden Platz unter den dichterischen Individualitäten unserer Nation anweisen".

Jean Paul, mit seinem eigentlichen Namen Johann Paul Friedrich Richter hat in jungen Jahren ein bewegtes Leben geführt. Verschiedene größere und kleinere Städte dienten ihm zu längerem oder vorübergehendem Aufenthalt. Auch Meiningen beherbergte eine Zeit lang den großen Dichter, in seinen Mauern entstand der Titan, Jean Paul's bedeutendstes Werk. Die Episode des Meininger Aufenthalts wurde schon von meinem Vater in seinen Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Meiningen*), und zwar hauptsächlich des Herzogs Georg Verhältniß zu Jean Paul, berührt, Henneberger führte das kleine Gemälde weiter aus, wozu ihm namentlich die freundlichst gewährte Auskunft einer Zeitgenossin jener Tage, der Tochter eines der intimsten von Jean Paul's Meininger Freunden, des Präsidenten Heim, in den Stand setzte. —

Nach einer kurzen Einleitung über Richters Leben und seine bis zum Anfang unseres Jahrhunderts veröffentlichten Werke erzählt der Verfasser, daß Jean Paul mit seiner jungen Gattin, Caroline Mayer, welche er in Berlin kennen gelernt und sich hier im Jahre 1801 mit ihr verheirathet hatte, im Juli dieses Jahres in Meiningen eintraf. Daß die Neuvermählten gerade Meiningen als Asyl erkoren, scheint zum Theil wegen der freundlichen Lage, der Geräuschlosigkeit der Stadt geschehen zu sein, zum Theil aber mag auch Herzog Georg den Dichter angezogen haben, wie auch die Gräfin Schlabrendorf, eine seiner begeisterten Verehrerinnen, welche, an Meiningen durch Verwandte gefesselt, sicher nicht ohne Einfluß bei der Wahl dieser Stadt gewesen ist. Sie reiste schon am 30. März von Berlin ab und traf in Meiningen Voranstalten für des jungen Paares Ansiedelung. Sie blieb während des ganzen Aufenthaltes des Richterschen Paares mit demselben im lebhaften Verkehr, wie sie denn auch überhaupt eifrig zu ihrem Jean Paul-Cultus in der Meininger Gesellschaft sammelte. — Die bedeutendste Verbindung aber knüpfte sich zwischen dem Dichter und dem Herzog Georg. Sie sahen sich fast jeden Tag, der Herzog lud den Dichter zu

---

*) Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Von Ludwig Bechstein. Halle 1856. C. E. M. Pfeffer. 8.

sich zum Abend ein, nahm es aber nicht übel, wenn der Geladene dankend ablehnte. Oft besuchte er auch den Dichter und nahm bei demselben das Mittagsmahl ein, das er dann freilich, wenn er unerwartet überraschte, auch aus dem Schlosse herbeiholen ließ. Beide unternahmen Reiseausflüge gemeinschaftlich, wie nach Siebenstein, dem reizendsten Badeorte Thüringens, und dem nahegelegenen Altenstein, der Sommer-Residenz des Herzogs, ferner nach Hildburghausen zum Besuche des Hofes. Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog Georg unter den Pathen und verlieh dem Täufling den Namen Georgine.

Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt und er erbot sich, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimischer zu machen. Dennoch blieb der Dichter nicht auf längere Zeit, er glaubte der Veränderung zur Ausübung seiner poetischen Mission zu bedürfen; neue Gegenden, neue Menschen sollten ihm neuen Stoff, neue Blicke in das Getriebe der Welt und des Menschenherzens eröffnen. Charakteristisch ist Jean Paul's Schreiben (vom 15. November 1802) an den Herzog, in welchem er demselben den Vorsatz des Wegzugs mittheilt, ihm in Voraus Lebewohl sagt und zugleich Verzeihung für diesen Schritt erbittet. Ebenso originell und gemüthvoll ist das Antwortschreiben des Herzogs, in welchem der Schmerz sich in die Worte des Vorwurfes kleidet.

Interessant sind ferner die Mittheilungen über Jean Pauls sonstigen Verkehr in Meiningen. Vor allem fühlte sich der Dichter von Johann Ludwig Heim angezogen, der auch vom Herzog beauftragt war, Jean Paul zum Bleiben zu bewegen. Heim, geboren 1748, war der Sohn des Magister J. C. Heim in Solz und der Bruder des berühmten „alten Heim" in Berlin, ward Erzieher des Herzogs Georg und später Consistorialpräsident und Mitglied des Geheimerathscollegiums. Er war außer seinem Berufe im Staate auch der Wissenschaft ergeben und namentlich schriftstellerisch im Gebiete der Geologie thätig, vor allem aber war er ein durchaus geistvoller Kopf, aus dem, wie Jean Paul von ihm zu sagen pflegte, prächtige Funken herauszuschlagen waren. Vorzüglich beschäftigte die beiden Freunde in ihren Unterhaltungen die eben damals neu auftauchende Naturphilosophie Schelling's. Da beide Männer einander schräg gegenüber wohnten, so ermöglichte dies den unmittelbarsten fortdauernden Verkehr. Henneberger erzählt uns nach authentischen Mittheilungen, daß Heim öfters ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Neglige-Camisol über die Straße zu Jean Paul lief, um ihn auf interessante Fragen oder Notizen aufmerksam zu machen, die ihm bei seiner Lectüre oder seinen Studien begegnet waren. — Wie der Präsident Heim mit Jean Paul, so trat Heim's Tochter mit Jean Paul's Frau Caroline in ein inniges Freundschaftsverhältniß. „Ein von Carolinen's Hand aus dem Fenster geschwungenes Tuch belehrte die Freundin, daß irgend ein wichtiger Gegenstand der Berathung vorliege und eine Conferenz erheische, zu der diese dann über die Straße hinübereilte."

Außer Heim scheint es vorzüglich noch der bekannte Numismatiker H. K. W. Philipp von Donop gewesen zu sein, mit dem Jean Paul verkehrte,

ebenso schloß sich der Dichter an die Doctoren Jahn und Panzerbieter an. Dagegen bildete sich zu Reinwald, Schiller's Schwager, kein Verhältniß. Sehr richtig deutet dies der Verfasser an: „Reinwald war ein sehr gründlicher Gelehrter und im Fache der Sprachkunde verdienstvoller Schriftsteller, aber seine durch langjährige gedrückte Lage genährte hypochondrische Stimmung und der prosaische Ernst des Stubengelehrten konnten eine Annäherung nicht erleichtern und dem sprudelnden Geiste Jean Paul's überhaupt kaum zusagen." Sie trafen sich höchstens auf der Bibliothek, an welcher Reinwald seit 1776 beschäftigt war. Hier mag auch jenes kurze Gespräch stattgefunden haben, welches als für beide Theile charakteristisch die Tradition bewahrt hat. Reinwald, stets ängstlich auf seine Gesundheit bedacht, soll zu Jean Paul gesagt haben: „Das viele Bier, was Sie trinken, möchte ich nicht im Magen haben". „Im Magen ich auch nicht", antwortete Richter scherzend, „aber im Kopfe!" — Dagegen verkehrte ein Fräulein von Hendrich, eine schon ältliche Dame mit schöngeistigen Neigungen, öfters mit Jean Paul.

Apotheker Jahn besaß damals eine stattliche Leihbibliothek, bestehend aus belletristischer und Unterhaltungsliteratur. Diese benutzte Jean Paul und zwar unter recht humoristischen Bedingungen: er überließ dem besagten Apotheker die Werke junger, aufstrebender Autoren, die dem Allgefeierten von allen Seiten als Huldigung und captatio benevolentiae eingesandt wurden, zum halben Preis und hatte dafür das Lesen aus dessen Leihbibliothek umsonst.

Henneberger theilt noch aus der von E. Förster, J. Paul's Schwiegersohn, herausgegebenen Jubelschrift „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter (München 1863)" einen Brief Jean Paul's an seinen Freund Emanuel mit, in welchem er seine täglichen Gewohnheiten in Meiningen in extenso schildert. In diesem Briefe erwähnt Jean Paul zunächst seine Gattin, gedenkt aber auch seines andern Hausgenossen, seines Hundes, eines Spitzes. Vom Präsident Heim wird in humoristischer Weise gesagt, er komme nach dem Essen, um zu reden und zu verdauen. Von fünf Uhr an ist das Leben unregelmäßiger. „Es kann der Candidat L. (Löbel aus Salzungen, Hauslehrer im Uttenhovenschen Hause und Schöngeist) oder sonst die Gräfin (Schlabrendorf) oder die schöne Tochter Heims zu meiner C. (Caroline) kommen, jener ihr vorlesen — diese Thee trinken, und ich gehe zuweilen in ihr Zimmer hinüber, um auch einen Tropfen mit zu holen. Es kann der Herzog schicken und um 5 mich verlangen, worauf ich allemal um 7 erscheine. Es kann Concert sein, das von 5 bis 7 dauert. Meine C. kann zur Hofräthin Heim gehen um 6 und ich um 7½ nach. Oder das alles ist nicht und wir essen ordentlich um 9 Uhr zu Hause. Nach wenigen Worten steck' ich dann um 9¼ Uhr unter den Federn".

Die Gräfin kennen wir schon, vom Candidat Löbel aber ist sonst nichts mitgetheilt. Die im Briefe erwähnten Concerte gab die fürstliche Capelle im Locale der Casinogesellschaft, welche Herzog Georg selbst gestiftet und der er den zweiten Stock des Landschaftsgebäudes am Markte eingeräumt hatte. Die Hofräthin Heim, geborene Arnold, war die Gattin des Meiningischen Hofadvokaten und Waldeckischen Titularhofrathes Anton Chr. Heim, eines Bruders des

und Tugend bringenden Christuslehre beglücken! An ihren Handlungen sollt ihr sie erkennen, nicht aber an ihren lügenhaften Worten!! —

Wenn nun viele Literarhistoriker in Frankreich, England und Deutschland sich in allerlei Vermuthungen ergehen, weshalb die gegenwärtigen Dichter so wenig großartige Werke zu schaffen vermögen, so kann ich mich nur wundern, daß sie die Ursache nicht in der allgemein verbreiteten und jetzt wahrhaft herrschenden materialistischen Weltansicht finden können oder nicht finden wollen, während ihnen doch der oberflächlichste Blick auf dem Culturentwicklungsgang lehrt: daß die Poesie bei den Völkern aller Zeiten stets nur die Blüthe der höchsten Geistescultur und das Resultat einer ideal-realen Weltanschauung war, und daß sie in den Materialismus und in die gemeine Alltagswelt versank, sobald durch den Skepticismus und Nihilismus die Ideale und Ideen lächerlich gemacht und endlich ganz als Aberglaube verbannt wurden.

Diese Entwicklungsphasen sind natürlich insofern berechtigt, als eine beschränkte Weltansicht durch eine tiefer erforschte überwunden werden muß. Der Polytheismus eines Homer, Aeschylos und Sophokles mußte durch den aufgeklärten Monotheismus der nachfolgenden Periode verdrängt werden; und die specifisch römisch-katholische Glaubensanschauung eines Dante und Tasso konnte vor dem helleren Lichte der neueren Philosophie nicht bestehen. Und in dem Uebergangsstufen dieser Culturperiode werden stets Poesie und Künste in das Alltagsleben versinken und deren Schöpfer nur mittelmäßige eklektische Producte schaffen.

Auch wir leben gegenwärtig in einer solchen Uebergangsperiode. Viele naturwissenschaftliche Resultate der Neuzeit haben den Glauben an die Selbstständigkeit und Unsterblichkeit des Geistes in zahlreichen Köpfen wankend gemacht und bei den Materialisten ganz und gar verdrängt. Aber die Entscheidung des Streites ist noch nicht vollzogen, am allerwenigsten neigt sich der Sieg auf Seite der Geistläugner. Denn unsere ganze Geologie, Petrefactenkunde, Chemie, vergleichende Sprachforschung, Physiologie und Culturgeschichte beweisen uns zur größten Evidenz, daß ohne eine im Universum organisirend waltende Organisationspotenz — Weltseele oder Gott — die verschiedenen Organisationsphasen und die ganze weltgeschichtliche Entwickelung gar nicht zu erklären sind. Aus den uns bekannten Naturgesetzen können wir durchaus nicht erklären, wie sich hier die bekannten Stoffe zur Tanne, Buche und Eiche gestalten und nebenan zum Löwen, Tiger und Menschen organisiren. Und noch weniger vermögen wir das organische System aller Wesengattungen und die Logik in den Organisationen aus den uns bekannten Naturgesetzen ohne Organisationspotenz zu definiren und zu deduciren. Gerade diejenigen Argumente der Materialisten, womit sie den Geist bekämpfen, beweisen eher für als gegen die Existenz desselben. Ich erinnere nur an das bekannte triviale Gleichniß mit der Maschine. Jeder Theil einer Maschine muß von einem denkenden Geist construirt, und ist sie fertig, fortwährend regulirt und geleitet werden. Niemals aber laufen die Ur-

elemente von selbst zu einer Maschine zusammen, am allerwenigsten aber zur künstlichen Maschine: nämlich zum Organismus eines Thieres oder Menschen. Während der Schöpfungsperioden mußte eine Organisationspotenz in den Urelementen waltend organisiren, denn ohne deren Wirksamkeit vermochte nicht einmal organische Materie zu entstehen, am allerwenigsten ein logisch-organisches Wesen. Die bloßen Elemente wirken eher desorganisirend auf die Organismen als organisirend. Das sehen wir alle Tage und bemerken stündlich, daß es nur die waltende Lebenspotenz der Organismen ist, welche die Elemente den organischen Zwecken dienstbar macht und deren feindliche Einwirkungen parirt und paralisirt. Der Geist muß also wieder zum vollständigen Sieger über die Materie in der Wissenschaft gelangen und der Materialismus als eine geistlose Ansicht ganz und gar lächerlich werden, dann wird auch wieder ein höheres Blüthenleben in der Poesie und Kunst erscheinen. Denn die Dichter erhalten dann wieder nur Ideen und Ideale und sind nicht bloß auf die materielle Welt angewiesen, brauchen nichts stets in materiellen Alltäglichkeiten zu kramen. Ohne den Glauben an die Existenz des Geistes, ohne Glauben an die Ideale einer transscendentalen Region, wären Shakespeare, Schiller und Goethe nicht befähigt und begeistert gewesen, ihre unsterblichen Meisterwerke zu schaffen.

Ein Blick auf die gegenwärtigen Massenproductionen zeigt uns, daß gerade die Kunstgattung am tiefsten darnieder liegt, in der ein Geisteshorizont gleichsam als Hintergrund alsolut nothwendig ist, ich meine das Drama. Die Recensenten literarischer Blätter sind genöthigt, viele Dutzende Trauer- und Schauspiele mit nur wenig Worten abzufertigen, so geist- und poesielos sind diese Machwerke. Und was bringen sie in ihren Dramen?! — Hören wir einige Worte des dramatischen Recensenten in den Blättern für literarische Unterhaltung: Leugnen könen wir nicht, daß unsere dramatischen Schriftsteller viel speculiren auf die augenblickliche Geschmacksrichtung und durch Schlagwörter und politische Erörterungen Beifall zu erringen suchen, wo sie doch allein durch die Kunst wirken sollten. Auch die nachstehend besprochenen Tragödien geben dafür vielfache Beweise, mehrere von ihnen behandeln Tagesfragen, ihre Helden zeigen sich nur als Repräsentanten derselben. So erscheint in dem Eckhardt-schen Trauerspiele (Weltbürger und Patriot) die Frage, ob Kosmopolitismus oder Patriotismus höher steht; in der Maercker'schen Tragödie (Karl der Große) kommt der alte Streit über die Verbindung des Staats mit der Kirche zur Anschauung, in Strafford von Klein ist der moderne Kampf zwischen Königthum und Parlamentsherrschaft geschildert. Die Absicht, auch vom Theater aus die Masse über große Tagesfragen aufzuklären, ist gewiß berichtigt; aber die Grenze der Kunst wird durch solches Bestreben leicht überschritten, ohne daß sie in Wahrheit erweitert würde". — Ich bemerke hierzu, daß diese Fragen nicht blos Tagesfragen sind, sondern Humanitätsfragen, die noch Jahrhunderte in der Tragödie erörtert werden können, nur dürfen sie nicht im täglichen Zeitungsstiel von der Bühne hallen und auch nicht zu Hauptproblemen der Sujets erwählt werden. Aber die erste wichtigste Anforderung ist, daß alle diese Fragen vom Geisteshauch der Poesie durchweht werden, eine große Ideenregion eröffnet wird

und ein geistiger Horizont im Hintergrunde ruht. Wie soll dies aber möglich sein, wenn dem tugendhaften, aber seinem Schicksal unterliegender Helden der letzte Trost auf Unsterblichkeit des Geistes und auf dereinstige Vergeltung durch die materialistische Weltansicht geraubt ist?! — Welcher Trost bleibt einem Huß und Savanorala, einem Posa und Egmont?! —

Und welcher Dichter kann und vermag sich in der materialistischen Weltansicht für solche Charakter zu begeistern?!

Doch die tiefen und weitumfassenden naturwissenschaftlichen Forschungen werden den Ideal-Realismus wieder zur Herrschaft der Geister bringen und hierdurch auch ein neues und höheres Blüthenleben der Poesie und Kunst erzeugen.

In der Lyrik werden zwar auch sehr viel triviale Reimereien producirt, in denen weder Poesie- noch Gedankenreichthum waltet, aber die wenigen gottbegeisterten Sänger, wie Emanuel Geibel, Lenau, Julius Hammer u. A. haben uns doch wahrhaft kostbare Perlen geschaffen. Vortreffliche Balladen gab uns Hermann Marggraff. Aber am höchsten steht gegenwärtig die Romandichtung; hierin wurden von den Franzosen, Engländern und Deutschen wahre Meisterwerke geschaffen. Ganz besonders nehmen die culturhistorischen Romane eine hohe Stellung ein, und kein früheres Zeitalter hat ähnliche aufzuweisen. Diese Erscheinung ist ganz durch die Geistesrichtung unserer Zeit bedingt. Die unermeßlichen Schätze des Wissens, die vielen Kunsterscheinungen und der große weltgeschichtliche Hintergrund nebst den complicirtesten Lebensverhältnissen bieten ein ganz unbegrenztes Feld dar und die Stoffe und Sujets sind hier gar nicht zu erschöpfen. Ein Roman erfordert auch nicht eine solch hohe und feuerige Begeisterung wie das Drama. Und was die wichtigste Hauptsache hierbei ist, die großen dramatischen Pointen, welche in der Tragödie ganz unerläßig sind, können im Romane zur Noth fehlen, wenn nur die Charaktere und alle Situationen gut geschildert, die Verknüpfungen und Spannungen befriedigend gelöst werden. Ja sogar solche Werke, in denen uns geschichtliche Persönlichkeiten und deren Handlung nebst guten culturhistorischen Schilderungen dargestellt werden, erregen dennoch unser höchstes Interesse, wenn sich auch keine complicirten Lebensverhältnisse und Chikanen darin abwickeln. Erfreuen und begeistern wir uns daher einstweilen an den vorhandenen guten Werken, es wird auch dereinst wieder eine neue dramatische Periode erscheinen, welche auf dem großartigen culturgeschichtlichen Entwickelungsgange gipfelnd, uns ebenso großartige Werke erzeugen wird wie das Blüthenzeitalter der Hellenen, die Reformationszeit und die Periode des Humanismus im vorigen Jahrhundert. Vorwärts geht die Weltgeschichte und erzeugt wie die Natur stets neue Geistesblüthen; und nach totaler Widerlegung und Ueberwindung des egoistisch kalten Materialismus werden auch wieder poesie- und ideenreiche Tragödien producirt werden.

Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen*).

Der Undankbarkeit können wir unsere Gegenwart nicht zeihen. Wir erinnern uns mit gerechtem Stolze der großen Vorfahren, wir feiern die Wiederkehr ihrer Geburtstage, wir trauern wie eine große Familie, wenn ein bedeutender Mann durch den Tod abgerufen aus unserer Mitte scheidet. Jubiläen und Todtenfeiern hatte die jüngste Zeit in nicht geringer Anzahl. Verhehlen dürfen wir uns nicht, daß nicht immer der Genius es ist, der gerade jetzt zur Feier auffordert, eine politische Strömung beherrscht die Zeit, diejenigen Seiten des Charakters und der Anschauung werden vorzugsweise bei der Schilderung der Verdienste des Gefeierten hervorgesucht und beleuchtet, welche dem Sinne und den Wünschen der Gegenwart entsprechen. Wir konnten deutlich noch vor kurzer Zeit die Wahrnehmung machen, daß bei den Gedächtnißfeierlichkeiten, die man aller Orten zu Ehren unseres großen Uhland hielt, fast nur von einem die Rede war: von Uhland's Patriotismus, von seinem Freimuthe und seiner demokratischen Gesinnung. Von seiner Bedeutung als Dichter sprach man auch, aber dennoch trat dieses literarische Element, welches zu anderen Zeiten sicher in den Vordergrund gestellt worden wäre, zurück, und was Uhland auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft, der deutschen Wissenschaft in doppeltem Sinne, geleistet hat, das blieb ungepriesen, denn die wenigsten haben davon genaue Kenntniß. Die Schattenseite der Jubiläums- und Gedächtnißfeierlichkeiten wollen

---

*) **Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen.** Ein Erinnerungsblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von *August Henneberger*. (Sepratabdruck aus dem Osterprogramm des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen.) Meiningen, L. v. Eye. 1863. 4. 22 Seiten.

wir nicht im Einzelnen ausmalen, constatiren aber müssen wir, daß die Größe eines Mannes unserer Literatur gegenwärtig mit einer bestimmten politischen Gesinnung verbunden sein muß, gleichviel ob die Gegenwart historisch ähnlich fühlt oder ob sie nur ähnlich zu fühlen glaubt, wenn eine wärmere Stimmung bei einer Feier oder bei der stillen Rückerinnerung sich offenbaren und walten soll. Auch des hundertjährigen Geburtstags Jean Pauls erinnerte sich die dankbare Zeit. Aber die Erinnerung war nicht allgemein, nur hie und da veranstaltete man Gedächtnißfeiern und wie anders waren diese geartet in Hinblick auf die Fichte-, Uhland- und Seumefeste! Nur wenig ist jetzt über Jean Paul selbstständig veröffentlicht worden. Um so dankbarer sind wir für die literarischen Gaben, welche es sich zur Aufgabe machten, eindringlich das Gedächtniß eines deutschen Dichters wach zu rufen, der seinen Zeitgenossen als ein Stern voranleuchtete und eine schwärmerische Verehrung von ihnen genoß, der aber auch ohne diesen augenblicklichen Erfolg in seinen Werken als eine der bedeutsamsten Erscheinungen unserer Literatur entgegentritt und für alle Zeiten in der Geschichte der Dichtung eine der hervorragendsten Stellen einnehmen wird.

Eine jener Fest-Schriften ist die vorliegende kleine, aber werthvolle Monographie des rühmlichst bekannten Kritikers und Literatur-Historikers August Henneberger über „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen". Die Schrift erschien ursprünglich als Abhandlung im Osterprogramme des Gymnasium Bernhardinum in Meiningen, an welchem Henneberger als Professor und namentlich als Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte wirkt; es ist dankbar anzuerkennen, daß sie durch einen Separatdruck auch dem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde, für welches Schulprogramme bekanntlich nicht vorhanden sind.

„Der hundertjährige Geburtstag Jean Paul's wird verhältnißmäßig nur wenig Feiernde finden". Diese Verkündigung hat sich bewahrheitet, aber der Verfasser sprach jenen Satz nicht in dem Sinne aus, den wir im Eingange andeuteten; er hat nur das literarische Interesse im Auge, welches unsere Zeitgenossen in so geringem Grade für Jean Paul und seine Werke hegen. Selbst in einer literarisch lebhafter fühlenden Zeit würden die Zeitgenossen dem Andenken Jean Pauls nicht diejenige Wärme entgegenbringen, welche man selbst für geringere Geister fühlt, wenn sie dem Verständnisse näher liegen. Sehr treffend legt der Verfasser die Gründe jenes seines Ausspruchs dar: „Die literarische Kritik hat über einen Schriftsteller den Stab gebrochen, der viel zu eigenthümlich ist, um nicht jeden Augenblick die Gesetze der Poetik lachend zu überspringen, und die Lesewelt hat sich von dem einst so hoch Gefeierten abgewendet, bei dem selbst der Scherz und die Unterhaltung nicht ohne Anstrengung zu genießen sind. Und beide, Kritik und Publikum, sind nicht ganz ungerechte Richter gewesen. Denn es ist wahr, daß Jean Paul seiner Eigenthümlichkeit bis zur Ausartung in Manier und Schrulle nachgegeben; es ist wahr, daß das Lesen seiner Schriften oft ermüdet und abschreckt, statt zu unterhalten und zu fesseln". Aber diesem Urtheile gesellt sich lautes, begeistertes Lob. „Und dennoch", fährt der Verfasser fort, „obgleich alle diese Momente dem überein-

stimmenden Urtheile der Kritik und der Lesewelt zur Seite stehen — dennoch ist Jean Paul als eine der glänzendsten Genien der deutschen Dichtung anzuerkennen, und sein hundertjähriger Geburtstag sollte von allen denen, welche für das Höchste in der Poesie sich Neigung und Sinn gewahrt haben, mit reiner Freude begrüßt werden. Denn alle jene Mängel verschwinden gegenüber seinen leuchtenden Vorzügen. Eine ewig jugendliche, immer frisch schaffende Phantasie, ideales Streben und Werthschätzung und Erhebung der höchsten menschlichen Güter, dabei ein helles Auge für die heitere Seite menschlicher Verhältnisse, ein wahrhaft poetischer Humor, tiefste Empfindung durch Thränen lächelnd — das sind die Eigenschaften, die Jean Paul einen hervorragenden Platz unter den dichterischen Individualitäten unserer Nation anweisen".

Jean Paul, mit seinem eigentlichen Namen Johann Paul Friedrich Richter hat in jungen Jahren ein bewegtes Leben geführt. Verschiedene größere und kleinere Städte dienten ihm zu längerem oder vorübergehendem Aufenthalt. Auch Meiningen beherbergte eine Zeit lang den großen Dichter, in seinen Mauern entstand der Titan, Jean Paul's bedeutendstes Werk. Die Episode des Meininger Aufenthalts wurde schon von meinem Vater in seinen Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Meiningen*), und zwar hauptsächlich des Herzogs Georg Verhältniß zu Jean Paul, berührt, Henneberger führte das kleine Gemälde weiter aus, wozu ihm namentlich die freundlichst gewährte Auskunft einer Zeitgenossin jener Tage, der Tochter eines der intimsten von Jean Paul's Meininger Freunden, des Präsidenten Heim, in den Stand setzte. —

Nach einer kurzen Einleitung über Richters Leben und seine bis zum Anfang unseres Jahrhunderts veröffentlichten Werke erzählt der Verfasser, daß Jean Paul mit seiner jungen Gattin, Caroline Mayer, welche er in Berlin kennen gelernt und sich hier im Jahre 1801 mit ihr verheirathet hatte, im Juli dieses Jahres in Meiningen eintraf. Daß die Neuvermählten gerade Meiningen als Asyl erkoren, scheint zum Theil wegen der freundlichen Lage, der Geräuschlosigkeit der Stadt geschehen zu sein, zum Theil aber mag auch Herzog Georg den Dichter angezogen haben, wie auch die Gräfin Schlabrendorf, eine seiner begeisterten Verehrerinnen, welche, an Meiningen durch Verwandte gefesselt, sicher nicht ohne Einfluß bei der Wahl dieser Stadt gewesen ist. Sie reiste schon am 30. März von Berlin ab und traf in Meiningen Voranstalten für des jungen Paares Ansiedelung. Sie blieb während des ganzen Aufenthaltes des Richterschen Paares mit demselben im lebhaften Verkehr, wie sie denn auch überhaupt eifrig zu ihrem Jean Paul-Cultus in der Meininger Gesellschaft sammelte. — Die bedeutendste Verbindung aber knüpfte sich zwischen dem Dichter und dem Herzog Georg. Sie sahen sich fast jeden Tag, der Herzog lud den Dichter zu

---

*) Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Von Ludwig Bechstein. Halle 1856. C. E. M. Pfeffer. 8.

sich zum Abend ein, nahm es aber nicht übel, wenn der Geladene dankend ablehnte. Oft besuchte er auch den Dichter und nahm bei demselben das Mittagsmahl ein, das er dann freilich, wenn er unerwartet überraschte, auch aus dem Schlosse herbeiholen ließ. Beide unternahmen Reiseausflüge gemeinschaftlich, wie nach Siebenstein, dem reizendsten Badeorte Thüringens, und dem nahegelegenen Altenstein, der Sommer-Residenz des Herzogs, ferner nach Hildburghausen zum Besuche des Hofes. Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog Georg unter den Pathen und verlieh dem Täufling den Namen Georgine.

Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt und er erbot sich, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimischer zu machen. Dennoch blieb der Dichter nicht auf längere Zeit, er glaubte der Veränderung zur Ausübung seiner poetischen Mission zu bedürfen; neue Gegenden, neue Menschen sollten ihm neuen Stoff, neue Blicke in das Getriebe der Welt und des Menschenherzens eröffnen. Charakteristisch ist Jean Paul's Schreiben (vom 15. November 1802) an den Herzog, in welchem er demselben den Vorsatz des Wegzugs mittheilt, ihm in Voraus Lebewohl sagt und zugleich Verzeihung für diesen Schritt erbittet. Ebenso originell und gemüthvoll ist das Antwortschreiben des Herzogs, in welchem der Schmerz sich in die Worte des Vorwurfes kleidet.

Interessant sind ferner die Mittheilungen über Jean Pauls sonstigen Verkehr in Meiningen. Vor allem fühlte sich der Dichter von Johann Ludwig Heim angezogen, der auch vom Herzog beauftragt war, Jean Paul zum Bleiben zu bewegen. Heim, geboren 1748, war der Sohn des Magister J. C. Heim in Solz und der Bruder des berühmten „alten Heim" in Berlin, ward Erzieher des Herzogs Georg und später Consistorialpräsident und Mitglied des Geheimerathscollegiums. Er war außer seinem Berufe im Staate auch der Wissenschaft ergeben und namentlich schriftstellerisch im Gebiete der Geologie thätig, vor allem aber war er ein durchaus geistvoller Kopf, aus dem, wie Jean Paul von ihm zu sagen pflegte, prächtige Funken herauszuschlagen waren. Vorzüglich beschäftigte die beiden Freunde in ihren Unterhaltungen die eben damals neu auftauchende Naturphilosophie Schelling's. Da beide Männer einander schräg gegenüber wohnten, so ermöglichte dies den unmittelbarsten fortdauernden Verkehr. Henneberger erzählt uns nach authentischen Mittheilungen, daß Heim öfters ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Neglige-Camisol über die Straße zu Jean Paul lief, um ihn auf interessante Fragen oder Notizen aufmerksam zu machen, die ihm bei seiner Lectüre oder seinen Studien begegnet waren. — Wie der Präsident Heim mit Jean Paul, so trat Heim's Tochter mit Jean Paul's Frau Caroline in ein inniges Freundschaftsverhältniß. „Ein von Carolinen's Hand aus dem Fenster geschwungenes Tuch belehrte die Freundin, daß irgend ein wichtiger Gegenstand der Berathung vorliege und eine Conferenz erheische, zu der diese dann über die Straße hinübereilte."

Außer Heim scheint es vorzüglich noch der bekannte Numismatiker H. K. W. Philipp von Donop gewesen zu sein, mit dem Jean Paul verkehrte,

ebenso schloß sich der Dichter an die Doctoren Jahn und Panzerbieter an. Dagegen bildete sich zu Reinwald, Schiller's Schwager, kein Verhältniß. Sehr richtig deutet dies der Verfasser an: „Reinwald war ein sehr gründlicher Gelehrter und im Fache der Sprachkunde verdienstvoller Schriftsteller, aber seine durch langjährige gedrückte Lage genährte hypochondrische Stimmung und der prosaische Ernst des Stubengelehrten konnten eine Annäherung nicht erleichtern und dem sprudelnden Geiste Jean Paul's überhaupt kaum zusagen." Sie trafen sich höchstens auf der Bibliothek, an welcher Reinwald seit 1776 beschäftigt war. Hier mag auch jenes kurze Gespräch stattgefunden haben, welches als für beide Theile charakteristisch die Tradition bewahrt hat. Reinwald, stets ängstlich auf seine Gesundheit bedacht, soll zu Jean Paul gesagt haben: „Das viele Bier, was Sie trinken, möchte ich nicht im Magen haben". „Im Magen ich auch nicht", antwortete Richter scherzend, „aber im Kopfe!" — Dagegen verkehrte ein Fräulein von Hendrich, eine schon ältliche Dame mit schöngeistigen Neigungen, öfters mit Jean Paul.

Apotheker Jahn besaß damals eine stattliche Leihbibliothek, bestehend aus belletristischer und Unterhaltungsliteratur. Diese benutzte Jean Paul und zwar unter recht humoristischen Bedingungen: er überließ dem besagten Apotheker die Werke junger, aufstrebender Autoren, die dem Allgefeierten von allen Seiten als Huldigung und captatio benevolentiae eingesandt wurden, zum halben Preis und hatte dafür das Lesen aus dessen Leihbibliothek umsonst.

Henneberger theilt noch aus der von E. Förster, J. Paul's Schwiegersohn, herausgegebenen Jubelschrift „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter (München 1863)" einen Brief Jean Paul's an seinen Freund Emanuel mit, in welchem er seine täglichen Gewohnheiten in Meiningen in extenso schildert. In diesem Briefe erwähnt Jean Paul zunächst seine Gattin, gedenkt aber auch seines andern Hausgenossen, seines Hundes, eines Spitzes. Vom Präsident Heim wird in humoristischer Weise gesagt, er komme nach dem Essen, um zu reden und zu verdauen. Von fünf Uhr an ist das Leben unregelmäßiger. „Es kann der Candidat L. (Löbel aus Salzungen, Hauslehrer im Uttenhovenschen Hause und Schöngeist) oder sonst die Gräfin (Schlabrendorf) oder die schöne Tochter Heims zu meiner C. (Caroline) kommen, jener ihr vorlesen — diese Thee trinken, und ich gehe zuweilen in ihr Zimmer hinüber, um auch einen Tropfen mit zu holen. Es kann der Herzog schicken und um 5 mich verlangen, worauf ich allemal um 7 erscheine. Es kann Concert sein, das von 5 bis 7 dauert. Meine C. kann zur Hofräthin Heim gehen um 6 und ich um 7½ nach. Oder das alles ist nicht und wir essen ordentlich um 9 Uhr zu Hause. Nach wenigen Worten steck' ich dann um 9¼ Uhr unter den Federn".

Die Gräfin kennen wir schon, vom Candidat Löbel aber ist sonst nichts mitgetheilt. Die im Briefe erwähnten Concerte gab die fürstliche Capelle im Locale der Casinogesellschaft, welche Herzog Georg selbst gestiftet und der er den zweiten Stock des Landschaftsgebäudes am Markte eingeräumt hatte. Die Hofräthin Heim, geborene Arnold, war die Gattin des Meiningischen Hofadvokaten und Waldeckischen Titularhofrathes Anton Chr. Heim, eines Bruders des

sich zum Abend ein, nahm es aber nicht übel, wenn der Geladene dankend ablehnte. Oft besuchte er auch den Dichter und nahm bei demselben das Mittagsmahl ein, das er dann freilich, wenn er unerwartet überraschte, auch aus dem Schlosse herbeiholen ließ. Beide unternahmen Reiseausflüge gemeinschaftlich, wie nach Siebenstein, dem reizendsten Badeorte Thüringens, und dem nahegelegenen Altenstein, der Sommer-Residenz des Herzogs, ferner nach Hildburghausen zum Besuche des Hofes. Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog Georg unter den Pathen und verlieh dem Täufling den Namen Georgine.

Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt und er erbot sich, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimischer zu machen. Dennoch blieb der Dichter nicht auf längere Zeit, er glaubte der Veränderung zur Ausübung seiner poetischen Mission zu bedürfen; neue Gegenden, neue Menschen sollten ihm neuen Stoff, neue Blicke in das Getriebe der Welt und des Menschenherzens eröffnen. Charakteristisch ist Jean Paul's Schreiben (vom 15. November 1802) an den Herzog, in welchem er demselben den Vorsatz des Wegzugs mittheilt, ihm in Voraus Lebewohl sagt und zugleich Verzeihung für diesen Schritt erbittet. Ebenso originell und gemüthvoll ist das Antwortschreiben des Herzogs, in welchem der Schmerz sich in die Worte des Vorwurfes kleidet.

Interessant sind ferner die Mittheilungen über Jean Pauls sonstigen Verkehr in Meiningen. Vor allem fühlte sich der Dichter von Johann Ludwig Heim angezogen, der auch vom Herzog beauftragt war, Jean Paul zum Bleiben zu bewegen. Heim, geboren 1748, war der Sohn des Magister J. C. Heim in Solz und der Bruder des berühmten „alten Heim“ in Berlin, ward Erzieher des Herzogs Georg und später Consistorialpräsident und Mitglied des Geheimerathscollegiums. Er war außer seinem Berufe im Staate auch der Wissenschaft ergeben und namentlich schriftstellerisch im Gebiete der Geologie thätig, vor allem aber war er ein durchaus geistvoller Kopf, aus dem, wie Jean Paul von ihm zu sagen pflegte, prächtige Funken herauszuschlagen waren. Vorzüglich beschäftigte die beiden Freunde in ihren Unterhaltungen die eben damals neu auftauchende Naturphilosophie Schelling's. Da beide Männer einander schräg gegenüber wohnten, so ermöglichte dies den unmittelbarsten fortdauernden Verkehr. Henneberger erzählt uns nach authentischen Mittheilungen, daß Heim öfters ohne weitläufige Toilettenveränderung im einfachsten Neglige-Camisol über die Straße zu Jean Paul lief, um ihn auf interessante Fragen oder Notizen aufmerksam zu machen, die ihm bei seiner Lectüre oder seinen Studien begegnet waren. — Wie der Präsident Heim mit Jean Paul, so trat Heim's Tochter mit Jean Paul's Frau Caroline in ein inniges Freundschaftsverhältniß. „Ein von Carolinen's Hand aus dem Fenster geschwungenes Tuch belehrte die Freundin, daß irgend ein wichtiger Gegenstand der Berathung vorliege und eine Conferenz erheische, zu der diese dann über die Straße hinübereilte.“

Außer Heim scheint es vorzüglich noch der bekannte Numismatiker H. K. W. Philipp von Donop gewesen zu sein, mit dem Jean Paul verkehrte,

ebenso schloß sich der Dichter an die Doctoren Jahn und Panzerbieter an. Dagegen bildete sich zu Reinwald, Schiller's Schwager, kein Verhältniß. Sehr richtig deutet dies der Verfasser an: „Reinwald war ein sehr gründlicher Gelehrter und im Fache der Sprachkunde verdienstvoller Schriftsteller, aber seine durch langjährige gedrückte Lage genährte hypochondrische Stimmung und der prosaische Ernst des Stubengelehrten konnten eine Annäherung nicht erleichtern und dem sprudelnden Geiste Jean Paul's überhaupt kaum zusagen." Sie trafen sich höchstens auf der Bibliothek, an welcher Reinwald seit 1776 beschäftigt war. Hier mag auch jenes kurze Gespräch stattgefunden haben, welches als für beide Theile charakteristisch die Tradition bewahrt hat. Reinwald, stets ängstlich auf seine Gesundheit bedacht, soll zu Jean Paul gesagt haben: „Das viele Bier, was Sie trinken, möchte ich nicht im Magen haben". „Im Magen ich auch nicht", antwortete Richter scherzend, „aber im Kopfe!" — Dagegen verkehrte ein Fräulein von Hendrich, eine schon ältliche Dame mit schöngeistigen Neigungen, öfters mit Jean Paul.

Apotheker Jahn besaß damals eine stattliche Leihbibliothek, bestehend aus belletristischer und Unterhaltungsliteratur. Diese benutzte Jean Paul und zwar unter recht humoristischen Bedingungen: er überließ dem besagten Apotheker die Werke junger, aufstrebender Autoren, die dem Allgefeierten von allen Seiten als Huldigung und captatio benevolentiae eingesandt wurden, zum halben Preis und hatte dafür das Lesen aus dessen Leihbibliothek umsonst.

Henneberger theilt noch aus der von E. Förster, J. Paul's Schwiegersohn, herausgegebenen Jubelschrift „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter (München 1863)" einen Brief Jean Paul's an seinen Freund Emanuel mit, in welchem er seine täglichen Gewohnheiten in Meiningen in extenso schildert. In diesem Briefe erwähnt Jean Paul zunächst seine Gattin, gedenkt aber auch seines andern Hausgenossen, seines Hundes, eines Spitzes. Vom Präsident Heim wird in humoristischer Weise gesagt, er komme nach dem Essen, um zu reden und zu verdauen. Von fünf Uhr an ist das Leben unregelmäßiger. „Es kann der Canditat L. (Löbel aus Salzungen, Hauslehrer im Uttenhovenschen Hause und Schöngeist) oder sonst die Gräfin (Schlabrendorf) oder die schöne Tochter Heims zu meiner C. (Caroline) kommen, jener ihr vorlesen — diese Thee trinken, und ich gehe zuweilen in ihr Zimmer hinüber, um auch einen Tropfen mit zu holen. Es kann der Herzog schicken und um 5 mich verlangen, worauf ich allemal um 7 erscheine. Es kann Concert sein, das von 5 bis 7 dauert. Meine C. kann zur Hofräthin Heim gehen um 6 und ich um 7½ nach. Oder das alles ist nicht und wir essen ordentlich um 9 Uhr zu Hause. Nach wenigen Worten steck' ich dann um 9¼ Uhr unter den Federn".

Die Gräfin kennen wir schon, vom Canditat Löbel aber ist sonst nichts mitgetheilt. Die im Briefe erwähnten Concerte gab die fürstliche Capelle im Locale der Casinogesellschaft, welche Herzog Georg selbst gestiftet und der er den zweiten Stock des Landschaftsgebäudes am Markte eingeräumt hatte. Die Hofräthin Heim, geborene Arnold, war die Gattin des Meiningischen Hofadvokaten und Waldeckischen Titularhofrathes Anton Chr. Heim, eines Bruders des

Präsidenten Heim. Das Hofrath Heimische Haus war eine Stätte viel belebter Geselligkeit. „Herzog Georg kam oft und gern dahin und verkehrte in ungezwungenster Weise mit den übrigen Gästen. Hier hatte der Maler Reinhart während seines zweijährigen Aufenthalts in Meiningen sich wohl befunden, in diesem Kreise verlebte der „alte Heim" von Berlin mit seinen Brüdern vergnügte Stunden und auch der Präsident Heim war mittheilsam und anregend. Diese Cirkel hat Ernst Wagner mit Vorliebe besucht und poetisch gefeiert. Auch Jean Paul hat sich in diese Gesellschaft, der Alles zuströmte, was von Einheimischen und Fremden eine höhere Geselligkeit suchte, mit Freude eingelebt. Besonders Sonntags pflegte man sich in dem gastfreien Hause zu versammeln und mit freundlicher Rückerinnerung gedenkt er in seinen Briefen der „Sonntags-Heims".

Außer diesen persönlichen und geselligen Beziehungen fühlte sich Jean Paul auch durch Meiningens Umgebung angezogen, die durch Herzog Georg mit Vorliebe verschönt wurde. Namentlich der neu angelegte englische Garten, in dem wie noch heute die Nachtigallen heimisch waren, muß Jean Paul ein besonders lieber Aufenthalt gewesen sein. Auch gefiel ihm der Blick von dem sogenannten untern Rasen nach der Insel mit ihrem schönen Baumgrün und schattigen Gängen sehr wohl. Richters Spaziergänge in die Umgegend haben durch die öfters gedruckte Supplik an den Herzog im Namen seines Hundes eine Art Berühmtheit erlangt. Jean Paul besuchte vor allen das benachbarte Dorf Welkershausen gerne, sowie das Hospital Grimmenthal, einst ein berühmter Wallfahrtsort und damals wie noch jetzt ein beliebter Vergnügunsort der Meininger.

Auch der auswärtigen bekannten und unbekannten Persönlichkeiten gedenkt Henneberger, welche sich dem Dichter während seines Aufenthaltes in Meiningen nahten, theils um Freundesbesuche abzustatten, theils um des Dichters Bekanntschaft zu machen. So kamen der Freiherr von Truchseß von der Bettenburg in Franken, Bouterwerk aus Göttingen, Charlottte von Kalb, Ernst Wagner, Emanuel, der bekannte Baireuther Jude und einer der intimsten Freunde Jean Paul's. Auch manche abenteuerliche Größe wandte sich an den berühmten Dichter, um durch ihn irgendwelchen Zweck und Förderung zu erreichen.

Im Mai 1803 siedelte Jean Paul nach Coburg über und ist seitdem trotz des vorschwebenden Vorsatzes, die alten Freunde noch einmal zu besuchen, nicht wieder nach Meiningen gekommen. Aber die Correspondenz wurde unterhalten. Mehrere dieser Briefe finden sich gedruckt. Henneberger theilt am Schlusse seiner Abhandlung drei bisher ungedruckte Briefe Jean Paul's an den Präsidenten Heim mit, welche dessen Tochter, Fräulein Stiftsdame Louise Heim dem Verfasser zu freiem Gebrauche freundschaftlichst gewährte. Sie sind in der That nicht nur wegen ihres ächt Jean Paul'schen Tones, sondern auch als charakteristische Erzeugnisse über die Meininger Beziehungen des Dichters von nicht geringem Interesse.

Zunächst wird das von Henneberger entworfene Bild von Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen, in welches wie in ein Portrait auch die kleinen und

kleinsten Züge, deren man noch durch Nachforschen habhaft werden konnte, aufgenommen werden mußten, den Bewohnern Meiningens ihren einstigen Mitbürger und die Verhältnisse, in welchen er sich in ihrer Stadt bewegte, in's Gedächtniß zurückrufen. Aber mit Recht hofft der Verfasser, „es werde diese Darstellung einer Episode aus dem Leben eines Mannes, der lange Jahre weite Kreise des deutschen Geisteslebens beherrscht hat und in unserer Cultur eine bedeutende Epoche bezeichnet, auch für weitere literaturfreundliche Kreise manche nicht ganz uninteressante Einzelheit darbieten".

Henneberger's Schriftchen verdient als ein werthvoller Beitrag zur Jean Paul-Literatur von allen beachtet zu werden, welche dem Genius dieses Dichters ihre Huldigung darbringen.

Reinhold Bechstein.

Feuilleton.

(Ewiges Tageslicht.) In den Polarländern geht im Juli die Sonne eine Zeit lang gar nicht unter. Man wird dieses nie endenden Tageslichtes herzlich müde und würde den Pomp und die Pracht der arktischen Mitternacht gern mit dem sternenhellen Dunkel der Heimath vertauschen. Man wird durch den Verlust der Nacht ganz verwirrt und verliert die Wahrnehmung der Zeit. Man ist nie schläfrig, nur müde, und nach einem achtstündigen Schlafe bei Sonnenschein erwacht man abgespannter als man es vorher war. Der Schlaf wird endlich ein ganz unregelmäßiger und man hält eine ganze Reihe von Schläfchen dafür, die über die 24 Stunden des Tages vertheilt, an die Stelle einer einzigen, naturgemäßen Nachtruhe treten. Die Folge ist ein Zustand allgemeiner Unruhe und Unbehaglichkeit. Ein Kaufmann, der häufig Reisen nach Spitzbergen machte, erzählte, daß er unter der Breite von 80° niemals mit Bestimmtheit wisse, ob es Tag oder Nacht sei. Im Anfange kommt es Einem vor, als ob dieser nächtliche Sonnenschein wunderbar bequem wäre. Es geht nichts von der Scenerie dem Reisenden verloren; man kann lesen und schreiben wie gewöhnlich und man braucht sich niemals zu beeilen, weil man ja Zeit überflüssig hat. Es ist nicht nöthig, daß man sein Tagewerk verrichte, so lange es Tag ist, denn es kommt gar keine Nacht. Man verspätigt sich niemals, und es ist, als ob etwas vom Zwange des Lebens von unsern Schultern genommen wäre. Aber nach einiger Zeit möchte man gar gerne einmal aufhören zu sehen, zu denken, zu beobachten, ja selbst sich zu unterhalten. Aber es giebt keine nothwendig werdende Ruhe, wie sie sonst die Dunkelheit mit sich bringt, auch nicht jenes Alleinsein, welches die beste Erfrischung des Schlafes ist. Legt man sich am hellen Tage nieder, so glaubt man den Ruf: Steh auf! zu hören, sobald man die Augen aufschlägt. Sieht man Leute bei hellem Sonnenschein in tiefem Schlafe liegen, so kommt es Einem unheimlich vor, etwa als hätte man ihnen einen starken Schlaftrunk gegeben. — Indeß seine Vorzüge hat dieser nordische Sommer auch, denn — das Verbrechen und das Laster entbehrt der schützenden Hülle. Kann doch ein Dieb nicht bei hellem Sonnenschein einbrechen! Moralisch sowohl als physisch ist Sicherheit im Licht, Gefahr in Finsterniß, und dennoch wünscht man oft diese Finsterniß und Gefahr herbei.

(Frankreich und England.) Bei näherer Betrachtung dieser beiden Länder, sowie ihrer Hauptstädte ergiebt sich, daß bedeutende Gegensätze bestehen. So tragen die englischen Soldaten rothe Röcke und blaue Hosen, die französischen dagegen blaue Röcke und rothe Hosen. Die Pariser bezahlen beim Einsteigen in einen Omnibus, die Londoner beim Aussteigen. In London sind alle Kloaken unter der Straße, in Paris kann sich Jeder durch seine Nase überzeugen, daß es dort leider der Fall nicht ist. In London stehen die Wäscherinnen neben dem Waschfaß und haben die Wäsche in diesem, in Paris stehen die Wäscherinnen in dem Fasse und waschen die Wäsche in dem Flusse. In England tragen die Offiziere ihre Uniform so selten als möglich, in Frankreich so gut wie immer. In den englischen Büchern befindet sich das Inhaltsverzeichniß am Anfange, in den französischen am Ende. In den englischen Gerichtshöfen ist das Verbrechen eines Angeklagten zu beweisen, ehe er für schuldig erklärt werden kann, in den französischen wird seine Schuld vorausgesetzt und er hat seine Nichtschuld zu beweisen. In englischen Gasthöfen gibt es Stubenmädchen zum Reinigen der Zimmer und zum Bettmachen, in den französischen besorgen dies Männer. In England tragen die Träger die Lasten auf dem Kopfe, in Frankreich auf dem Rücken. In London ist alles Betteln auf der Straße verboten, in Paris gibt es etwa 200 priviligirte Bettler, deren jeder ein dies anzeigende Schild an sich trägt. In London gibt es eine Menge Leute, welche für die Fußgänger die schmutzigen Straßen kehren, in Paris sind solche nützliche Personen unbekannt.

(Notiz zur Shakespeare-Literatur.) Wer die Classiker einer Nation im Original studirt, wünscht natürlich immer die beste Ausgabe zu haben. So erging es auch mir, als ich die Werke des großen Briten lesen wollte. Demzufolge ersuchte ich meinen in London wohnenden Bruder um Uebersendung der vorzüglichsten Ausgabe des Shakspeare. Nach einigen Monaten erhielt ich einen großen Octavband, betitelt: The Dramatic Works of William Shakspeare. New Edition with introductory Essay and Notes. Published by Milner and Sowerby, Halifax.

Diese Ausgabe enthält 37 dramatische Piecen und zeichnet sich nicht nur durch Billigkeit des Preises, Ausstattung und deutlichen Druck aus, sondern auch hauptsächlich durch folgende, höchst schätzenswerthe Eigenschaften. Wir erhalten zuerst in einer ausführlichen Biographie des Dichters zahlreiche Facta, die meines Wissens in Deutschland noch nicht bekannt sind. Ferner bringt sie vor jedem Stücke eine historische und literarische Notiz über Entstehung desselben und anderweitige Bearbeitung des Sujets. Aber das Hochwichtigste sind die sprachlichen Anmerkungen. Die zu Shakspeare's Zeit gebräuchlichen Wörter und Redensarten stehen im Original, werden aber in den durchgehends beigefügten Noten durch die gegenwärtig üblichen erklärt. Ich gebe hier einige Beispiele. In Coriolanus Act 1, Scene 1, sagt der erste Bürger: „the patricians good" hier soll „good" in dem Sinne von Reichthum verstanden werden, was durch beigefügtes „rich" verdeutlicht wird. Dann spricht derselbe die nicht leicht verständliche Redensart: but they think we are too dear, wird erklärt durch: „charge of keeping us more than pikes, we are worth". Ferner: „Let us revenge this with our pikes, ere we become rakes", erläutert durch: „thin as rakes". In Romeo und Julia Act 1, Scene 1, sagt Sanzon: „gregory, o'my word, we'll not carry coals", wird erklärt als: „a phrase formerly in use to signify the bearing injuries". So manche unverständliche Redensarten, über die so viele deutsche Schriftsteller dicke Bände geschrieben haben, werden hier durch einige Worte erklärt, ich citire noch eine der sonderbarsten Phrasen. Im zweiten Acte sagt Mercutio: „the ape is dead, and y must conjure him", die Note bemerkt hierüber: this phrase in Shakspeare's time was usen as an expression of tenderness. — Diese wenigen Notizen sind gewiß hinreichend, um den Leser auf den hohen Werth dieser Ausgabe aufmerksam zu machen. Jede Seite bringt mehrere Wort- und Sacherklärungen nebst historischen Erläuterungen. —

Mariula.

Von

Paul Fuchs.

(Schluß.)

8.

Der Abend war hereingebrochen. Die Wintersonne hatte sich auf ihr Purpurlager gebettet und knisternd sang wieder der Schnee unter den Füßen Dimitri's, als er nach Mariula's Wohnung eilte. Das Pförtchen war verschlossen, im Hause war Alles leer und dunkel. Dimitri klopfte, klopfte vergebens, endlich blickte eine alte, häßliche Matrone, eher einem Affen, als einem Weibe ähnlich aus dem Fenster eines Nachbarhauses und fragte, wer den Lärm an dem Thor des Nebenhauses mache. Dimitri gab sich zu erkennen.

Ach, Ew. Hochehrwürden, spottete die Matrone, Sie sind es? Doch Sie kommen etwas spät, denn das Vöglein ist ausgeflogen.

Ein furchtbarer Gedanke schnitt durch Dimitri's Herz, eine entsetzliche Ahnung klemmte ihm die Brust zusammen.

Ausgeflogen? Wer?

Nun, Ihr theueres Vögelein, Mariula.

Wann wird sie wieder nach Hause kommen? fragte Dimitri mit ernster und bewegter Stimme.

Wann? lachte die alte Zigeunerin. Wann? Nun

Wenn die Bäume wieder blüh'n
Und die Vögel zu uns zieh'n.

sang sie mit spöttischer Stimme.

Weib, ich rede ernst. Ich frage Dich, wann Mariula wieder nach Hause zurückkehrt, und er zeigte der Matrone ein Goldstück.

In einem Augenblick war die Stimme der Matrone umgewandelt, unterwürfig und kriechend war der spöttische Ton geworden.

Wollen Ew. Hochehrwürden nicht eintreten? Ich bin allein, wir können ungestört reden.

Dimitri trat ein und drückte der Alten das Goldstück in die Hand.

Nun, jetzt sage mir, wo Mariula ist.

Sie ist fort, sie ist mit Zigeunern nach Smolensk gegangen, wo in diesen Tagen Jahrmarkt sein wird. Sie hat eine schöne Stimme und ist in's Chor von Ilja Sokolow getreten.

Du lügst, Weib.

Werde ich einen so edelmüthigen Herren, der mir ein blankes Goldstück gegeben, belügen. Hätte ich den Camerad dieses Goldstücks, würde ich dem Herrn noch mehr sagen, denn bei mir kostet das Schweigen jetzt nichts, doch das Reden ist Gold.

Dimitri gab ihr noch einen Halbimperial.

Die Alte stand auf, öffnete ein Fach und nahm aus demselben ein kleines Briefchen, das sie Dimitri übergab.

Eigentlich hatte ich Mariula versprochen, Ihnen diesen Brief nur in drei Tagen zu übergeben; doch der Herr ist so großmüthig! fügte sie mit einem widerlichen Grinsen hinzu.

Zitternd erbrach Dimitri das Siegel, er ahnte, daß der Brief von Mariula sei. In der That, sie war es, die ihm schrieb, doch es waren nur einige Worte des Abschieds:

Dimitri, schrieb sie, wir müssen scheiden. Warum haben wir uns getroffen? Warum hab ich Dich geliebt? Denn ich liebe Dich, wie Du mich liebst. Doch was konnte aus unserer Liebe werden? Zwischen uns stand als Phantom stets Dein Gelübde, und die letzten Worte meiner Mutter. Lebe wohl, ich ziehe fort. Wohin? Ich weiß es nicht. Vergiß mich, liebe Deine Frau. Ich werde Dich nicht vergessen; denn ich liebe Dich.

Und das war Alles, diese kurzen, kalten Worte waren Alles, was sie Dimitri zum Abschied hatte sagen können, denn des Schmerzes Uebermaße stehen nicht hohle, rhetorische Phrasen zu Gebote.

Ruhiger, als hätte vermuthet werden können, hatte Dimitri die Nachricht von Mariula's Flucht erfahren, und sinnenden und tief gesenkten Hauptes verließ er die Zigeunerin; doch nicht nach Hause führten ihn seine Schritte; er ging erst zum alten Pfarrer, dessen Vicar er war. Er fand ihn zu Hause und bat ihn um eine geheime Unterredung. —

Der alte Pfarrer war ein ehrenhafter, und was man bei der russischen Geistlichkeit selten findet, ein äußerst gebildeter Mann, seine

Collegen, mit denen er wenig umging, verbreiteten das Gerücht, daß er zu den Raskolniks gehöre.

Lange blieb Dimitri mit dem alten Manne allein, und als er ihn verließ, kniete er vor dem Alten hin und bat ihn um seinen Segen. Gerührt segnete ihn der Alte.

Es war schon spät in der Nacht, als Dimitri nach Hause zurückkehrte, seine Frau war nach langem Weinen endlich ermattet eingeschlummert und die Stube war nur von der kleinen Lampe, die vor dem Heiligenbilde brannte, erleuchtet. Dimitri trat vor das Bett seiner Frau und betrachtete lange und sinnend ihr reines, kummervolles Antlitz. Er wandte sich endlich mit einem tiefen Seufzer von ihr weg und setzte sich an die Lampe vor dem Gottesbilde, bei deren düstern Schein er zu schreiben begann. Er wollte kein anderes Licht anzünden, um nicht durch den hellen Schein seine Frau aufzuwecken. Als er seinen Brief beendigt hatte, stand er behutsam auf, legte den Brief auf das Tischchen, das sich neben dem Bette befand, drückte einen leisen Kuß auf die Stirn der Schläferin und ging mit einem tiefen Seufzer, aber leichten Schrittes aus dem Zimmer.

Als Maria des Morgens erwachte, fielen ihre Augen zufällig auf den neben ihr liegenden Brief. Sie ergriff ihn hastig, denn sie erkannte ihres Mannes Hand. Er war nicht versiegelt und Maria las:

Lebe wohl, theure Frau, und möge Dein künftiges Leben glücklicher sein, als Deine Vergangenheit, seitdem ich Dich gekannt habe. Ich will nicht auf unser Verhältniß zurückkommen, Du weißt es selbst, unter welcher Bedingung es geschlossen wurde, weißt, ob wir glücklich sein konnten. Lebe wohl, Maria, ich scheide mit schwerem und doch leichtem Herzen von Dir, mit schwerem Herzen, weil ich Dich wie eine Schwester liebte, mit leichtem, weil ich fühle, daß Dir noch glückliche Tage beschieden sind. Ich gehe, Du siehst mich niemals wieder, wohin ich gehe, ist mir noch unbekannt; doch nie kehre ich nach Rußland zurück, nach dem Gesetze bist Du, kehre ich nicht wieder, in zwei Jahren frei und kannst Deiner Liebe folgen, kannst nach der Wahl Deines Herzens Dich vermählen. Sei glücklich, Maria, und fluche mir nicht. Nein aus Deinen reinen Lippen kann nie ein Fluch, kann nur Segen kommen. Ich war bei dem guten Vater Arsenius nnd habe ihn gebeten, in meinem Namen von dem Synod zu verlangen, daß ich des geistlichen Standes entbunden werde, und sich Deiner, mein gutes, theures Kind — ich betrachte Dich ja als meine Tochter — anzunehmen. Er hat mir beides versprochen, und Du kennst den Vater Arsenius, weißt, daß man sich auf das, was er verspricht, verlassen kann. Hättest Du nicht einen Vater noch, so hätte er bei Dir auch des Vaters Stelle vertreten. Doch Dein Vater lebt, kehre zu ihm zurück, bis bessre Zeiten für Dich kommen. Du weißt, mein Vater ist vor Kurzem gestorben und hat mir das Wenige, was er hatte er-

sparen können, vermacht. Ich habe mein Erbtheil in zwei Theile getheilt, den einen erhältst Du — es sind zweitausend Rubel Silber in Banknoten, die ich dem Vater Arsenius für Dich zur Aufbewahrung gegeben habe. Es ist freilich wenig, doch wird es Dich in den Stand setzen, ein besseres Loos abwarten zu können, ohne Deinem Vater zur Last zu fallen. Die andere Hälfte behalte ich, um auch mir ein anderes Loos gründen zu können. Lebe wohl, Maria, sei glücklich in Deiner Liebe, wie ich es in der meinigen zu sein hoffe — denn auch ich, ich liebe.

Der Brief entsank Mariens Händen, sie vergrub schluchzend ihr Haupt in die Kissen und blieb lange regungslos.

9.

Smolensk, die alte ehrwürdige Stadt, ist ungewöhnlich belebt; durch die engen und krummen Straßen bewegen sich bunte Haufen; Russen, Polen, Lithauer, Juden, Zigeuner drängen sich, schachern und feilschen mit einander, zanken und streiten sich. Hier schreit ein Pfefferkuchenhändler seine Pfefferkuchen aus Wiasma und seine süßen Quase aus, der Zigeuner irrt gleichsam gedankenlos durch lange Reihen von Wagen, die mit Waaren beladen sind, sein, dem Aussehen nach zerstreutes Auge, sieht aber Alles, sieht was die Wagen enthalten, ob sie bewacht oder unbewacht sind, und wehe dem Bauer, der sich von seinem Wagen entfernt, um in der Schenke seine durstige Kehle zu erfrischen, wenn er zurückkehrt, hat sich der Zigeuner das Beste, was sich auf seinem Wagen befand, angeeignet und ist spurlos verschwunden.

In den Schenken und Gasthäusern ist Lärm und Gesang. Denn auch in Rußland ist, wie überall, der Jahrmarkt ein Vorwand, sich zu vergnügen.

Ein fremder, hoher, schlanker Mann mit schwarzem Schnurrbart war schon lange in den Straßen Smolensks umhergeirrt, als suche er etwas. Er trug einen Husarenrock, aber ohne Epauletten und auf dem Kopfe eine Feldmütze; er schien ein verabschiedeter Officier zu sein, wahrscheinlich hatte er unlängst seinen Abschied erhalten, kehrte aus Polen — denn die Uniform, die er trug, gehörte einem in Polen stehenden Regimente — zurück, und suchte eine Gelegenheit, sich zu vergnügen.

Oft hatten ihn jüdische Factoren angeredet, um zu erfahren, was er suche, doch immer hatte er sie barsch von sich gewiesen, und das sind die Juden von den in Polen stehenden Officieren gewohnt. Diese jüdischen Factoren — eine Art Commissionnaire — sind eine Eigenthümlichkeit Polens und der polnisch-russischen Provinzen; sie belästigen zwar

oft den Fremden, doch sind sie ihm unentbehrlich, ein jüdischer Factor ist allwissend, verschafft Einem Alles, was man wünscht, ist dienstfertig, unermüdlich und begnügt sich dabei mit einer Kleinigkeit als Lohn.

Endlich schien der fremde Officier des Suchens müde. Er erblickte einen Factor und rief ihn zu sich. Der Factor stand ihm sofort dienstfertig zur Seite.

Ich langweile mich, Jude, führe mich irgend wohin, wo man sich amüsirt. Wo sind Zigeunersänger?

Ach, Ew. Excellenz, bei Waraxin, bei Waraxin; dort ist das berühmte Chor von Ilja Sokolow.

Ich bin schon dort gewesen. — Gefällt mir nicht.

Nicht? Nun, so will ich Sie hinführen, wo es Ihnen gefallen wird.

Mein Freund Jankel hat die beste Restauration hier, eine ausgezeichnete Restauration, ganz wie die französischen Caffee's in Paris, ganz so. Hat auch Zigeunerinnen, schöne, schöne Mädchen, eine besonders, Excellenz, eine besonders! Würden Sie sie nur sehen — doch nur eins ist nicht gut an ihr, sie ist immer traurig und tugendhaft — u. s. w.

Führe mich zu Jankel.

Sie gingen durch die engen Straßen, drängten sich durch die Pöbelhaufen, der Jude immer dienstfertig voran, um seiner Excellenz, dem Husarenofficier Platz zu machen.

Endlich blieben sie vor einem niedrigen, unansehnlichen Hause stehen, über dessen Thür mit großen Buchstaben die Worte: Café de Paris prangten.

Hier, sagte der jüdische Factor.

Wie heißt Du?

Schmul, Excellenz zu dienen.

Gut, Schmul, gehe mit mir herein und warte an der Thür, ich werde Dich vielleicht noch brauchen.

Sie traten ein; das nach echt pariser Art eingerichtete Café war ein schmutziges Loch, das durch Tabak und tausend verschiedenartige Ausdünstungen verpestet wurde, die Stuben waren voll von Officieren, Kaufleuten, Juden, Alles lärmte, sprach unter einander, rauchte und trank.

Auf einer Estrade saßen phantastisch gekleidete Zigeunerinnen, umschwärmt von jungen Officieren, Beamten, Kaufleuten, Champagner wurde ihnen credenzt, sie lachten und coquettirten. Eine aber nicht, obgleich es die Schönste, die Gefeiertste von Allen war. — Sie antwortete zerstreut auf die zuckersüßen Reden der jungen Leute und in ihrem Gesichte prägte sich Lebensmüdigkeit und Schmerz aus.

Der fremde Officier zuckte sichtbar zusammen, als er ihre dunkeln Züge, ihr schwarzes Feuerauge erblickte, auch sie sah ihn fest an, als er

eintrat, eine leise Röthe flog über ihre braunen Wangen, doch bald versank sie wieder in ihre Apathie — sie hatte sich getäuscht, es war nicht Der, den sie zu erkennen glaubte.

Die Pause war zu Ende. Erst sang das Chor seine wilden Zigeunerlieder, die alte Matrena tanzte und ließ ihr, der Hölle Lachen ähnliches Gelächter erklingen, ein wilder Applaus ward ihre Belohnung, doch er endigte schnell, als sich die blasse melancholische Zigeunerin erhob. Sie sang das Lied, das Lermontoff in seinen Spielern singen läßt:

Wenn eine Thräne unwillkürlich
Aus Deinen blauen Augen fließt,
Mich schmerzt es nicht alsdann zu sehen,
Daß Du mit ihm unglücklich bist.

Ein unsichtbarer Wurm nagt leise
An Deinem Herz, doch freut's mich dann,
Daß Dich Dein Heißgeliebter nimmer
Wie ich Dich liebe, lieben kann.

Doch blitzt das Glück in Deinen Augen
Zufällig, klar und unbewußt,
Dann fühl ich bittre, tiefe Qualen
Und Hölle ist in meiner Brust.

Sie hatte geendigt und lange lauschte man, ob sie noch singen würde, ihre Stimme war tief in die Brust aller Anwesenden gedrungen, und man fürchtete einen einzigen Ton, einen einzigen Laut zu verlieren. Endlich, als man sich überzeugt, daß sie wirklich geendigt hatte, brach ein stürmischer, nicht endenwollender Applaus aus.

Der fremde Officier war aufgestanden, er näherte sich der Sängerin und sagte ihr leise, aber mit einer von Leidenschaft bewegten Stimme:

Mariula!

Mariula fuhr bei dem Ton der Stimme zusammen, eine plötzliche Röthe, die sich auf ihren Wangen zeigte, wich sofort einer fahlen Blässe und sie sank fast ohnmächtig auf die Lehne ihres Stuhles.

Mariula, sagte der Officier wieder, ich muß Dich sprechen, ich habe Dir Vieles zu sagen, es gilt Dein zukünftiges Glück und das meinige. Seitdem ich Dich nicht gesehen habe, ist so manches geschehen. Jetzt können wir uns lieben, jetzt drängt sich nichts mehr neidisch zwischen uns. —

Mariula sah ihn blaß und ersterbend an, in ihrem Blick waren eine Frage und ein Zweifel zu lesen.

Mariula, ich muß Dich sehen. Wirst Du heute zu mir kommen?

Ja, war das Einzige, was Mariula aussprechen konnte.

Gut, sagte der Officier, und entfernte sich, bevor Mariula aus *ihrem Erstaunen* erwacht war.

An der Thür stand Schmul. Der Officier rief ihn zu sich und raunte ihn einige Worte in's Ohr, indem er ihm ein Goldstück in die Hand drückte, der Jude knickte fast vor Dankbarkeit zusammen und blieb in dem Café seines Freundes Jenkel, während der Officier sich entfernte.

Noch war keine halbe Stunde vergangen, als sich die Thür des Zimmers öffnete, in welchem Dimitri wohnte, und Mariula eilte mit dem Rufe: Dimitri herein.

Ja, der fremde Officier war Dimitri. Er hatte sich das lange Haar verschneiden, seinen langen Bart, beides Attribute eines russischen Priesters, rasiren lassen, und sich in eine Uniform gekleidet, um unbelästigter seine Flucht bewerkstelligen zu können, denn einen Officier frägt weder Polizei noch irgend einer in Rußland nach einem Paß, und fliehen mußten sie, um der Verfolgung zu entgehen, er mußte, um frei zu sein, in's Ausland fliehen, denn in Rußland verzeiht die Priesterkaste, einem, der sie verläßt, nun und nimmermehr.

Dimitri erzählte Mariula, daß er sich von seinem Stande losgesagt und entschlossen hätte, in der Fremde ein neues Dasein zu beginnen, er sagte ihr, er sei arm, ihm blieben kaum ein paar Jahre, sein Leben zu fristen, doch er sei bereit, er fühle in sich Lebenskraft und Lebensmuth. Er brauchte nicht viel Ueberredungskunst, um Mariula zu überreden mit ihm zu fliehen, eine Zigeunerin hängt nicht an der Scholle, überdies hatte Mariula Niemanden und — sie liebte. Im letzteren Falle ist Ueberredung leicht.

Schmul, rief Dimitri, und der Factor erschien.

Hast Du an der Grenze Bekannte?

Der Factor sah in fragend an und nickte mit dem Kopfe.

Kannst Du uns bis zur Grenze begleiten?

Ja, Herr!

Nun, dann hole uns Postpferde und Du sollst funfzig Rubel haben.

Die Augen des Factors blitzten hell auf, funfzig Rubel waren für ihn ein Capital, sofort fuhr ihm durch den Sinn, was er Alles mit funfzig Rubeln beginnen könne, so mancher jüdischer Millionär hat den Grundstein zu seinen Millionen mit einer weit kleineren Summe gelegt. Auch er sah sich schon in Gedanken als Millionär.

In einer Stunde waren Postpferde geholt, und Schmul saß fröhlich und schmunzelnd auf dem Bock, überlegend was er wohl mit dem Geld, das ihm so zufällig gekommen, Alles anfangen würde.

In wenigen Tagen, Tage des Glücks und der Wonne für beide Liebenden, waren sie an der Grenze, über welche sie durch Schmuls und seiner Religionsgenossen Hülfe mit leichter Mühe gelangten.

Dimitri reiste nach London, dem Zufluchtsort aller Verfolgten, und hat sich jetzt dort niedergelassen. Er hat als Schriftsetzer gelernt und ist in einer Buchdruckerei thätig, in welcher er sein gutes Auskommen

hat. Ihm zur Seite steht ein treues, arbeitsames Weib, welches in diesen ersten Jahren seines Aufenthalts in London, Jahren des Darbens und der Armuth, seine Trösterin und seine Stütze gewesen.

10.

Es war noch nicht ein Jahr nach Dimitri's Flucht vergangen, als Maria einen Brief aus London erhielt, in dem Dimitri ihr schrieb:

Du bist frei, Maria, beigelegt findest Du die Copie eines Briefs, den ich durch die russische Gesandtschaft in London der russischen Regierung übermittelt habe und worin ich mittheile, daß ich meiner Eigenschaft als Priester und Russe entsage und niemals nach Rußland zurückkehren werde. Du kannst nach dem Gesetz Deine Scheidung verlangen. Sei glücklich und bete für mich, Du guter Engel. Es war uns nicht beschieden einander zu lieben, doch haben wir treu die Last der Kette, die uns Menschen schmiedeten, zusammen getragen. Lebe wohl, Maria, leb auf ewig wohl.

Die Formalitäten einer Scheidung dauern in Rußland, wie jede Procedur sehr lange, doch auch sie wurden, wie Alles im Leben überstanden, und Maria stand am Altar als glückliche Braut des Auserwählten ihrer Mädchenzeit, sie ward seine Frau, doch oft erinnerte sie sich Dimitri's, zu dem sie sich hingezogen gefühlt hatte und den sie hätte lieben können, wenn er ihr liebend entgegengetreten wäre.

Italienische Zeitgenossen.

Von

Neigebaur.

Caesar Alfieri.

Der Markgraf Caesar Alfieri*) von Turin, ein Verwandter des berühmten Dichters aus derselben Familie, ist der 1796 geborene Sohn Carl Emanuel Alfieri's, Markgrafen von Sostegno, und der Herzogin Melanie von Cocconato, einer hochgebildeten Frau. Der Vater war unter Carlo Felice nach der Restauration Gesandter in Paris, und dieser sein Sohn wurde, nachdem er eine wissenschaftliche Erziehung genossen hatte, was in Turin stets zum guten Tone in den ersten Gesellschaften gehörte, mit der Gesandschaft unter dem Grafen Saluzzo, einem gelehrten und sehr geachteten Schriftsteller, nach Petersburg und von dort an die Höfe zu Berlin, Florenz und 1825 zu seinem Vater nach Paris geschickt, bei dem er eine ganze Gesellschaft von Gelehrten fand und dadurch zum weiteren Studien aufgefordert wurde. Als Carlo Alberto, der im Privatleben erzogen worden war und auf der École politechnique in Paris gebildet war, den Thron bestieg, zog er ihn an den Hof als Hofstallmeister, machte ihn aber bald zum Staatsrath. Je gebildeter der Mann, desto mehr ist er für den Fortschritt, darum that Alfieri auch für denselben, was unter den damals herrschenden jesuitischen Ansichten möglich war. Durch ihn wurden die bedeutenden Rechtsgelehrten, die Grafen Sicardi uud Sclopis berufen, um den öffentlichen Unterricht zu verbessern; nunmehr wurden an der Universität zu Turin die Lehrstühle für Staatswissenschaft und Völkerrecht gestiftet, so wie die für

*) Cesare Alfieri di Sostegno, per Giorgio Briano. Torino, 1862. Casa Pomba.

neuere Geschichte der bekannte Geschichtsschreiber Ricotti berufen und der gegenwärtig Rector der dortigen Universität und Senator des Königreichs Italien ist. Er ward mit Camill Graf Cavour bekannt und wirkte für die Constitution, die Carlo Alberto vor der französischen Februar-Revolution freiwillig gab; Caesar Graf Balbo wurde der erste constitutionelle Minister-Präsident seines Vaterlandes. Ihm folgte später, nach dem Ende des Krieges 1848 Alfieri, und er hatte an Gioberti und Ratazzi harte Gegner; aber lebt jetzt noch als Vicepräsident des Senats mit dem Rufe eines Ehrenmannes.

Der Herzog von Genua.

Der Herzog von Genua*), Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz ward 1822 zu Florenz geboren, wohin sein Vater, der damalige Prinz von Carignano, nachheriger König Carl Albert, nach dem Einrücken der Oesterreicher in's Piemontesische wegen des Aufstandes im Jahre 1820 fliehen mußte, weil er der Theilnahme an demselben als Carbonari beschuldigt war, welche damals sich dem fremden Einflusse in Italien zu widerstreben verbunden hatten. Später nach Turin zurückgekehrt, erhielt er mit seinem Bruder, dem jetzigen Könige Victor Emanuel II., zum Erzieher den gelehrten Markgrafen Saluzzo und zum Lehrer der deutschen Sprache den Obristen de Bartolomëis, einen sehr gebildeten Officier, dessen ebenfalls gelehrter Bruder als Major Bibliothekar der Turiner Militairbibliothek ist. (Siehe die Beschreibung dieser Bibliothek von J. F. Neigebaur in Petzoldt's Anzeiger, Dresden. 1862.) Als sein Vater im Jahre 1831 König geworden war, setzte der Herzog von Genua den Unterricht um so emsiger fort und machte besonders in der Mathematik bedeutende Fortschritte. Unter der Leitung des berühmten Mineralogen Angelo Sismonda machte er eine Gebirgsreise von dem Monte Viso an bis zum Monte Rosa. Da die gelehrten Klassen hier in der höchsten Achtung stehen und die Vornehmsten Artillerieofficiere zu werden suchen, wozu aber viele Kenntnisse erfordert werden, machte der Herzog Ferdinand von Genua alle Prüfungen mit Ehren durch, worauf er bei der Artillerie angestellt ward. Im Jahre 1845 begleitete er den Kaiser von Rußland nach Palermo. Als im Jahre 1848 in ganz Italien der Ruf erscholl: Fuori i stranieri! Fort mit den Fremden! focht er an der Seite seines Vaters als Chef der Artillerie bei Pastregno in Santa Lucia; er wollte mit seinen Bruder sofort weiter vordringen, wie Blücher, ohnerachtet des dreifachen Festungsgürtels in Frankreich; allein der König, sein Vater, entschied sich, mehr als Theoretiker, für die Belagerung von Peschiera, die der Herzog von Genua leiten mußte. Am 30. März konnte er berichten, daß diese Festung gefallen sei. Wir folgen

*) Il Duca di Genova, per Cesare Rovighi. Torino 1862. Casa Pomba.

dem Verfasser nicht in der Erzählung der Kriegsereignisse von 1848 und 49, wobei sich der Herzog von Genua stets als tapferer Soldat benommen hat, sondern sehen ihn nach dem Frieden in Dresden als Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Sachsen, lesen, wie er als Chef der Artillerie in Turin lebte, sich ernstlich beschäftigte, die Beschreibung des österreichischen Feldzugs in Italien aus dem Deutschen übersetzte und seine bedeutende militäirische Bibliothek in Ordnung brachte. (Siehe: die Bibliotheken des Herzogs von Genua von J. F. Neigebaur, im „Serapeum"). Er war zum Befehlshaber des Sardinischen Heeres ersehen, das den Krim-Krieg mit machen sollte; doch seine Brustkrankheit nahm zusehends zu; er war darüber sichtlich betrübt und starb allgemein verehrt am 10. Februar 1855, denn er war ein edler Mensch, gebildeter Mann und tapfrer Soldat. Der König, sein Bruder, verlor an ihm einen treuen Freund. Seine Wittwe heirathete später den Hauptmann von Rapallo.

Jacob Leopardi.

Der Dichter Graf Jacob Leopardi*) wurde 1788 zu Recanati im Kirchenstaate unfern Loretto geboren; sein Vater war Monaldo Graf Leopardi, seine Mutter eine Markgräfin Antici. Das älterliche Haus achtete die Wissenschaften und besaß eine reiche Bibliothek, der Sohn wurde daher nach Padua auf die Universität geschickt, wo er sich bald in der griechischen und andern Sprachen so auszeichnete, daß er als ein frühreifer Geist wie Pico de Mirandola erschien, selbst in der hebräischen Sprache konnte er mit den Gelehrten in Bologna disputiren. Er setzte im väterlichen Hause statt nobler Passionen das ernste philologische Studium fort, meist ohne Lehrer; er übersetzte das Leben Plotins aus dem Griechischen von Porphyrius, so auch von Hesichius die berühmten Männer u. a. m. Das Meiste blieb ungedruckt, er gab aber mehrere Arbeiten seinem Freunde, einem Deutschen, Sinner, welcher in dem Rheinischen Museum 1831 Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardi comitis drucken ließ. In Rom wurde er mit unserem berühmten Niebuhr bekannt, und der Verfasser sagt, daß vielleicht wenig Italiener den Leopardi so bewundert haben, wie der Deutsche, Niebuhr, der ihm eine Professur der griechischen Sprache in Preußen anbot; allein Dieser erwartete eine solche im Vaterlande. Aber unter dem damaligen Einflusse der heiligen Allianz wurde er mit leeren Versprechungen hingehalten. So lebte dieser ausgezeichnete Gelehrte in verschiedenen Theilen Italiens, in Mailand, Florenz und Neapel den Wissenschaften und der Dichtkunst als Privatmann in der traurigen Zeit Italiens, befreundet mit Manzoni, Gioberti und den ersten Geistern dieses durch die heilige Allianz den fremden Bajonetten heimgefallenen Landes. Darum athmen seine Gedichte

---

*) Giacomo Leopardi, per Napoleone Gioti. Torino 1862. Casa Pomba.

eine tiefgefühlte Wehmuth, z. B. über die Unredlichkeit, das Leben in der Einsamkeit, den Traum u. a. m. Sein Commentar zu den Gedichten Petrarcas kam 1825 zu Mailand heraus. Damals war in Italien die romantische Schule in Zwiespalt mit der klassischen, welcher letztere in Farini und Alfieri ihr Vorbild sahen, welchen Foscolo folgte. Manzoni trat als Romantiker auf, Leopardi stand zwischen beiden. Seine Werke sind von Giordani herausgegeben, sein ungedruckter Nachlaß aber wurde von der Bibliothek in Florenz angekauft. Er starb in Neapel 1837. Wie sehr er Theil an dem Schicksale seines Vaterlandes nahm, kann man am besten aus seinem Paralipomeni della Batrachomachia d'Omero sehen, die 1842 zu Paris gedruckt erschienen, worin die Deutschen als Krebse, die Italiener als Maulwürfe und die Geistlichen als Frösche vorgeführt werden.

Felix Orsini.

Der durch das Attentat auf den Kaiser Napoleon III. zu trauriger Berühmtheit gelangte Felix Orsini*) wurde 1819 zu Meldole bei Imola im Kirchenstaate geboren. Sein Vater war Hauptmann im Heere Napoleons I. gewesen, hatte den Feldzug in Rußland mitgemacht und nahm noch an dem im Jahre 1831 in der Romagna ausgebrochenen Aufstande Theil, wobei auch Napoleon III. mit seinem Bruder sich betheiligte. In Bologna studirte Orsini die Rechte, als die Carbonaris als Classiker von den Romantikern des jungen Italiens verdrängt wurden. Orsini wurde einer der eifrigsten Anhänger des letztern. Man entdeckte im Jahre 1844 eine Verschwörung, und Orsini wurde mit seinem Vater verhaftet. Nachdem sie in dem Kerker zu Urbino lange gesessen, wurden sie nach dem San Leo, dem festen Schlosse, gebracht, wo Cagliostro gesessen hatte; dort erfuhren sie, daß die Söhne des Admiral Graf Randiere in Cosenza wegen gleicher Verschwörungen erschossen worden waren. Von dort wurden sie nach Rom geführt und von der heiligen Consulta auf Lebenszeit zu schwerem Kerker verurtheilt. Als Pius IX. zur Regierung kam und auf die Absichten von ganz Italien, sich von dem fremden Einflusse zu befreien, einging, wurden die in Civita Castellana eingesperrten 120 politischen Gefangenen begnadigt, worauf Orsini nach Florenz ging. Von da wollte er nach den Abruzzen, um dort eine Revolution zu erregen, die den König nöthigen sollte, eine Constitution zu geben; doch jener kam denselben zuvor und gab eine solche freiwillig am 29. Januar 1848. Orsini kehrte daher nach Florenz zurück, wo ihn der Ausbruch der Februarrevolution in Paris fand. Bei dem Ausbruche des Kriegs mit Oesterreich wurde er sofort Soldat, erwarb sich nach den Gefechten von Vicenza und Treviso den Grad als Hauptmann, und

*) Felice Orsini, per Enrico Montazio. Torino 1862. Casa Pomba.

nahm darauf an der Vertheidigung von Venedig Theil. Bald darauf befand er sich in Bologna, wo er zum Abgeordneten der Constituente in Rom gewählt wurde. Ueberdieß hatte die Priesterpartei die jetzt im Neapolitanischen hausenden Räuberbanden organisirt, um der bestehenden Regierung Verlegenheit zu bereiten. Der Verfasser, welcher das Papstthum für den leiblichen Bruder des Absolutismus, kurz für den Ausfluß des göttlichen Rechts erklärt, erzählt, wie Orsini als Bataillonscommandeur und als außerordentlicher Commissar der Consulta nach den Marken gegen diese Räuberbanden gesandt wurde, wie er von den Oesterreichern bei Fano umringt, sich nach Rom rettete, welches aber damals von den Franzosen angegriffen ward. Bei der eingetretenen Reaction ging er nach Nizza, wo er eine Militairgeographie Italiens ausarbeitete, die 1852 zu Turin gedruckt wurde. Fortwährend in Verbindnng mit Mazzini, der nicht aufhörte, überall Aufstand zu stiften, machte Orsini mehrere Reisen, aber alle Pläne scheiterten, wie der verunglückte Aufstand in Mailand 1853. Der Verfasser erzählt, wie Orsini in Chur verhaftet wurde, aber entsprang und von Frau Emma Herwegh in Zürich unterstützt wurde. Von dort wollte er nach Rußland, um gegen die Franzosen in der Krim zu fechten, da Napoleon die Macht des Papstes wiederhergestellt hatte; doch zog er es vor, eine heimliche Sendung nach Mailand anzunehmen, wo man eine sizilianische Vesper vorbereiten wollte. Von dort ging er unter dem Namen Georg Harnagh nach Wien über Venedig und Triest bis Herrmannstadt. Hier 1854 erkannt und verhaftet, wurde er nach Wien gebracht ward und in den Thurm dei Gonzago in Mantua gesetzt. Wie er die festen Gitter durchsägte und sich von dem hohen Thurm kühn an einem Stricke herabließ und herabfiel, im Wasser unter einer Brücke sich versteckte, von mitleidigen Unbekannten gerettet wurde, nach Genua entkam und bei Frau Herwegh in Zürich, die ihm zur Flucht behülflich gewesen war, nachdem er in jenem Thurme ein Jahr zugebracht hatte, sich vorstellte, ist lebendig erzählt. Wie er seitdem, im Jahr 1856 sich aus Haß zu dem bekannten Attentat gegen Napoleon III. am 14. Januar 1858 vorbereitete, und wie er endete, ist allgemein bekannt.

Minister Gioberti.

Der Minister Gioberti*) wurde 1801 zu Turin geboren, wo sein Vater eine unbedeutende Stelle in der Finanzverwaltung hatte. Der ungenannte Verfasser dieser seiner Lebensgeschichte nennt Gioberti den Propheten, der das italienische Volk leitete und die Gemüther beherrschte; denn so wie der Gedanke stets der Handlung vorangehe, so haben auch die Denker die socialen und politischen Bewegungen vorbereitet. In Frankreich waren es die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts und in Italien Manzoni, Silvio Pellico, Caesar Balbo und

---

*) Vincenzo Gioberti per V. G. — Torino 1862. Casa Pomba.

Gioberti. Mit 16 Jahren wurde wurde er in ein geistliches Seminar der königl. Civici di Camera aufgenommen und brachte es bald in der klassischen Literatur und der Philosophie, worin er besonders dem Vico folgte, so weit, daß er schon mit 18 Jahren eine Abhandlung über die Verderbniß der Päpste schrieb, und bewies, daß alle Unthaten derselben von ihrer weltlicher Herrschaft herrührten und daß d i e die frömmsten Päpste waren, welche sich an die Armuth des Evangeliums hielten. Im Jahre 1823 wurde er Doctor der Theologie auf der Universität Turin. Im Jahre 1828 besuchte er den Grafen Manzoni in Mailand und schloß Freundschaft mit Leopardi. Im Jahre 1830 zog das Werk Rosmini's über den Ursprung der Gedanken die Aufmerksamkeit Gioberti's auf sich zu derselben Zeit, als der Unwille über den fremden Einfluß in Italien sich zu regen anfing. Gioberti, der mit freisinnigen Männern umging, wurde der Polizei verdächtig und 1833 verhaftet, mußte aber nach 4 Monaten entlassen werden, da man nichts Nachtheiliges gegen ihn vorzubringen vermochte; dagegen wurde er über die Grenze gebracht. Er fand in Paris Leidensgefährten an Botta, Rossi, Libri und Mamiani, wurde auch mit den ersten dortigen Geistern bekannt, so wie mit den Gelehrten in Brüssel, wo er im Jahre 1843 sein berühmtes Werk über den Vorrang Italiens herausgab, welches er den Gefangenen vom Spielberg, Silvio Pellico, widmete. Dieses und sein Werk über den modernen Jesuitismus machten ihn zum Lieblinge der Italiener, welche bald darauf im Jahre 1847 in dem Papste Pius IX. den Wiederhersteller Italiens sahen. Die 5 Tage in Mailand, welche Radetzki durch die Bürgen vertreiben sahen, riefen ihn nach Italien zurück, das er 15 Jahre hatte meiden müssen. Er stellte sich Carlo Alberto im Lager von Sommacampagna vor und ging dann nach Rom, wo er von dem Jubel des wiedererwachten Italiens empfangen wurde. Er erhielt das Bürgerrecht, und die Universität der Sapienza ernannte ihn zum Professor, der Papst empfing ihn dreimal. Zum Abgeordneten in die Kammer nach Turin gewählt, wurde er ihr Präsident und bald Minister. Nachdem aber Carlo Alberti bei Custozza geschlagen worden und ein mehrmaliger Ministerwechsel eingetreten war, wurde Gioberti Präsident des Ministerrathes, dem er Cadorna, Sineo und Ratazzi beigesellte. Im Jahre 1849 wurde er als Gesandter nach Paris geschickt und zog sich nach wieder eingetretenem Ministerwechsel in das Privatleben zurück, wo er seine Theorie des Supernaturalismus und die staatliche Wiederherstellung Italiens herausgab. Dies Werk, aus der Seele des nach ihm auftretenden großen Staatsmannes Cavour geschrieben, machte Gioberti noch mehr zum Manne des Volkes, das nach seinem Tode schnell eine so bedeutende Summe zusammenbrachte, daß ihm vor dem Pallaste der Abgeordneten ein herrliches Standbild von dem berühmten Bildhauer Albertoni errichtet werden konnte; denn er starb bald nach der Bekanntmachung dieses seines letzten Werkes in Paris. Die Italiener nennen ihn stets neben Cavour.

Ludwig Graf Cibrario.

Der Minister Graf Cibrario*) wurde 1802 zu Turin geboren, einer Familie angehörend, die sich schon seit dem 14. Jahrhundert ausgezeichnet hatte und in dem Thale von Lanza ein adliches Lehn besaß. Schon mit 18 Jahren in Turin studirend, wurde er zu dem damaligen Prinzen Carl Albert von Carignano berufen, welchem ein von Cibrario auf die Geburt seines Sohnes, Victor Emanuel, des jetzigen Königs, herausgegebenes Gedicht sehr gefallen hatte. Seitdem behandelte ihn Carlo Alberto stets als Freund. Als Doctor beider Rechte seit 1824, im Ministerium des Innern angestellt, dem damals der gelehrte Minister, Graf Prospero Balbo vorstand, lebte er in jener Zeit der jesuitischen Reaction mit den liberalen Zeitgenossen in näherem Umgange, wie Caesar Balbo, Sohn des Ministers, dem gelehrten Geschichtsschreiber, der jüngst mit seinen Hoffnungen für Italien auftrat, mit dem ebenfalls bald berühmt gewordenen Grafen Sclopis, Alfieri, Pinelli, Sauli u. a. m. eng verbunden, so wie mit dem gelehrten Antiquar, dem liberalen Geistlichen Gazzera. Bei der Thronbesteigung Carl Albert's war er bei der Staatsanwaltschaft des höheren Gerichtshofes angestellt und hatte sich schon dergestalt als Geschichtsforscher hervorgethan, daß er Mitglied der Academie der Wissenschaften in Turin geworden war, die sich durch strenge Auswahl ihrer Mitglieder auszeichnet. Der König, der es nie verschmerzen konnte, daß die heilige Allianz Italien dem fremden Einflusse preisgegeben hatte, benutzte die Gesinnungen des Papstes Pius IX. dem von allen gebildeten Italienern genährten Wunsche nach Selbständigkeit nachzugeben, so daß Cibrario schon 1847 seine Betrachtungen über die Reformen des Königs Carlo Alberto herausgeben und damit der von dem Könige zu Anfang des Februar 1848 gegebenen Constitution vorarbeiten konnte. Das allgemeine Streben der Italiener nach Selbständigkeit führte den Ausbruch des Krieges und die Aufstände in Mailand und Venedig herbei, wo Carlo Alberto zum Könige ernannt ward, an Republik dachte damals Niemand. Cibrario wurde mit dem General Markgraf Colli gen Venedig geschickt, um es im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Erst nach dem Waffenstillstande zu Mailand, nachdem der König nichts mehr thun konnte, blieb dort nur die Republik übrig, welches leidige Auskunftsmittel die Umtriebe Mazzini's beförderte. Nach seiner Rückkehr wurde Cibrario zum Senator des Königreichs ernannt, auch wollte ihn Carlo Alberto als Gesandten zum Papste senden; allein er schlug es aus, weil dort nichts zu hoffen war. Unterdeß war der unglückliche Krieg fortgesetzt worden, in Folge dessen der König abdankte und sich nach Oporto zurückzog. Dorthin wurde Cibrario mit dem General Collegno von dem Parlament geschickt, um ihm die Theilnahme des Landes zu bezeigen. Cibrario hat über diese Sendung einen von Allen für trefflich aner-

---

*) Luigi Cibrario, per Adamo Wiszniewski. Torino 1862. Casa Pomba.

kannten Bericht herausgegeben, worin man die Bestätigung findet, daß dieser König stets für die Unabhänigkeit Italiens gelebt hat, wenn auch die Verhältnisse ihn nicht begünstigten. Er starb bald nachher und man nennt ihn jetzt gewöhnlich: „den ersten königlichen Märtyrer für die Unabhängigkeit seines Volkes". Cibrario war Generalzolldirector und führte die Fabrikation der später sogenannten Cavour-Cigarren ein, im Jahre 1852 Finanzminister und später Minister des öffentlichen Unterrichts, als welcher er viel für die Volksschulen gethan hat. Seit dem Jahre 1855 Minister der auswärtigen Angelegenheiten leitete er die Verhandlungen im Krimkriege, wodurch Italien in die großen Europäischen Angelegenheiten eingeführt ward, bis ihm Cavour nachfolgte. Er leitete seitdem die Verwaltung des großen Vermögens des Ordens S. Maurizio e S. Lazaro. Im Jahre 1860 ernannte ihn der König zum Vorsitzenden der Prüfungscommission seiner beiden ältesten Söhne, die eine wissenschaftliche Erziehung erhielten, worauf sie mit dem Professor Sismonda auf Reisen geschickt wurden, nicht um Hoffesten beizuwohnen, sondern um Land und Leute kennen zu lernen. Cibrario wurde darauf neben seiner obenangegebenen Verwaltung zum Staatsminister ernannt und erhielt den Grafen-Titel, der auf die in Italien gewöhnliche Art nur auf den ältesten Sohn übergeht, wodurch vermieden wird, daß so viele arme Grafen entstehen. Die Republik S. Marino, für welche er einen Handelsvertrag im Jahre 1862 abgeschlossen hatte, gab ihm das Recht, das Wappen dieser Republik in sein Wappen aufzunehmen. Seine Brust ist mit Ordenssternen bedeckt. Bei aller dieser amtlichen Thätigkeit ist Graf Cibrario ein unermüdlicher Schriftsteller; von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir nur: die Geschichte der Stadt Chieri, die der Staatswirthschaft im Mittelalter, die des Savoischen Hauses und der vollständigen Stammbäume desselben, wobei er sich das Verdienst erworben hat, die früheren Sagen von der Abstammung von Wittekind zu widerlegen, indem er nachweist, daß diese Abstammung sich auf den letzten König von Italien, Berengar, zurückführen läßt. Ein Prachtwerk über die Abtei Alta comba mit den Begräbnissen der alten Fürsten des Hauses Savoien ist nicht in den Buchhandel gekommen, sondern von dem Könige verschenkt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Seegras als Ersatz der Baumwolle.

Von

J. Schucht.

Wem ist nicht das unsagbare Elend der Fabrikarbeiter von Lancashire bekannt! —

Und wer hat nicht von den unzähligen Hungerthränen gelesen, die nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland um das tägliche Brod geweint werden!! —

Und all' dieses Elend, dieser namenlose Jammer, diese blutigen Thränen der Verzweiflung wurden durch die stockende Zufuhr der Baumwolle verursacht. O! über diese bejammernswürdige Erbärmlichkeit des Menschenlebens, das von den Producten einer Pflanze abhängt, könnte man mehr Thränen weinen als Sterne am Himmel stehen.

Doch der vernünftig denkende Menschengeist, der Erforscher und Beherrscher der Naturkräfte, muß ja Mittel und Wege finden, diese Noth zu lindern und wo möglich ganz und gar zu verbannen. Und siehe da! — sie wurden auch schon gefunden. Nicht nur, daß man im fernen Ostindien die Baumwollencultur jetzt eifriger zu heben sucht, so daß sie in neuester Zeit der amerikanischen nicht viel nachsteht, sondern man hat auch schon ganz andere Pflanzen entdeckt, welche gleichsam ein Surrogat, ein Substitut liefern. Freilich haben die daraus gesponnenen Fäden noch nicht ganz die Vollkommenheit der Baumwolle, — aber fortwährend zahlreiche Behandlungsarten und neue Erfindungen können im Verlauf der Zeit diese Vollendung erreichen. Als man vor Jahrhunderten zuerst aus der Baumwolle Fäden und Zeuge webte, hatten diese nicht im Entferntesten die Vollkommenheit als die gegenwärtigen. Darum nicht verzweifelt, die Natur bietet dem denkenden Menschengeiste noch zahlreiche Hülfsmittel.

Unter den Ersatzmitteln der Baumwolle bespreche ich jetzt vorzugsweise ein Surrogat, ein Seegras, das in der Nähe der normannischen Inseln, haupt-

sächlich bei der Insel Guernsey, wächst und von den dortigen Bewohnern aus dem Wasser geholt wird.

Die normannischen Inseln liegen bekanntlich im Kanal der Nordsee zwischen Englands und Frankreichs Küsten, daher auch Kanal-Inseln genannt. Das Seegras wächst dort an der Insel Guernsey in solchen Massen, daß alljährlich viele Wagen voll geholt werden. Mr. Harben ist es, der es vorzugsweise als Substitut der Baumwolle empfiehlt. Ein Handelsbericht in Daily News schreibt hierüber: Mr. Harben's vorgeschlagenes Surrogat für Baumwolle hat die gebührende Aufmerksamkeit erhalten, aber bis jetzt ist noch kein großes Resultat damit erzielt. Dieses Seegras — Zostera marina — wurde in bedeutenden Quantitäten zu Versuchen nach Manchester geschickt, und einer der größten Baumwollenspinner hat vielfach damit experimentirt. Das erste große Hinderniß ist die viele Masse Schleim, aus dem die Fiber nur langsam und mühevoll befreit werden kann. Ich bemerke hierzu, daß im Verlauf der Zeit wahrscheinlich eine Methode erfunden werden kann, wodurch die Reinigung schneller und und leichter geschieht. Ein anderer Umstand ist, daß man aus großen Massen nur wenig Fäden bekommt, jedoch wird durch angemessenere Behandlungsweise auch mehr Garn erlangt werden können. Die Fibern dieses Meergrases sind so außerordentlich fein, daß fünf davon erst die Dicke einer gewöhnlichen Baumwollenfiber darstellen. Demzufolge glaubt man, daß sie sich wohl zu ganz feinen Webereien eignen, nicht aber zu den gewöhnlichen, welche aus der amerikanischen Baumwolle gewonnen werden. Aber dennoch sollen sie etwas nützlicher zu verwerthen sein, als die feinen Baumwollenarten von Queensland und Sea Islands; nur für die gewöhnlichen Kleidungsstücke, Hausstoffe und gemeinen Shirtings hat man sie noch nicht brauchbar gefunden.

Diese eben gemachten Angaben der englischen Fabrikanten, welche damit experimentirten, lauten allerdings nicht sehr trostreich; jedoch scheint die Aengstlichkeit und Furcht diese Berichte dictirt zu haben; denn sie sprechen darin zugleich aus, daß, wenn dieser Stoff dereinst allgemein statt der Baumwolle verarbeitet werden sollte, alle Maschinen umgeändert werden müßten, wodurch ein unermeßlich großes Capital verloren ginge und der Ruin vieler Fabrikanten herbeigeführt würde. Gerade diese Bemerkung, die ich aus dem Manchester Handelsberichte wörtlich übersetzt habe, läßt uns schließen, daß das daraus gewonnene Garn noch einer allgemeineren Bearbeitung und Verwendung fähig ist. Auch wird nachträglich bemerkt, daß man sich nicht durch viele Kosten von ferneren Versuchen abschrecken lassen soll, und daß man bedenken müsse, welche Mühen nnd Kosten alle früheren Entdeckungen und Erfindungen verursachten, bevor ein lohnenswürdiges Resultat erzielt wurde. Auch bei der Verarbeitung dieses Seegrases soll man ein späteres Ergebniß abwarten. Bis jetzt hat man aus einer Tonne Seegras aber nur ein Pfund Fibern erhalten; demzufolge wirft der genannte Handelsbericht die Frage auf, wo die vielen Millionen Tonnen hergeschafft werden sollen, um eine große Masse Fibern zu gewinnen?

Hierüber gibt Mr. Harben in einem Schreiben folgende Auskunft: „Verschiedene Anfragen sind an mich gestellt, von welchem Platze man so große

Quantitäten Zostera marina beziehen könne. Es muß aber alle Sorge schwinden, wenn ich versichere, daß es längs den Seeküsten in unerschöpflichen Massen wächst, ganz besonders am Flusse Orwell, in der Nähe des Hafens. Ein Brief aus Poole in Dorsetshire gibt hierüber folgende Beschreibung:

„Die Seeküste in der Nähe der Insel Wight, Poole Harbour genannt, enthält eine Ausdehnung von 9975 Acker; und obgleich der Kanal sehr tief ist, so werden doch durch die Ebbe 8000 Acker blosgelegt, welche dann nur mit Schlamm und Zostera marina bedeckt sind". Ich bezweifle keinen Augenblick die Nützlichkeit dieser Pflanzenmasse (sagt Harben), es ist nur von größter nationaler Wichtigkeit, genau zu wissen, welche Quantitäten ohngefähr von den Küsten des vereinigten Königreichs und den Kanal-Inseln erlangt werden können. Daher ersuche ich alle intelligenten Küstenbewohner, mich so bald als möglich zu benachrichtigen, wie viel Aecker mit Zostera marina bedeckt sind? Das Resultat werde ich dann veröffentlichen. — Man hat von diesen Seetang sogar Zimmer tapeziert, natürlich nur die ärmeren Bewohner der Küsten. — Harben bemerkte aber, daß die Verwendung solches trockenen Grases nicht den großen Ertrag an Fibern zu geben vermöge als die grüne Pflanze. Auch ließen sich die Fibern aus dem getrockneten Seetang viel schwerer herausziehen als aus dem grünen; daher möge wohl die Ansicht von der zu schwierigen Behandlung entstanden sein. Das noch frische grüne Gras sei in jeder Hinsicht dem getrockneten vorzuziehen. Für diejenigen, welche die Pflanze nicht näher kennen, sei bemerkt, daß die Außenbestandtheile, die Rinden, gleichsam eine Scheide für die im Innern befindlichen Fibron bilden. Harben sagt: I may mention that the outer casing forms a sort of sheath to tho fibre within, and resembles the scabbard of a sowrd, which may be pulled off or put on again at pleasure. Demnach kann sich die Fiber auch nicht so schwer ausziehen lassen als die Baumwollenfabrikanten behaupten.

An den Küsten von Guernsey, wo diese Seepflanze, wie schon gesagt, in großer Menge wächst, wird sie Vraic genannt und sowohl als Feuermaterial wie als Dünger verwendet. Wegen dieser hohen Wichtigkeit kann und darf sie nur zu gewissen Jahreszeiten und unter gesetzlichen Bestimmungen der Localbehörde geschnitten und gesammelt werden; und man hat ihr auch den Namen point de hautgard beigelegt.

Eine nähere Beschreibung dieser Grasernte gibt Barbet's „Guide for the Island of Guernsey"; darin heißt es: Es besteht ein Unterschied zwischen vraic scié und vraic venant. Ersteres wird deshalb so genannt, weil es mit einem krummen Sichelhaken von den Felsen abgeschnitten wird. Das vraic venant wird dagegen von jeder Springfluth an die Küsten gespült und ganz besonders bei großen Stürmen in ungeheuren Massen ausgeworfen, wird aber nicht so hoch geschätzt als das vraic scié; ein Wagen voll von diesem hat den Werth von zwei bis drei Wagen des vraic venant. Mit 2 bis 3 Wagen vraic scié kann ein Acker vollständig gedüngt werden, während vom vraic venant wenigstens 4—5 Ladungen dazu erforderlich sind. Aber dennoch wird letzteres mehr zum Düngstoff und ersteres mehr zum Feuermaterial verbraucht. Die armen Küsten-

bewohner vermögen weder Kohlen noch Holz anzukaufen, daher häufen sie große Massen Gras als Feuermaterial für den Winter an, haben dann noch den Vortheil, daß sie die Asche als Düngstoff verwerthen können, wovon 20 Scheffel für einen Acker genügen. Die Winterernte dieses Seetangs beginnt bei der Springfluth des ersten Neu- und Vollmond nach Lichtmeß und dauert bis zum 15. März. Die Sommerernte fängt bei der zweiten Springfluth nach dem 24. Juni an und währt zwei Monate. Damit aber auch die armen Personen, welche weder Wagen noch Pferde haben, eine hinreichende Quantität ansammeln können, ist ihnen gestattet, die Ernte 8 Tage früher zu beginnen, vorausgesetzt nur bei Solchen, welche das Gras auf den Rücken heimtragen müssen. Diese gesetzliche Bestimmung erstreckt sich aber nur auf das vraic scié. Das vraic venant kann jede Person das ganze Jahr hindurch ernten und wegfahren, von Sonnenaufgang bis Niedergang und im Winter von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Am eifrigsten sind sie bei der Ernte des vraic scieé. Beim ersten Tagesgrauen sieht man Tausende, alte und junge, männliche und weibliche Küstenbewohner nach dem Ufer eilen.

Zwei oder drei Familien vereinigen sich gewöhnlich zur gegenseitigen Hülfsleistung. Einige haben Karren, Andere kommen bloß mit Pferden, an deren Seiten große Körbe geschlungen sind. Freudig eilen sie an das Gestade, und sobald die Ebbe eintritt, waden sie zu Fuß und zu Pferde in das seichte Wasser, schneiden mit der Sichel das lange und dicht stehende Gras von den Felsen und von der Ebene, sammeln es in Haufen, auf welche sie schwere Kalksteine legen. Und so arbeiten sie ununterbrochen fort bis die Fluth wieder zu wachsen und zu steigen beginnt, dann packen sie hastig das Gras auf Pferde und Wagen, eilen zum Ufer oder wenigstens zur Hochstand-Wassermarke. Sobald die Fluth wieder zurückweicht, steigen sie wieder so tief als möglich hinab, um die Arbeit auf's Neue zu beginnen.

Es ist genau berechnet worden, daß 24,000 Ladungen vraic venant, jede zwei Schillings = 1 Gulden an Werth, jährlich ans Ufer gebracht und 1200 Ladungen von vraic scié, jede 12 Shillings = 4 Thaler Werth, aus dem Wasser geholt wurden. In runder Summe angegeben, mögen wohl etwa 25,000 Wagenladungen des Seetang jährlich geerntet werden, welche über 3000 Pfd. Sterling repräsentiren. Es ist der einzige Düngstoff auf der Insel, auf der weder Kalk noch Kreide existirt. Die große Menge kräftiger Salze, welche das Gras enthält, bewirken eine außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes, welches die schönsten Kartoffeln in Massen erzeugen.

So hat die gütige Mutter Natur für die Bewohner aller Erdzonen gesorgt, obgleich ganz ohne Absicht und Zweck, wie Herr Carl Vogt stets behauptet. Ich bemerke schließlich noch einmal, daß man gewiß im Verlauf der Zeit durch zahlreiche Versuche dahin gelangen wird, sowohl aus dieser Seepflanze als auch aus andern Pflanzen ein der Baumwolle ähnliches Garn zu bereiten. Aber an der großen Noth der Fabrikarbeiter ist vorzugsweise die Politik Englands und Frankreichs schuld. Hätten jene Mächte die Unionisten so unterstützt, wie sie es mit der Sclavenhalterpartei des Südens gethan haben,

so wäre der Krieg im ersten Jahre beendigt worden. Da aber die Union so groß und mächtig war, um in den Welthändeln ein entscheidendes Wort mitsprechen zu können, so kam eine Spaltung derselben sehr erwünscht. In Einigkeit konnten die Amerikaner Frankreich und England gleichzeitig besiegen, getrennt aber vermögen sie nicht einer Macht zu widerstehen. Daher sendet man den Menschenhändlern zahlreiche Waffen, baut für sie Schiffe und schützt sogar die Verräther und Spione. O, möchte es doch im Schicksal der Weltordnung bestimmt sein, daß die heiligsten Rechte der Menschheit über die egoistische Politik den Sieg erringen!! —

Die Auswanderung.

Von

E. Levasseur.

Es gab eine Zeit, zu welcher die Bevölkerung im westlichen und südlichen Europa sehr gering war. Dies war zu jener Periode, als die Pelasger die ersten Elemente der Civilisation nach den Halbinseln des mittelländischen Meeres brachten, wo die Menschen in den nördlichen Gegenden noch nicht die Metalle zu bearbeiten verstanden und keine anderen Werkzeuge, als Steinäxte und Pfeile besaßen, mit welchen sie auf die wilden Thiere und die Vögel des Waldes Jagd machten. Auf den weiten, beinahe wüsten Räumen behinderte nichts die Wanderungen der Nomadenstämme, welche eine Ueberschwemmung, eine Dürre, ein Streit mit einem mächtigeren Nachbar, zuweilen auch Lust zur Plünderung und die Hoffnung auf ein gemächlicheres Leben unter einem günstigeren Klima von ihren Wohnsitzen vertrieben hatten, um sich ein neues Vaterland zu suchen. Die Auswanderer hingen wenig an dem Boden, welchen sie verließen, weil sie nicht verstanden hatten, denselben wie die modernen Völker zu ihrem Gebrauch zu gestalten und ihm tief den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken; die überfallenen Völkerschaften waren nicht dicht genug und hatten keine ausreichenden Waffen oder Befestigungen, um einer zahlreichen Armee eine unübersteigliche Schranke entgegenzustellen; sie flüchteten auf die Höhen, in die Wälder, wo sie, mit den Siegern vermischt, in eine Art Knechtschaft versanken.

Das westliche Europa bildete den äußersten Theil der alten Welt: ein durch Gebirge beschirmter, von zahlreichen Flüssen bewässerter, durch Golfe, Binnenmeere zerstückelter, schmaler Landstrich, der sich an die unermeßlichen Hochebenen des asiatischen Continentes anschloß, welcher sich von der Oder bis nach Kamtschatka erstreckt. Von diesen Hochebenen aus ergossen sich die Völkerschaften wie von einer natürlichen Abdachung im Süden nach Indien und Persien, im Westen nach Europa, wo die Beschaffenheit des Grund und Bodens sie zu einer

mehr häuslichen Lebensweise nöthigte, und wo sie ans Meer getrieben, sich nach und nach der Art drängten, daß sie eine beinahe compacte Bevölkerung bildeten. Auf diese Weise haben die verschiedenen Ablagerungen der indo-europäischen Race sich in unsern Gegenden allmälig überdeckt oder hinter einander niedergelassen, im Nordwesten die Celten, dann die Kimmrer; im Süden die Pelasger, die Hellenen, die Etrusker; jenseits des Rheines und der Alpen die zahllosen Stämme, welche ihre Weideplätze aus Scythien langsam bis in die Ebenen Germaniens vorrückten, wie die Dacier, welche Herodot als in der Umgebung des Aralsees seßhaft bezeichnet und die das Kaiserreich an den Ufern der Donau bekämpfte; weiter hin, die slavischen Racen, welche sich bis an die Ufer der Elbe und bis ins untere Pothal Bahn brachen. Zur selben Zeit ergoß im Süden Afrika die iberischen Colonien nach Spanien, welche, die Pyrenäen überschreitend, ganz Aquitanien in Besitz nahmen und bis nach Italien kamen, wo sie unter dem Namen der Sicaner und Ligurer die Pelasger zurückdrängten und so eine Gegenströmung der Auswanderung bildeten, welche nach Osten zurückfloß. Die Celten thaten das Nämliche; von den einbrechenden Kimmren zurückgedrängt, warfen sie sich nicht allein auf Spanien, sondern auf das nördliche Italien, in das Thal der Donau, und breiteten sich später bis nach Asien aus, wo sie das Königreich der Galater gründeten.

Diese Stämme drangen gewöhnlich von einem Ort zum andern vor, indem ihre Volksmenge anschwoll; sie führten aber die Verwüstung und alle Schrecken einer gewaltsamen Eroberung mit sich, welche ein barbarisches Volk vollbringt: dies ist der Charakter der Auswanderung zu Lande. Bei der Auswanderung über Meer jedoch wurden die Küsten bevölkert, aber auf eine ganz andere Weise. Um sich auf weite Entfernung hin auf die Wogen zu wagen, und trotz Stürmen auf unbekannten Meeren die Richtung zu behalten, muß man schon viel gelernt haben. Die Völker, welche Colonien über Meer begründeten, brachten zwar zuweilen den Krieg mit sich, viel öfter noch aber Handel und Civilisation. Wir nehmen hier jedoch die Barbaren aus, welche in den ersten Zeiten der Menschheit Großbritannien und Irland bevölkerten. Die ersten derartigen Beförderer der Civilisation waren die Aegypter, welche ihre Künste und Gesetze den Pelasgern in Griechenland übermittelten; und die Phönicier, welche die karischen Seeräuber von den Inseln des Archipels vertrieben, trugen dazu bei, die Grundlagen der griechischen Civilisation zu bilden, sie besäeten mit ihren Colonien die Küsten des mittelländischen Meeres, trugen die Cultur nach Cypern, Sicilien, und machten jenseits des mittelländischen Meeres Gades zum Stapelplatze eines großartigen Handels nach Bätika und den damals noch beinahe unbekannten Ländern, welche das atlantische Meer bespült. Karthago befolgte nur die Colonialpolitik seines Mutterlandes, ohne jedoch in den Ländern, wo es seine Handelsfactoreien begründete, eben so tiefe Spuren zu hinterlassen.

Nun erst kommen die Griechen, aber der Glanz ihrer Colonien verdunkelte den Ruhm ihrer Vorgänger. Ein Einfall zu Lande veranlaßte die ersten Auswanderungen der Griechen. Die thessalischen Thesproter hatten die Aeolier

nach Süden zurückgedrängt; diese verließen gegen das Ende des 12. Jahrhunderts Böotien, colonisirten Lesbos und die Küsten von Kleinasien, welche sie nach ihrem Namen Aeolis nannten. Ein Jahrhundert später schifften sich die von den Achäern aus dem Peloponnes vertriebenen Jonier in Attika ein, ließen sich auf einigen von den Cykladen nieder, gründeten Samos und Chios und bauten oder eroberten auf dem Festlande Milet, Ephesus, Phocäa, Smyrna, welche Jonien zu einer Stätte des Reichthums und des geistigen Fortschritts machten. Zur nämlichen Zeit setzten sich die Dorier im Süden von Kleinasien fest. Drei Jahrhunderte nachher waren diese Colonien große Handelsstädte geworden und im Einvernehmen mit den ebenfalls groß gewordenen griechischen Städten machten sie den Phöniciern, welche durch die Revolutionen in Kleinasien geschwächt waren, die Herrschaft über das mittelländische Meer streitig. Milet bedeckte den Pontus Euxinus mit seinen Niederlassungen und gebot bis an den mäotischen See (das asow'sche Meer).

Die griechische Colonisation war zunächst nach dem Orient gerichtet; sie war der Beginn des denkwürdigen Kampfes des Occidents gegen Asien. Ihre Unternehmungen drangen aber auch im Occident vor, nach Epirus, nach den Küsten von Großgriechenland, nach Sicilien, Sardinien, Campanien und bis an die Mündungen der Rhône, wo Marseille seinerseits der Mittelpunkt einer Colonisation geworden war, welche den ganzen Golf von Lion umschloß. Mehrere Jahrhunderte lang war die Thätigkeit auf dem mittelländischen Meere großartig; es war die Hauptstraße für den alten Handel, das Bassin, an dessen Ufern die Civilisation blühete; im Westen herrschten die Griechen, im Osten die Karthager, und in Sicilien stießen beide Völker auf einander und bekämpften sich.

Die römische Herrschaft, welche allgemach dieses Bassin rings umschloß, machte den Eifersüchteleien ein Ende, wir glauben aber nicht, daß sie der Schifffahrt auf diesem Gewässer von Nutzen gewesen ist. Die Römer waren kein Seevolk; sie zerstörten Karthago, ohne dasselbe zu ersetzen; indem sie Griechenland und Kleinasien unterjochten, benahmen sie diesen kleinen Republiken die Regsamkeit, womit dieselben ihre Verbindungen bis an die äußersten Enden des Schwarzen Meeres ausgedehnt hatten; es ist gerecht, wenn wenn wir hinzufügen, daß zur Zeit der Unterjochung ihr Verfall bereits begonnen hatte. Nur Alexandrien erfreute sich eines großartigen Aufschwungs, weil es fast ausschließlich das Monopol besaß, der Stapelplatz für zwei Welttheile zu sein und dem römischen Luxus die kostbaren Erzeugnisse Asiens lieferte. Es gab zunächst nur einen, nachher zwei Centralpunkte, wo Alles zusammenfloß und verbraucht wurde: Rom und Constantinopel.

Man muß die umsichtige Politik der Römer bei der Gründung der Militärcolonien bewundern. In Italien haben sie es zu der Zeit, als sie gegen die Lateiner, gegen die Samniter, die Etrusker und die Gallier kämpften, verstanden, sich in einen dreifachen Kreis von Städten einzuschließen, welche eben so viele vorgeschobene Posten bildeten und deren Bürger, jederzeit bereit unter die Waffen zu treten, denselben Dienstleistungen und Verpflichtungen unter-

worfen waren, wie der Soldat im Felde; sie haben die schwierigen Uebergänge, die wichtigen Punkte besetzt und auf ihren Militärstraßen eine Reihe von Befestigungen angelegt, welche, die Alpen überschreitend, in die eroberten Länder in dem Maße vordrang, als die römische Herrschaft sich ausbreitete. Theilweise diesem System verdankt Rom seine Weltherrschaft. Diese Colonien haben aber weit weniger Bedeutung für die Geschichte der Auswanderung als für die politische Geschichte. Was Rom in alle Welt getragen hat, sind weniger an der Tiber geborene Verbreiter der Cultur, sondern die Sprache, die Institutionen, der Geist der ewigen Stadt. Die Welt ist römisch geworden, nicht weil sie von Oskern oder Sabelliern bevölkert worden ist, sondern weil ihr nach und nach die Wohlthaten des Bürgerrechts zu Theil wurden, und weil jedes Volk endlich zu Bürgern des weiten Reiches geworden ist, dessen Unterworfener es zunächst war. Die große Rolle, welche Rom bei der Auswanderung gespielt hat, besteht in dem Kampfe gegen dieselbe und in dem Widerstande, mit welchem sie ihr fünf Jahrhunderte lang einen Damm entgegenstellte, den sie nicht überschreiten konnte. In Italien hatte Rom damit begonnen, die Gallier zurückzudrängen, dann die Cimbern und Teutonen zu erdrücken; außerhalb Italiens befestigte Cäsar die Eroberung Galliens, indem er die Helvetier in ihre Berge drängte und die Sueven hinter den Rhein zurückwarf. Bis zum 4. Jahrhundert hielten die römischen Legionen und Geschwader von der Mündung der Schelde bis an die Küsten des Schwarzen Meeres Wacht und die unstäte Woge der barbarischen Wanderungen, welche Germanien und das Sarmatenland durchzogen, brach sich an den Ufern der Donau und des Rheins, ohne daß andererseits das Kaiserreich dazu gelangte, auf die Dauer jenseits dieser Flüsse festen Fuß zu fassen. Innerhalb desselben aber regierte der Friede, welchen die Alten unter dem Namen der pax augusta als die größte Wohlthat des Kaiserreichs feierten, und Dank diesem Frieden faßten die Völkerschaften definitiv festen Fuß auf dem Boden, wo sie an Zahl, Reichthum und Civilisation zunahmen.

Als das Kaiserreich unter dem wiederholten Anprall der Barbaren und unter der Last seiner eigenen Verwaltung verfiel, stand das westliche Europa abermals den bewaffneten Einwanderungen offen. Die Gothen von den Ufern der Donau bemächtigten sich Italiens, Aquitaniens und Spaniens; die Franken, die Sueven und die Burgunder überschritten den Rhein mit den Vandalen, die Sachsen wurden nach Großbritannien gerufen und hatten die Angeln in ihrem Gefolge. Hinter diesen germanischen Völkerschaften drang von den Hochebenen der Mongolei die gefürchtete Horde der Hunnen herab, welche die Völker des Abendlandes vor sich hertrieb; Attila, ihr Anführer, gelangte bis in das Thal der Seine und die Ebenen des Po; sein Tod machte seinem Reiche ein Ende, nicht aber dem Drängen und Treiben der Völker, die fortwährend in Bewegung waren und zwischen Elbe und Wolga einander verdrängten. Im Süden breitete sich ein anderer, von religiöser Schwärmerei genährter Auswanderungsstrom aus Arabien nach einem Theile Asiens, und in Afrika den Spuren der iberischen Stämme folgend, überschwemmte er Spanien und überschritt die Pyrenäen.

nach Süden zurückgedrängt; diese verließen gegen das Ende des 12. Jahrhunderts Böotien, colonisirten Lesbos und die Küsten von Kleinasien, welche sie nach ihrem Namen Aeolis nannten. Ein Jahrhundert später schifften sich die von den Achäern aus dem Peloponnes vertriebenen Ionier in Attika ein, ließen sich auf einigen von den Cykladen nieder, gründeten Samos und Chios und bauten oder eroberten auf dem Festlande Milet, Ephesus, Phocäa, Smyrna, welche Ionien zu einer Stätte des Reichthums und des geistigen Fortschritts machten. Zur nämlichen Zeit setzten sich die Dorier im Süden von Kleinasien fest. Drei Jahrhunderte nachher waren diese Colonien große Handelsstädte geworden und im Einvernehmen mit den ebenfalls groß gewordenen griechischen Städten machten sie den Phöniciern, welche durch die Revolutionen in Kleinasien geschwächt waren, die Herrschaft über das mittelländische Meer streitig. Milet bedeckte den Pontus Euxinus mit seinen Niederlassungen und gebot bis an den mäotischen See (das asow'sche Meer).

Die griechische Colonisation war zunächst nach dem Orient gerichtet; sie war der Beginn des denkwürdigen Kampfes des Occidents gegen Asien. Ihre Unternehmungen drangen aber auch im Occident vor, nach Epirus, nach den Küsten von Großgriechenland, nach Sicilien, Sardinien, Campanien und bis an die Mündungen der Rhône, wo Marseille seinerseits der Mittelpunkt einer Colonisation geworden war, welche den ganzen Golf von Lion umschloß. Mehrere Jahrhunderte lang war die Thätigkeit auf dem mittelländischen Meere großartig; es war die Hauptstraße für den alten Handel, das Bassin, an dessen Ufern die Civilisation blühete; im Westen herrschten die Griechen, im Osten die Karthager, und in Sicilien stießen beide Völker auf einander und bekämpften sich.

Die römische Herrschaft, welche allgemach dieses Bassin rings umschloß, machte den Eifersüchteleien ein Ende, wir glauben aber nicht, daß sie der Schifffahrt auf diesem Gewässer von Nutzen gewesen ist. Die Römer waren kein Seevolk; sie zerstörten Karthago, ohne dasselbe zu ersetzen; indem sie Griechenland und Kleinasien unterjochten, benahmen sie diesen kleinen Republiken die Regsamkeit, womit dieselben ihre Verbindungen bis an die äußersten Enden des Schwarzen Meeres ausgedehnt hatten; es ist gerecht, wenn wenn wir hinzufügen, daß zur Zeit der Unterjochung ihr Verfall bereits begonnen hatte. Nur Alexandrien erfreute sich eines großartigen Aufschwungs, weil es fast ausschließlich das Monopol besaß, der Stapelplatz für zwei Welttheile zu sein und dem römischen Luxus die kostbaren Erzeugnisse Asiens lieferte. Es gab zunächst nur einen, nachher zwei Centralpunkte, wo Alles zusammenfloß und verbraucht wurde: Rom und Constantinopel.

Man muß die umsichtige Politik der Römer bei der Gründung der Militärcolonien bewundern. In Italien haben sie es zu der Zeit, als sie gegen die Lateiner, gegen die Samniter, die Etrusker und die Gallier kämpften, verstanden, sich in einen dreifachen Kreis von Städten einzuschließen, welche eben so viele vorgeschobene Posten bildeten und deren Bürger, jederzeit bereit unter die Waffen zu treten, denselben Dienstleistungen und Verpflichtungen unter-

worfen waren, wie der Soldat im Felde; sie haben die schwierigen Uebergänge, die wichtigen Punkte besetzt und auf ihren Militärstraßen eine Reihe von Befestigungen angelegt, welche, die Alpen überschreitend, in die eroberten Länder in dem Maße vordrang, als die römische Herrschaft sich ausbreitete. Theilweise diesem System verdankt Rom seine Weltherrschaft. Diese Colonien haben aber weit weniger Bedeutung für die Geschichte der Auswanderung als für die politische Geschichte. Was Rom in alle Welt getragen hat, sind weniger an der Tiber geborene Verbreiter der Cultur, sondern die Sprache, die Institutionen, der Geist der ewigen Stadt. Die Welt ist römisch geworden, nicht weil sie von Oskern oder Sabelliern bevölkert worden ist, sondern weil ihr nach und nach die Wohlthaten des Bürgerrechts zu Theil wurden, und weil jedes Volk endlich zu Bürgern des weiten Reiches geworden ist, dessen Unterworfener es zunächst war. Die große Rolle, welche Rom bei der Auswanderung gespielt hat, besteht in dem Kampfe gegen dieselbe und in dem Widerstande, mit welchem sie ihr fünf Jahrhunderte lang einen Damm entgegenstellte, den sie nicht überschreiten konnte. In Italien hatte Rom damit begonnen, die Gallier zurückzudrängen, dann die Cimbern und Teutonen zu erdrücken; außerhalb Italiens befestigte Cäsar die Eroberung Galliens, indem er die Helvetier in ihre Berge drängte und die Sueven hinter den Rhein zurückwarf. Bis zum 4. Jahrhundert hielten die römischen Legionen und Geschwader von der Mündung der Schelde bis an die Küsten des Schwarzen Meeres Wacht und die unstäte Woge der barbarischen Wanderungen, welche Germanien und das Sarmatenland durchzogen, brach sich an den Ufern der Donau und des Rheins, ohne daß andererseits das Kaiserreich dazu gelangte, auf die Dauer jenseits dieser Flüsse festen Fuß zu fassen. Innerhalb desselben aber regierte der Friede, welchen die Alten unter dem Namen der pax augusta als die größte Wohlthat des Kaiserreichs feierten, und Dank diesem Frieden faßten die Völkerschaften definitiv festen Fuß auf dem Boden, wo sie an Zahl, Reichthum und Civilisation zunahmen.

Als das Kaiserreich unter dem wiederholten Anprall der Barbaren und unter der Last seiner eigenen Verwaltung verfiel, stand das westliche Europa abermals den bewaffneten Einwanderungen offen. Die Gothen von den Ufern der Donau bemächtigten sich Italiens, Aquitaniens und Spaniens; die Franken, die Sueven und die Burgunder überschritten den Rhein mit den Vandalen, die Sachsen wurden nach Großbritannien gerufen und hatten die Angeln in ihrem Gefolge. Hinter diesen germanischen Völkerschaften drang von den Hochebenen der Mongolei die gefürchtete Horde der Hunnen herab, welche die Völker des Abendlandes vor sich hertrieb; Attila, ihr Anführer, gelangte bis in das Thal der Seine und die Ebenen des Po; sein Tod machte seinem Reiche ein Ende, nicht aber dem Drängen und Treiben der Völker, die fortwährend in Bewegung waren und zwischen Elbe und Wolga einander verdrängten. Im Süden breitete sich ein anderer, von religiöser Schwärmerei genährter Auswanderungsstrom aus Arabien nach einem Theile Asiens, und in Afrika den Spuren der iberischen Stämme folgend, überschwemmte er Spanien und überschritt die Pyrenäen.

Die Karolinger, namentlich Karl Martel und Karl der Große, thaten im Mittelalter, was die Römer in der alten Welt gethan hatten. Sie hielten die Auswanderungen auf. Sie warfen die arabische Invasion hinter die Gebirge zurück; sie eroberten Sachsen und fesselten hier die Völker durch die Macht ihrer Waffen und durch den Einfluß des Christenthums; sie setzten sich bei den Slaven in Achtung und zerstörten das mongolische Königreich der Avaren, welche an Stelle der Hunnen getreten waren.

Die Könige von Deutschland, namentlich Otto der Große, setzten ihr Werk fort: der deutsche Stamm, welcher sich in den Marken niederließ und auf die Slaven zurückwirkte, rückte seine Colonien nach Osten vor und stellte den Gegenstrom christlicher Civilisation dem Vorrücken der Auswanderungen entgegen. Otto der Große besiegte das letzte mongolische Volk, welches das europäische Abendland angriff, die Ungarn, und trieb es in seine Grenzen zurück. Die Eroberungen von Dschingis-Khan und Tamerlan überschritten die Grenzen Sarmatiens nicht.

Die Auswanderungen zur See, welche weit davon entfernt waren, den civilisatorischen Charakter zu tragen, welchen sie im Alterthum hatten, waren die letzten großen Revolutionen dieser Art, welche Europa zu erleiden hatte: Normannen im Norden, Sarazenen im Süden, verwüsteten mehrere Jahrhunderte lang die Küsten und bevölkerten zuweilen die Provinzen, welche sie zuvor verheert hatten. Kaum erst im Laufe des 10. Jahrhunderts ließen sie sich dauernd nieder oder wurden vertrieben, und ihre großen Wanderzüge hörten beinahe zu derselben Zeit auf wie die der Ungarn. Doch eroberten die Normannen noch im 11. Jahrhundert Sicilien und England.

Diese Wanderungen haben aufgehört. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Gestalt des westlichen Europa nicht mehr durch jene großen Umwälzungen verändert worden, die im hohen Alterthum und im Mittelalter so häufig waren. Die Ankunft der Türken in Europa war die letzte Invasion, welche unsere Gegenden erschreckt hat; obgleich sich aber ihre Verheerungen bis ins Friaul erstreckten und ihre letzten Anstrengungen erst vor den Mauern Wiens gebrochen wurden, haben sie doch die Gesellschaften des Occidents nicht erschüttert. Seit Langem waren die auf dem nämlichen Boden gruppirten verschiedenen Racen in der Einheit des feudalen Lebens beinahe zusammen verschmolzen. Die Nationalitäten hatten sich gebildet; die Religion, die Gesetze, Künste und Sitten der lateinischen und der germanischen Race hatten eine neue Civilisation zu Stande gebracht, welche durch Gewalt oder durch moralische Ueberlegenheit die slavischen Nationen unterwarf. Diese kleine Gruppe von Halbinseln an den äußersten Enden des weiten asiatischen Continentes war zum zweiten Male der reichste Theil der Welt geworden. Zu den Zeiten der Römer hatte aber die Civilisation gewissermaßen nur den Saum davon erreicht, nämlich Gallien, Spanien, Italien, Griechenland mit Macadonien; darüber hinaus herrschte wieder die Barbarei. Wenn man erwägt, auf welcher langgedehnten Linie dieselbe auf das Kaiserreich drückte und welche Gewalt der Stoß haben mußte, den das Wogen der asiatischen Nomadenvölker auf die römische Grenze ausübte, so begreift man

leicht, daß eines Tages diese dünne Rinde brechen und das bereits von so vielen Lastern untergrabene Reich zu Fall kommen mußte. In den modernen Zeiten ist die Civilisation nicht mehr das Monopol eines Reiches, sie ist mit ihren verschiedenen Abstufungen das Werk und der Ruhm der großen europäischen Nationen; auf der ganzen Breite des Continents, von der Ostsee bis zum Mittelmeer, stellt sich eine Schlachtlinie dar, welche den Eindringlingen Trotz bietet; ihre tief gefurchten Bahnen, welche die Oder und die Weichsel überschritten haben, dringen seit mehreren Jahrhunderten immer weiter vor und sind gegenwärtig durch das weite russische Reich gedeckt, welches Anstrengungen gemacht hat, in das europäische Concert einzutreten, und welches Europa als Schild dient, ohne für dasselbe eine so drohende Gefahr zu sein, wie manche Politiker glauben. Bei seiner Bevölkerung und mit alle den Angriffs- und Vertheidigungsmitteln, in deren Besitz es ist, hat Europa keine bewaffneten Einwanderungen mehr zu befürchten, die es früher so oft durchzogen.

Die Rollen sind vertauscht. Heutigen Tages überströmt Europa von Lebensfülle und Europa geht über die Meere, neue Länder aufzusuchen, um seinen Einfluß weiter auszubreiten oder seine Kinder zu ernähren. Ehemals drang man in dasselbe ein, heute bricht es seinerseits anderwärts ein.

Dieser Trieb sich auszudehnen, datirt schon seit lange her. Er hat inmitten der Gährungen des Mittelalters mit den Normannen und Scandinaviern begonnen, welche, indem sie zu gleicher Zeit auf die europäischen Küsten und gegen die wüsten oder wenig bevölkerten Inseln im Norden vordrangen, von Stapelplatz zu Stapelplatz Grönland erreichten, und ihre Recognoscirungen bis an die Ufer des Lorenzostromes ausdehnten. Aber erst nach der doppelten Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Indien gewann derselbe ernstlichere Wichtigkeit und großartigen Wiederhall. Damals sah das 16. Jahrhundert die Spanier von der neuen Welt Besitz nehmen und sich im Meerbusen von Mexico und an den Ufern des Stillen Meeres als Herren niederlassen, und die Portugiesen ihre Kaufleute und Missionäre nach Indien und bis nach China schicken; das 17. Jahrhundert sah die Holländer die Südspitze von Afrika und die Sunda-Inseln bevölkern; das 18. Jahrhundert sah die angelsächsische Race auf den Meeren herrschen, sich mit wunderbarer Thatkraft in Nordamerika ausbreiten, Canada erobern, welches von Franzosen colonisirt worden war, und in Indien den Grundstein zu einem großen Reiche legen.

Die Auswanderung, welche zu Anfang unseres Jahrhunderts von den europäischen Kriegen unterbrochen worden war, hat seit dem allgemeinen Frieden aufs neue begonnen und ist immer im Steigen begriffen gewesen. Man kann hierüber nach den Ziffern urtheilen, welche das vereinigte Königreich, England, Schottland und Irland, in dieser Beziehung liefert: von 1815 bis 1849 kamen hier durchschnittlich 24,582 Auswanderer auf das Jahr; von 1850 bis 1859 stieg die Durchschnittszahl auf 248,958 und man berechnet die Gesammtziffer auf eine Bevölkerung von 5 Millionen Einwohnern. Gleichwohl ist der Fortschritt sich nicht immer gleich geblieben; Theuerungen, Krisen, große sociale Drangsale oder verführerische Lockungen aus dem Auslande

bringen die Armen dazu, ihr Vaterland zu verlassen. Im Jahre 1852, zu der Zeit als Californien und Australien die Phantasie durch goldene Träume verblendeten, ergiebt die britannische Auswanderung die Ziffer von 368,764, die höchste, bis zu welcher sie gelangt ist. Beinahe um dieselbe Zeit, 1853 und 1854, erreichten auch die übrigen Staaten ihr Maximum; da hier die Auswanderung weniger leicht ist als in England, ziehen sie erst nach diesem Nutzen aus den günstigen Verhältnissen, wozu überdies noch das furchtbare Reizmittel der Theuerung kam. Die officielle Statistik hat festgestellt, daß damals die Zahl der Auswanderer, welche sich in den bedeutenderen Häfen Deutschlands, Schwedens, Norwegens, der Niederlande, Frankreichs und Englands einschifften, 550,000 betrug, was 1 Auswanderer auf 264 Einwohner ergiebt.

Diese Ziffer bleibt sicher unter der Wirklichkeit; nicht nur begreift dieselbe blos einen Theil der europäischen Staaten, sondern sie bringt auch nur die großen Häfen in Rechnung, wo diese Statistiken aufgenommen sind und umfaßt nur diejenigen, welche sich auf speciell zu diesem Zwecke bestimmten Schiffen eingeschifft haben und welche demzufolge der Mehrzahl nach den untern Schichten der Gesellschaft angehört haben. Man dürfte nicht übertreiben, wenn man die Zahl der Europäer, welche von 1852 bis 1855 ihren Herd verließen, um sich ein neues Vaterland zu suchen, auf 600,000 jährlich annimmt.

Das vereinigte Königreich nimmt den ersten Rang ein und in diesem überragt Irland bei weitem die beiden anderen. So zählte dieses in einem Jahre (1851) 254,000 Personen, welche sich nach den anderen Welttheilen einschifften und bildete für sich allein drei Viertheile der britischen Auswanderung. Noch dazu giebt diese Ziffer kaum die Hälfte der Bewohner an, welche Irland verlor. Nicht alle Irländer gehen nach Amerika oder Afrika; viele überschiffen blos den Canal und suchen in Glasgow oder Liverpool Arbeit in den englischen Fabriken, wie ihre Vorfahren vor tausend Jahren an die Küsten der Hebriden kamen, um Ländereien aufzusuchen und das Christenthum zu begründen. Die Neigung der Bevölkerung von Grün-Erin zur Auswanderung datirt nicht erst aus unserer Zeit. Im 6. Jahrhundert wurden die Irländer Apostel des Glaubens und ihre Heiligen gingen bis nach Baiern, während ihre Krieger die furchtbare Nation der Scoten in dem Lande begründeten, welches später zur Grafschaft Argyle wurde. Im 17. Jahrhundert begannen die Verfolgungen der Irländer, welche dem Katholicismus treu geblieben waren; man schätzt die Zahl der Irländer, welche von 1620 bis 1853 eine Zuflucht in England, Canada und den Vereinigten Staaten gesucht haben, auf beinahe 9 1/2 Millionen. Vor funfzehn Jahren vertrieben nicht mehr religiöse Verfolgungen, sondern das Elend, die Hungersnoth und die Umgestaltung der Pachtungen die Irländer von ihrer Insel. Die Einen starben und man giebt die Summe der durch den Mangel an Lebensmitteln mehr verursachten Sterbefälle auf 600,000 an; die Andern flüchteten und von 1847 bis 1850 weisen die officiellen Documente 1,423,009 Auswanderer, also im Mittel 284,000 nach. Im Jahre 1852 gelangte man zu der enormen Ziffer von 368,966, d. h. bis zum zwanzigsten Theile der Gesammtbevölkerung; von 1851 bis 1859 in Summe 1,741,000.

Diese Bewegung hat jedoch seit 1854 so schnell abgenommen, daß man 1858 nur 68,093 Auswanderer zählte, von welchen 43,881 Europa verließen; obwohl in den letzten Jahren wieder eine gewisse Zunahme eingetreten ist, scheint Irland doch aus den heftigen Erschütterungen von 1847 herausgegangen und seine glücklichere Bevölkerung stabiler geworden zu sein.

Schottland hat ebenfalls seine Periode der Auswanderung gehabt. Als die Besitzer der höheren Ländereien ihren Grundbesitz in Weidenutzungen oder in große Pachtgüter umwandelten, mußten die kleinen Pächter aus dem Gebirge ihren Lebensunterhalt anderwärts suchen. Es herrschte Noth, da aber die Entfaltung der schottischen Fabriken zur selben Zeit die Nachfrage nach industrieller Arbeit erhöhte, so war die Auswanderung viel weniger bedeutend, als in Irland, sie scheint sich nie über den hundertsten Theil der Bevölkerung erhoben zu haben und nahm wieder ab; 1855 betrug sie 25,872, 1859 blos noch 10,182 Personen.

Das eigentliche England, welches im Jahre 1854 90,966 von seinen Bewohnern außerhalb Europa's schickte, schiffte 1859 nicht mehr als ungefähr 34,000 ein; es ist dies kaum der 500. Theil der Bevölkerung.

Unmittelbar nach dem vereinigten Königreiche folgt Deutschland, und hier sind das Großherzogthum Baden, Mecklenburg, Würtemberg diejenigen Staaten, welche im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung das Meiste liefern. Ja es giebt sogar kein Land in Europa, wo so starke Auswanderungen stattfinden, wie in Mecklenburg und im Großherzogthum Baden, 1 auf 56 und 61 Bewohner. Auch hier datirt die Gewohnheit auszuwandern von lange her; ehemals wanderte aber der Deutsche aus, ohne den Continent zu verlassen, jetzt überschreitet er die Meere. Die Krisen, welche auf 1848 folgten und die drei Jahre unausgesetzter Theuerung äußerten einen bedeutenden Einfluß, in Würtemberg z. B., welches seit zwanzig Jahren niemals mehr als 2000 bis 2500 Auswanderer gezählt hatte, sah man 1848 plötzlich beinahe 4000, 1850 6000, 1851 14,565, 1854 21,144, eine enorme Progression, welche nicht weniger tiefe Uebelstände wie die irländischen enthüllt. Dieser Auszug eines ganzen Volkes hat mit den schlechten Ernten aufgehört und gegenwärtig ist man auf die Ziffer von drei- bis viertausend zurückgekehrt.

Frankreich giebt wenig an die Auswanderung in die Ferne ab. In dem Jahre, wo es das Meiste dazu beitrug, 1855 zählte man nur 19,957 Auswanderer, also 1 auf 2000 Einwohner; noch dazu ist man weit unter diese Ziffer heruntergegangen, für 1859 giebt die Statistik nur 9164 Auswanderer an. Hauptsächlich sind es die Gebirgsbewohner aus den Pyrenäen, dann die Auvergnaten, die Hochburgunder, die Elsasser und die Anwohner der großen Häfen im Süden, Marseille oder Bordeaux, welche ihr Glück außer Landes versuchen; die Mehrzahl verläßt sogar, indem sie aus Europa geht, nicht einmal französisches Gebiet, sondern begiebt sich nach Algier. Diese geringe Auswanderung wird mehr als aufgewogen durch die Fremden, welche alljährlich nach Frankreich kommen, um sich dort niederzulassen oder wenigstens daselbst zu arbeiten: Mechaniker aus England, Erdarbeiter aus Belgien, deutsche und schweizerische

Arbeiter, italienische Ofensetzer, welche mehr als den hundertsten Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmachen. Die Bevölkerung Frankreichs ist jedoch seit 10 Jahren beinahe stabil geblieben, während sie in den Ländern, welche der Auswanderung Thür und Thor öffnen, schnell zunimmt.

Dieser Umstand an sich verdient Beachtung. Wenn Irland sich des Ueberschusses seiner Bevölkerung entledigt hat und wenn die Auswanderer weiter nichts gethan haben, als ein Land zu verlassen, welches ihnen weder Arbeit noch Brod geben konnte, so ist dem nicht so in England, wo für einen Menschen, welcher davon geht, zwei andere geboren werden, welche ihre Stellung in der Gesellschaft finden und ehrenvoll von ihrem Verdienst leben. Deutschland, Belgien, Holland, Schweden beweisen ebenfalls mit verschiedenen Abstufungen, daß die Auswanderung keine Abnahme der Bevölkerung nach sich zieht. Das umgekehrte Verhältniß würde richtiger sein: einer Bevölkerung die Aussicht auf eine leichte und erfolgreiche Auswanderung eröffnen, heißt ihr neue Abflußwege, neue Culturzweige, neue Werkstätten eröffnen und durch die gesicherte Zukunft sie ermuthigen, sich zu vermehren. In einem Lande, wo sämmtliche Ausgänge verschlossen wären und wo der Reichthum sich Jahr ein Jahr aus gleich bliebe, müßte auch die Bevölkerung auf demselben Bestande verharren oder ihr Wohlstand würde sich vermindern. Im Gegentheil hat die Bevölkerung, wenn die Wohlfahrt auf dem heimathlichen Boden zunimmt, wenn außerhalb desselben weite Räumlichkeiten vorhanden sind, welche von Capitalen gern befruchtet werden und die die Arme herbeirufen, gewissermaßen eine unbegrenzte Lebensbahn; sie kann fortwährend bis an die Grenze der zunehmenden Bedürfnisse des Mutterlandes hinaufreichen, ohne befürchten zu müssen, daß ihr der Tod entgegentrete, sobald sie dieselben überschreitet, weil der Ueberschuß immer einen Abfluß in andere Gegenden findet. Man stellt den Nothstand an die Spitze der Ursachen, welche die Veranlassung zur Auswanderung bilden. In der That ist es natürlich, daß die Mehrzahl der Auswanderer sich aus den ärmeren Klassen recrutirt, aus denjenigen, welche keinen ausreichenden Antheil an der nationalen Arbeit haben finden können. Es ist nur die Frage, ob die Auswanderung den Nothstand hervorbringt oder ihn lindert; ob ein Land, welchem dieses Auskunftsmittel benommen würde, aus diesem Grunde weniger Arme hätte und nicht im Gegentheil dasjenige schwieriger machte, was man für den Staatsreichthum als einen großen Vortheil ansehen muß: das beständige Anwachsen einer Bevölkerung, welche im richtigen Verhältniß zu ihr selbst und zu der von der Zunahme der Capitalien gebotenen Menge von Arbeit steht.

Dies scheinen die Engländer begriffen zu haben. Sie besitzen in dieser Beziehung Vortheile, welche die anderen Völker im gleichen Grade nicht haben: häufige Verbindungen mit den fernen Ländern, eine mächtige Marine, zahlreiche Colonien, in denen noch weite Strecken urbar zu machen sind und wo liberale Gesetze im Allgemeinen die Erwerbung von Grundbesitz erleichtern. Sie haben die Auswanderer unter einen ganz besonderen Schutz gestellt: das in London errichtete Emigration office wacht über den Gesundheitszustand auf den Schiffen und darüber, daß die Capitäne die Contracte genau erfüllen; die

Colonialregierungen übersenden ihm von dem Ergebniß der Landverkäufe Gelder, um den Auswanderern die Kosten der Ueberfahrt vorzuschießen, ja zuweilen sogar zu schenken; desgleichen fordern in England oder in den Colonien errichtete Gesellschaften zur Auswanderung auf. Einrichtungen der nämlichen Art finden sich in Bremen, in Hamburg; es ist selbst zuweilen vorgekommen, daß die Agenturen, um ihre Kundschaft zu vergrößern, dieselbe mit Fabeln getäuscht haben, gleich denen, welche Law über die Wunder des Mississippi in Umlauf brachte, und die Regierungen haben sich mit weiser Fürsorge ins Mittel gelegt, um grausamen Enttäuschungen zuvorzukommen. Hier wie anderwärts ist der Betrug zu verhüten, die Auswanderung aber, welche eine Art der persönlichen Freiheit ist, die den Nothstand mindert und zum Wachsthum von Reichthum und Civilisation beiträgt, muß erleichtert werden.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(**Prinz Albert.**) Auf den ausdrücklichen Wunsch und mit der Sanktion der Königin Viktoria sind bekanntlich am Todestage ihres unvergeßlichen Gemahls vorläufige Auszüge aus seinen Tagebüchern und Correspondenzen erschienen, die einen Theil des Schleiers lüften, hinter welchem der leider so früh Dahingeschiedene seine hohen Eigenschaften und glänzenden Talente, die ganze Fülle seiner Einsichten und seines Werthes selbstverleugnend dem Auge der Welt verborgen hat. Durch eine treffliche Charakteristik — wie man sagt von der Hand der Königin — ergänzt, zeigen sie uns das seltene und wohlthuende Bild eines nicht blos guten und reinen, stets nur von den edelsten Ansichten geleiteten, sondern auch wahrhaft bedeutenden, charakterstarken, thatkräftig und umgestaltend in die Dinge eingreifenden, durch tiefe und umfassende Bildung wie durch Hoheit des Sinnes ausgezeichneten Menschen. Es kann durchaus erfreulich sein, daß diesem ersten Beitrage zur geschichtlichen Sicherstellung des fürstlichen Charakterbildes bereits eine weitere Publikation gefolgt ist, welche die ausgedehnte und intensive Thätigkeit des Prinzen auf einem besonderen Gebiete, dem landwirthschaftlichen, schildert (The Prince Consorts Farms, by John Chalmers Morton.) Wie Prinz Albert in den Künsten und Wissenschaften, im Militärwesen, im Handel und Industrie überall die tiefsten Einblicke, das genaueste Studium, die vertrauteste Kenntniß der Gegenstände zeigte und in allen diesen Zweigen eine anregende und schöpferische Thätigkeit entfaltete, so betrieb er auch die Landwirthschaft nicht als eine dilettantische Spielerei. Nur seinem ökonomischen Wissen und seinem rastlosen Eifer ist es vielmehr zu danken, daß sich die königlichen Güter, die er im kläglichen Zustande, zum Theil als elende Wüsteneien vorfand, während seiner verhältnißmäßig doch nur kurzen Anwesenheit in England in üppig blühendes Land und in weit und breit berühmte Musterwirthschaften verwandelt hat. Das erwähnte Buch bringt in dieser Beziehung überraschende Thaten, deren kurze Zusammenstellung jedoch ein klares und übersichtliches Bild nicht geben würde. Wir begnügen uns daher, nur einen kleinen Zug mitzutheilen, der uns zugleich die Erziehungsmaximen des Prinzen in einem sehr anmuthigen Lichte zeigt. In Osborn nämlich, das ebenfalls binnen kurzer Zeil in

einen entzückenden Platz umgeschaffen worden, hat jedes der königlichen Kinder sein eigenes Gärtchen, das aus verschiedenen Theilen besteht und außer Blumen- auch Gemüsebeete, Fruchtbäume und Strauchobst enthält. Der Eigenthümer oder die Eigenthümerin bebaut ihn selbst. In einer Ecke steht ein im Schweizerstyl erbautes Häuschen, in dem die gewonnenen Gemüse gekocht werden. Hier werden den Gespielinnen Feste gegeben, bei denen die Früchte, Gemüse, Salate, welche auf den Tisch kommen, von der jungen Gärtnerin gepflanzt oder gesäet, gepflegt, gearbeitet und zubereitet sind. In einem Zimmer sind die besten und neuesten Geräthe für Garten und Küche vereinigt und werden fortwährend benützt. Im Oberzimmer befindet sich eine Bibliothek mit den vorzüglichsten Werken über Naturwissenschaften. Die Kronprinzessin von Preußen war ebenfalls Besitzerin eines solchen Gartens und noch jeden Sommer werden ihr die Erzeugnisse desselben zugeschickt.

(**Ein komisches Recept.**) Franz Pfeiffer theilt in dem jüngst erschienenen ersten Hefte des achten Jahrgangs der von ihm herausgegebenen Vierteljahrschrift „Germania" ein komisches Recept aus einer Münchener Handschrift vom Jahre 1463 mit, welche eine große Anzahl wirklicher, ernsthafter Recepte enthält. Die übermüthige, echt volksmäßige Laune, welche sich in ihm kundgibt, erinnert an die bekannten Lügenmärchen, mit denen es aus Einer Quelle, aus der unverwüstlichen Freude des Volkes an Contrasten, an Scherz und Spott, geflossen ist. Auch eine historische Anspielung ist in jenem Recept enthalten: es werden die Schweizer und die Armagnaken erwähnt, weshalb wir die Zeit des Armagnakenkrieges, also die Jahre 1443—1445, als die Entstehungszeit des Receptes annehmen müssen.

Eine Uebertragung in die heutige Redeweise möge die Freunde des altdeutschen Volkshumors mit jenem literarischem Funde, der in der Germania nur den Philologen von Fach zu Gute kommt, bekannt machen.

Medicin in allen Krankheiten probat von Herrn Stephan Lunnkarm, wohlbekannten Magister der Physik.

Item zuerst nehmt die Leber von einem Merbelstein, die Lunge von einem Achatstein, das Herz von einer Schneidhacke, die Milz von einem Garnrocken, das Blut von einem Schwertknopf und misch es durcheinander mit 4 Loth Sonnenschein und trink das nüchtern zwischen Pfingsten und Nürnberg.

Wenn das nicht hilft, so nimm 4 Loth Vogelgesang, 2 Loth Schwalbenflug, 4 Loth Kieselschmalz, 5 Loth Fastnachtstanz, 4 Pfund Himmelblau und mach ein helles Feuer darunter und nimm ein Viertelpfund Schnee, der zur Sonnenwende gefallen sei, und trockne die Mischung über dem Feuer und nimm's ein des Nachts im Traum 2 Stunden, ehe du dich schlafen gelegt hast.

Und hilft das auch nicht, so nimm 2 Loth Schatten vom Kirchknopf und 4 Pfund vom schnellen Hasenlauf und 3 Loth Elsterschritt, 8 Loth Blumenduft, 7 Loth Schmalz von Stieglitzfersen und ein Paar geflickter Holzschuhe; von den Stücken mach ein Bad und gieß das in einen Kessel und verdeck es oben ganz wohl mit einem Fischnetz, daß der Dampf nicht davon kann, so gibt's kein edleres Bad.

Will das alles nicht helfen, so nimm 1 Pfund Eselwitz und 3 Loth Jungfrauengedanken, 5 Loth Weibertreu, 2 Loth Wittwenklage, 10 Loth Nonnengesang und ebensoviel Glockenklang, 10 Loth neue Mähr von den Schweizern und 10 Centner von der großen Lüge von den Armagnaken und bind die zusammen mit einem Affenschwanz und leg das zu Mitternacht an die heiße Sonne, so wird es dürr und darnach leg es in eine Strohpfanne und sied das wohl über einem Feuer, das von Eiszapfen gemacht sei, und trink Wein aus einem leeren Becher, der keinen Boden hat, und trink ungarische Weine, die am Rhein gewachsen sind.

Und will das alles nicht helfen, so nimm: ich weiß nicht was, und thu ihm: ich weiß nicht wie, so wirst du gesund, was ich nicht weiß ꝛc.

Der Vorhang.

Novelle

von

L. Köppe.

Ich hatte den dreijährigen Kursus auf der königlichen Akademie der Künste in Berlin glücklich vollendet, ich brannte vor Begierde, die zarten Schwingen meiner jugendlichen Phantasie in dem reinen Kunstäther Italiens zum ersten freien Fluge zu entfalten, vor meinen Ohren summte beständig der süßverlockende Refrain des Mignonliedes: „Dahin, dahin, o mein Geliebter, laß uns zieh'n!" Schon hatte ich mehrere mit Zeichnungen und Skizzen gefüllte Mappen zusammengepackt, mein Reisebündel geschnürt und die letzten Abschiedsbesuche gemacht, als ein eben so unerwartetes als schmerzliches Familien-Ereigniß mich zwang, die Ausführung des lang gehegten Reiseplanes aufzuschieben. Ein naher Verwandter, der mir während meiner Studienzeit in Berlin Freund und Mentor gewesen war, starb plötzlich am Schlagfluß und hinterließ mir die Sorge, seine ziemlich verwickelten Vermögensverhältnisse zu ordnen. Zwar hatte ich Dank dem redlichen Beistand erfahrener und mir befreundeter Geschäftsmänner sehr bald die Genugthuung, den Gläubigern meines verstorbenen Verwandten eine befriedigende Bilanz vorlegen zu können, allein die Regulirung des Nachlasses durch das Gericht zog sich so sehr in die Länge, daß ich mich zu meinem großen Leidwesen genöthigt sah, meinen Aufenthalt in Berlin auf unbestimmte Zeit zu verlängern und eine neue Wohnung zu miethen. Ich wählte dieselbe in der Linienstraße, einer der langweiligsten und prosaischsten Straßen Berlins, wo ich mich ungestört mit Vorstudien und künstlerischen Entwürfen für die italienische Reise zu beschäftigen hoffte. Mein Verdruß über das unerwartete Reisehinderniß wurde durch Geschäfte und Verhandlungen der langweiligsten Art zur übeln Laune gesteigert; eine nervöse

Reizbarkeit bemächtigte sich meiner, ich ward mürrisch, einsylbig, menschenscheu. In dieser trübseligen Stimmung saß ich oft stundenlang an dem Fenster meiner neuen Wohnung, den Blick auf einen grünen Vorhang gerichtet, der eines der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, wenn ich so sagen darf, beinahe hermetisch verschloß. Es war eigentlich kein Fenstervorhang im strengen Sinne des Worts, sondern ein Stück Seidentaffet, das wie ein Trommelfell vor das Fenster gespannt und an den Rahmen befestigt war. Dieser geheimnißvolle Fensterschleier erregte anfangs nur meine Neugier, aber bald beschäftigte er lebhaft meine Phantasie, die längst nach einem realen Gegenstande verlangte.

Was bedeutete dieser sonderbare Vorhang? Was verbarg er meinen neugierigen Blicken?

Wahrhaftig, wäre das Fenster drüben nicht in so auffallender Weise verhängt gewesen, hätte es dem anmuthigsten Mädchenkopf als Rahmen gedient, ich würde wahrscheinlich ein paarmal hinübergeschaut und dann mich zufrieden gegeben haben. Eine Unregelmäßigkeit in den Zügen der Schönen, ein Makel des Teints oder eine unedle Haltung des Kopfes hätte mein ästhetisches Gefühl beleidigt und mir den längern Anblick verleidet. Denn ich schwärmte wie alle angehenden Künstler für das absolut Schöne, für das reine Kunstideal; ich war ein ästhetischer Rigorist und in meinem Urtheil so streng und unbarmherzig, daß selbst ein nur mit unbedeutenden Fehlern behaftetes Kunstwerk vor meinen Augen keine Gnade fand. Da ich aber in dieser schlechten Wirklichkeit nirgends eine Verkörperung meines abstrakten Kunstideals gewahrte, so machte ich es, wie es alle sympathischen und leidenschaftlichen Naturen zu machen pflegen, ich schuf mir ein reizendes Phantasiegebilde, das ich anbetete.

Wer mit intensiver Kraft ein selbstgeschaffenes Ideal, eine reine Chimäre liebt, bleibt gewöhnlich kalt beim Anblick der nackten Schönheit, aber eine undurchdringliche Hülle, ein dichter Schleier reizt seine entzündliche Phantasie, erregt seine Sinnlichkeit, und im Nu verliebt er sich in das unbekannte räthselhafte Wesen, das seinem Lieblingsphantom, dem geträumten Schönheitsideal um so mehr gleicht, je weniger er davon sieht.

Kein Zweifel, daß der grüne Fenstervorhang ein Meisterstück der Natur, das reizendste weibliche Wesen verbarg. Sind es nicht gerade die Meisterwerke der Malerei, die Raphael, Corregio, Michel Angelo, Titian, die man vorzugsweise verhüllt, um sie gut zu erhalten und vor den schädlichen Einwirkungen der Luft und des Lichtes zu bewahren? ....

Neben mir wohnte ein kleiner Rentier, der sich nur um Dinge bekümmerte, die ihn nichts angingen. Mit der unermüdlichen Ausdauer eines bezahlten Aufpassers beobachtete er das Thun und Treiben der Nachbarn, und wo er Jemanden eine Thorheit begehen sah, da war er *flugs* bei der Hand mit seinem hausbackenen Witz.

Herr Nachbar, rief er mir eines Tages zu, indem er seinen Glatzkopf behutsam durch die Blätter der Schling= und Hängepflanzen schob, die sein Fenster umrankten, ich bin wahrhaftig Ihretwegen recht besorgt. Vor vierzehn Tagen sind Sie hier eingezogen, und seitdem haben Sie Tag und Nacht am Fenster zugebracht und den grünen Lappen da drüben angeschaut. Ich würde mich über Ihre Beharrlichkeit nicht wundern, wenn Ihr vis-à-vis ein hübsches Mädchen wäre, das hinter dem verstopften Fenster wie ein Vögelchen im Käfig zappelte, aber ....

Aergerlich trat ich vom Fenster zurück, um den alten Schwätzer nicht zu hören. Ich war wüthend darüber, daß er mich belauscht hatte.

Ging es mir doch, wie es einem enthusiastischen Kunstjünger geht, der zum erstenmal den Fuß in eine Gemäldegallerie setzt. Hinter jedem Vorhang vermuthet er mindestens einen Titian. Mit beschleunigtem Puls, mit funkelnden Augen tritt er vor das verschleierte Bild, er zieht den Athem tief ein, als wolle er sich vorbereiten zu der anstrengenden Thätigkeit des Bewunderns. Der Vorhang rollt auf, und statt des erwarteten Meisterwerkes erblickt er eine geschmacklose, ordinäre Subelei. Voll Abscheu tritt er zurück und möchte den Galleriediener ohrfeigen, der kaltblütig den Vorhang aufgezogen hat.

Daher wundere man sich nicht über mein unhöfliches Betragen gegen den Nachbar, der übrigens ein herzensguter Mann war. Ich fürchtete sein ehrliches Mitleid eben so sehr, ja noch mehr als den kalten Hohn eines Spötters. Ich besorgte, er werde den geheimnißvollen Vorhang lüften und mich die Runzeln eines alten Weibes oder das ekelhafte Treiben einer Irrsinnigen sehen lassen. Wäre die Ursache meines Fiebers bloße Neugierde gewesen, so hätte es der Dazwischenkunft des Alten nicht bedurft: der erste beste Bewohner des gegenüberliegenden Hauses würde mich geheilt haben. Nein, freiwillig und absichtlich überließ ich mich den Phantasmagorien, die meinen trunkenen Blick umgaukelten, und ich war entschlossen, diesen magnetischen Dunstkreis so spät als möglich zu verlassen. Jenes Stück Seidenzeug bildete gleichsam die Grenze meines Horizonts, es hafteten daran alle zärtlichen und leidenschaftlichen Gefühle, deren ich fähig war und, hinter ihm lebte und webte mein fleischgewordenes Ideal, das Geschöpf meiner künstlerisch gebildeten und geläuterten Phantasie. Es war eine thörichte Monomanie, die sich meiner bemächtigt hatte, ich selbst fühlte dies bisweilen, aber nichtsdestoweniger verwünschte ich im Voraus den, der mich zur Besinnung bringen würde.

Jede Nacht stand ich beobachtend am Fenster und sah, wie sich auf dem Vorhang, hinter dem ein mattes Nachtlicht brannte, dunkle Schatten hin= und herbewegten. Ich hatte bisher nichts gefühlt, wenn diese Schatten vorüberhuschten, denn keine Stimme in meinem Innern rief: — Sie ist es! — Ihre Gleichgültigkeit betrübte mich, ich bildete mir ein, dieses Wesen, das gleichsam Fleisch von meinem Fleisch und Bein

von meinem Bein war, verachte mich. Tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner. Aber eines Abends, als ich es am wenigsten erwartete, nahm plötzlich das Phantom Form und Gestalt an und erschien meinen erstaunten Blicken als die schönste der Frauen.

Es war eine finstere, gewitterschwüle Nacht. Schwarze Wolken lagerten über der Stadt, kein Stern blinkte freundlich aus der Höh', nur hin und wieder erhellte der grelle Schein eines zuckenden Blitzes den dichten, schweren Wolkenknäuel. Ein Schatten bewegte sich hinter dem Vorhang, anfangs schwankend und unsicher, aber je mehr er sich näherte, um so klarer zeichneten sich seine Umrisse auf dem durchsichtigen Stoff. Bald erblickte ich ganz deutlich den Schatten eines jungen Mädchens, das den Ellnbogen auf den Fenstersims stützte. Mir stockte der Athem, ich öffnete das Fenster, ein Schauder überlief mich. Aus den Bewegungen und der Haltung des Kopfes schloß ich, daß ihre Blicke auf mich gerichtet waren. Unsere Augen begegneten sich, doch es war nicht ein Blick, es war eine Explosion, ein elektrischer Schlag, der uns Beide gleichzeitig traf. Wie ich zitterte, gerade so zitterten die Linien ihres Körpers auf dem grünseidenen Transparent. Es war keinem von uns möglich, den Kopf abzuwenden, unbeweglich starrten wir uns an, wie von einer übernatürlichen Gewalt festgehalten. Aus dem stummen Spiel unserer Augen entwickelte sich, in dem Maße wie wir es fortsetzten, eine Art magnetischen Stromes, der unsere Seelen in den innigsten Rapport setzte. Ich fühlte, wie sie allmälig in einander verschmolzen. Gelöst war das schwierige Problem, über das ich so oft gelacht hatte, das Problem der Liebe:

Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Solche Genüsse kann man nicht mit Worten beschreiben. Ich weiß nicht, wie lange diese Ekstase dauerte und was dem Zauber unserer geheimnißvollen Unterhaltung ein Ende machte, aber soviel weiß ich, daß die Erinnerung an jene wunderbare Nacht niemals in meinem Gedächtniß verlöschen wird.

Im Anfang konnte ich glauben, ich sei in ein Hirngespinst verliebt, und doch liebte ich mit einer Energie, als wäre der Gegenstand meiner Liebe ein reales Wesen. Aber nun hatten die Thatsachen gesprochen, meine Ahnung, daß hinter dem Vorhang wirklich jenes unerreichbare dimidium animae meae athmete, hatte mich nicht getäuscht. Meine Leidenschaft, die bisher vag und phantastisch gewesen war, wurde nun praktisch, wenn ich so sagen darf, und ersetzte durch Heftigkeit, was sie an Umfang verlor. Wunderbar! ich hatte nur den Schatten einer Frau gesehen, und doch wußte ich, daß diese Frau schön war und Geist besaß. Die reizende Fülle ihres Haars, die zarten Farbentöne ihres Fleisches, die Vollendung ihrer Formen und alle jene seltenen Gefühle, die ihr edles Herz erfüllten, hatten sich mir in Einem Blick offenbart. Und

so durfte ich schon nicht mehr zweifeln, daß ich, sobald der Vorhang fiel, die Unvergleichliche erblicken würde, die meine Einbildungskraft geschaffen hatte.

Während diese sonderbare Liebe bedeutende Fortschritte machte, flößte mir mein Nachbar von Tag zu Tag einen größern Abscheu ein. Ich schauderte bei seinem Anblick, wie der Kranke schaudert beim Anblick des Wundarztes, der sich anschickt, ihm ein Bein abzusägen. Er beobachtete mein Treiben mit unerhörter Hartnäckigkeit. Ich konnte nicht ein einziges Mal den Kopf zum Fenster herausstecken, ohne seinen spöttischen, lauernden Blicken zu begegnen. Er betrachtete mich mit einer Miene, die zu sagen schien: Was für ein Rhinozeros bist du! und versuchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich zog mich zurück, ohne ihm zu antworten, aber er wurde nicht müde, mich zu beobachten und anzureden, so oft er mich bemerkte. Um vor ihm Ruhe zu haben, setzte ich mich zwei Schritte vom Fenster auf einen Stuhl. Von diesem Platze aus konnte ich wenigstens die Falten des Vorhangs betrachten, ohne durch den aufdringlichen Menschen gestört zu werden.

Eines Tages wurde ich durch ein heftiges Klingeln aus meinen fieberhaften Betrachtungen gerissen. Ich sprang auf und öffnete die Thür — mein entsetzlicher Nachbar stand vor mir. Gern hätte ich die volle Schale meines Zorns über ihn ausgegossen, allein die Zeit drängte, ich begnügte mich, ihm die Thür vor der Nase zu verschließen, und setzte mich wieder an's Fenster.

Irgend etwas Ungewöhnliches ereignete sich hinter dem Vorhang, auf den die Sonnenstrahlen mit voller Kraft fielen. Der Wonneschauer, der mich durchdrang, bürgte mir dafür, daß sie sich hinter dem Vorhang befand und daß unsere Blicke sich kreuzten. Wirklich glaubte ich aus zwei kleinen, in dem Vorhang befindlichen Oeffnungen ihre glänzend schwarzen Augen hervorblitzen zu sehen. Dann bemerkte ich, wie sie mit dem Finger über den Vorhang fuhr und seltsame Figuren darauf zu zeichnen schien. Nach und nach traten Buchstaben an Stelle der Figuren. Den ersten erkannte ich ohne Mühe für ein J, den zweiten für ein c, den dritten für ein h; dann las ich mit wachsender Aufregung nach einander ein l, ein i, ein e, ein b, ein e; zuletzt erschienen deutlich die Buchstaben D, i, c, h. — Ich liebe Dich! Ich jauchzte vor Wonne, ich riß das Fenster auf .... da erblickte ich zu meiner Rechten den kahlen, glänzenden Schädel des fürchterlichen Nachbars, der mich freundlich grüßte und mit honigsüßer Stimme sprach: „Ach, Herr Nachbar, könnten Sie mir nicht ein paar Augenblicke Gehör schenken? Ich möchte Ihnen die Geschichte dieses Vorhangs erzählen ....“

Mit einem Satz sprang ich vom Fenster hinweg. Ich betrachtete wieder den Vorhang; er bewegte sich nicht mehr unter dem Drucke der kleinen reizenden Hand, aber die drei köstlichen Worte: „Ich liebe

Dich!" strahlten noch immer vor meinen trunkenen Blicken wie in Brillantschrift gefaßt. Selbst wenn man annimmt, daß eine Phantasmagorie oder das neckische Spiel des Windes mich zum Besten gehabt hatte, so wird man doch zugeben, daß das überschwängliche Wonnegefühl, dessen ich in diesem Augenblick genoß, reichlich den Aerger aufwog, den mir eine spätere Enttäuschung verursachen mußte. War ich nicht glücklich gewesen, wenn ich auch nur geträumt hatte? Und ist träumen etwas anderes als genießen? Hätte ich überhaupt noch gezweifelt oder zweifeln können, so sollte ich in der folgenden Nacht die völlige Gewißheit von der materiellen Existenz meiner Angebeteten erlangen.

Es war eine helle Mondscheinnacht. In Folge der gleichmäßigen Beleuchtung auf beiden Seiten hatte der Vorhang seine Durchsichtigkeit verloren; für mich war er ein stummer, undurchdringlicher Schleier. Aber plötzlich — wie erstaunt' ich über das Wunder, denn ich glaubte, er sei festgenagelt — rollte er auf wie ein Theatervorhang, und ich erblickte nun in dem erleuchteten Fenster die Büste einer Frau von seltener Schönheit. Wie von einer magnetischen Kraft angezogen, lehnte ich mich weit über die Fensterbrüstung hinaus, so daß ich beinahe hinabgestürzt wäre, und verschlang mit den Augen die Reize dieser Frau. In meinen Träumen wähnte ich das Urbild der weiblichen Schönheit, ausgestattet mit allen Reizen der Form und der Farbe, geschaut zu haben, aber was ich jetzt hier vor mir sah, übertraf bei weitem Alles, was ich geträumt hatte.

Sie bewegte die Lippen und der melancholische Klang ihrer Stimme erfüllte mein Herz mit unbeschreiblicher Wehmuth. Sie erzählte, sie klagte, dann schien sie zu singen und was sie sang, klang so feierlich, als wär's ihr Schwanengesang.

Ihre Mutter habe sie einem Manne versprochen, der ihr anfangs gleichgültig war, aber seitdem sie mich gesehen, ziehe sie der Ehe mit diesem Manne den Tod vor. Ein weißes Leichentuch werde ihr Hochzeitkleid sein. Als Jungfrau harre sie des Tages, der unsere Seelen in einer ewigen Umarmung vereinigen werde.

Dies ungefähr war der Inhalt der Erzählung, die ich vernahm oder zu vernehmen glaubte und die mit einem Schlage meinen Zustand gänzlich umwandelte. Meine Brust zog sich krampfhaft zusammen, ich fürchtete zu ersticken, verworrene Gedankenbilder jagten durch mein Gehirn. Ich fühlte heftige, brennende Schmerzen, aber zugleich auch die Seligkeit glücklicher Liebe. Als ich am folgenden Morgen erwachte, eilte ich schnell an's Fenster. Der Vorhang verhüllte wieder das Fenster. Mein Herz blutete bei dem Gedanken, daß hinter diesem Schleier ein Drama spielte, das in jedem Falle ein tragisches Ende für mich nehmen mußte. Ohne große Mühe überredete ich mich, daß die nächtliche Scene nur eine Vision gewesen sei; aber selbst diese Vision hatte

mich zu heftig erschüttert, als daß ich ohne Weiteres annehmen durfte, sie entbehre eines vernünftigen Grundes. Ich betrachtete sie als das Abbild, oder vielmehr als eine treue Nachahmung der Wirklichkeit. Endlich hatte ich die Lösung des Räthsels gefunden. Das verhängte Fenster, der Schatten des jungen Mädchens, der allabendlich auf dem Vorhang erschien, die Buchstaben, die ich auf seiner Oberfläche gelesen, die gewaltige Aufregung, die ich empfunden hatte, kurz Alles schien mir so einfach wie ein gelöstes Problem. Ich befand mich in einem Zustand, der selbst einen Heiligen zur Eifersucht hätte aufstacheln müssen. Hätte man mich mit Ruthen gepeischt, ich würde nicht so gelitten haben. Der Biß eines tollen Hundes, das Ausbrennen einer eiternden Wunde mag fürchterlich schmerzen, aber alle diese Schmerzen sind nichts im Vergleich mit den Höllenqualen, die uns armen Sterblichen Eifersucht bereitet. Neben ihr erscheint die Inquisition mit ihren Stricken, Foltern, Daumschrauben und ihrem ganzen Strafapparat als mitleidiger Henker. Ich fürchtete wahnsinnig zu werden. Ich öffnete die Thür, um in's Freie zu eilen und draußen meinen gräßlichen Schmerz austoben zu lassen ..... Mein Nachbar versperrte mir den Weg.

— Ei, ei, sprach er verwundert, wohin laufen Sie in diesem Anzug, ohne Hut und in so aufgeregtem Zustand?

Ich starrte ihn stumpfsinnig an.

— Hören Sie, fuhr er fort, Sie sind krank, bleiben Sie hübsch zu Hause, durch ein paar Worte will ich Sie heilen ....

— Hol' Sie der Henker! rief ich außer mir vor Wuth; wer hat Ihnen gesagt, daß ich geheilt sein will?

Ich schob ihn bei Seite, lief die Treppe hinab und ließ ihn brummen, so viel er wollte. Im Nu war ich in der Straße und stellte mich vor die Thür des Hauses Nr. 166, in welchem meine Geliebte wohnte. Im nämlichen Augenblick fuhr eine zweispännige Droschke vor, aus der mehrere schwarzgekleidete Männer stiegen. Warum fiel mein Blick sogleich auf den Jüngsten unter ihnen? Sein bleiches Gesicht rief in mir ein lebhaftes Gefühl des Hasses hervor, ich war überzeugt, daß er mein Nebenbuhler war. Ich weiß nicht, welch' unsichtbare Kraft meine Glieder lähmte und mich auf meinem Platze festgebannt hielt. Ich wartete, bis die Männer zurückkehrten. Ihr Besuch dauerte etwa eine halbe Stunde. Sie stiegen wieder in die Droschke und fuhren davon.

— Ach! seufzte ich verzagend, als ich wieder die Treppe hinaufstieg, sie haben ohne Zweifel den Ehekontrakt vollzogen.

Oben erwartete mich mein unbarmherziger Nachbar in der halbgeöffneten Thür seines Zimmers. Aber als er meine wirren Blicke und meine aufgeregte Miene bemerkte, zog er erschrocken den Kopf zurück, verschloß hurtig die Thür, und ich hörte zweimal den Schlüssel herumdrehen.

Wieder war es Nacht geworden. Ich stand am Fenster und beobachtete, als sich plötzlich hinter dem Vorhang ein gräßliches, herzzerreißendes Geschrei hören ließ. Gespenstische Schatten huschten mit außerordentlicher Schnelligkeit über den geheimnißvollen Vorhang. Offenbar suchte man das Geschrei zu ersticken, das mit jeder Sekunde stärker wurde. Die Neugierde der Nachbarschaft ward rege, Jung und Alt steckte die Köpfe zu den Fenstern heraus, Gespräche entspannen sich zwischen den Bewohnern des einen und des andern Hauses. Unter den schwatzenden Stimmen erkannte ich bald die des kahlköpfigen Alten.

— Die Nachbarin stirbt, äußerte er; das arme Mädchen! ...

Ich hielt die Ohren zu, um nichts mehr zu hören. Als ich die Hände zurückzog, hatte das Geschrei aufgehört. Mich fror wie im Winter bei zehn Grad Kälte. Ich legte mich in's Bett, aber häufig wiederkehrendes Alpdrücken und entsetzliche Träume störten die kurze Nachtruhe.

Die Schreckensnacht ging endlich vorüber, aber ein noch schrecklicherer Tag sollte ihr folgen, und ich hatte nicht einmal die Genugthuung, daß das Wetter mit meinen düstern Gedanken sympathisirte. Der Himmel hatte sein schönstes blaues Sonntagskleid angezogen, die Sonne schien warm und prächtig, ein sanfter Zephyr fächelte meine glühenden Wangen und führte süße Blumendüfte durch das offen stehende Fenster in das Zimmer. In der Ferne läuteten die Glocken, ertönten fromme, friedliche Melodien. Alles um mich her hatte ein festliches Aussehen und rief in meiner Brust tausend fröhliche Erinnerungen wach, wie um mich die ganze Trostlosigkeit der Gegenwart um so schmerzlicher empfinden zu lassen. Ich schwelgte in den Erinnerungen an eine bessere Vergangenheit und fand eine wollüstige Befriedigung darin, das glückliche Sonst mit dem furchtbaren Jetzt zu vergleichen.

Ein leises Zittern des Vorhangs mahnte mich wieder an die Wirklichkeit. Bei genauerem Hinsehen entdeckte ich, daß ein Finger auf der innern Fläche hin- und herfuhr. Aber wie erschrak ich, als ich die zitternden, unsichern Bewegungen der schreibenden Hand wahrnehmen und aus den verschobenen, unregelmäßigen Formen der Buchstaben schloß, daß den armen Mädchen die Kraft versagte! Mit ängstlicher Spannung folgte ich den unsichern Bewegungen der zitternden Hand, und mein Herz bebte, als ich die Worte: „Lebe wohl!" mehr errieth als las.

Ich suchte mir einzureden, daß ich falsch gesehen oder daß ein Luftzug den Vorhang bewegt und mich getäuscht hatte. Aber noch denselben Abend wurde der Vorhang abgenommen und ich erblickte in dem erleuchteten Zimmer mehrere Personen, die um ein Bett standen und Thränen vergossen.

Die ganze Nacht hindurch blieb ich am Fenster stehen, den Blick starr auf das Leichentuch gerichtet, das meine todte Geliebte bedeckte.

Als ich am andern Morgen nach einem kurzen Schlaf an das

Fenster trat, fiel mein erster Blick auf den Leichenwagen, der vor dem Hause Nr. 166 hielt. Neben den schwarz verhüllten Pferden stand der Kutscher in seinem schwarzen Mantel, den Dreimaster auf dem Kopf, und sah sich verdrießlich und kopfschüttelnd um, als dauere es ihm zu lange. In der Hausthür standen erwartungsvoll mehrere Weiber und Kinder, und hie und da schaute aus einem Fenster ein gähnendes, verschlafenes Gesicht neugierig auf das traurige Schauspiel herab. Endlich erschien, von zwei schwarzgekleideten Männern getragen, der einfache schmucklose Sarg. Eine Frau legte einen Strauß blühender Myrten- und Orangenzweige darauf; dann wurde der Sarg in den Wagen geschoben. Ein zahlreiches Gefolge trat aus dem Hause, und schloß sich dem Wagen an, der sich langsam in Bewegung setzte.

Ich folgte dem Zuge. Als ich auf dem Begräbnißplatze angekommen war, hielt der Wagen schon an dem offenen Grabe. Anfangs herrschte tiefe Stille, die aber bald durch lautes, krampfhaftes Schluchzen unterbrochen wurde. Ein Geistlicher sprach ein Gebet, nach ihm trat ein alter Herr von würdigem Aussehen an dem Sarg und hielt eine kurze Grabrede, von der ich nur wenige Bruchstücke vernahm: Wir Alle sind sterblich .... Früher oder später mußte sie sterben .... Sie wird ewig leben in dem Andenken derer, die sie gekannt haben .... Sie war die Zuflucht aller Bedrängten und Nothleidenden, eine aufopfernde Pflegerin der Kranken, zuletzt selbst eine hohe, edle Dulderin .... Dort oben, im schönern Jenseits sehen wir uns wieder! ....

Darauf wurde der Sarg in die Gruft gesenkt und mit Erde bedeckt.

Als sich die Menge verlaufen hatte, näherte ich mich dem frischen Grabhügel und überließ mich völlig dem grenzenlosen Schmerze, den uns der Verlust eines geliebten Wesens verursacht.

— Theures, angebetetes Wesen! rief ich aus, mein Schmerz ist groß, aber ich bin kräftig und stark und fühle den warmen Lebenssaft in meinen Adern rollen. Fürchte daher nicht, daß ich mich zu Tode grämen werde. Nein es giebt eine edlere Weise Dir zu zeigen, wie sehr ich Dich liebe. Den Ungläubigen zum Trotz, die sich einbilden, Du seiest gestorben, glaube ich, daß Du noch lebst. Der Geist lebt fort, wenn auch das Gefäß zerbricht, das ihn umschloß. Frei und ungehindert durchfliegt er den Raum und sucht nach Belieben die Gegenstände seines Hasses und seiner Liebe auf. Er liebkost die einen und peinigt die andern. — Du wirst mich oft besuchen, geliebter Schatten Du wirst mir im Traum erscheinen, mir im Leben beistehen, und vielleicht werde ich nach einem langen, mühseligen Lebenslauf ein ruhiges Plätzchen neben Dir finden.

Ich eilte nach Hause und schloß mich ein, um über mein Unglück zu brüten. Meine verstörte und verzweifelte Miene hatte meinem Nachbar einen solchen Schreck eingejagt, daß er gänzlich auf das Vergnügen einer nähern Bekanntschaft mit mir verzichtete. Von seinem zudring-

lichen Eifer hatte ich nichts mehr zu fürchten. Ich gedachte bald zu sterben und lebte mittlerweile der Ueberzeugung, daß ich wenigstens einmal in meinem Leben um meiner selbst willen geliebt worden war.

Einige Tage nach dem Leichenbegängniß fielen meine Blicke von ungefähr auf die letzte Spalte einer Berliner Zeitung. Ich traute meinen Augen kaum, ich war wie vom Donner gerührt, mir ward zu Muthe wie einem Fieberkranken, auf dessen glühenden Scheitel urplötzlich ein eiskalter Wasserstrahl herabstürzt. Der geneigte Leser urtheile selbst, was ich empfinden mußte, als ich unter der Rubrik „Todesfälle" Folgendes las: „Fräulein Bohmhammel, 87 Jahre alt, Linienstraße Nr. 166."

Italienische Zeitgenossen.

Von

Neigebaur.

(Fortsetzung.)

Joseph Mazzini.

Dem vielgenannten Agitator Mazzini*) ist auch eine Lebensbeschreibung in dieser Sammlung gewidmet worden. Er wurde 1809 zu Genua geboren, wo sein Vater Arzt war, und die Aerzte gehören in Italien gewöhnlich zu den Freisinnigen. Mit solchen Gesinnungen aufgewachsen, wurde er schon 1821, nachdem die damaligen Bemühungen in Italien gegen die jesuitische Reaction gescheitert waren, durch die in Genua sich einschiffenden Ausgewanderten, die wie der Graf Santarosa nach Griechenland, nach Spanien u. s. w. zogen, so wie durch das Lesen der Schriften Ugo Foscolos, darin bestärkt; so daß er am liebsten die Classiker laß, die wie Tacitus die Tyrannen nicht schonten. Seine ersten schrifestellerischen Arbeiten erschienen in einem in Genua herauskommenden literarischen Anzeiger, Beurtheilungen über die Werke Manzoni's, die Literaturgeschichte Friedrich Schleges, die Schlacht von Benevent von Guerazzi u. s. w. Als Student wurde er als Lehrling von den Carbonaris aufgenommen, welche unter der Leitung der Pariser Verbündeten standen, zu denen Lafayette, Barthe Gaizot gehörten, welche die Revolution von 1830 vorbereiteten. Jedes Mitglied mußte 25 Franken Eintrittsgeld und alle Monate 5 Franken bezahlen. Mazzini erhielt den Auftrag, in Toscana zu werben, stiftete einen Verein zu Livorno und wurde auch mit Guerazzi bekannt. Nach seiner Rückkehr nach Genua und nach dem Ausbruche der Juli-Revolution wurde er verrathen und verhaftet, nach Savona auf die Festung gebracht, wo er nach halbjährigem Nachdenken darauf kam, statt der Sekte der Carbonari eine Gesellschaft des jungen Italiens

---

*) Guiseppe Mazzini, per Enrico Montazio. Torino 1862.

zu stiften. Er wurde zwar freigesprochen; allein da der Gouverneur von Genua seine dortige Anwesenheit fürchtete, wurde er in das Innere Piemonts verwiesen; er zog aber vor, auszuwandern und ging nach Frankreich. In Lion brachte Mazzini, der unermüdliche Verschwörer, einen Haufen Ausgewanderter zusammen, um einen Einfall in Savoyen zu unternehmen; allein sie wurden durch französische Soldaten zerstreut, worauf Mazzini in Corsica und zu Marseille sein Glück während des Aufstandes in Bologna als Verschwörer versuchte. Im Jahre 1832 entwarf er in Marseille die Statuten des jungen Italiens, die ganz republikanisch gehalten waren, und bald fanden sich Anhänger zu Genua, Livorno, Pisa und Florenz, von denen freilich viele nur ein Mittel sahen, Italien zur Unabhängigkeit zu verhelfen. Die unter dem Titel: „das junge Italien" heimlich verbreitete Zeitschrift wurde heftig verfolgt, 30 sardinische Soldaten wurden, weil sie dieselbe gelesen hatten, auf die Galeeren gebracht und 9 erschossen, Mazzini aber in contumaciam zum Galgen verurtheilt. Doch dieser unermüdliche Verschwörer betheiligte sich 1834 wieder bei dem Einfalle, den Romarino, der bekannte polnische General, aus Genua nach Savoyen unternahm, und der natürlich scheitern mußte. Mazzini, der auch aus Frankreich ausgewiesen war, suchte in London Zuflucht, wo er Mitarbeiter mehrerer wissenschaftlichen Zeitschriften wurde, und gab seit 1840 eine Fortsetzung seines jungen Italiens unter dem Titel L'apostolato popolare heraus, während er überall in Italien Verschwörungen anzustiften versuchte, besonders seit 1843 in Bologna und Calabrien, wo 1844 die Brüder Bondiera unter dem Rufe: es lebe Italien! erschossen wurden, deren Lebens- und Leidensgeschichte Mazzini zuerst 1845 italienisch zu Pavia drucken ließ. In demselben Jahre erschien auch von ihm das sehr viel Aufsehen machende Werk: Italien, Oesterreich und der Papst, welches zu Vera 1847 in deutscher Uebersetzung gedruckt wurde. Als durch die ersten Schritte des Papstes Pius IX. die Hoffnung erschien, daß Italien zur Unabhängigkeit von den Fremden gelangen könne, verloren sich die Anhänger der republikanischen Ansichten, die nur Mittel zum Zweck der Unabhängigkeit gewesen waren, so daß Mazzini selbst sich genöthigt sah, den Namen der geheimen Gesellschaft zu ändern, da die Meisten von Republik nichts wissen wollten; er nannte daher diese Verbindung Associazione nazionale italiana; denn Manzoni, Gioberti, d'Azeglio hielten ein solches Mittel nicht für nothwendig, Italien zu befreien, das schon so viele blutige Opfer gebracht hatte. Mazzini schrieb selbst einen Brief an den Papst am 8. Sept. 1848, in welchem er ihm zu glauben und Italiens Einheit zu fördern bat. Auch war der Aufstand in Sicilien am 12. Januar 1848 durchaus nicht im republikanischen Sinne, sondern nur zur Aufrechthaltung der vom Könige freiwillig im Jahr 1812 gegebenen Constitution. Selbst als nach dem Ausbruche der Februar-Revolution Mazzini sich nach Paris begab und am 5. März dort die italienische Association eröffnete, spielte er nicht einmal auf Republik an. Erst als Carl Albert zu dem Waffenstillstand im Jahr 1848 gezwungen worden war, und Mazzini sich aus Mailand in die Schweiz zurückgezogen hatte, erst dann ging er im Jahr 1849 über Florenz nach Rom, wo am 9. Febr. die Republik aus-

gerufen worden war, und er, zum Abgeordneten gewählt, am 5. März eintraf. Er wurde bald der Papst der Revolution der Römer, und mit Saffi und Armellini zum Triumvir erwählt. In diesem Wahlreiche war keine Dynastie, daher hier nur von Republik die Rede war, der die französische Republik am 22. August 1849 ein Ende machte, nachdem die französischen Soldaten nach hartem Kampfe einzogen, wo sie noch sind. Mazzini ging nach der Schweiz, wo er eine Nationalrepräsentation von Ausgewanderten errichten wollte, dieselbe aber, von dort ausgewiesen, in London als Europäisches Revolutions-Comité fortsetzte, in dem er Italien, Ledru-Rollin Frankreich, Ruge Deutschland und Darazs Polen darstellte. Seitdem hat er fortwährend Verschwörungen zu stiften versucht, war manchmal heimlich in Italien, lebt aber jetzt körperlich geschwächt in England, wo er mehr Freunde haben mag, als in Italien. Hier will man keine Republik, aber obwohl Mazzini jetzt ohne Einfluß, gesteht doch selbst die wahre Italienerin, die Fürstin Belgiojoso, daß er Viel geleistet hat, um die Italiener zu den ungeheueren Opfern zu bewegen, die sie gebracht haben, um zur Einheit zu gelangen.

Joachim Rossini.

Der berühmte Componist Rossini*) wurde im Jahr 1792 zu Pesaro am adriatischen Meere geboren. Er stammt von Fabrizius Rossini, der Gouverneur von Ravenna war und 1570 von dieser Stadt zu einer Sendung an Alfons II. Herzog von Ferrara geschickt wurde. Der Vater Rossini's hatte zwar sein Haus zu Lugo im Kirchenstaate, zog aber mit einer Schauspielergesellschaft im Lande herum und hatte eine schöne Sängerin Guidacini geheirathet. Der junge Rossini wirkte zeitig an dem väterlichen Theater als Sänger, und wurde von einer schönen jungen Wittwe, der Gräfin Perticari dergestalt unterstützt, daß er auf dem Liceum zu Bologna im Jahr 1807 aufgenommen werden konnte, und mit derselben die damals beliebten Compositionen von Haydn und Mozart, aus Armida und Don Juan fleißig singen konnte; schon 1808 widmete er ihr sein erstes Erzeugniß, die Klage über den Tod des Orpheus und seitdem widmete er sich ganz der Composition. Der Biograph bemerkt, daß er hier von Oettinger und anderen Biographen Rossini's abweichen müsse. Nachdem er auf dem Theater San Moise zu Venedig im Jahr 1810 seine Erstlinge zur Aufführung hatte bringen lassen, wurde sein Ruf durch die Oper Inganno felice begründet, die 1812 in Venedig 50 Abende hintereinander gegeben wurde. Rossini wurde bald der Held der Mode und erhielt den Namen der Schwan von Pesaro, seinem Geburtsorte. Der Biograph giebt von da an genaue Nachricht über seine Arbeiten, welche dem Musiker ansprechen werden. Aus dem langen Verzeichniß seiner Compositionen, das mit der opera buffa, l'equivoco stravagante, im Jahr 1811 zu Bologna aufgeführt,

---

*) Giovacchino Rossini, per Enrico Montazio. Torino 1862. Casa Pomba.

anfängt, erwähnen wir nur aus dem Jahr 1813 Tancredi und L'Italiana in Algeri; aus dem Jahr 1814 il Turco in Italia, in Mailand in der Scala aufgeführt; aus dem Jahr 1815 Elisabeth, Königin von England, im Theater S. Carlo zu Neapel; aus dem Jahr 1815 den Barbier von Sevilla, in Rom 1806 in dem Theater Argentina zuerst aufgeführt; aus dem Jahr 1817 la gazza ladra, il Ceneretola; aus dem Jahr 1818 Moise u. s. w. Schon war der Ruf Rossini's in der ganzen Welt verbreitet, aber in Italien fand er viele Gegner, welche ihm vorwarfen, daß er sich von den italienischen Traditionen der deutschen Musik zuwende. Er verheirathete sich 1822 in Neapel und ging nach Wien, von dort zu dem Congresse von Verona und nach Venedig, wo er seine letzte für Italien gearbeitete Oper, Semiramis, aufführen ließ, in welcher, wie der Biograph sagt, die Zuhörer einschliefen. Man erzählt, daß die Veranlassung zu dieser Composition ein Herzog von Mecklenburg gegeben, welchem Rossini als bedeutender Componist vorgestellt wurde. Dieser bemerkte zwar nicht, daß man für Geld Sänger, Professoren u. s. w. haben könne, so viel man wollte; allein er sagte: Ich verstehe mich nicht auf Musik; die einzige Weise, die mir gefällt, ist „Freut Euch des Lebens!" Gut, sagte Rossini, dies sollen Sie in meiner nächsten Oper hören; auch erkennt man dieses Lied sofort in der Ouverture, und selbst in den leidenschaftlichsten Verzweiflungsausbrüchen der Handlung. Rossini sagte: Wer mich nicht mag, versteht mich nicht! und ging nach Paris, wo er 1825 eine Operette, die Reise nach Rheims, in der italienischen Oper zur Aufführung brachte, 1826 die Braut von Corinth, 1827 Moses, 1828 die komische Oper Graf Ory, und 1829 Wilhelm Tell, von der der Verfasser sagt, daß diese Oper den Meister zum Componisten der ganzen Welt gemacht habe, und über welche Donizetti äußerte: den ersten und dritten Act hat Rossini, den zweiten Gott geschaffen. Damit beschloß aber dieser so hoch gefeierte Mann seine Arbeiten für das Theater. Nach der Juli-Revolution zog er nach Bologna, lebte viel mit Geistlichen, so daß er bei den Bewegungen im Jahre 1848 auch von dort weg nach Florenz zog, bis ihn sein Gesundheitszustand im Jahr 1855 nach Paris zurückzukehren nöthigte, wo er in großem Wohlstande, aber gewissermaßen menschenscheu lebt.

Graf Sclopis.

Der Minister Graf Friedrich Sclopis*) ist einer der Männer, auf die Italien stolz ist, denn seine Geschichte der italienischen Gesetzgebung ist in Deutschland, Frankreich und England rühmlichst bekannt, und in Italien gilt er wie bei uns, Savigni. Er wurde in Turin 1798 geboren, wo sein Vater Graf Sclopis von Solerano mit der hochgebildeten Gräfin von Peyretti vermählt, Kenntnisse höher achten lernte, als den Zufall der Geburt, so daß auch der einzige Sohn dieses reichen Hauses früh in demselben Geiste aufwuchs. Mit

*) Frederico Sclopis, per G. Savedo. Torino 1862. Casa Pomba.

20 Jahren war er Doctor beider Rechte und wurde später im Ministerium des Innern angestellt, dem der ausgezeichnete Graf Prosper Balbo vorstand und wozu auch der Staatsmann Bogino gehörte, der vor Cavour beinahe denselben Ruf hatte. Je gebildeter aber der Mann, desto mehr gehört er dem Fortschritt an; so auch Sclopis und sein Umgang; doch hielt er sich fern von den Bewegungen im Jahre 1821, weil er sie damals noch nicht für zeitgemäß fand, obwohl er sehr wohl fühlte, wie die Rückkehr zu den mittelalterlichen, durch die Franzosen abgeschafften Institutionen und der Jesuitenherrschaft Reformen nothwendig machten; er wirkte dafür als ausgezeichneter Rechtsgelehrter, so daß er 1845 zum Mitgliede des Institute von Frankreich ernannt wurde, während er in Turin höhere Richterstellen bekleidete. Als solcher wurde er von Carl Albert, welcher die Nothwendigkeit der zu machenden Reformen zeitig erkannte hatte, zum Mitgliede der Commission berufen, um ein bürgerliches Gesetzbuch auszuarbeiten, da man nach Abschaftung des Gesetzbuches Napoleons die veraltete Gesetzgebung von 1770 wieder hervorgesucht hatte. Carl Albert konnte es nicht ertragen, daß der Congreß zu Verona die österreichischen Bajonette zum Vollstrecker der Beschlüsse der heiligen Allianz in Italien gemacht hatte; er trat daher, nachdem der Papst alle die begnadigt hatte, die von ihm bis zum Jahr 1846 in diesem Sinne verdächtig geworden waren, am 30. October 1847 selbst als Reformator der italienischen Zustände auf, schaffte die Censur ab, und so wurde Sclopis Präsident des Obergerichts, welches über Preßvergehen zu entscheiden hatte. Nunmehr konnte die Presse die Wünsche der Nation aussprechen; es entstand eine bedeutende Zeitung in Turin, il Risorgimento, redigirt von Graf Camillo Cavour, Graf Cäsar Balbo und Graf Santa Rosa. Zu Anfang des Jahres 1848 erfuhr der König, daß der Stadtrath oder die Stadtverordneten zu Turin damit umgingen, ihn um die Ertheilung einer Constitution zu bitten. In Italien werden aber die Gemeinden nicht von dem Gutsherrn auf den Dörfern, oder den besoldeten Beamten in den Städten, die ebenfalls unter besoldeten Regierungsräthen, Präsidenten, Ministerialräthen u. s. w. stehen, sondern von frei gewählten Mitbürgern, die das größte Ansehen genießen, verwaltet. Der König Carl Albert kam daher dem Antrage einer so geachteten Körperschaft zuvor und berief außer dem Ministerrathe am 7. Febr. 1848 und mehreren Mitgliedern des Staatsrathes auch die Grafen Sclopis, Pralormo und Gallina, um ihren Rath zu vernehmen. Da erschienen die Abgeordneten der Stadt, der Oberbürgermeister Nigra und Graf Colli di Feliciano, ein tapferer General, der bei Wagram ein Bein verloren hatte, und trugen die Bitte um Verleihung der Constitution vor. Der König empfing sie freundlich und gab gute Hoffnung; da sich aber viel Volk vor dem Schlosse versammelt hatte, sagte er: Bevor sich nicht Alles fortbegiebt, geschieht Nichts! und sogleich zerstreuten sich Alle. Am folgenden Tage machte der König seinen Entschluß bekannt, eine Constitution zu bewilligen, und sofort wurden die diesfallsigen Arbeiten begonnen, wobei Sclopis der Abtheilung vorgesetzt wurde, welche die Preßgesetzgebung betraf. Da trat unerwartet die französische Revolution ein; der König trug dem Grafen Sclopis an, ein neues Ministe-

rium zu bilden, dieser aber schlug dazu den Grafen Balbo vor, und so trat am 14. März das constitutionelle Ministerium in Wirksamkeit, bei dem Sclopis das Portefeuille der Justiz erhielt; Markgraf Pareto erhielt das Auswärtige, Markgraf Ricci das Innere, Graf Buoncompagni den Unterricht, Graf des Ambrois den Handel und Ackerbau, Graf Franzini den Krieg und Graf Revel die Finanzen. Eine der ersten wichtigen Angelegenheiten war die Ordnung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, die vorher ganz im Sinne der Jesuiten behandelt worden waren. Hier war es wieder Graf Sclopis, der das diesfallsige Memorandum ausarbeitete, das von der Freiheit des Staates mit der Freiheit der Kirche ausging, doch Alles scheiterte an dem römischen: Aut sit ut est, aut non sit! Darauf trat Sclopis aus dem Ministerium und war als Abgeordneter thätig, bis er im Jahre 1849 zum Senator ernannt wurde. Das Oberhaus ist abrr keineswegs ein geborenes, es werden vielmehr nur die verdienstvollsten Staatsbürger und Staatsmänner in dasselbe berufen. Jetzt führt Sclopis das Präsidium im Senat mit aller Würde und hoher Achtung, die ihm seine Verdienste erworben haben. Ueber seiner schriftstellerische Thätigkeit, die er neben seinem Berufe als Staatsmann fortsetzte, geben die Literatur-Berichte aus Italien von J. F. Neigebaur in den Heidelberger Jahrbüchern mehrfach Nachricht. Als Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes ist Graf Sclopis im ganzen Lande bekannt und verehrt, sein gastliches Haus aber allen gebildeten Fremden wohlbekant, welches an der hochgebildeten Gemahlin desselben, einer Gräfin v. Avogadro, die höchste Zierde besitzt.

Marcus Minghetti.

Der Minister Marco Minghetti*) wurde 1818 zu Bologna geboren, wo er im Hause seiner Eltern, einer reichen Kaufmannsfamilie, eine gute Erziehung erhielt, und obwohl anfangs hauptsächlich von den Naturwissenschaften angezogen und mit Mathematik beschäftigt, wandte er sich doch später dem staatswissenschaftlichen Studium zu. Zu weiterer Ausbildung unternahm er Reisen nach Frankreich, England und Deutschland. Nach seiner Rückkehr gab er 1846 zu Bologna seine erste Schrift über den Getreidehandel in England heraus und beantragte auch für Italien völlige Handelsfreiheit mit Abschaffung aller Zollschranken. Damals erschien Papst Pius IX. als der Mann, welcher Italien von dem fremden Einflusse befreien würde, der den Italienern immer unausstehlicher wurde, seit die österreichischen Bajonette fast überall in Italien und die Franzosen in Ancona aufgetreten waren. Dieser Papst schien bestimmt, die Wünsche von Dante an bis Gioberti und Balbo verwirklichen zu wollen. In diesem Sinne gründete Minghetti die Zeitung Felsineo in Bologna, mit dem jetzigen Abgeordneten Audinot und dem Senator Montanari. Das allgemeine Ansehen, in welchem Minghetti in dieser zweiten Stadt des Kirchen-

---

*) Marco Minghetti, per Giuseppe Savedo. Torino 1862. Casa Pomba.

staates stand, bewog den Papst, ihn zu Ende des Jahres 1847 nach Rom zur Consulta zu berufen, einer Art von Vorparlament, und am 10. März 1848 ihn zum Minister der öffentlichen Arbeiten neben dem Handelsminister Graf Passolini, aber unter dem Ministerpräsidenten Cardinal Antonelli zu ernennen. Ein solches Ministerium konnte nicht von langer Dauer sein, die Encyclica vom 29. April benahm jede Hoffnung auf einen Fortschritt im Kirchenstaate; Minghetti trat ab, und focht unter Carl Albert gegen die Oesterreicher, wo er bald zum Hauptmann im Generalstabe für befähigt erfunden wurde. Nach beendetem Feldzuge ging er nach Rom, wo eben der Minister Rossi ermordet worden war; der Papst bot ihm an, dessen Nachfolger zu werden, allein er wurde lieber Major im sardinischen Dienste, und zog sich nach dem Frieden nach Bologna zurück, wo er seine staatswirthschaftlichen Arbeiten fortsetzte und mit Cavour in näherer Verbindung, auch von ihm mit zu dem Congresse in Paris berufen ward, um über den Zustand des Kirchenstaates Auskunft zu geben. Er machte darauf eine Reise nach Egypten bis zu den Wasserfällen des Nils, worauf ihn Cavour zum Generalsecretair des auswärtigen Departements ernannte, nach dem Frieden von Villafranca trat er mit Cavour ins Privatleben zurück. — Als die Oesterreicher aus Bologna abgezogen waren, und die Romagna sich von der geistlichen Herrschaft losgesagt hatten, wurde Minghetti zum Präsidenten der dortigen provisorischen Regierung ernannt. Nachdem die Volksstimme sich dem Könige Victor Emanuel unterworfen hatte, wurde er zum Abgeordneten gewählt, und unter Cavour Minister des Innern. Bei dem folgenden Ministerwechsel trat er wieder in das Privatleben zurück, ist aber jetzt wieder unter dem Ministerium Farini als Finanzminister des Königreichs Italien angestellt.

Caesar Graf v. Balbo.

Der Minister Graf Caesar Balbo*) wurde 1789 zu Turin geboren, wo sein Vater Prospero sich als Minister bekannt gemacht hat; seine Mutter war eine Markgräfin Taparelli d'Azeglio. Schon zur Zeit des lombardischen Städtebundes kämpften 50 Balbo's gegen Friedrich den Rothbart; auch war es ein Balbo, der mit der Heldin Segurana Nizza gegen die Türken heldenmüthig vertheidigte, die damals der allerchristlichste König von Frankreich zu Bundesgenossen angenommen hatte. Nachdem der junge Balbo seine Studien zu Turin vollendet hatte, wurde er 1807 von Napoleon I. zum Auditore des Staatsrathes ernannt und schon im folgenden Jahre von Paris nach Florenz geschickt, wo der General Menu Toscana auf französische Art organisiren sollte; 1809 ging er in demselben Auftrage nach Rom und 1809 nach Illyrien, wo ihm in Laibach, wo er nur deutsche Voracten fand, die Arbeit sehr

*) Cesare Balbo, per Cesare Parrini. Torino 1862. Casa Pomba.

schwer wurde. Im Jahre 1812 wurde er in Paris bei dem Polizeiministerium angestellt, wo Savary sein Vorgesetzter war. Während des russischen Feldzuges wurde er zum Ministerium des Innern versetzt, und nach der Schlacht von Dresden mit Depeschen an Napoleon geschickt; da man aber nicht wußte, wo er diesen treffen würde, so mußte er bei Kellermann in Mainz anfragen. Von hier nach Fulda gewiesen, fand er bei Hünefeld den Marschall Ney, der ihm ebenfalls keine Auskunft geben konnte, ihm aber seine Pferde nahm, um seine Flucht fortsetzen zu können. Durch die allgemeine Flucht mit fortgerissen, kam er endlich nach Mainz und konnte erst nach der Schlacht von Hanau seine Depeschen abgeben. Er fand, daß im Unglück die Italiener zuverlässigere Soldaten sind, als die Franzosen. Nach dem Falle Napoleons war es der Preuße Hardenberg, der in Paris eine Regentschaft für Piemont anordnete, welcher den frühere Gesandte Napoleons in Berlin Graf v. St. Marzano vorgesetzt wurde. Bald fand sich aber der alte König, der unterdeß in Sardinien regiert hatte, wieder ein, der alles Alte, wie der Kurfürst von Hessen, wieder herstellte. Nunmehr erkannten die Italiener, welche Fortschritte sie durch die Gesetzgebung der Neuzeit gemacht hatten; die Rückschritte waren den Gebildetsten am widerlichsten, und seitdem brachten die Italiener sehr viele blutige Opfer gegen den Rückschritt. Der Rückschritt hatte die Revolution in Spanien hervorgerufen, die von dort nach Neapel verpflanzt wurde und auch in Turin im Jahre 1281 zum Ausbruch kam. Balbo, der kein Hofamt hatte annehmen wollen, trat in das Heer, und obwohl seine Freunde, besonders Graf Santarosa an der Revolution Theil nahmen, hielt sich dennoch Balbo fern davon; dessenungeachtet mußte er unfreiwillig ins Ausland reisen, bis es ihm 1826 erlaubt ward, zurückzukehren. Bis 1831 gab er seine Geschichte Italiens von 476 bis 774 heraus, und 1844 war schon ganz Italien erfüllt von Verehrung für sein Werk: Die Hoffnungen Italiens, für welche sich 1821 — 1831 und 1833 so Viele geopfert hatten. Balbo wurde neben dem Märtyrer Silvio-Pellico, mit Gioberti und d'Azeglio genannt, als Vorkämpfer gegen fremde Herrschaft, was man im Auslande für republikanische Carbonarische Umtriebe hielt. Auch Carl Albert war gegen den Einfluß der Oesterreicher in Italien; darum gab er auch Balbo nicht den als Obrist verlangten Abschied, bis er im Jahre 1848 die Constitution verließ und Balbo Ministerpräsident wurde. Nachdem Victor Emanuel II. zur Regierung gekommen war, wurde Balbo als Gesandter nach Gaeta an den Papst geschickt, worüber er in seinem Werke über die constitutionelle Monarchie in Italien Nachricht giebt. Da er die weltliche Herrschaft des Papstes für eine christliche Nothwendigkeit hielt, zog er sich mehr von dem weitergehenden Theile des Parlaments zurück und starb 1853. Das dankbare Vaterland hat diesem hochverehrten Manne zu Turin ein Standbild errichtet.

Admiral Ruggiero Settimo.

Eine auf der Insel Sicilien die höchste Verehrung genießende Persönlichkeit war der Admiral Ruggiero Settimo*). Er wurde 1778 zu Palermo geboren, sein Vater war der Fürst Fitalia, von der alten Familie Settimo in Pisa abstammend, seine Mutter eine Prinzessin Arragona. In Italien erbt jedoch nur der älteste Sohn den Fürstentitel; aber auf wissenschaftliche Erziehung halten Alle. Seit der Zeit der normannischen Eroberung hatte Sicilien eine Repräsentativverfassung mit einer geistlichen, Barons- und Dominial-, oder städtischen Kammer, die sich ziemlich das Gleichgewicht hielten. Als der Hof 1806 von Napoleon zum zweitenmale aus Neapel vertrieben, sich in Sicilien festsetzte, und auch für diese Insel Gefahr drohte, fand die Adelskammer Reformen für angemessen, aber nicht auf Kosten der Bürger, sondern die Fürsten Belmonte und Castelnuovo machten den Vorschlag, die Majorate abzuschaffen. Hier war der erste Stand der gebildetste und gelehrteste, mithin auch der am meisten dem Fortschritte geneigte. Die Königin Caroline ließ diese beiden Männer als zu freisinnig mit drei andern Fürsten einsperren und suchte mit Napoleon zu unterhandeln, so daß der englische Bevollmächtigte Lord Bentink einschreiten mußte, und ein zuverlässiges Ministerium aus Sicilianern ernannt wurde, wozu die früher verfolgten Mitglieder des Hauses der Barone gewählt wurden. Der Kriegs- und Marineminister Fürst di Aci ernannte den damaligen Admiral Settimo zum Director dieses Ministeriums. Die Umtriebe der Königin Caroline gegen diese constitutionelle Regierung machte wieder das Einschreiten des Lord Bentink nothwendig, so daß diese unheilbringende Königin nach Wien zurückgeschickt ward. Nun kam die Constitution von 1812 zu Stande (s. die Insel Sicilien von J. F. Neigebaur. Leipzig 1849. II. Bd. 2. Auflage), der König beschwor sie, aber nach dem Falle Napoleons kehrte er nach Neapel zurück, ohne mehr daran zu denken, da überall die Revolution durch die heilige Allianz herbeigeführt worden war. Im Jahre 1820 war der König in Neapel genöthigt, die von dem Könige von Spanien beschworene Constitution anzunehmen; er ernannte Settimo zum Marineminister; dieser aber konnte nach der sicilianischen Constitution von 1812 nur Palermo für die Hauptstadt anerkennen, so wie dies auch die Mehrheit that, von welcher Settimo zum Statthalter ernannt wurde. Nun entstand unter den Sicilianern Streit, ob sie die Gesammtconstitution Spaniens annehmen, oder ihre autonomische von Sicilien von 1812 beibehalten sollten; doch die Beschlüsse der heiligen Allianz zu Laibach führten die bekannte Beruhigung herbei, und Settimo zog sich wie Camillus auf das Land zurück. Die Sicilianer konnten aber ihre Constitution nicht vergessen; im Jahr 1837 und 1847 fielen neue Opfer, bis am 12. Januar 1848 Palermo sich erhob und man den sofort herbeieilenden Settimo zum Minister ernannte, der am 24. Januar zum obersten Chef

*) Ruggiero Settimo, per Gabrile Marchese Colonna. Torino 1862. Casa Pomba.

der Verwaltung ernannt ward, welche die königlichen Truppen aus dem Lande trieb. Als in Neapel endlich auch von dem Könige Ferdinand II. die constitutionelle Verfassung eingeführt und beschworen worden war, ernannte er den Settimo zum Statthalter von Sicilien und genehmigte den Zusammentritt von 2 Kammern in Palermo zum 25. März. Da legte Settimo seine Macht in die Hand des Parlaments nieder, das ihn sofort zum Präsidenten der executiven Gewalt ernannte. Er hatte das Vertrauen in solchem Maaße bei Allen gewonnen, daß er auf den Antrag des Abgeordneten Ugdulera, des gelehrten Professor der orientalischen Sprachen, des bekannten Verfassers des großen italienischen Bibelwerkes, für unverletzlich erklärt wurde. Am 13. April wurde auf den Antrag des Abgeordneten Paternostro im Parlament beschlossen, daß die Bourbonen aufgehört hätten zu regieren, aber auch zugleich einstimmig entschieden, daß Sicilien ein monarchischer Staat bleiben wolle, so daß sich auch dort zeigte, wie die Italiener keine Republik, sondern nur Reformen wollten, nur eine constitutionelle Monarchie. Bekannt ist, wie am 15. Mai König Ferdinand II. in Neapel verfuhr, wie unglücklich auch in Sicilien Miroslawski, wie überall, redete, und daß Settimo am 25. April 1849 sein Vaterland verlassen mußte. Bei seiner Neigung als Seemann zu den Engländern wählte er Malta zu seinem Aufenthalt. Dort erfuhr er die Landung Garibaldi's mit seinen tausend Freiwilligen; sofort wollte der greise Settimo in sein Vaterland zurück; doch hielt ihn Alter und Krankheit zurück, so daß er der Einladung Garibaldi's und Cavour's nicht folgen konnte. Er wurde bald Senator des Königreichs Italien, auch zum Präsidenten des Senats ernannt, und der König Victor Emanuel sandte ihm die Halskette des Annunciaten-Ordens, wodurch er Cousin des Königs wurde. Bis zu seinem Tode Präsident des Senats, da man hoffte, ihn noch zu besitzen, wurde er von dem würdigen Grafen Sclopis als Vice-Präsident vertreten. [Er starb vielbetrauert in der ersten Hälfte dieses Jahres (1863). Zusatz der Redaction.]

Ciro Menotti.

Eins der vielen Opfer der Unabhängigkeitsbestrebungen in Italien, war Ciro Menotti*), einer alten Familie im Modenesischen angehörig, die schon im 15. Jahrhundert unter dem Namen Ubertelli bekannt war; er ward 1798 zu Migliorina bei Modena geboren, wohin er von seinen wohlhabenden Eltern auf die von Napoleon gestiftete Genie-Academie geschickt wurde. Nach dem Falle Napoleons legte er sich auf Handel und Industrie, wobei er aber, wie bei den wohlhabenden Leuten in Italien gewöhnlich, die wissenschaftliche Beschäftigung fortsetzte, und eine reiche Bibliothek besaß. Mit gebildeten Leuten in Verbindung erkannte er tief die Rückschritte, die nach dem Falle Napoleons durch die heilige Allianz gemacht wurden; er schloß sich daher den Carbonari an, und

*) Ciro Menotti, per Augusto Razzoni. Torino 1861. Casa Pomba.

schwor allerdings Haß der Tyrannei; aber ohne Gewalt den Fortschritt zu fördern und ihn bis zum Tode zu vertheidigen. Man wollte einen autonischen Staat begründen, der alle Italiener unter eine constitutionelle Monarchie vereinigen sollte. Als im Jahre 1820 der Aufstand im Neapolitanischen ausbrach, hielten die Carbonari in Modena die Zeit nicht für günstig, doch wurde Menotti verhaftet, mußte aber, da ihm nichts vorgeworfen werden konnte, entlassen werden. In Piemont hätte der sanfte Victor Emanuel I. vielleicht eine Constitution gegeben, allein Graf S. Marzano, sein Gesandter, der unter Napoleon I. in Berlin war, kam von Laibach mit der Weisung, daß die verbündeten Mächte nicht zugeben könnten, daß das constitutionelle Leben in Italien Wurzel schlage. Hierdurch wurden die Carborari nur um so mehr in ihren Vorsätzen bestärkt. Dazu kam, daß der Herzog von Modena, als Gemahl einer sardinischen Prinzessin, auf den dortigen Thron Ansprüche machte, obwohl dort das salische Gesetz galt. Der entferntere Verwandte Carl Albert sollte von der Nachfolge ausgeschlossen werden, um so mehr, da er auf der École politecnique zu Paris als Privatmann erzogen worden war und auch seine Mutter nicht aus ebenbürdiger Ehe herstammte. Metternich besonders hatte zu Laibach darauf bestanden, da der Herzog von Modena ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand war; allein Ludwig XVIII. und Alexander I. waren dagegen. Der Herzog von Modena Franz IV. setzte den Carbonaris die Gesellschaft der Sanfedisten entgegen. Als er aber sah, daß seine Hoffnung auf den sardinischen Thron scheiderte, fing er an, den Menotti zu gewinnen, um durch die Carbonaris König von Italien zu werden, die vor Allem Freiheit wollten. Diese trauten ihm nicht; allein er hatte dem Menotti so großes Vertrauen eingeflößt, daß er rief, der Mörder des Herzogs kann nur über meine Leiche zu ihm gelangen. Merkwürdig sind die Verhandlungen zwischen dem Herzoge und Menotti auch nach der Julirevolution, bis am 3. Februar 1831 der Herzog in dem Hause des Menotti 31 junge Leute mit Soldaten umzingeln ließ, die sich mehrere Stunden lang vertheitigten, bis ein Paar Kanonen ankamen. Menotti wurde gefangen und am 26. Mai gehangen, nachdem der Herzog vor dem unter Zucchi in der Romagna entstandenen Auflauf nach Mantua geflohen war, wohin er den Menotti mitgenommen, um ihn von Oesterreichischen Bajonetten begleitet, als Gefangenen zurückzuführen.

Minister Rattazzi.

Ein in der letzten Zeit viel genannter Staatmann ist der Minister **Rattazzi***), der im Jahre 1810 zu Alessandria im Piemontesischen geboren wurde, wo sich ein sehr gebildeter Bürgerstand befindet, dem seine Eltern angehörten. Er bestand jung sein juristisches Doctor-Examen mit Ehren und zeichnete sich bald als einer der berühmtesten Advocaten an dem Apellhofe zu Casale aus, und bewährte stets im amtlichen, wie im Privatleben den Ruf eines rechtlichen

*) Urbano Rattazzi, per S. G. Torino 1862. Casa Pomba.

Mannes, der sich durch gute Formen empfahl. Mit der Politik befaßte er sich zuerst als er 1845 zu dem von dem Könige Carl Albert berufenen Parlamente von seinen Mitbürgern gewählt wurde. So wie bisher stets die Wahlen in Italien aber ohne anderwärts vorkommende Wahlumtriebe stattfinden; so war auch Rattazzi zu dem ersten Parlament durch das reine Vertrauen seiner Wähler im Hause der Abgeordneten zu Turin erschienen. Er zeichnete sich bald bei den Verhandlungen über den Wunsch der Lombarden, mit Piemont vereinigt zu werden, so aus, daß er zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt wurde. Seitdem war er noch drei Mal Minister, wobei er zweil Minister-Präsident wurde, dreimal war er Präsident des Hauses der Abgeordneten, und als solcher hatte er später auch den Vorsitz in dem ersten Parlament des vereinigten Italiens. Er genoß das Vertrauen von zwei Königen, Carl Albert gab ihn nach seinem Tode in Porto das Zeugniß, daß er der Mann ist, dem mit allem Vertrauen das Ruder des Staates übergeben werden könne, und eben so gewogen ist ihm sein sein Sohn Victor Emanuel II. Auch die öffentliche Stimme, die in diesem constitutionellen Staate sich um so freier aussprechen darf, besonders wenn es eine gefallene Größe betrifft, hat ihm nie irgend Etwas vorgeworfen, das auf seinen Charakter einen Flecken wirft. Daß er Feinde hat, ist natürlich, denn nur ganz unbedeutende Männer haben deren nicht. Der mehrmalige Ministerwechsel hat übrigens in einem constitutionellen Staate nicht viel zu bedeuten, besonders wo es keine starke prinzipielle Opposition gibt, da das Parlament sich im Ganzen stets gleich bleibend, dasselbe System befolgt. In jüngster Zeit hat er die bekannte Schriftstellerin Solms geheirathet.

General Alphons della Marmora.

Der General Alphons della Marmora*) ist der dritte Sohn des Fürsten von Masserano zu Biella im Piemontesischen, der sich als General ausgezeichnet hat. Der erste war der rühmlichst bekannte General Alberto della Marmora, der schon unter Napoleon die Schlachten von Lützen und Bautzen mitmachte und der in der gelehrten Welt durch seine Werke über die Insel Sardinien berühmt ist, die er gewissermaßen erst durch seine archäologischen Forschungen und seine Karten bekannt gemacht hat, da sie vorher zu den vernachläßigtsten Erdtheilen gehörte. (Vergl. „Zweiter Jahresbericht des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig“, 1862. S. 100 ff.) Sein Vater war Vice-König jener Insel, er selbst war Generallieutenant, Vicepräsident der Academie der Wissenschaften zu Turin und Senator des Italienischen Parlaments. — Starb 1863. — Der folgende Bruder, Alexander, machte schon als Hauptmann dem König Carl Albert den Vorschlag, ein Scharfschützencorps zu bilden, welcher so gefiel, daß er auf Reisen geschickt ward, um die gleichen Einrichtungen anderer Heere zu sehen. Er wurde der Stifter der

*) Alfonso Lamarmora per G. T. Marchese. Torino. 1861. Casa Pomba.

Schützen oder Bersaglieri mit den runden Hüten, die sich neben den französischen Zuaven stets guten Ruf erwarben. Er starb als General in der Krim. Der dritte dieser Generale ist Alfonso, geboren 1804, der als tüchtiger Zögling der Militär-Academie zu Turin entlassen, in dem sardinischen Heere 1823 angestellt ward. Zu seiner militairischen Ausbildung besuchte er Frankreich, England, Deutschland, Spanien, Aegypten, wohnte auch den Untersuchungen gegen Abdel-Kader in Algierien bei und verstand von den gemachten Erfahrungen Gebrauch zu machen, als ihn Carl Albert zur Artillerie versetzte, die er als gebildeter Mann schätzte, obwohl sie während der Jesuiten-Herrschaft in Verdacht freisinniger Ideen gekommen war. Als König war Carl Albert zwar conservativ, aber als Mensch nennt ihn der Verfasser revolutionair. Alfredo della Marmora widmete sich ganz dem Dienste der reitenden Artillerie, zog als Major 1848 in den Krieg und rettete seinen König, als das Volk in Mailand, das 5 Tage lang gegen Radetzki siegreich gefochten hatte, sich um die Früchte seiner Opfer durch den damaligen Rückzug vom Mincio gebracht sah. Im October 1848 war Alfredo General geworden und wurde zum Kriegsminister ernannt. Die damaligen Verhältnisse führten einen schnellen Minister-Wechsel herbei und Alfredo befehligte eine Division bei Spezzia, so daß er an dem unglücklichen Feldzuge von 1859 nicht Theil nehmen konnte. Da unterdeß die nach Unabhängigceit strebenden Italiener, welchen Carl Albert als ihr Heiland erschienen war, fürchteten, daß sie diese Monarchie nicht zum Ziele führen konnten, so hofften sie dies von der Republik als Mittel zum Zweck, die bisher ganz in den Hintergrund getreten, denn man wollte vor Allem Unabhängigkeit vom fremden Einflusse und hatte diese zuerst vom Papst Pius IX., dann von Carl Albert erwartet; jetzt nun wollte man zum letzten Mittel, zur Revolution die Zuflucht nehmen. Reta, Avezzana und Morchio erhoben in Genua das Banner, und da die klerikale und altgenuesisch-obligarchische Parthei nichts mehr als die Constitution haßten, trugen sie das Ihrige bei, um — wenn auch anderwärts — Alles umzustürzen, indem dann die Reaction nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge stets den Gewinn davon hat. Auf diese Weise war die Garnison bald entwaffnet und die Republik herrschte in Genua. Zum Glück war die Division Alfonsos vom Kriege unberührt geblieben, er ging daher sofort über die Apenninen zurück und nahm durch einen kühnen Angriff das die Stadt beherrschende Außenwerk Belvedere; doch hatte er noch einen zweitägigen Kampf in der Stadt zu bestehen, ehe er sie unterwerfen konnte. Solche Todesverachtung ungeschulter Bürger zeigt am besten, wie lächerlich sich diejenigen machen, welche die Italiener der Feigheit zu beschuldigen suchen. Der Held von Genua wurde von Victor Emanuel II. im Jahre 1849 wieder zum Kriegsminister ernannt und blieb es bis er 1855 den Befehl über das nach der Krim geschickte Heer erhielt, wo es sich bekanntlich bei Traktier auszeichnete. Er wurde später Präfect oder Civil-Gouverneur in Mailand und ist jetzt Oberbefehlshaber des im Neapolitanischen bei den dortigen von höherer Hand geleiteten Räuberbanden sehr beschäftigten italienischen Heeres.

Graf Alfieri.

Der als Dichter berühmte Graf Alfieri*) erscheint auch in der National-Gallerie als einer der bedeutendsten Zeitgenossen, obwohl er schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, 1803, starb; allein er hat auf den Geist der Italiener mächtig gewirkt, indem er in der allgemeinen Erschlaffung und Nachahmung des französischen verderbten Hoflebens diese Erbärmlichkeiten gebührend geißelte und der damaligen Mode kräftig entgegentrat, mit den Moden aber kämpften Götter selbst vergeblich. Er war 1749 zu Asti im Piemontesischen geboren, einem sehr reichen und vornehmen Hause angehörig, mußte er eine wissenschaftliche Erziehung erhalten, und lernte zeitig die römischen Dichter lieben; nach beendeten Studien wurde er bei einem Cavalerie-Regimente angestellt. Der Garnisondienst sagte aber seinem Geiste wenig zu; er ging daher auf Reisen, erst durch ganz Italien, dann nach Frankreich, wo er dies Volk gründlich verachten lernte, wie aus seinem Miso-Gallo hervorgeht, welches Spottgedicht auf die Franzosen damit anfängt: „Sie machen Alles und wissen nichts, sie wissen Alles und thun nichts, sie hüpfen, sie drehen sich, je länger man sie wiegt, desto weniger gelten sie", dagegen bekam er in England eine hohe Meinung von seinen Bewohnern. Wenn er sich wieder mit wissenschaftlichen Arbeiten zu Hause beschäftigt hatte, ging er wieder fort um andere Länder und Völker zu sehen; in Wien wurde er von ihrer apstolischen Majestät Maria Theresia empfangen, in Preußen fand er Alles kasernenmäßig eingerichtet, und das Soldaten-Handwerk in Friedrich den Zweiten verkörpert. Er eilte daher bald fort nach Dänemark, wo es ihn eben so wie in Holland ganz vorzüglich gefiel. — Im Jahre 1775 wurde seine Cleopatra auf dem Theater zu Turin zu ersten Male gegeben. Seit dem wurde er bekanntlich als Dramatiker berühmt; noch später legte er sich besonders auf die griechische Sprache, aus welcher er und in welche er (z. B. den Sallust) übersetzte. Er starb zu Florenz, wo ihm seine langjährige Freundin, die Gräfin d'Albany von Canova in der Kirche Santa Croce ein Denkmal ohnweit dessen für Michel Angelo errichten ließ (diese Kirche ist nämlich gewissermaßen das Pantheon berühmter Italiener). Vor Kurzem hat ihm seine Vaterstadt Asti ebenfalls ein Standbild aufstellen lassen; denn in Italien besitzt beinahe jede Stadt ein Denkmal eines ihrer verehrten Mitbürger auf den öffentlichen Plätzen, die anderwärts nur für Fürsten oder Feldherrn bestimmt sind. —

*) Vittorio Alfieri, per Vittorio Solmini. Torino 1862. Casa Pomba.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auswanderung.

Von

E. Levasseur.

(Schluß.)

Zu den Ursachen der Auswanderung gehört auch die Schnelligkeit und die Wohlfeilheit der Transportmittel. Heutzutage, wo New-York nicht weiter als zwölf Tagereisen von Europa entfernt ist, hält man sich für weit weniger exilirt, wenn man den atlantischen Ocean überschifft hat, und obgleich man abreist, um vielleicht niemals wieder zurückzukehren, gefällt man sich doch in dem Gedanken, daß der Rückweg nicht auf immer verschlossen ist und daß man wenigstens leicht mit denen in Verbindung bleiben kann, welche man zurückgelassen hat. Mit dem Segelschiff gelangt man in 40 Tagen nach New-York, in 55 Tagen nach New-Orleans, in 106 Tagen nach San Francisco und Australien; für 100 Thaler kommt ein Arbeiter bis zu einem dieser äußersten Punkte der großen europäischen Auswanderung; wenn er die Ueberfahrt auf einem Dampfschiff bezahlen kann, so wird die Dauer der Reise im Verhältniß von 5:2 abgekürzt. Dank den getroffenen Vorsichtsmaßregeln hat die Sterblichkeit bedeutend abgenommen. Auf der Tour von Liverpool nach New-York kamen 1854 sieben Sterbefälle auf 1000 Personen, 1859 blos noch einer.

Zwei der größten Mängel der Auswanderung sind die Armuth der Auswandernden und das Ueberwiegen des männlichen Geschlechts. Im Alterthum, als ganze Völkerschaften mit ihren Frauen und Kindern auf die Wanderung gingen, indem sie ihre Wagen mit sich führten und ihr Vieh vor sich hertrieben, als sie mit Waffengewalt die Ländereien der Besiegten einnahmen, kannte man diese ökonomischen Schwierigkeiten noch nicht, und diejenigen, unter denen man zu leiden hatte, waren ganz anderer Natur; man empfand sie nur erst in geringem Maße zu der Zeit, wo religiöse und politische Streitigkeiten ganze Familien,

reiche wie arme, zur Flucht vor ihren Verfolgern und zur Aufsuchung der Gewissensfreiheit in der Verbannung nöthigten. Gegenwärtig beschäftigen sie die Wissenschaft, weil sie einen Theil der natürlichen Bedingungen der modernen Auswanderung auszumachen scheinen. Sie dürfen jedoch nicht für unübersteiglich gehalten werden. In dem Maße als die Entfernungen sich nähern und die Ordnung in den entfernteren Gegenden festen Fuß faßt, wagen sich die Capitalien in Aussicht auf größern Gewinn, den sie zu erzielen hoffen, lieber dorthin; sie wandern aus, wie die Menschen. Ob sie also dem auswandernden Arbeiter angehören oder nicht, darauf kommt schließlich wenig an: wenn sie zusammen die fremde Erde betreten, so ist ihr Begegnen, ihre Vergesellschaftung gewiß, und es ist wahrscheinlich, daß ihre Verbindung fruchtbringend sein wird. Auf 100 Auswanderer kommen durchschnittlich 55 Männer und 45 Frauen, überdies wenige jüngere Kinder; in einigen Ländern ist sogar der Unterschied noch viel größer, so zählt man in Frankreich und in der Schweiz nicht mehr als 33 Frauen und 66 Männer. Man weiß, daß in China die Männer fast immer allein auswandern: als im Jahre 1859 die besorgte Regierung der Colonie Victoria zu den strengsten Maßregeln greifen zu müssen glaubte, gab es daselbst 43,385 Chinesen männlichen Geschlechts, nicht eine einzige Frau oder ein Kind. Ohne von der Unsittlichkeit zu reden, welche derartige Verhältnisse herbeiführen, ist die Zukunft der Colonie gefährdet. Es müssen immer neue junge Generationen hinter einander aufwachsen, um die Lücken auszufüllen und der thatlosen Natur ein Heer von immer kräftigen und vollzähligen Arbeitern entgegenzustellen. Es ist auch gut, daß der Mann Frau und Kinder um sich hat, denn dann bedauert er weniger das Dach, unter welchem er geboren wurde, er schließt sich dem Boden an und wünscht Frieden und gute Sitten. Von der Erleichterung des Transports und von dem behaglichen Zustande des Lebens in den Colonien muß man die Beseitigung dieses doppelten Mangels erwarten.

Manche Publicisten und Regierungen betrachten die Auswanderung ins Ausland mit Mißfallen. „Wozu nützt es," sagen sie, „wenn man Bürger fortziehen läßt, um unbekannte Ländereien urbar zu machen, während es bei uns, auf heimathlichem Boden, noch so viele unbebaute Strecken gibt? Wenn jede Nation die Millionen von Menschen und die Capitalien, welche nach den Colonien gegangen sind, bei sich verwandt hätte, so würden die Bevölkerung und der Reichthum daselbst mehr gewonnen haben, als dies bei der Zersplitterung ihrer Anstrengungen in der Ferne der Fall ist, und das Mutterland hätte alle Früchte davon geerntet." Es ist eine Illusion, wenn man glauben wollte, daß die Oekonomie eines Volkes mangelhaft sei, weil sie einen Theil ihres Besitzthums brach liegen läßt; in diesem Falle gibt es keine absolute Regel oder vielmehr, die Regel steht im wandelbaren Verhältniß von der Ausgabe zu dem Ergebniß. Ein Feld, dessen Zurichtung zur Verwerthung, die Zinsen der Vorschüsse inbegriffen, jährlich 10,000 Francs beanspruchte, und welches nur 400 Hectolitres Getreide à 20 Francs, also 8000 Francs ertrüge, würde den Eigenthümer ruiniren und endlich den Staat arm machen; das nämliche Feld würde mit Nutzen urbar gemacht werden, wenn der Preis des Getreides auf 30 Francs

fliege, oder wenn es gelänge, 600 Hectolitres darauf zu erbauen. Pflicht der Regierung ist es in einem solchen Falle, Straßen anzulegen und eine fruchtbringende Ausbeutung durch Arbeiten zum öffentlichen Wohl, zuweilen sogar durch zeitweilige Steuerbefreiungen, zu erleichtern. So ist es Oesterreich gelungen, einen Theil der deutschen Auswanderung zu seinem Vortheil nach den Provinzen an der untern Donau zu lenken. Hier aber hört die Pflicht auf: Prämien für die Urbarmachung geben, heißt zum öftersten, das Capital der Nation verschleudern; dem Fortziehen der Bürger Beschränkungen entgegenstellen, heißt die persönliche Freiheit einschränken und mit Willen einen Herd des Elends unterhalten. Nichts ist wünschenswerther, als eine zahlreiche und wachsende Bevölkerung zu besitzen, aber immer nur unter der Bedingung, daß genug Capitalien vorhanden sind, um ihr Arbeit zu liefern.

Ueberdies sind die Menschen und das Geld, welches Europa nach jenseits der Meere schickt, weit davon entfernt, für dasselbe verloren zu sein. Unzweifelhaft sind die Anfänge der Colonisation mühselig. Ist dies aber nicht auch bei allen andern Dingen der Fall und besitzt die Menschheit ein einziges Gut, welches sie nicht mit Opfern erworben hat? Noch gegenwärtig scheitern, sterben oder verkommen viele Auswanderer: man sehe aber in die Statistiken und sage dann, ob die enterbten Klassen, denen sie gewöhnlich angehören, nicht auch mitten in unserer alten Civilisation grausame Prüfungen ertragen müssen, ohne immer dieselben Aussichten auf glücklichere Zustände zu haben.

Die Vereinigten Staaten, welche weite Strecken noch uncultivirter, aber fruchtbarer und bereits von Eisenbahnen durchschnittener Ländereien besitzen, suchen fortwährend neue Bürger auf den Boden heranzuziehen, der nur die Einwirkung der Menschen erwartet, um productiv zu werden. Zu den allgemeinen Vortheilen einer unbeschränkten Freiheit der Arbeit und des Denkens, einer vollkommenen bürgerlichen Gleichheit, einer großen Rührigkeit, der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit der Steuern und des Mangels der Conscription, fügten sie bedeutende Erleichterungen für die Auswanderung, zu deren Gunsten sie Gesellschaften für Unterbringung und Unterstützung gegründet haben; der Verkauf der Staatsländereien findet zu feststehenden Preisen statt und nach einem nur fünfjährigen Aufenthalt erlangt der Einwanderer das Recht auf Naturalisation. So ist diese große Nation entstanden und angewachsen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war das ganze Land noch eine Wüste, durchzogen von wilden Stämmen, welche vielleicht seit Tausenden von Generationen kümmerlich von Jagd und Fischfang lebten, ohne Fortschritte zu machen. Die ersten Colonien, welche diesen Namen verdienten, gründeten Franzosen in Canada, Holländer in Neu-Amsterdam, Engländer in Virginien und Neu-England; sie datiren erst vom Jahre 1608, denn die im sechzehnten Jahrhundert von den Franzosen in Nord-Florida und von Walter Raleigh in Virginien versuchten Niederlassungen können als ernstliche Besitzergreifungen nicht betrachtet werden.

Zwei Jahrhunderte waren ungefähr vergangen, als eine erste Zählung in den Vereinigten Staaten eine Bevölkerung von beinahe vier Millionen Seelen

ergab; Dank der Freiheit ist diese Bevölkerung, welche durch die Einwanderung allein mehr als verdoppelt worden wäre, achtmal größer geworden; sie bedeckt einen ganzen Continent, welchen sie täglich mehr urbar macht, und bildet einen der wichtigsten Herde menschlicher Thätigkeit und Reichthums in der Welt. Dieses civilisatorische Werk ist den Söhnen Europa's zu verdanken.

Quebec, New-York, New-Orleans sind nebst San Francisco die hauptsächlichsten Häfen, wo die Einwanderer landen und von wo aus sie nach den inneren Ländereien gehen. Wenige lassen sich in Canada nieder; von Quebec gelangen sie nach den großen Seen, von New-York nach den Ohio-Eisenbahnen, von New-Orleans gehen sie den Mississippi hinauf oder nach Texas. Man berechnet, daß im Zeitraume von 36 Jahren mehr als vier Millionen so hinübergekommen sind und neue Familien gegründet oder Farmen angelegt oder ihre Thätigkeit der Industrie gewidmet haben. Die Zunahme der Einwanderung hat nicht aufgehört und in den letzten Jahren brachte sie bis zum Ausbruche des Krieges ungefähr 350,000 Personen nach der neuen Welt, d. h. mehr als die Hälfte der europäischen Auswanderung. Namentlich haben die Deutschen eine Vorliebe für dieses Land, sie haben hier zahlreiche Colonien gegründet. Im Staate New-York gibt es nicht weniger als 700,000, in Pennsylvanien 800,000, in Ohio eben so viel Deutsche. Sie scheinen vorzugsweise die Umgegend der Seen aufzusuchen; in den vier andern Uferstaaten des Michigan- und des obern Sees bilden sie den siebenten Theil einer Bevölkerung von 4,503,000 Seelen.

Zu den 28 Millionen freien Menschen, welche die Vereinigten Staaten zählen, füge man im Norden Canada, dessen Bevölkerung in zehn Jahren um 69% gestiegen ist und vor einigen Jahren 2½ Millionen überschritt; im Süden die Antillen, welche Europa mit Zucker und Kaffee versorgen, und man wird einen Begriff von den wunderbaren Resultaten der Auswanderung in diese bevorzugten Gegenden erhalten. Obgleich minder glänzend verdienen doch auch die Erfolge in Central- und Südamerika die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; wenn Chili ein blühender Staat ist, wenn Brasilien ein handeltreibendes Reich zu werden beginnt, so hat man dies der europäischen Race zu verdanken, und wir müssen hoffen, daß es ihren Anstrengungen gelingen werde, endlich die Eintracht mit dem Reichthum an den fruchtbaren Ufern des La Plata und in den gegenwärtig in arger Verwirrung befindlichen Republiken des Isthmus und in Columbien zur Herrschaft zu bringen.

In Afrika zählt das französische Algier, obgleich es sich nur langsam entwickelt, unabhängig von der eingeborenen Bevölkerung, 200,000 Europäer. Die englischen Colonien am Cap haben mehr als 300,000. Die europäische Race dominirt auf der Insel Bourbon (Réunion), auf Isle de France (Mauritius) und prägt ihren Geist und ihre Sitten dem Lande ein, wo sie sich niederläßt. In Oceanien macht sie die Sunda-Inseln und die Philippinen den Malaien und den Chinesen streitig, in Australien hat sie zwei mächtige Colonien begründet, die gegenwärtig beinahe eine Million Einwohner haben, und deren Ausläufer nach und nach den weiten Continent überziehen, so daß sie ihn viel-

leicht schon vor Ablauf eines Jahrhunderts vollständig für die Civilisation erobert und zum Mittelpunkt des Handels im Stillen Ocean gemacht haben werden.

Es ist interessant, die schnellen Fortschritte dieser Race auf der Karte zu verfolgen.

Erst im 16. Jahrhundert, nach der Entdeckung der neuen Welt und des Weges um das Cap der guten Hoffnung, fing sie an, den Ocean zu überschreiten, um ihre Religion hinüberzutragen und Reichthümer auf den neuen Feldern zu suchen, die ihrer Thätigkeit eröffnet waren. Heute ist der ganze amerikanische Continent von Europäern oder von Mestizen bevölkert, in deren Adern europäisches Blut fließt; die Ufer des Lorenzostromes sind von Franzosen und Engländern bewohnt; die Vereinigten Staaten bilden eines der größten Handelsvölker der Erde; Südamerika zählt bis nach Patagonien hinab nur Staaten, in welchen die Creolen überwiegen. Auf der afrikanischen Küste wird Algerien französisch; Engländer, Franzosen und Portugiesen wohnen auf den Inseln, an den Küsten von Senegambien, in den Niederlassungen von Guinea; sie nehmen den ganzen Süden Afrikas durch die Capcolonie ein; sie haben Mozambique inne, umschließen Madagascar, dringen durch unerschrockene Reisende in das Innere des geheimnißvollen Continents ein, und leiten durch ihre Ingenieure und Gelehrten Aegypten in die Bahnen der Civilisation. In Asien haben die Europäer die wichtigsten Häfen und die strategischen Punkte eingenommen; sie herrschen über Indien, sie lassen sich in Indo-China nieder, sie haben die Grenzen Chinas durchbrochen und die Erschließung Japans erlangt. In Oceanien sind sie Herren der Philippinen und der Sunda-Inseln, sie machen den australischen Continent urbar und begründen dort ein Reich, welches eine großartige Zukunft zu haben verspricht; sie setzen sich auf den Inseln Polynesiens fest und der vor vier Jahrhunderten noch unbekannte Stille Ocean wird heute von ihren Geschwadern überwacht und von ihren Handelsschiffen durchfurcht.

Die übrigen Racen zeigen gegenwärtig nichts Vergleichbares. Die als Sclaven nach dem amerikanischen Continent geschafften Neger sind bis jetzt nichts als eine Art Vieh gewesen; die Hindus, welche seit der Befreiungsepoche an gewissen Orten an ihre Stelle traten, sind bloße Handarbeiter im Dienste der Europäer. Die Chinesen besitzen größere Thätigkeit und mehr Unternehmungsgeist; sie sind rüstige Arbeiter, aber sie haben weder den Ehrgeiz, Reiche zu begründen, noch die Intelligenz, welche zum Uebergewicht verhilft: sie sind Arbeiter oder allerhöchstens Handelsleute, welche die politische Gewalt Andern überlassen. Der europäischen Race gegenüber beugen sich die übrigen oder sie verschwinden. Unzweifelhaft kann man sich eines Gefühls des Mitleids nicht erwehren, wenn man die rohen Völkerschaften, in deren Nähe wir uns niederlassen, in Elend und Verwilderung untergehen sieht; zuweilen wird man sogar von Unwillen ergriffen, wenn man die Gewaltthätigkeiten erfährt, welche die civilisirte Race gegen sie in Anwendung bringt. Es ist dies ein trauriges Schauspiel, welches in den socialen Revolutionen nur zu gewöhnlich ist: es ist der Kampf des Starken gegen das Schwache, es ist eine kräftige Pflanze, die

sich auf einem günstigen Terrain ausbreitet, sich vervielfältigt, Alles überzieht und die schwachen Pflänzchen erstickt, welche hier und da auf dem Boden vegetirten. Wenn aber nichts die Unbilligkeiten und die Gewaltthätigkeiten, diese schmachvollen Flecken der guten Sache, zu entschuldigen vermag, so gibt es doch einen Grund, welcher die Entwicklung der europäischen Race auf Unkosten der andern vollständig rechtfertigt: sie ist mehr werth als die übrigen, und jedes Land, wo ihre Ansiedler sich niederlassen und ihre Gesetze Eingang finden, nimmt an Reichthum und Aufklärung zu.

Die modernen Auswanderungen erinnern nach mehr als einer Seite hin an die Seewanderungen des Alterthums; nicht an die Züge der Phönicier, welche kaum Handelsfactoreien und Stationen an den Küsten hinterließen, in der Art von Aden und der Niederlassungen in Guinea, sondern an die Wanderungen der hellenischen Race, welche die Küsten von Kleinasien, das südliche Italien und Sicilien bevölkerten und so diese verschiedenen Länder durch das Band eines vielfachen Handelsverkehrs einander nahe brachten und ihnen gleichmäßig ihre Civilisation verliehen. Aber gleichwohl welcher Unterschied! Der Kreis der griechischen Thätigkeit umfaßte kaum die Hälfte des Bassins vom mittelländischen Meere und erstreckte sich, mit Ausnahme von Cumä und Marseille, nur auf einige isolirte Punkte des westlichen Bassins, welches den Flotten Etruriens und Carthago's vorbehalten blieb. Heute umschließt die europäische Thätigkeit den ganzen Erdkreis; sie hat alle Küsten, wenigstens alle, wo ein Mensch landen und leben kann, genau untersucht. Das wichtigste Ergebniß der modernen Auswanderung ist ohne Widerrede diese Ausbreitung einer arbeitsamen und intelligenten Race über die Oberfläche unseres Planeten; die dadurch herbeigeführten ununterbrochenen Verbindungen zwischen den verschiedensten Gegenden und Klimaten, welche den Ideenkreis erweitern, dem Leben Bequemlichkeiten verschaffen, Vorurtheile beseitigen; mit einem Worte die moralische Einheit der Welt, welche durch sie vorbereitet und nach und nach vollendet wird.

Das Mutterland hat vielfachen Nutzen aus den Wohlthaten dieser Ausbreitung gezogen. Als die Wanderung im 16. Jahrhundert sich zu bilden begann, war Europa noch arm; es hatte wenig äußern Handel, wenig Industrie. Ohne Besorgniß vor Uebertreibung kann man behaupten, daß Europa seitdem, weit davon entfernt, durch den Vorschuß an Menschen und Capitalien, welchen es an die neue Welt abließ, geschwächt zu werden, seine Bevölkerung um das Doppelte, vielleicht um das Dreifache steigen, seinen Reichthum in noch viel schnellerer Progression zunehmen sah. Niemand wird zu leugnen suchen, daß zu den verschiedenen Ursachen, welche diesen schnellen Aufschwung des Gedeihens bewirkt haben, der Einfluß des großen Seehandels gerechnet werden muß, welcher Europa einen Theil seiner Rohstoffe liefert und seinen Producten als Absatzweg dient, und diesen Handel haben wir vorzugsweise der Begründung von Märkten zu verdanken, welche ihre Colonien oder ihre Factoreien ihm eröffnet haben: die Auswanderung hat die Vorschüsse, welche Europa ihm gemacht hat, mit Wucher zurückgezahlt.

Je mehr eine Frage streitig ist, desto wichtiger wird es, sie durch eine ein-

fache Schlußfolgerung von dem Unklaren zu befreien, wenn sie von selbst alltäglich in die Praxis eingreift und wohl oder übel nothwendiger Weise gelöst werden muß. Wir stehen daher nicht an, die Vortrefflichkeit des Prinzips der Auswanderung zu proclamiren; wir reden, wohl verstanden, von der freiwilligen Auswanderung, nicht veranlaßt durch Eroberungen oder Verfolgungen, sondern durch rein ökonomische Erwägungen, wie sie jetzt auf die Bevölkerungen der alten Welt einwirken. Diese Auswanderung ist ein Gut, sie ist ein Recht für den Einzelnen, der seine Thätigkeit dort verwerthet, wo er den meisten Gewinn aus ihr zu ziehen hofft; sie verhütet die Ansammlung von Elend auf Elend und nimmt dem Staate eine Last ab, indem sie ihn von Bürgern frei macht, die von Natur geneigt sind, Beschuldigungen gegen die Gesellschaft zu erheben; sie begünstigt die Zunahme der Bevölkerung durch die fortwährende Eröffnung einer Perspective auf die Zukunft; sie macht bis dahin unwirthbare Gegenden fruchtbar und erhöht nicht allein den Reichthum der ganzen Welt, sondern durch die Vermehrung des Umsatzes auch den Reichthum des Landes, von welchem sie selbst ausgegangen ist; sie setzt den civilisirten Menschen vollständiger in den Besitz der Erde und verbreitet durch die Verbindungen die Aufklärung. Die Wissenschaft hat gegenwärtig die guten Erfolge der Kreuzung für die Verbesserung der Racen festgestellt und noch unvollständig erklärte, aber unwiderlegbare Thatsachen beweisen, daß auch das Menschengeschlecht diesem Gesetze unterworfen ist. Verdankt nicht die große europäische Familie, welche so lange Zeit durch Wanderungen und Einfälle stürmisch bewegt und aus der Vermischung so vieler verschiedener Stämme gebildet worden ist, dieser Vermischung selbst einen Theil ihrer Ueberlegenheit? Es ist dies nur eine Hypothese, aber sie ist nicht aller Wahrscheinlichkeit ledig: indem die Auswanderung die Familien vermischt und das Blut erneuert, ist sie dem Fortschritt der Race günstig. Denjenigen, welche durch ihre Arbeit sich auf dem jungfräulichen oder uncultivirten Boden Afrikas, Amerikas, Oceaniens Vermögen erwerben wollen, die Thüren angelweit öffnen, das heißt in den Häfen Unterstützungsgesellschaften, Compagnien für die Beförderung gründen lassen, sie durch die Ueberwachung von Seiten des Staates gegen Marktschreierei und Betrug schützen, unter den für Europäer günstigen Klimaten Colonien, namentlich Ackerbaucolonien besitzen, den Erwerb von Grundeigenthum und die freie Entfaltung der persönlichen Kräfte in denselben erleichtern, durch die Presse oder durch Correspondenz Verbindungen zwischen dem Mutterlande und den Mitbürgern, welche sich in den Colonien oder in den freien Staaten der neuen Welt niedergelassen haben, unterhalten, — dies ist die Politik, welche man in Bezug auf die Auswanderung verfolgen muß.

Feuilleton.

(Ein neues Urtheil über Talleyrand.) Lamartine erzählt in seinen neuerdings im Journal „La France“ veröffentlichten „Bekenntnissen“ (confidences), wie furchtsam und schüchtern er sein erstes Werk, die berühmten „Meditations poetiques“ in die Welt gesandt. Ohne den Namen des Verfassers erschien es im Jahre 1820 in einer Auflage von nur 600 Exemplaren. Einer der ersten Bewunderer dieser durch glühende Schwärmerei, Zartheit der Empfindung und farbenreiche Bilderpracht sich auszeichnenten Poesie war merkwürdiger Weise der als Urtypus prosaisch-egoistischer Herzlosigkeit geltende Talleyrand. Schon am Tage nach dem Erscheinen des Werkes schrieb der Diplomat an einen Bekannten: „Ich habe die ganze Nacht mit Lesen dieser Gedichte zugebracht, die Rede hat ihren Dichter gefunden“. Ein Pariser Correspondent des Morgenblattes knüpft hieran folgende, jedenfalls bemerkenswerthe Aeußerung: „Mir waren die einstimmigen systematischen Lästerungen, womit man von jeher Talleyrand verfolgte, immer verdächtig. Ein Mann, der die ersten Klänge dieser so neuen und schwärmerischen Poesie voll religiöser Begeisterung und voll Sehnsucht nach einem Ideal, das hier zum ersten Male bei einem Pariser Poeten auftaucht, so sehr entzücken konnten, daß ihn der Morgen noch über dem Buche überraschte, war kein Mephisto, trotz des Pferdefußes, er war nicht die eingefleischte Lüge, nicht der personificirte Meineid, wie ihn Barthelemy in seiner Nemensis nannte. Kommen einst seine Memoiren ans Tageslicht, dann wird die Geschichte das Urtheil der Zeitgenossen berichtigen.

(Die Poesie der Wirklichkeit.) „Mir ist es stets zu Sinne gewesen“ sagt Alex. Jung in der Vorrede zu „Rosmarin“, daß derjenige, welcher sich auf die ganze Wirklichkeit verstände, sich auch auf die Weisheit und die Dichtung sich verstehen müßte. Daß Menschenleben schon allein ist mehr als Lehre und mehr als Gedicht, es ist Beides in Einem und doch zugleich Wirklichkeit und somit schon erster Ansatz, alle Zeit zu überfliegen und Ewigkeit zu werden. Schöner, erhabener, als Gott der Herr dichtet, kann Niemand dichten, denn jener dichtet mit Himmel und Erde, mit Sternen und Blumen, mit Menschen und Thieren, mit Frieden und Krieg, mit dem Säuseln und mit dem Sturm, mit Sonnenschein und Regen, vor Allem aber mit der Wahrheit, durch welche Erde und Himmel zusammengehalten werden und welche Beide überdauern wird. Aus dem oft herben Kerne der Wahrheit wächst gar noch die süße Frucht des Paradieses hervor, wie dieses wohl durch eine andere Frucht verloren gegangen ist“.

(Ländlich sittlich.) Die Römer essen bekanntlich jedes mit Flügeln versehenes Geschöpf, so daß auf ihren Geflügelmärkten nicht blos Eulen und Sperber, sondern auch barbarischer Weise die edelsten Singvögel in massenhafter Auswahl feil geboten werden. Ein empfindsamer deutscher Maler, welcher diese Vorliebe noch nicht kannte, wurde daher kürzlich dort in nicht geringen Schauder versetzt, als er aus dem zarten Munde einer jungen römischen Dame auf seine Bemerkung über den herrlichen Gesang der in den Lorbeerhainen nistenden Nachtigallen die Antwort erhielt: „Ja, und jetzt sind sie besonders fett und schmackhaft“.

Eduard Vogel*).

Von

Dr. A. Fränkel.

1.

Eine seltsame Fügung hat es gewollt, daß das unten genannte Büchlein fast in demselben Augenblicke erschien, wo endlich von Tripolis aus über das sieben Jahre hindurch unermittelt gebliebene Schicksal Eduard Vogel's ein eben so schmerzlicher als zuverlässiger Aufschluß erfolgte. Es steht jetzt fest, daß der Vielbesprochene nicht mehr unter den Lebenden weilt. Aus der Reihe der verschollenen Reisenden, deren unbekanntes Loos uns mit spannender Sorge erfüllt, ist er durch das einstimmige Urtheil der gebildeten Welt bereits in den geheiligten Kreis jener Märtyrer versetzt, vor deren verklärten Gestalten wir mit ehrfurchtsvoller Ergriffenheit das Haupt entblößen.

Leider sind zur Vollendung des tragischen Verhängnisses mit ihm auch seine Papiere vernichtet worden, die unzweifelhaft sehr werthvollen Zeugnisse seines Geistes und Strebens. Fast nichts ist von ihm übrig geblieben, als eine Anzahl Privatbriefe und das in den Erinnerungen seiner Angehörigen und Freunde noch mehr oder minder lebendig vorhandene Bild seiner Allen, die ihn gekannt, gewiß unvergeßlichen Persönlichkeit. Und auch dieses würde dem verwischenden Einflusse der Zeit nicht entgangen, höchstens einmal als eine schattenhafte Tradition der Nachwelt überliefert worden sein, wenn es die Schwester nicht noch rechtzeitig gerettet, noch warm und farbenfrisch aus der Tiefe ihres

---

*) Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Gesammelt von seiner Schwester Elise Polko. Leipzig, J. J. Weber, 1863.

trauernden Herzens hervorgeholt und in lebensvollen Zügen vor uns entfaltet hätte. Eine erschöpfende Biographie des Bruders oder eine Charakteristik seiner wissenschaftlichen Bedeutung und Thätigkeit zu liefern, lag nicht in ihrer Absicht. Aber aus der Zusammenstellung seiner Briefe, die sie sorgsam geordnet, und aus den Schilderungen und Mittheilungen, die sie mit kunstgeübter Hand durch diese Briefe geflochten hat, tritt die Gesammterscheinung des Verewigten so nahe vor uns hin, erhalten wir eine so deutliche und wahrheitsgetreue Anschauung seines äußeren und inneren Wesens, als ob wir ihn selber gekannt und im Leben ihm nahe gestanden hätten. So wie er als Mensch hier geschildert ist, wird er denn auch im Bewußtsein der Menschen fortleben. Bisher nur ein Name, an welchen sich unsichere Vorstellungen knüpften, ist er für uns eine bestimmt und lebendig sich darstellende Individualität erst durch dieses Denkmal schwesterlicher Liebe geworden.

Sind es also die Umstände, welche demselben in den Augen des Publicums einen erhöhten Glanz und einen wirklich monumentalen Werth verleihen, so fehlt es seinem Inhalte doch keineswegs an Momenten, die ihn auch an und für sich und ganz abgesehen vom rein biographischen Gesichtspunkte, eine weite und dauernde Verbreitung sichern werden. Niemand wird es lesen, ohne sich gefesselt und gehoben, erwärmt und erschüttert zu fühlen. Zunächst durch den Hauch einer seltenen Reinheit und Seelenfrische, der uns aus diesem anmuthig und in fröhlichster Anspruchslosigkeit nach den höchsten Zielen ringenden Jugendleben entgegenweht; dann aber auch durch den gelegentlichen Einblick, den wir aus dem größeren Theile der betreffenden Mittheilungen in das von idealen Interessen beherrschte Leben und Walten eines echt deutschen, durch Bildung und edeln Sinn ausgezeichneten Gelehrtenhauses gewinnen, wie es das leider unter der Last des entsetzlichen Kummers jetzt ebenfalls zusammengebrochene Haus des Schuldirectors Dr. Vogel in der Bürgerschule zu Leipzig gewesen ist.

In diesem behaglichen geistdurchwärmten Neste hat der am 7. März 1829 geborene Eduard Vogel — bekanntlich ein jüngerer Sohn des hochverdienten Pädagogen und Schriftstellers — seine Kindheit und den beträchtlichsten Theil einer wahrhaft segensreichen Jugendzeit durchlebt. Schon als ein sehr zartes, kränklich nervöses Kind war er nicht blos der Liebling der Eltern und Geschwister, sondern überhaupt Aller, die ihn kannten und sahen; ein herzgewinnender Zauber lag in seiner Erscheinung, seinem geduldigen, sanft anschmiegenden Wesen und in der Art, wie er redete und blickte. Erst mit dem siebenten Jahre verlor sich der allzu weiche und träumerische Zug; er wurde nun ein fleißiger Schüler und ein fröhlicher, zu munteren Streichen aufgelegter Knabe, der sich durch tüchtige Bewegung im Freien, so wie durch Turnen und Schwimmen täglich kräftiger entwickelte. Zu seiner besondern Freude gehörten bereits damals die botanischen Spaziergänge, von denen er

sich selbst durch die weitesten Entfernungen und das schlechteste Wetter nicht zurückhalten ließ. Die Ausbeute, welche er von diesen Exkursionen nach Hause brachte, war gewöhnlich so groß, daß er sie mit seinen kleinen Händen nicht umspannen konnte; aber die lateinischen Namen jeder einzelnen Pflanze wußte er dem Vater mit auffallender Sicherheit zu nennen. Eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des munteren, in derben Manieren sich gefallenden Wildfangs war ferner seine ritterliche Aufmerksamkeit und Gefälligkeit gegen Mutter und Schwestern, so wie seine unbegrenzte wahrhaft ehrfurchtsvolle Liebe zu seinem Vater, von welcher uns das Buch einige rührende Züge erzählt.

Frühe, wie die Liebe zur Botanik, entwickelte sich auch seine Neigung zu den mathematischen Wissenschaften, die bereits auf dem Gymnasium so entschieden hervortrat, daß sie die Aufmerksamkeit des Magister Hohlfeld erregte, eines echten Leipziger Gelehrtenoriginals alten Schlages, dessen charakteristische Sonderlingsgestalt Frau Polko in drastischer Weise gezeichnet hat. Niemals vielleicht hatte das strenge und finstere Antlitz dieses einsam nur seiner Wissenschaft lebenden Hagestolzen mit Theilnahme auf einem Schüler geruht. Eduard aber gewann sein Herz, wurde allmählig sein Liebling, durfte ihn sogar in seiner Wohnuug besuchen und auf seinen Spaziergängen begleiten, wo dann das seltsam contrastirende, stets tief in mathematische Berechnungen versunkene Pärchen oft genug die Blicke der Vorübergehenden auf sich zog. Es lag fast etwas Komisches in diesem ernsten Verkehr des abstoßenden, als welt- und menschenfeindlich geltenden Greises mit dem in allem Reize der Jugend erblühenden sechszehnjährigen Schüler.

Der „alte Bär", wie ihn die Gymnasiasten nannten, blieb aber nicht dabei stehen, seinen Liebling in fortgesetzten Privatunterhaltungen über die Grenzen des mathematischen Klassenunterrichts hinauszuführen. Er erkannte seine Begabung und wußte ihn zu Höherem berufen. Unter geheimnißvollen Andeutungen und Vorbereitungen, die den Jüngling in nicht geringe Spannung versetzten, trat er eines Abends mit ihm eine Wanderung an. Das Ziel war die Sternwarte, Eduards erste Begegnung mit den Sternen, die ihn sofort unwiderstehlich anzogen, denen er von diesem Augenblicke an alle Liebe, Kraft und Begeisterung seines jungen Lebens zu widmen begann. Auch als er die Schule verlassen und mit den glänzendsten Zeugnissen aller seiner Lehrer als Student der Mathematik und Naturwissenschaften die Leipziger Universität bezogen hatte, entfernte er sich an hellen Abenden aus jedem heiteren Kreise, um zu seinen „lieben Sternen" zu eilen. „Die Sterne", sagte er damals oft, „könnten mich lehren, den Schlaf zu entbehren, man möchte mit tausend Augen um sich sehen können und hat gar keine Zeit, schläfrig zu werden. Auch wird man wirklich ein besserer Mensch, wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, man lernt in ganz anderer Weise die Dinge anschauen. Demüthig wird man und fromm, aber

freilich in einer besonderen Art; indessen glaube ich, dem lieben Gott ist diese Art Frömmigkeit auch recht".

Der junge Mann, der sich zu einer das strengste Denken, die nüchternste Verstandesschärfe erfordernden Beschäftigung in eine so gemüthvolle Beziehung zu setzen wußte, war weder ein sentimentaler Schwärmer, noch einer jener einseitigen Köpfe, die sich mit schwerfälliger Ausschließlichkeit nur in ihr spezielles Fach vergraben. Trotz seines Eifers und seiner Gewissenhaftigkeit war vielmehr keine Spur in ihm von der gespreizten Unbeholfenheit, dem altklugen Sichselbstgenügen eines werdenden Pedanten. Frisch und frei, mit offenen Augen und Sinnen schritt er einher. Während er die Nächte auf der Sternwarte verbrachte, dort bis zum Morgengrauen jenen Beobachtungen und Berechnungen sich hingab, deren Schwierigkeit jeder Gebildete kennt, gehörten seine Tage und Abende nicht allein den übrigen Studien, der harmonischen Ausbildung seines Geistes, sondern auch einem fröhlichen Studentenleben, zu welchem seine allgemeine Beliebtheit den vielfachsten Anlaß bot. Wegen seines einnehmenden Aeußern, seiner geselligen Talente, seiner eben so edeln als burlesken Manier und Sprechweise hatten ihn auch die Frauen gern, wie ihn überhaupt Jeder, der ihn unter Anderen mit flüchtigem Blicke beobachtete, für nicht viel mehr als einen guten Gesellschafter und flotten Bruder Studio hielt. „Wer ihn aber eine Weile reden hörte und ihm in die Augen sah, dem schlug doch ein wunderbares Leuchten entgegen.

Ein so wolkenlos glückliches Leben, wie es der angehende Naturforscher in Leipzig führte, hätte wohl manchen anderen Jüngling hinter dem behaglichen Mutterheerde festgehalten. Hier, wo seine Studien einen guten Fortgang nahmen, wo man ihm kannte und schätzte, wo sorgende Liebe und Freundschaft ihn mit weichen Armen umschlungen hielten, würde ein mittelmäßiges Streben, ein gewöhnlicher Ehrgeiz auf regelmäßig herkömmlichem Wege das Ziel seiner Wünsche gefunden haben. In Eduards scheinbar so harmloser Seele lag aber neben dem mächtigen Wissens- und Vervollkommnungstriebe ein leidenschaftlicher Drang in's Weite, eine unbezwingliche Wanderlust. Schon als Gymnasiast hatte er sich auf einer strapaziösen Wanderung durch das Erzgebirge ein gefährliches Nervenfieber zugezogen, das ihm jedoch die Lust zu ähnlichen Unternehmungen nicht verleidete. Fußreisen und botanische Exkursionen blieben vielmehr nach wie vor seine liebsten Vergnügungen. So freundlich die gewohnten Verhältnisse, so fest und innig die Bande waren, die ihn mit den Seinigen verknüpften, verursachte es ihm doch nicht die geringste Betrübniß, sich von ihnen zu trennen, so bald es eine Befriedigung des Reisedurstes galt. Bald genügtem ihm aber die kurzen Ausflüge nicht mehr, wozu wohl neben den mannichfachen Ablenkungen durch das Familienleben, auch die Furcht vor dem einschläfernden Einflüsse einer allgemeinen Verhätschelung, vor dem Genügen

an kleinen Erfolgen, das ihrige beitragen mochte. Kurz, man sah, daß er sich gedrückt und beengt fühlte, und die Eltern beschlossen daher, ihn seine Studien in Berlin fortsetzen zu lassen.

So schied er denn im Frühling 1850, zum ersten Male für längere Zeit, aus dem geliebten Elternhause. Als die Mutter beim Lebewohl schmerzlich ergriffen war, rief er ihr heiter zu: „Sei doch glücklich mit mir, es geht ja nun endlich vorwärts, unaufhaltsam vorwärts!"

2.

Die ungemein förderliche Wirkung, welche die neu errungene Freiheit und Selbstüberlassenheit, so wie die Eindrücke der großen und fremden Welt, in die er nun trat, auf dieses unverdorbene Gemüth, diesen so elastischen und empfänglichen Geist übten, sehen wir in einer Reihe von Briefen wiedergespiegelt, die zu den herrlichsten Partieen des Buches gehören.

Schon einige Tage nachdem er in Berlin angekommen, in der Lindenstraße Nr. 84, 3 Treppen ein bescheidenes Zimmer bezogen und sein kleines Leben sich eingerichtet hatte, begann er die gewohnte nächtliche Thätigkeit auf der Sternwarte, und Prof. Encke hatte bald Grund, sich des neuen Schülers zu freuen, der ihm selbst in schwierigen Dingen ein wackerer und zuverlässiger Gehilfe wurde. Auch Humboldt, Ritter und andere Berühmtheiten interessirten sich bald mit besonderer Wärme für den Jüngling, der ihnen so bescheiden und doch so sicher entgegentrat und mit dem es sich plaudern ließ wie mit einem Mann*).

Alle diese Erfolge und Auszeichnungen waren ihm Sporn, Erhebung, Ermunterung, aber sie trübten die kindliche Einfachheit und Schlichtheit nicht, welche nach wie vor der herzgewinnende Grundzug seines Wesens blieb, das durch das Bewußtsein wahrer Gediegenheit sowohl, als durch den taktvollen Adel einer angeborenen Grazie vor der geschraubten Eitelkeit, der dreisten und zuversichtlichen Wichtigthuerei bewahrt wurde, mit der wir so viele unserer großstädtischen jungen Herren ihre oft recht winzigen Zwecke verfolgen und in untergeordneten Interessenkreisen sich bewegen sehen. An die große Schaar dieser geräuschvoll und mit beiden Ellenbogen sich in den Vordergrund drängenden Helden unserer Gesellschaften und öffentlichen Vergnügungen mußten wir

*) Wie groß die Theilnahme Humboldt's für Eduard gewesen, zeigen die sechs ebenfalls mitgetheilten Briefe an den Vater.

namentlich denken, als wir die nachfolgende Briefstelle eines Jünglings lasen, an dem etwas Dünkel und Selbstgefälligkeit fast verzeihlich gewesen wäre.

„Deine liebevollen Ermahnungen, schrieb er dem Vater, „werde ich recht wohl beherzigen. Mehr als einmal habe ich Deinen lieben Brief durchgelesen. Wenn ich auch mein Wissen überschätzt hätte, hier kann man Bescheidenheit lernen. Da ist Encke, so hochstehend, daß man nur mit Ehrfurcht zu ihm aufzublicken wagt, Prof. Dr. Galle, einer der ersten Astronomen Deutschlands, und dabei die Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit selbst, wiewohl stets sehr ernst und still, in religiöser und politischer Hinsicht leider etwas zu sehr der Partei Gerlach-Stahl zugethan, der sich auch Encke zuneigt. Herr Luther, mein lieber Freund, der alle Abende mit mir spazieren geht, sich Stunden lang zu mir hinsetzt, mir klar zu machen, was ich nicht verstanden habe u. s. w. — wer in solchen Gesellschaften mit Kenntnissen, wie die meinen sind, prahlen wollte, der müßte sich selbst lächerlich werden. — Meinen Haushalt habe ich so sparsam wie möglich eingerichtet. Ich brauche weder Butter noch Zucker, esse nie auswärts zu Abend und Mittag so wohlfeil wie möglich. Im Theater bin ich erst zwei Mal gewesen, im Königstädtischen in der Somnambula, die italienische Truppe ist ausgezeichnet, wobei das Billet, Stehparquet, 10 Sgr. kostet — und der Curiosität halber im Friedr.-Wilhelmstädtischen à 5 Sgr. In das Opern- oder Schauspielhaus werde ich erst gehen, wenn ich mir den Gulden, den ein einigermaßen anständiger Platz dort kostet, selbst verdient habe. Dagegen war ich gestern mit Luther in der Hyazinthen-Ausstellung, wo ich für 2½ Sgr. ein Meer von Hyazinthen und Tulpen sah, was mich in Erstaunen und Entzücken versetzte". —

Obwohl wir die ganze Reihe dieser Briefe abschreiben müßten, wenn wir unseren Lesern den eigenthümlichen Duft und Reiz derselben vergegenwärtigen wollten, können wir uns doch nicht versagen, zur näheren Charakteristik des Schreibers noch folgende dürftige Auszüge ihrem freundlichen Zusammenhange zu entziehen:

„In der letzten Nummer der Schuhmacher'schen astronomischen Jahrbücher ist eine Rechnung von mir publizirt, die erste die ich habe drucken lassen. In den nächsten Nummern folgen noch zwei andere. Ich muß Tag und Nacht darüber sein, weil der Druck schon weit vorgeschritten ist. Hoffentlich bleibt es so kühl wie eben jetzt, denn bei starker Hitze rechnen zu müssen, ist eine entsetzliche Qual. Ich habe in der letzten Zeit viel an Nasenbluten gelitten, trotzdem ich gar kein Bier und nur mäßig starken Kaffee trinke. Die Kirschen sind dieses Jahr besonders herrlich und sehr wohlfeil, etwa 6 Pfge.

das Schock, ich esse viel davon, besonders in der Wärme, um das Trinkwasser entbehren zu können, das hier herzlich schlecht ist".

„Mein Verhältniß zu Encke wird immer freundlicher, so daß es mir recht leid thun wird, wenn ich von ihm weg muß. In diesem Augenblicke rechne ich mit Georg Rümcker die Bahn des neuesten Planeten Irene. Du mußt deshalb meine schlechte Schrift verzeihen, es werden die Finger vom Zahlenschreiben ganz krumm. Nebenbei beschäftige ich mich mit Statik und Mechanik und lese Correkturen von Brunow's Astronomie. Meine Unterhaltungslektüre besteht augenblicklich in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Das Buch entzückt mich ungemein und hat mich im Allgemeinen so warm gemacht, daß ich, wäre ich nicht eine so entsetzlich unbedeutende Person, wohl gern die Frau von Arnim einmal aufgesucht hätte. — Trendelnburg's Geschichte der Philosophie arbeite ich besonders genau aus, um mir den Stoff um so fester einzuprägen".

„Mein neues Stübchen (im Garten der Sternwarte) ist klein, aber höchst niedlich, 7½ Schritt lang, 6½ breit und heizt sich prächtig. Gestern Abend war bei mir grand souper von lauter Leipziger Produkten, bei welchem Anlaß denn der Wurstzipfel sein junges Leben aushauchte".

„Vor acht Tagen habe ich bei Encke die erste Jahrbuchsarbeit erhalten, d. h. die erste, die mir bezahlt wird. Es ist die Berechnung des Laufs der Venus für 1855. Das Honorar beträgt 25 Thaler. Ich hoffe mit dieser Rechnung in sechs Wochen fertig zu sein. Dergleichen Arbeiten werde ich den ganzen Winter hindurch machen, da ich ihrer so viel bekommen kann, als ich zu bewältigen vermag."

„In der Hoffnung eines baldigen Besuchs bei Humboldt lasse ich übrigens meinen (beiläufig gesagt herzlich schlechten, vom Mai 1848 datirenden) schwarzen Hut restau- und repariren, auf eigene Kosten!! Vergangenen Montag war ich wieder einmal im Fr.-Wilhelmstädtischen Theater und hörte eine sehr gute Aufführung der Dittersdorf'schen Oper „Doctor und Apotheker", die mich höchlich amusirt hat. Welch ein Humor in Musik und Situation, wie arm erscheinen die neueren sogenanten komischen Opern neben diesem Werk! — In der großen Oper singt Roger aus Paris, ich kann es aber nicht über's Herz bringen (Pardon Monsieur Roger) seinetwegen 20 Sgr. für einen Stehplatz wegzuwerfen". —

Dazwischen kamen denn in der ersten Zeit auch Briefe, wie folgender:

„Liebe, gute Mutter!

In Anbetracht, daß wir schon den sechsten eines neuen Monats

haben, in Rücksicht darauf, daß mein ganzes Vermögen nur noch in

15 Sgr. 8 Pfge.

besteht, die Speisemarken sämmtlich verzehrt sind und ich mich Mittags mit zwei oder drei Bogen Pflanzenpapier behelfen muß, auf meinen Morgenkaffee auch nur drei Bohnen für vier Tassen nehmen kann, und ich also die erfreuliche Aussicht habe, mich nächstens, wenn nicht bald Moos kommt, wie die Lilien des Feldes von meinem himmlischen Vater ernähren zu lassen, so ersuche und beschwöre ich Dein liebendes Mutterherz, den Herrn Papa zu bewegen, umgehends wenigstens einige Gelder zu schicken. Indem ich die bei Euch zufällig vergessene Botanisirbüchse in Erinnerung bringe, in die sich bequem allerlei verpacken läßt, wie z. B. Thee und recht viel Wurst u. s. w., unterzeichne ich mich mit der dringenden Bitte um augenblickliche Hilfe als Dein langsam, aber sicher verhungernder Sohn

Eduard".

Man ersieht u. A. aus diesem harmlosen Geplauder mit Eltern und Geschwistern, wie gewandt und sicher der zukünftige Wüstenwanderer auf einem durchaus neuen Boden sich heimisch zu machen wußte, wie gänzlich fern ihm das Gefühl der Fremdheit und des Unbehagens blieb, welches die erste Trennung von einer geliebten Heimath zu erzeugen pflegt. In der That fühlte er sich wohl in Berlin, wo er sein starkes Arbeitsbedürfniß befriedigt, sein Wissen und seinen Gesichtskreis täglich sich erweitern sah, wo überhaupt Alles sich vereinigte, was unter dem Einflusse bedeutsamer Verbindungen seine Geistes- und Charakterbildung fördern, sein Selbstvertrauen beleben, was ihn fesseln und beruhigen, die Sehnsucht nach dem Unbekannten, nach einem großen und weiten Thätigkeitsfelde für längere Zeit in ihm beschwichtigen konnte. Dennoch war es gerade diese letztere Eigenschaft, diese geheimste und mächtigste Neigung seines Wesens, welcher das Glück in einer wirklich bemerkenswerther Weise entgegenkam. Ohne eine Bemühung von seiner Seite fiel es ihm zu wie die Zuneigung und Liebe der Menschen. Als er im zweiten Jahre seines Berliner Aufenthaltes eine Ferientour durch das Riesengebirge gemacht hatte und mit reicher botanischer Ausbeute, noch voll von der Großartigkeit der erlebten Eindrücke auf einige Tage nach Leipzig kam, fand er dort einen ihm von Berlin nachgesendeten Brief des berühmten Planetenentdeckers Hind vor, der ihn zu seinem Assistenten an die Bishop'sche Sternwarte in London mit einem vorläufigen Gehalt von 800 Thalern berief. Er war damals 22½ Jahr alt und hatte sich um diese Stelle nicht beworben. Halten wir diesen Umstand mit dem unschuldigen Humor, der harmlosen Schalkhaftigkeit zusammen, welche aus seinen Briefen spricht, so erscheint dieselbe erst in ihrem wahren Lichte.

Denn offenbar war es doch der Ernst und die Tüchtigkeit seiner wissenschaftlichen Leistungen, denen er einen so vertrauens- und ehrenvollen Antrag, ein so überraschendes Emporsteigen auf der erwählten Berufsbahn zu danken hatte. Sein Entzücken kannte daher auch keine Grenzen, jubelnd — wie ein beschenktes Kind — riß er sich von Verwandten und Freunden los, die ihm in Berlin noch die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit und Liebe gaben. Auch bei der Schwester Polko in Duisburg sprach er unterwegs nach vor, und Fremde, die ihn dort flüchtig sahen, „hielten ihn für einen auf der Ferienreise begriffenen „Fuchs", so jung sah er aus, so unbefangen war seine Art zu reden und sich zu benehmen."

(Schluß folgt.)

Italienische Zeitgenossen.

Von

Neigebaur.

General Cialdini.

Der General Cialdini*) wird jetzt für den bedeutendsten Corpscommandanten des italienischen Heeres gehalten; er wurde 1813 zu Modena geboren, wo sein Vater Civilingenieur war. Auf dem Jesuiten-Collegium erweckte er solche Hoffnungen, daß dieser Orden ihn für sich gewinnen wollte; allein er haßte denselben und wurde wegen einer satyrischen Zeichnung gegen ihn aus dieser Schule verwiesen. Er konnte bei den damaligen Verhältnissen nicht im Lande weiter studieren, sondern mußte nach Parma gehen, wo er Mediciner werden wollte, dabei aber auch die Zeichenkunst trieb. Als im Jahre 1831 der General Zucchi versuchte, von Bologna aus die Befreiung Italiens von den Fremden zu erzwingen, trat Cialdini sofort bei; aber die österreichischen Bajonette machten diesem Versuche bald ein Ende und Cialdini mußte sich nach Frankreich retten. Damals hatte Don Pedro von Brasilien seiner Tochter, Donna Maria, Portugale abgetreten, welches Reich ihr von seinem Bruder Don Miguel — der auch seinem Vater nach dem Leben getrachtet hatte — bestritten wurde, und dort unumschränkt mit den Jesuiten herrschte. Don Pedro suchte die Rechte seiner Tochter aufrecht zu erhalten, und zu seinem Heere eilte Cialdini 1833 mit Empfehlungen versehen, unter andern von den berühmten Lafayette; allein Cialdini warf dieselben ins Meer, weil er sich selbst, nicht Andern, sein Fortkommen verdanken wollte. Er trat als gemeiner Soldat ein; ein deutscher Kamerad, der auf die Italiener schimpfte, wurde von ihm gefordert und dafür im Zweikampfe bestraft. Schon in den ersten Gefechten hatte sich Cialdini als Unterofficier so ausgezeichnet, daß er den Thurm- und Schwerdt-Orden

*) *Enrico* Cialdini, generale d'Armata, Torino, 1861. Casa Pomba.

erhielt. Als der Krieg beendet war, trat der nunmehrige Lieutenant in spanische Dienste, gegen den Prätendenten Don Carlos, wo er bald Hauptmann ward und den Ferdinandsorden erhielt. Der Ausbruch des Krieges in Italien im Jahre 1848 fand Cialdini als spanischen Oberstlieutenant; er nahm sofort seinen Abschied und eilte seinem Vaterlande zu Hülfe. Er traf zuerst unter Durando bei Vicenza auf die Oesterreicher, am 10. Juni 1848, wo der junge Oberst eine Kugel durch den Unterleib erhielt und auf dem Schlachtfelde dem Tode nahe war; doch seine Natur ließ ihn alle Gefahr überstehen, und der Oesterreichische General d'Aspre besuchte ihn selbst auf dem Krankenlager mehrere Male. Im Kriege 1849 und in der Krim zeichnete sich Cialdini wie überall durch Tapferkeit und Umsicht aus und befehligte zuletzt als Oberst eine Brigade vor Sebastopol. Noch mehr Gelegenheit zur Auszeichnung hatte er im letzten Kriege gegen Oesterreich. Nachher erhielt er den Befehl über das in Bologna stehende 4. Armeecorps. Als im Herbst 1860 der Franzose Lamoricière sich zum Vorkämpfer für das Papstthum machte und ein Heer aus allerlei Volk gebildet hatte, welches den Frieden in Mittelitalien bedrohte, und die Aufforderung Victor Emanuels, diese Bedrohung des Friedens zu beseitigen und dies Freicorps aufzulösen, vergeblich war, erhielt Cialdini den Befehl aufzubrechen; in Pesaro wurde er aus einem Nonnenkloster mit Gewehrfeuer empfangen; aber nach der Schlacht von Castelfidardo fiel auch das stark befestigte Ancona am 29. September 1860. Am 26. October schlug Cialdini den Neapolitanischen General Barbalunga, der 20,000 Mann bei Sessa versammelt hatte. Von da an übernahm er die Belagerung von Gaeta, dessen Eroberung seiner Feldherrnrufe die Krone aufsetzten. Jetzt befehligt er das Armeecorps in Bologna, wo er wegen seines liebenswürdigen Betragens mit seiner eben so liebenswürdigen Gemahlin, einer Spanierin, in der Gesellschaft hoch geachtet wird. Das Vertrauen seiner Landsleute im Modenesischen hat ihn zugleich zum Abgeordneten des italienischen Parlaments wählen lassen.

Tommaso Grossi.

Tommaso Grossi*) ist einer der beliebtesten Dichter und Schriftsteller der Italiener; er wurde 1791 zu Bellano am Comersee geboren und starb als Doctor 1853. Der berühmte Geschichtsschreiber Cantù beschreibt hier sein einfaches Leben, besonders aber die Richtung seiner schriftstellerischen Arbeiten. Er war ein Romantiker, dessen Marco Visconti sich mit den Verlobten Manzonis messen kann. Befreundet mit dem Dichter Giusti und dem geistreichen Massimo d'Azeglio steht er in gutem Andenken.

*) Tommaso Grossi per Cesare Cantù. Torino 1862. Casa Pomba.

Ugo Bassi.

Der Priester Ugo Bassi*) opferte sich für die Einheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Ob geirrt, mag ein höherer Priester entscheiden; er gehört in die Reihe der italienischen Märtyrer gegen die Beschlüsse der heiligen Allianz. Er wurde im ersten Jahre dieses Jahrhunderts im Kirchenstaat zu Lento bei Ferrara geboren. Seine wohlhabenden Eltern ließen ihm eine gute Erziehung geben, die aber unter den dortigen Verhältnissen nur zum geistlichen Stande führen konnte. Bei den Piaristen in der Schule, welche stets Feinde der Jesuiten waren, wurde er vor dem Eintritt in den damals allmächtigen Orden bewahrt. Als Murat den Italienern Hoffnung machte, Italien als Einheitsstaat herzustellen, entfernte er sich aus dem Collegium zu Bologna, um sich bei der Recrutirungscommission zu melden, da er es für sein Vaterland zu wirken, für seine Pflicht hielt, von Tacitus und Dante begeistert. Natürlich wurde er wegen seiner Jugend abgewiesen. Sein Beichtvater bemächtigte sich nun ganz dieses feurigen Jünglings und begeisterte ihn für den geistlichen Stand, obgleich seine Eltern dagegen waren. Er trat in den Barnabitenorden, der wie die Pardri Somaschi die Piaristen und Jesuiten sich mit Erziehung beschäftigen, weil er den Beruf zum geistlichen Stande in sich fühlte, und widmete sich bald dem Unterrichte mit allem Eifer in verschiedenen Ordenshäusern (die nicht Klöster genannt werden), besonders in Rom, wo ihn die Reste der römischen Größe der Vorzeit begeisterten; dabei waren Dante und die Bibel seine einzige Erholung. Von seinem Vorgesetzten nach Neapel geschickt, sah er dort das Verderben in seiner schmälichen Nacktheit, wie neben dem ärgsten Aberglauben die größten Verbrechen bei der dortigen Mißregierung möglich waren. Er fand, daß die Religion gemißbraucht ward, und wollte zu seiner Familie zurückkehren und den geistlichen Stand verlassen; doch einer seiner Mitbrüder, Mauro Capellani, der nachherige Papst, brachte ihn von diesem Entschlusse ab, und so blieb er in Rom mit Malen und Musik beschäftigt, wobei er aber auch die französische, englische und griechische Literatur neben seinem Klosterberufe fortsetzte. Seit 1833 trat er als Prediger auf, zuerst in Neapel mit einer Lobrede auf den heiligen Januarius und erhielt allgemeinen Beifall, so daß er bald in Italien überall zum Festenprediger berufen wurde. In Bologna fand der Cardinal Spinola seine Predigt über die Gebrechen der Zeit etwas zu anzüglich und wollte ihn entfernen; doch Mauro Capellani war unterdeß Papst geworden, und da er die frommen Gesinnungen des Bassi kannte, nahm er sich seiner an und berief ihn nach Beendigung seiner Fastenpredigten nach Rom. Eine in Cesena im Jahre 1836 gehaltene Predigt begeisterte seine Zuhörer dergestalt, daß Herren und Damen ihre Mäntel auf den Fußboden der Kirche warfen, damit er darüber schreiten mußte, wie es einst die Königin Elisabeth von einem ihrer Verehrer erfuhr. Schon war er in ganz Italien als Prediger berühmt, als er erfuhr, daß

*) *Ugo Bassi per* Enrico Montazio. Torino 1862. Casa Pomba.

in Palermo die Cholera ausgebrochen war; er eilte sofort dorthin und stand den Sterbenden bei. Als einst in dem dortigen Hospital kein Raum für einen Sterbenden war, um ihn hinzulegen, nahm er ihn in seine Arme und diente ihn als Kopfkissen. In Mailand, Genua und überall erregten seine Predigten die höchste Begeisterung, so daß die anderen Geistlichen auf ihn eifersüchtig wurden. Besonders war es die Geistlichkeit in Bologna, welche es dahin brachte, daß ihm 1840 verboten ward im Kirchenstaate zu predigen; er wurde sogar nach St. Severino, dem ungesundesten Ort in Umbrien, verwiesen und zuletzt noch aus dem Kirchenstaate; so daß er sich wieder nach Neapel wendete.

Dort schrieb er seine Buona novella, in welchem ascetischen Werke er im ersten Theile von dem Lichte, in dem andern von der christliche Liebe handelt. Dessenungeachtet wurde er auch aus Neapel verwiesen, worauf er im Jahre 1845 nach Sicilien ging und in vielen Städten als Prediger bewundert wurde, aber in tiefer Armuth leben mußte. In Palermo widerte ihn 1846 die Verehrung an, die man dem russischen Kaiser bewies, er drückte in einem Gedicht seine Theilnahme für das unterdrückte Polen aus. Als Pius IX. für Italien Hoffnungen erweckte und Alle begnadigte, die wegen ihrer Einheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen für ihr Vaterland geächtet worden waren, trat er wieder als Kanzelredner in Bologna auf. In Turin hatte er mit Carl Albert eine lange Unterhaltung, so wie auch mit Pius IX., obwohl viele Cardinäle dies zu hintertreiben suchten. Er empfahl dem Papst Italien als seine geliebte Tochter, und dieser sagte mit Thränen in den Augen: Welch ein schönes Herz hat der Pater Bassi! Als der Papst 1848 seine Soldaten unter Durando gegen Oesterreich schickte und sich überall Freiwillige anschlossen, mit denen ein anderer Barnabit, der Peter Gavazzi aus Rom, als Feldpater auszog, eilte Bassi aus Arcona zu ihm nach Bologna, sammelte auch Freiwillige und wollte sich ihm anschließen. Da rief der Papst seine Soldaten nach den Encyclica am 29. April 1848 zurück, und diese beiden Feldpater wurden aus ihren Orden ausgestoßen (exmonachali), was sie aber nicht abhielt nach Oberitalien zu ziehen. Bei den Gefechten von Treviso, wo Bassi stets in erster Reihe sich befand, erhielt er drei Wunden. Eine Kartätschenkugel war ihm am 12. Mai 1848 unter dem Arme durch die Rippen gedrungen und ohne alle Hoffuung wurde er nach Venedig gebracht, doch nachdem am 23. Juni die Kugel herausgenommen worden war, wurde er geheilt. Er machte während der Heilung auf diese Vorfälle Gedichte, die in den „Alpenjägern"*) abgedruckt sind, und nahm sich dann der Verwundeten in dem Fort Malghera an. Darauf ging er zu Garibaldi nach Rom, um mit ihm alle Gefahren zu theilen. Er sagte oft: gern würde ich für Garibaldi sterben. Er ward sein Adjutant und Feldcaplan, bei der Villa Spada wurde sein Pferd erschossen und in der Villa Pamfili stand er einem Verwundeten bei, als die Franzosen eindrangen. Er zog mit Garibaldi, der nach Venedig wollte, und mit Cicernacchio nach dem Adriatischen Meere, wo ihn die Oesterreicher umringten, so daß er zu S. Marino seine Schaar entlassen

---

*) Ili Cacciatori delle Alpi per Fr. Carrano. Torino 1860. Casa Pomba.

Ugo Bassi.

Der Priester Ugo Bassi*) opferte sich für die Einheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Ob geirrt, mag ein höherer Priester entscheiden; er gehört in die Reihe der italienischen Märtyrer gegen die Beschlüsse der heiligen Allianz. Er wurde im ersten Jahre dieses Jahrhunderts im Kirchenstaat zu Lento bei Ferrara geboren. Seine wohlhabenden Eltern ließen ihm eine gute Erziehung geben, die aber unter den dortigen Verhältnissen nur zum geistlichen Stande führen konnte. Bei den Piaristen in der Schule, welche stets Feinde der Jesuiten waren, wurde er vor dem Eintritt in den damals allmächtigen Orden bewahrt. Als Murat den Italienern Hoffnung machte, Italien als Einheitsstaat herzustellen, entfernte er sich aus dem Collegium zu Bologna, um sich bei der Recrutirungscommission zu melden, da er es für sein Vaterland zu wirken, für seine Pflicht hielt, von Tacitus und Dante begeistert. Natürlich wurde er wegen seiner Jugend abgewiesen. Sein Beichtvater bemächtigte sich nun ganz dieses feurigen Jünglings und begeisterte ihn für den geistlichen Stand, obgleich seine Eltern dagegen waren. Er trat in den Barnabitenorden, der wie die Pardri Somaschi die Piaristen und Jesuiten sich mit Erziehung beschäftigen, weil er den Beruf zum geistlichen Stande in sich fühlte, und widmete sich bald dem Unterrichte mit allem Eifer in verschiedenen Ordenshäusern (die nicht Klöster genannt werden), besonders in Rom, wo ihn die Reste der römischen Größe der Vorzeit begeisterten; dabei waren Dante und die Bibel seine einzige Erholung. Von seinem Vorgesetzten nach Neapel geschickt, sah er dort das Verderben in seiner schmälichen Nacktheit, wie neben dem ärgsten Aberglauben die größten Verbrechen bei der dortigen Mißregierung möglich waren. Er fand, daß die Religion gemißbraucht ward, und wollte zu seiner Familie zurückkehren und den geistlichen Stand verlassen; doch einer seiner Mitbrüder, Mauro Capellani, der nachherige Papst, brachte ihn von diesem Entschlusse ab, und so blieb er in Rom mit Malen und Musik beschäftigt, wobei er aber auch die französische, englische und griechische Literatur neben seinem Klosterberufe fortsetzte. Seit 1833 trat er als Prediger auf, zuerst in Neapel mit einer Lobrede auf den heiligen Januarius und erhielt allgemeinen Beifall, so daß er bald in Italien überall zum Festenprediger berufen wurde. In Bologna fand der Cardinal Spinola seine Predigt über die Gebrechen der Zeit etwas zu anzüglich und wollte ihn entfernen; doch Mauro Capellani war unterdeß Papst geworden, und da er die frommen Gesinnungen des Bassi kannte, nahm er sich seiner an und berief ihn nach Beendigung seiner Fastenpredigten nach Rom. Eine in Cesena im Jahre 1836 gehaltene Predigt begeisterte seine Zuhörer dergestalt, daß Herren und Damen ihre Mäntel auf den Fußboden der Kirche warfen, damit er darüber schreiten mußte, wie es einst die Königin Elisabeth von einem ihrer Verehrer erfuhr. Schon war er in ganz Italien als Prediger berühmt, als er erfuhr, daß

*) *Ugo Bassi per Enrico* Montazio. Torino 1862. Casa Pomba.

in Palermo die Cholera ausgebrochen war; er eilte sofort dorthin und stand den Sterbenden bei. Als einst in dem dortigen Hospital kein Raum für einen Sterbenden war, um ihn hinzulegen, nahm er ihn in seine Arme und diente ihn als Kopfkissen. In Mailand, Genua und überall erregten seine Predigten die höchste Begeisterung, so daß die anderen Geistlichen auf ihn eifersüchtig wurden. Besonders war es die Geistlichkeit in Bologna, welche es dahin brachte, daß ihm 1840 verboten ward im Kirchenstaate zu predigen; er wurde sogar nach St. Severino, dem ungesundesten Ort in Umbrien, verwiesen und zuletzt noch aus dem Kirchenstaate; so daß er sich wieder nach Neapel wendete.

Dort schrieb er seine Buona novella, in welchem ascetischen Werke er im ersten Theile von dem Lichte, in dem andern von der christliche Liebe handelt. Dessenungeachtet wurde er auch aus Neapel verwiesen, worauf er im Jahre 1845 nach Sicilien ging und in vielen Städten als Prediger bewundert wurde, aber in tiefer Armuth leben mußte. In Palermo widerte ihn 1846 die Verehrung an, die man dem russischen Kaiser bewies, er drückte in einem Gedicht seine Theilnahme für das unterdrückte Polen aus. Als Pius IX. für Italien Hoffnungen erweckte und Alle begnadigte, die wegen ihrer Einheits- und Unabhängigkeitsbestrebungen für ihr Vaterland geächtet worden waren, trat er wieder als Kanzelredner in Bologna auf. In Turin hatte er mit Carl Albert eine lange Unterhaltung, so wie auch mit Pius IX., obwohl viele Cardinäle dies zu hintertreiben suchten. Er empfahl dem Papst Italien als seine geliebte Tochter, und dieser sagte mit Thränen in den Augen: Welch ein schönes Herz hat der Pater Bassi! Als der Papst 1848 seine Soldaten unter Durando gegen Oesterreich schickte und sich überall Freiwillige anschlossen, mit denen ein anderer Barnabit, der Peter Gavazzi aus Rom, als Feldpater auszog, eilte Bassi aus Ancona zu ihm nach Bologna, sammelte auch Freiwillige und wollte sich ihm anschließen. Da rief der Papst seine Soldaten nach den Encyclica am 29. April 1848 zurück, und diese beiden Feldpater wurden aus ihren Orden ausgestoßen (exmonachati), was sie aber nicht abhielt nach Oberitalien zu ziehen. Bei den Gefechten von Treviso, wo Bassi stets in erster Reihe sich befand, erhielt er drei Wunden. Eine Kartätschenkugel war ihm am 12. Mai 1848 unter dem Arme durch die Rippen gedrungen und ohne alle Hoffnung wurde er nach Venedig gebracht, doch nachdem am 23. Juni die Kugel herausgenommen worden war, wurde er geheilt. Er machte während der Heilung auf diese Vorfälle Gedichte, die in den „Alpenjägern"*) abgedruckt sind, und nahm sich dann der Verwundeten in dem Fort Malghera an. Darauf ging er zu Garibaldi nach Rom, um mit ihm alle Gefahren zu theilen. Er sagte oft: gern würde ich für Garibaldi sterben. Er ward sein Adjutant und Feldcaplan, bei der Villa Spada wurde sein Pferd erschossen und in der Villa Pamfili stand er einem Verwundeten bei, als die Franzosen eindrangen. Er zog mit Garibaldi, der nach Venedig wollte, und mit Cicernacchio nach dem Adriatischen Meere, wo ihn die Oesterreicher umringten, so daß er zu S. Marino seine Schaar entlassen

*) Ili Cacciatori delle Alpi per Fr. Carrano. Torino 1860. Casa Pomba.

mußte. Ein Sturm verhinderte die Fahrt nach Venedig; bei Commachio verlor Garibaldi seine Frau, und so mußten sie sich trennen. Bassi fiel den Croaten in die Hände und wurde nach Bologna gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Der österreichische General wollte zu seiner Beruhigung das Gutachten der dortigen Geistlichkeit über das Todesurtheil gegen einen von ihnen haben; dazu hatten sich die 9 ersten Geistlichen Bolognas versammelt, dieselben unterzeichneten das Bluturtheil, nur 3 außerdem zugezogene ungarisch-österreichische Feldcapellane verweigerten dies. Auch der Capellan der Bologna'schen Barnabiten verweigerte dem Verurtheilten die letzten Tröstungen der Religion auf Befehl des Erzbischofs. Mit aller Ruhe sagte er auf dem Richtplatze dem österreichischen Officier: Ich bin bereit! Dieser, ein junger Mensch, war aber so gerührt, daß er sich umwandte, so daß ein Anderer Feuer! commandiren mußte. — Solche Märtyrer hat Italien aufzuweisen.

Giovanni Prati.

Einer der gefeiertsten Geister Italiens ist jetzt der Dichter Prati*). Sein Vater, Carl v. Prati, besaß das Schloß Dasindo in dem Thale le Giudicarie im italienischen Tyrol, unfern des Gardasee's. Dieser sein Sohn Johann, im Jahre 1815 geboren, frug ihn einst als Kind: warum Silvio Pellico auf dem Spielberg gefangen gehalten wurde, und da ihm erwidert ward, „weil er aus Liebe zu seinem Vaterlande verdächtig geworden", frug er: ist es denn ein Verbrechen, das Land zu lieben, wo man geboren worden? Auf dem Gymnasium zu Trient erhielt er stets den ersten Preis, obwohl er manchmal vom väterlichen Schlosse aus in der romantischen Gegend jagte und dichtete. Auf der Universität zu Padua ward er schon mit 20 Jahren Doctor beider Rechte. Er heirathete sofort und lebte in glücklicher, aber kurzer Ehe; er verlor bald seine Elise. Da erzählte ihm ein Freund, der von Venedig kam, eine dort vorgefallene romantische Liebesgeschichte und forderte ihn, der schon viel gedichtet hatte, auf, diese Geschichte zu besingen. Daraus entstand sein erstes bedeutendes Gedicht: Edmenegarda, das den Dichter von der Etsch bis nach Sicilien berühmt machte. Von Mailand ging er nach Turin, wo sein Gedicht „il conte casso" einen Vorfahren des König Carl Albert verherrlichte. Manchem schien schon 1843 das Gedicht zu sehr italienisch gehalten, andere sagten, daß er Bürger, Goethe und Byron nachahme. Er arbeitete fortwährend, theils auf seinem väterlichen Schlosse, theils in Venedig und Padua, wo er im Jahre 1848 seine einsamen Spaziergänge herausgab. Als er sich der Politik zuwandte und über Ferdinand II. von Neapel sich etwas stark ausdrückte, wurde er 1850 von Rom aus mit dem Kirchenbanne bedroht, doch die Cardinäle Massimo und Amot nahmen sich seiner an. Seit dem lebt er als gefeierter Dichter in Turin

*) *Giovanni* Prati, per Angelo Deguberratis. Torino 1861. Casa Pomba.

wo er die Literatur mit vielen dichterischen Werken, als: „der Satan und die Grazien", „Gelon von Syracus", „Aribert" u. a. m. bereicherte. Wie sehr er mit der klassischen Literatur vertraut ist, zeigte er im Jahre 1861 durch die auf der Universität zu Turin gehaltene Vorlesung seiner Uebersetzung der Aeneide. Er hat sich dort wieder vermählt und lebt mit Orden geschmückt den Musen zu Turin. —

Giovanni Berchet.

Der Dichter Berchet wurde 1790 zu Mailand geboren. Mit klassischen Kenntnissen ausgerüstet, wandte er sich dem Romanticismus zu, während Monti der klassischen Richtung anhing, die Foscolo wenigstens der Form nach beibehielt. Er gründete mit dem Grafen Confalvaieri, Porro, Pecchio, del Pozzo, Arrivabene und Andern die in Mailand seit 1816 herauskommende Zeitschrift „Conciliatore". Hier, wo unter Maria Theresia die Verwaltung italienisch gewesen war und unter den Franzosen das Königreich Italien bestand, auch bei dem Einrücken der Oesterreicher die italienische Nationalität aufgerufen worden war, fühlte man sich bei der nunmehrigen Umformung in das ungewöhnte Deutschthum unbehaglich. Manzoni predigte die moralische Wiedergeburt, um zu einer politischen zu gelangen, und Berchet wurde ein italienischer Tyrtäus, der die Schmerzen und die Hoffnungen des Vaterlandes besang. Als genauer Kenner der deutschen Dichter wußte er deren Vorzüge zu schätzen. Diese Leistung veranlaßte vielfache Beschwerden von Seiten der damals ganz in den Händen der Jesuiten befindlichen italienischen Regierungen so daß Oesterreich, das damalige Ideal der Politiker, schon 1818 diese Zeitschrift verbot. Die vorgenannten Männer suchten durch Unterricht und Industrie, auf die politisch soziale Bildung des Volkes zu wirken, und stifteten Schulen, ließen die ersten Dampfboote bauen und sorgten für Gasbeleuchtung, was bei dem in Italien stets beibehaltenen Gemeindewesen um so leichter möglich war. Berchet wirkte als Dichter durch seinen „Einsiedler von Mont-Cenis" und seine „Chiarina". Dabei gab er eine gelehrte Vergleichung der berühmten Gedichte Ramajana und Mahabarata mit den neueren europäischen Dramen heraus Nachdem Berchet seine Vaterlandsliebe mit 20jähriger Verbannung büßen mußte, konnte er erst auf die Ereignisse von 1848 zurückkehren, zum Abgeordneten gewählt, zeichnete er sich im Parlamente zu Turin aus und starb 1851 mit Hinterlassung vieler ungedruckter Werke, die Maffari herausgegeben hat. Er wird als einer der ersten Lyriker der Jetztzeit genannt und gleich verehrt wie Manzoni und Farini, ebenfalls Mailänder; alle drei haben dabei den Ruf, auch im Privatleben die edelsten Menschen gewesen zu sein.

---

*) Giovanni Berchet, per Agostino Verona. Torino 1862. Casa Pomba.

Robert d'Azeglio.

Ein Mitglied der Secte der Carbonari war der Markgraf Robert d'Azeglio*), im Jahre 1790 zu Turin geboren, wo sein Vater, der Markgraf Taparelli, als Stabsofficier angestellt, zu den ersten Familien des Landes gehörte, aber mit Eintritt der Franzosenherrschaft auswanderte, so daß sein Sohn in Florenz seine erste Bildung erhielt. Später wurde er von Napoleon bei dem Finanzministerium angestellt und 1811 nach den Pontinischen Sümpfen als Beamter des Straßen- und Brückenbaues, zuletzt aber, 1813, nach Lauenburg an der Elbe vom Polizeiminister Savary geschickt. Dort sah dieser französische Polizeibeamte, mit welchem Muthe die Deutschen sich gegen ihr Dränger erhoben; die Bürger Lauenburgs setzten ihm hart zu, so daß er sich nur mit vieler Gefahr zu Vandamme retten konnte, worauf er in das Gefolge von Davoust bei der Wiedereinnahme von Hamburg durch Tettenborn gekommen war. Bald wurde er von der Gesellschaft dieser beiden Männer, die er als Blutsauger in Deutschland hatte kennen lernen, befreit, indem ein Todesfall in der Familie seine Rückkehr nach Turin nothwendig machte. Er hatte aber in Deutschland gesehen, wie schwer die Fremdherrschaft drückt, und die französische Gesetzgebung, die Frucht der großen Revolution, hatte unterdessen in seinem Vaterlande Wurzel geschlagen; daher fiel es ihm nicht wenig auf, daß der wieder in sein Besitzthum eingesetzte König Victor Emanuel I. in der Zeit der Prüfung nichts gelernt und nichts vergessen hatte, so das alles Alte wieder zurückgeführt ward und die Jesuiten herrschten, die der Papst Pius VII. sofort wieder hergestellt hatte und die heilige Allianz als die Magna Charta des von Napoleon befreiten Continents angesehen wurde. Natürlich konnte der gebildete Theil des Volkes hier die erste Gesellschaft, damit wenig zufrieden sein. Man verband sich gegen den Rückschritt und wünschte die Einheit Italiens; daraus ging die geheime Gesellschaft der Carbonari hervor, der die meisten Männer des Fortschrittes beitraten. Zu diesen letzteren gehörte auch der Prinz von Carignan, Carl Albert, der nicht als Prinz, nicht als Thronerbe erzogen war. Auch er wurde Carbonari, was keineswegs einen Republikaner bedeutete; auch d'Azeglio wurde in diese Gesellschaft aufgenommen. Er ist bekannt, wie die Bewegung vom Jahre 1821, welche von den Markgrafen Caraglio St. Marzano, dem Sohn des früheren Gesandten von Berlin, ausging, ordnete, wie seitdem der Congreß von Verona verhinderte, daß in Italien constitutionelle Verfassungen auflebten und alle die dafür und für die Einheit Italiens verfolgt und mit dem Name Republikaner, rothe Demokraten u. s. w. belegt wurden. Auch Robert d'Azeglio mußte sein Vaterland verlassen und Carl Albert, Prinz von Carignon, war nahe daran, von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden, da der Herzog von Modena als Gemahl eine Sardinische Prinzessin darnach strebte und dabei von dem

*) Robert d'Azeglio, per Giorgio Briano. Torino. 1861. Casa Pomba.

damals allmächtigen Metternich unterstützt worden. Glücklicherweise widerstrebte dies der französischen Politik, und Carl Albert konnte sich von dem ihm anklebenden Flecken des Carbonarismus nur dadurch reinigen, daß er unter dem Herzoge von Angoulême mit nach Spanien zog, da damals Frankreich zum Executor der heiligen Allianz gegen die Constitution der Spanier ernannt worden war, während dies Geschäft in Italien an Oesterreich übertragen wurde. — Carl Albert machte als gemeiner Soldat — gewissermaßen als Reisender — den Sturm auf den Tracadero mit und zeichnete sich so aus, daß er von Ludwig XVIII. der erste Grenadier von Frankreich genannt wurde. In die Heimath zurückgekehrt, mußte er sich, wieder zu Gnaden aufgenommen, in die jesuitischen Formen fügen, denn damals mußte jeder Beamte durch den Beichtzettel ausweisen, daß er von allen Sünden alljährlich freigesprochen worden sei. Carl Albert hatte sein Wort geben müssen, eine neue Constitution zu geben, er hatte daher mit seinen früheren Gesinnungsgenossen einen schweren Stand, die nicht ganz zu Zopfmenschen, hier Codini genannt, geworden waren. Robert d'Azeglio war freisinnig geblieben, hatte in Paris mit gescheuten Leuten, besonders mit den bedeutendsten Künstlern, im Verkehr gestanden, da er stets Freund der Kunst gewesen war. Carl Albert ernannte ihn als König zum Vorstande der Kunstakademie, die nach d'Azeglio's Angaben in Turin errichtet wurde und so viel geleistet hat. Der Verfasser hat mit Recht die großen Verdienste dieses Mannes umständlich beschrieben, womit er jene Zeit der Reaction ausfüllen konnte. Als endlich Pius IX. die Wünsche der Italiener zu erhören anfing und selbst durch Berufung einer Constituante den Weg der Reform einschlug, da bat Carl Albert den Papst, ihn von dem gegebenen Worte loszusprechen. Der Papst antwortete: „daß er nicht vermöge, ein gegebenes Versprechen aufzuheben, daß er aber zu bedenken gäbe, ob das gegebene Versprechen auch gerecht sei". Nunmehr gab der König Carl Albert freiwillig seine Constitution, an der noch bis heute nichts verändert worden, obwohl bald darauf die französische Revolution, Krieg und die Abdankung des Königs folgten. Er hatte den in allgemeiner Achtung stehenden Markgrafen d'Azeglio zum Senator des Reiches ernannt, als welcher er sich fortwährend die höchste Achtung, die er auch im Privatleben verdiente, erworben hat. Mehrere seiner Reden und andere staatsmännische Schriften haben ihn auch literarisch bekannt gemacht. Dabei wirkte er aber stets mit Liebe für die Albertinische Akademie der Künste, die seine Schöpfung ist, so daß auch nach seinem im vorigen Jahre erfolgten Tode sein Andenken stets lebendig bleiben wird. Auch sein ihn überlebender Bruder, Massimo d'Azeglio, genießt die allgemeine Achtung.

Ugo Foscolo.

Ugo Foscolo*), auf den hauptsächlich Goethe aufmerksam gemacht hat, wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts unter venetianischer Herrschaft in Corfu geboren, wo sein Vater sich durch wissenschaftliches Streben auszeichnete. Zeitig verwaist, kam er 1793 nach Venedig, wo er die damalige aristokratische Herrschaft, welche diesen ein so mächtigen Staat dem Untergange zuführte, gründlich hassen lernte. Neunzehn Jahr alt, schrieb er seinen Thyest, 1797, welches Trauerspiel einen außerordentlichen und ausdauernden Beifall fand; Foscolo wurde der Liebling des Volkes, so daß er bei der damals stattfindenden Bewegung nach dem Sturze des letzten Dogen Secretair der eingesetzten provisorischen Regierung wurde. Doch Napoleon I. verkaufte durch den Frieden von Campoformio den Freistaat Venedig an Oesterreich; dies erfüllte den Vaterlandsfreund Foscolo mit bitterem Hasse gegen den Tyrannen; er zog nach Mailand, wo eine italienische Regierung bestand, und half dem P. Custodi und M. Gioja bei der Herausgabe des Monitore Italiano seit 1798. Allein bald wurde er verfolgt, weil er sich mit der französischen Zwingherrschaft nicht befreunden konnte, je mehr er vorher in Napoleon einen Befreier gesehen hatte. Als Napoleon in Aegypten war, rief er in seine „Discorso sull Italia" dem General Champione, der gegen Neapel auszog, zu: Ihr habt uns nothwendig, macht daher Italien frei und stark! Damals hatte ein Student aus dem Friaul in Padua aus unbekannter Veranlassung, sich selbst das Leben genommen, dies brachte Foscolo, der sich immer mit Gedanken über den Selbstmord beschäftigt hatte, auf den Plan der so beliebt gewordenen letzten Briefe des Jacobo Ortès, so daß er, als er in das italienische Heer eingetreten war, bei Cento gewissermaßen den Tod suchte und einen Bajonettstich erhielt. Mit Massena in Genua belagert, zum Generalstabe gehörig, zeichnete sich Foscolo durch Tapferkeit aus, wobei er wieder verwundet wurde, sich aber durch das Lesen des Plutarch und eigene Dichtungen ermunterte. Als Officier im Lager von Bologna 1804 fand er das Unternehmen einer Landung in England unsinnig, er liebte England und übersetzte unter dem Geräusch der Waffen Yoricks empfindsame Reisen. Zu dem Stab des Kriegsminister Cafarelli nach Mailand commandirt, übersetzte er neben seiner kriegerischen Beschäftigungen den Homer und gab die Werke des Feldherrn Montecuccoli vervollständigt heraus, indem er das stehende Heer verdammte und darauf hinarbeiten wollte, daß das ganze Volk bewaffnet sein müsse, wie es unserm Scharnhorst und Gneisenau im Jahre vorschwebte. Foscolo war nach Dante der erste, welcher die Freiheit Italiens anstrebte, wie unser Moritz Arndt, auch er wurde verfolgt wie jener. Foscolo war 1809 zum Professor der Beredtsamkeit ernannt worden, seine Eröffnungsrede war voll von Vaterlandsliebe, statt voll von Liebe Napoleons; zu Anfang des Jahres 1812

---

*) *Ugo Foscolo*, per Giovanni de Castro. Torino 1863. Casa Pomba.

wurde sein Ajax in Mailand mit großem Beifall gegeben. Da aber der damals vorbereitete Feldzug nach Rußland politische Andeutungen veranlaßte, mußte Foscolo Mailand verlassen; sein Trauerspiel Ricciarda wurde in Bologna mit Beifall gegeben. Als aber die Oesterreicher in Italien 1813 vordrangen, eilten er nach Mailand zurück, um für Italien zu fechten und zu sterben, indem er vor dem Aufrufe der Völker zu Kalisch durch Alexander I. und vor dem General Bianchi in Italien warnte. Die Mailänder hatten an die versprochene Unabhängigkeit geglaubt. Foscolo zog sich aber nach der Schweiz zurück. Doch auch hier wurde er von dem Executor der heiligen Allianz, Metternich, verfolgt, nirgends konnte er Ruhe finden, bis er nach dem freien England zog. Dort mußte er sich mit Unterrichtgeben ernähren. Bei der Erhebung der Griechen wollte er dem Philhellenen, Graf Santa Rosa, dorthin folgen, doch erkrankte er zu Turnhan-Green bei London und erlag dem Mangel und der Krankheit. Vor seinem Tode hatte er noch einen Brief angefangen, mit den Worten: „Ich bin immer noch derselbe!" Die Italiener sehen in ihm einen der vielen Märtyrer für das Wiederaufleben Italiens, und den ersten, der die Ideen der Einheit Italiens wieder zur Sprache brachte, welchem Silvio Pellico, Rosmini, Gioberti, Graf Balbo und Massimo d'Azeglio folgten, bis zu dem großen Staatsmanne Cavour.

Moriz Bufalini.

Die Verdienste des ausgezeichneten Arztes Moriz Bufalini*) sind in einer Lebensbeschreibung desselben von dem ebenfalls sehr geachteten Professor P. Mantegazza in Pavia gebührend hervorgehoben worden. Bufalini wurde 1787 zu Cesena im Kirchenstaate geboren, studirte die Medizin in Bologna und Pavia. Er ließ sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder und trat in einem zu Forli 1813 herausgegebenen Werke „über die Lehre des Lebens" gegen das damals beliebte Heilverfahren von Brown auf. Er wurde bald darauf Professor der Klinik an der Universität zu Bologna und 1833 Oberarzt der Klinik zu Florenz, wo er zugleich Vorlesungen hielt. Bei der Bewegung in Toskana 1848 wurde er in den dortigen Senat berufen und ist jetzt zum Senator des Königreichs Italiens ernannt worden, wo man versteht, die bedeutendsten Männer aller Klassen dieser sehr geachteten Körperschaft zuzugesellen. Noch nie hat man darüber klagen gehört, daß ein Unwürdiger dazu berufen wurde, und die Verhandlungen des Senator oder des italienischen Oberhauses zeigen, daß in demselben Männer von Ernst und Würde versammelt sind, und über die Verdienste des Präsidenten eines solchen wahrhaften Herrenhauses, des Grafen Sclopis, ist nur eine Stimme. Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung theilt ein aus 40 Nummern bestehendes Verzeichniß der medizinischen Werke Bufalini's mit; unter seinen

*) Maurizio Bufalini, per P. Mantegazza. Torino 1863. Casa Pomba.

andern Arbeiten zeichnet sich sein Streben aus, auf die Erziehung zu wirken, besonders auf die Sittlichkeit und auf die Bedürfnisse der Jetztzeit. Seine aufgeklärten Ansichten gefielen dem römischen Hofe nicht, und besonders fand sein Werk über das geistige Leben der Seele, aus den Erfahrungen der Physik hergeleitet, in der jesuitischen Zeitschrift Civilta cattolica, die in Deutschland mehr Leser als in Italien hat, großen Anstoß, so daß der Verfasser sagt: die heilige Congregation des Index, übernahm das lächerliche Geschäft, über die Werke Bufalinis, die sie nicht verstand, ein Urtheil zu fällen. Man hielt ihn für einen Materialisten, ein Schicksal, das auch Manche in andern Ländern haben, wo man das Gebiet des Wissens nicht von dem des Glaubens zu unterscheiden versteht, oder nicht unterscheiden will.

Gino Capponi.

Der Staatsmister Gino Capponi*) gehörte einer der ältesten und berühmtesten Familien in Florenz an, von welcher in dem berühmten Werke des Grafen Pompa Litta über die berühmten Familiens Italiens und andern genealogischen Werken Nachricht gegeben ist. Der Verfasser bemerkt, daß in Italien der Adel meist einen republikanischen Ursprung hat, im Gegensatz von der anderwärts bekannten Raubrittern. Die ersten Familien des reichen und berühmten Adels in Genua, Venedig u. s. w. stammen von reichen Kaufherren ab, die aber zu gleicher Zeit tapfere Krieger waren, die ihre Mitbürger in die heißen Schlachten führten, in denen unter andern der König Enzio, Sohn des Zweiten Friedrich von Hohenstaufen von den Bürgern Bolognas besiegt und auf Lebenszeit gefangen wurde. Der erste Capponi soll 1216 von Lucca aus die Seidenweberei in Toscana eingeführt haben; seine Nachkommen wurden bald so bedeutend, daß 57 derselben während der Dauer des Freistaates Florenz, Prioren desselben und 10 Gonfalonieri oder Staatsoberhäupter wurden. Der eine derselben unterwarf 1404 nach hartem Kampfe den Freistaat Pisa der Herrschaft nach Florenz. Ein Neri Capponi schlug den Herzog von Mailand in der Schlacht von Anghiari und unterwarf die Provinz Casentino. Besonders aber widersetzte er sich der wachsenden Macht des älteren Casimo von Medici, welche Familie ebenfalls Seidenweber waren; auch unsere Fürsten Fugger haben einen ähnlichen Ursprung. Ein Sohn des Helden Capponi wurde ein gelehrter Astronom, und Nicolaus Capponi besiegte 1494 die rebellischen Pisaner und wurde als Gesandter zu Carl V. geschickt. Von einer solchen Familie stammt der 1792 geborene Markgraf Gino Capponi, welcher sich durch das Studium der Philologie zu dem berühmten Dichter Nicolini hingezogen fühlte; nach seinen Reisen trat er in Verbindung mit Ugo Foscolo und in Florenz mit dem Markgrafen Ridolfi und Ginori, mit Capo de Ricci und dem Grafen Serristori, lauter

---

*) *Gino Capponi*, per Enrico Montazio. Torino 1863. Casa Pomba.

durch hohe Bildung ausgezeichneten Männern, sowie auch mit dem in Deutschland wohlbekannten Gelehrten, Vieussieux, an dessen Anthologie er thätigen Antheil nahm, deren Stifter Capponi war. Seit 1821 war Capponi mit Rudolfi und Serristori dem Executor der heiligen Allianz, Metternich, als Carbonari verdächtig geworden; doch gelang es ihm nicht, deren Landesverweisung durchzusetzen; allein die Anthologie wurde verboten, worauf er das Archivio storico Italiano 1842 stiftete, das auch in Deutschland wohl bekannt ist. In Lugano ließ er seine Gedanken über Erziehung drucken, eine Kritik von Rousseau's Emil, doch ohne seinen Namen. Er stiftete die Akademie der Künste in Florenz, wurde aber blind; darauf war er seit 1821 bis 1848 der Mittelpunkt der Männer des Fortschritts, so wie bei Fenzi ein anderer Mittelpunkt der weiter gehenden war, wozu Montanelli, Professor in Pisa, gehörte, so wie Guerrazzi in Livorno. Capponi predigte Mäßigung, während sein Liebling der Dichter Giusti war, wobei er die wissenschaftlichen Abendgesellschaften bei Vieussieux unausgesetzt besuchte, und erst nachdem der Großherzog die Constitution von 1848 gegeben hatte, aber dennoch wegging, wurde Capponi Minister. Der Verfasser gibt nunmehr über den Umschwung der Dinge und die Rückkehr des Großherzogs, als österreichischen Prinz und als österreichischen General, umständliche Nachricht und zeigt, daß Capponi sich stets als Patriot, aber mit aller Mäßigung gezeigt hat. Jetzt ist er Senator des Königreichs Italien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Freiwilligen-Regimenter oder Volunteers in England und ihre Stellung als Landesvertheidigung.

Nach den Berichten der königlichen Commission.

Dargestellt von

J. Schucht.

Als man vor einigen Jahren auch in England eine Napoleonische Invasion befürchtete und nicht mit französischer Civilisation beglückt sein wollte, da griffen in allen Städten viele Tausende zu den Waffen und bildeten Freiwilligen-Regimenter, um die heimische Erde und die freien Institutionen im Nothfall vertheidigen zu können. Dies war aber keineswegs nur momentanes Aufflackern der Vaterlandsliebe, welche durch anstrengendes Exercitium hätte getödtet werden können, sondern sie war aus der Einsicht hervorgegangen, daß man wirklich hochschätzbare Güter zu vertheidigen habe. Und demzufolge lösten sich die Freiwilligen-Regimenter nicht sogleich wieder auf, als die drohende Gefahr vorüberzog, sondern sie organisirten sich militärischer und vermehrten sich bis auf den heutigen Tag. Größtentheils sind es Geschäftsleute aller Branchen, auch reiche Capitalisten, die dann gewöhnlich zu Officieren gewählt werden. Keineswegs bleibt aber ihnen das Exercitium allein überlassen, sondern sie werden von Sergeanten und Linien-Officieren einexercirt und sehr oft inspicirt. Ihre großen Paraden und Revuen halten stets Generäle der regulären Truppen ab, wobei auch zuweilen die Königin erscheint. Auch hat die Regierung den Mannschaften, von denen doch viele ihre Geschäfte vernachlässigen, eine kleine Geldentschädigung gewährt, d. h. denjenigen, welche sie in Empfang nehmen wollen. Hierüber sind folgende Bedingungen festgestellt:

Jeder Freiwillige der leichten Reiterei, Schützen und Ingenieure, enthält 20 Schilling, wenn er ein vom Staats-Secretair unterzeichnetes und vom Com-

mandeur und Adjutanten seiner Truppe gegengezeichnetes Certificat aufweist, daß er 9 Tage Exercitien binnen einem Jahre durchgemacht hat, wovon 6 Tage in einem Exercirbataillon (consolitated battalion) und 3 Tage in einem Verwaltungsbataillon (administrative battalion) stattgefunden haben können. Unter Verwaltungsbataillon versteht man ausexercirte Mannschaft der regulären Truppen, welche Wachdienste thut. Außerdem muß noch im Certificat bemerkt sein, daß der Inhaber gut einexercirt und sowohl in den Handgriffen als Peletonexercitien hinreichend geschickt sei, Belehrung im Musketenfeuern empfangen und praktische Uebung darin gemacht habe; und daß er bei der Inspicirung und Parade zugegen war, oder wenn nicht, einen Urlaubsschein von seinem Commandanten mit Gutheißung des Staatssecretairs aufweisen kann. Hat er außer diesen Exercitien auch noch eine große Zahl Schießübungen vollbracht, so erhält er noch 10 Schilling, also 30 Sch. = 10 Thaler nach unserm Gelde. Dabei haben aber die Commandeure das Recht, solchen Freiwilligen, welche bei der Parade oder Inspektion Fehler begehen und sich ungeschickt zeigen, diese Geldentschädigung zu versagen. Dasselbe geschieht auch bei denjenigen, deren Gewehre sich nicht im guten brauchbaren Zustande befinden; denn sämmtliche Waffen werden alljährlich einmal von einem Regierungsbevollmächtigten geprüft. Sollten die neuntäglichen Exercitien bei mehreren Freiwilligen nicht ausreichen, so werden sie bis auf 30 Tage vermehrt, und diejenigen, welche dann noch ungeschickt sind, entlassen.

Außer den Renumerationen der Mannschaften erhalten auch noch die commandirenden Officiere Gelder zur Anschaffung von Kleidern, Waffen und Ausbesserung derselben, für Transporte und Fourage ꝛc. Einexerciert werden die Freiwilligen-Bataillone von Officieren und Sergeanten der Linie, wie ich schon bemerkte. —.

Für die Artillerie existiren besondere Bestimmungen; der Mann erhält 30 Schilling, vorausgesetzt, daß er ein von seinem Commandeur oder Adjutanten unterzeichnetes Certificat bringt, worin beglaubigt wird, daß er in einem Jahre 12 Tage exercirt hat, bei den Kanonenübungen seiner Batterie stets zugegen war und sich überhaupt als geschickter Artillerist auszeichnet nnd keine Parade und Inspektion versäumt hat. Im ersten Jahre müssen aber sämmtliche Freiwillige 30 Tage exerciren. Alle Kosten für Magazine, Waffen, Munition, Transporte und im nöthigen Fall für Kleidung trägt die Staatsregierung. Die Uniform der Bataillone muß gleichförmig und vom Staatssecretair genehmigt sein. Die kleinen Corps, welche gewöhnlich mit Administrativ-Bataillonen vereinigt werden, tragen auch deren Uniform und müssen hierüber die Befehle des Lord-Lieutenant beachten. Auch sucht man so viel als möglich die Freiwilligenbataillone bei Exercitien und Manövern mit Linientruppen zu vereinigen. Zeichnen sich einzelne Volontaire oder ganze Corps durch Geschicklichkeit aus, so erhält der Mann noch eine Extra-Belohnung von 4 Schilling jährlich. Auf diese Art hofft man eine Landwehr zu bilden, die im nöthigen Fall die Linientruppen kräftig zu unterstützen vermag, ohne die Kosten einer regulären Armee zu verursachen.

Diese Organisation sollte auch in manchen andern Staaten beachtet werden, aber da fürchtet man, die Landwehr könnte gegen die Regierung gehen oder den Dienst versagen. Obgleich dies nun in England nicht zu fürchten ist, weil dort dem Volke Rechte und Freiheiten durch die Verfassung garantirt sind, nach denen man in andern Staaten vergebens strebt, so hat doch auch die englische Regierung gesetzliche Bestimmungen erlassen, die von allen Volontairen respectirt werden müssen. Der Kriegssecretair übersandte an sämmtliche Lord-Lieutenants der Grafschaften und an alle Commandeure der Freiwilligen-Regimenter eine Instruktion, worin er constatirt, daß verschiedene bewaffnete Versammlungen der Freiwilligen stattgefunden haben, ohne zu Exercitien oder Paraden aufgefordert zu sein. Infolge dessen erklärt er, daß dergleichen Versammlungen nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Lord-Lieutenants stattfinden können; sollte aber eine solche Vereinigung die Zahl eines Bataillones übersteigen, so muß erst zuvor die Gutheißung des Kriegssecretairs eingeholt werden. Dies wurde übrigens auch schon in einem Rescript vom 6. Juni 1860 verkündigt. Ferner wird darin ausgesprochen, daß es unschicklich sei, wenn bei der Wahl der Parlamentsmitglieder oder Municipalbeamten bewaffnete Freiwilligen-Corps zugegen seien. Doch ist allen Civilbehörden gestattet, sie bei Aufläufen und Ruhestörungen zu requiriren. Und da in allen großen und kleinen Städten und Flecken dergleichen Freiwilligen-Corps sich organisirt haben, so wurden schon zahlreiche Unruhen durch sie unterdrückt.

Folgendes Verzeichniß gibt uns einen Ueberblick dieser bewaffneten Macht in den verschiedenen Grafschaften:

	Freiwillige.		Freiwillige.
Bedfordshire hat	449	Insel Wight	527
Berkshire	1250	Kent	5672
Buckhinghamshire	404	Lancashire	17146
Cambridgeshire	1251	Leicestershire	636
Cheshire	3612	Lincolnshire	1852
Cinque Ports	1332	London	3051
Cornwall	2062	Middlesex	16505
Cumberland	1252	Monmoutshire	1739
Derbyshire	1366	Newcastle-on-Tyne	1041
Devonshire	4358	Norfolk	2047
Dorset	1114	Northamptonshire	956
Durham	3186	Northumberland	1628
Essex	3120	Nottinghamshire	1482
Gloucestershire	2802	Oxfordshire	1070
Hampshire	2730	Shropshire	1350
Herefordshire	546	Somerset	2282
Hertfordshire	974	Staffordshire	3474
Huntingdonshire	304	Suffolk	1802
Isle of Man	283	Surrey	4425

	Freiwillige.		Freiwillige.
Sussex	2087	Worcestershire	1680
Tower Hamlets	2693	Yorkshire-East Riding	1692
Warwickshire	1725	North Riding	1545
Westmorland	402	West Riding	6777
Wiltshire	1494		

Die ganze Streitmacht der Freiwilligen belief sich im Jahre 1860 auf 119,283, vermehrte sich 1861 bis auf 164,400 und 1862 auf 162,681 Mann; davon gehörten 662 zur leichten Reiterei, 24,363 zur Artillerie, 2904 zu den Ingenieurs; 656 hatten Büchsen von der neuesten Construktion und 134,096 waren mit den gewöhnlichen Percussionsgewehren bewaffnet. Die Paraden und Revuen dieser Truppen rufen stets im ganzen Lande großartige Volksfeste hervor und sämmtliche illustrirte Zeitungen bringen Abbildungen derselben. Man darf also wohl mit Zuversicht annehmen, daß es vorzugsweise die einmüthige Erhebung des Volkes war, welche den Napoleoniden auf den Gedanken brachte, daß es klüger sei, mit dieser Nation in Freundschaft zu leben als einen zweifelhaften Krieg gegen dieselbe zu beginnen.

Möchten unsere deutschen Regierungen das englische Gouvernement zum Muster nehmen und die in vielen Staaten verbotene Bürgerwehr wieder in's Leben rufen; denn vor der Bewaffnung eines ganzen Volkes hat ein eroberungssüchtiger Feind mehr Respekt als vor einem kleinen Heer regulärer Truppen. Nur wo ein ganzes Volk sich erhebt, um im Verein mit den Linienregimentern den Feind zu schlagen, wie in den Befreiungskriegen, da wird ein glorreicher Sieg die Heldenthaten krönen.

Gegenwärtig hat das Ministerium dem Parlament ein Gesetz vorgelegt, wonach den Mannschaften 10 Schilling als Zulage gewährt werden soll; zugleich enthält es auch noch specielle Vorschriften über die Disciplin. Beim Niederschreiben dieser Zeilen hatte es die zweite Lesung im Unterhause passirt.

Nachträglich bemerke ich, daß das strengere Disciplinargesetz zwar vielfachen Widerspruch im Parlamente erregte, aber dennoch in modificirter Gestalt angenommen wurde. Und trotzdem hat sich die Zahl der Freiwilligen auch in diesem Jahre wieder um viele Tausende vermehrt.

Die Völkerschaften Rußlands in ihren gegenseitigen Beziehungen*).

Von

Paul Fuchs.

Unabsehbar weit streckt sich der nordische Koloß aus, vom Eismeere bis in die glühenden Sandwüsten Persiens und der asiatischen Türkei, und in die unermeßlichen Steppen, wo der den Chinesen unterthänige Mongole seine Heerden weidet, vom Niemen, der Weichsel und den Karpathen bis in den fernsten Osten Asiens, bis in jene traurigen Gegenden, wo Sibirien mit seinen öden Ufern den östlichen Ocean küßt und Kamtschatka den Fuß seiner Riesenfelsen in dessen Wogen badet. Lange blickte die Welt mit Staunen auf diesen Riesenbau und manches Herz fühlte sich beklommen und schlug ängstlich bei dem Gedanken, daß er durch seine Wucht die civilisirte Welt erdrücken könnte. Unnützes Staunen, vergebliche Angst! die Steine, die zu seinem Bau verwendet wurden, sind zu verschiedenartig, ein zu loser Kitt bindet sie, als daß er seinen Nachbarn schrecklich werden könnte; nur in sich selbst und nicht nach außen kann er zerfallen.

So unermeßlich das russische Reich ist, ebenso unzählbar und verschieden sind die Völkerschaften, welche dasselbe bilden. Der verstorbene Mezzofanti, eins der größten Sprachgenies, hätte nicht die verschiedenen Sprachen verstanden, die dort gesprochen werden; hier sind alle Sprachstämme vertreten, finden sich fast alle Typen menschlicher Gesichtsbildung. Offenbar kann es dort keine Harmonie geben, wo so viele Dissonanzen vorherrschend sind; eine brüderliche Vereinigung, ein Zusammenschlagen der Herzen ist in Rußland vergebens zu suchen. Mißtrauisch betrachtet das Volk den Adel, von dem wenige Mitglieder echt russischen Stammes sind, die meisten, selbst deren Namen russisch klingen, sind

*) Bruchstück aus einer Reise durch Rußland.

deutscher, tatarischer, kalmückischer, kaukasischer, sibirischer und anderer Abstammung; in den Adern sehr weniger Familien — und diese sind meist verarmt und heruntergekommen — fließt das Blut Ruriks und seiner Kriegsgefährten, und auch diese waren ja keine Slaven, sondern Normannen, also germanischen Ursprungs. Im Mittelstand, wenn es in Rußland einen Mittelstand gibt, ist noch am reinsten das russische, das slavische Element vertreten, während der Bauernstand einem bunten, aus den verschiedensten Fäden gewirkten Teppich gleicht.

Die Völkerschaften, welche in Rußland leben, können in Gruppen getheilt werden, die neben einander leben, aber in schroffem Widerspruche sowohl in Sitten, Gewohnheiten, als Charakter zu einander stehen und sich hassen, wie nur Nachbarn sich hassen können. Wir wollen die hauptsächlichsten Gruppen aufzählen, indem wir von Westen nach Osten langsam fortschreiten. Im Westen ist der slavische Stamm vorherrschend, wenn man aber den germanischen Stämmen Uneinigkeit unter sich mit größerem oder geringerem Recht vorwirft, so muß dieser Vorwurf desto mehr den slavischen Stamm treffen. Jahrhunderte entzweien die Polen und die Russen und haben sie sogar zu blutigen Feinden gemacht, der einst freie kleinrussische und donische Kosak haßt ebenso tief und aufrichtig sowohl den Russen als den Polen, und der Kleinrusse nennt den Großrussen verächtlich Moskal (Moskau), während dieser ihm mit eben so großer Verachtung die Spitznamen Hochol und Kazap gibt. Zwischen dem Moldauer und Walachen ist an keine Verständigung zu denken. Von den in Deutschland liegenden slavischen Enclaven ist weniger zu sagen, der Tscheche, Lausitzer, Krainer vertragen sich besser — ich bin weit entfernt zu sagen, daß sie sich gut vertragen — weil niemals große und selbstständige Interessen sie trennten oder trennen konnten.

Der Geist der Kleinrussen ist der Geist der Freiheit und wird durch die zwar unbekannte, — weil für den Russen und Fremden unverständliche — oft gediegene, immer patriotische lokale National-Literatur genährt und gestärkt. Bänkelsänger oder Banduristen ziehen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und singen dem Volke von den Thaten seiner Ahnen, als die freie Setsch als drohender Alp die Muselmänner schreckte, als die Lizari (Ritter) — so nannten sich die Zaporoger — sich Gold und Ruhm aus Konstantinopel holten, als Bogdan Chmelnitzki und Doroschenko, Polen bis Sandomirz und weiter verwüstend, die Lächen (Polen) für ihre Unterdrückungen straften und Kleinrußland frei machten. Mazeppa, über den alljährlich in den russischen Kirchen der Fluch ausgesprochen wird, weil er sich mit Karl XII. verband, wird in den Dumen (Volksliedern) als Märtyrer der Freiheit besungen, während Kotschubei, dem von den Russen vielgepriesenen, das Schandmahl eines Verräthers mit glühenden Worten auf die Stirn gedrückt wird. Wir könnten eine Reihe von kleinrussischen Dichtern und Schriftstellern nennen, die in ihren Schriften diese nationale Richtung des kleinrussischen Charakters zu entwickeln suchten; die bedeutendsten sind ohne Zweifel der Dichter des Woinarowski, Naliwaiko, der Dumy, Rylejeff ein Opfer des Militärputsches vom 14. December 1825, der zwar in großrussischer Sprache schrieb, jedoch kleinrussisch dachte und handelte, und der unlängst verstorbene

Tschewtschenko, dessen Sarge das ganze liberale Rußland folgte. Daß bei solchen Gefühlen kein inniges Verhältniß zwischen beiden Zweigen des gemeinschaftlichen slavischen Stammes herschen kann, ist selbstverständlich. Auch der Charakter der beiden Nationalitäten ist verschieden: der Kleinrusse ist bedächtig, scheint schwerfällig zu sein, verbirgt unter der Maske der Einfalt einen großen Vorrath angeborener Schlauheit, sucht niemals sich hervorzuthun, im Gegentheil, so viel als nur möglich in der Masse zu verschwinden, sagt niemals sein letztes Wort und trägt immer einen Hintergedanken mit sich, der Großrusse dagegen ist prahlerisch, liebt den Großen, den Reichen zu spielen, selbst dann, wenn er es nicht ist, spricht gedankenlos, ohne zu denken was er sagt, nur um etwas zu sprechen, und kann deshalb sehr oft das Gesagte nicht verantworten; der Kleinrusse hat eine zähe Ausdauer in Allem, was er unternimmt, er strebt ruhig zum Ziele, das er sich gesetzt hat, ohne sich beirren, oder durch die Hindernisse, die ihm seinen Weg zu hemmen scheinen, abschrecken zu lassen; der Großrusse ergreift jede Idee feurig, doch bald erschlafft er in seinem Streben, bald fühlt er, daß Mattigkeit ihn überkommt und er kehrt zurück, bevor er selbst das Viertel seines Weges zurückgelegt hat. Die gegenseitigen Beziehungen der Kleinrussen und der Großrussen sind äußerst gespannt, der Kleinrusse betrachtet den Großrussen stets mit Argwohn, während dieser jenen wegen seiner erheuchelten Einfalt, die er für wahr hält, verachtet. In Kleinrußland lassen sich wenige Großrussen — es seien denn Beamte und Militärs — nieder, sie fühlen sich dort, wo ihnen Sprache, Charakter und Sitten fremd sind, unheimlich; der Kleinrusse kommt nach Petersburg oder Moskau, wird dort Beamter oder Sachwalter. Wenn er seinen auf ko oder a endenden Familiennamen unverändert beibehält, ist dies ein Zeichen, daß er nur auf bessere pecuniäre Verhältnisse wartet, um in seine Heimath zurückzukehren. Sehr oft verändert er diese Endungen, die an seine kleinrussische Abstammung erinnern, in die russischen Endungen ow oder ki, dann ist er für seine Heimath verloren, in der zweiten Generation schon hören seine Nachkommen auf, kleinrussisch zu denken und assimiliren sich den Großrussen.

Nachbarn der Kleinrussen sind die donischen Kosaken, sind ihnen stammverwandt, meistens Nachkommen der nach dem Zoporoschja, nach der Setsch, dem Kosakenfreistaat, ausgewanderten Kleinrussen, die zu dem sogenannten Hetmannsheer, der Hetmanschtschina, gehörten. Diese Setsch war, wie wir eben gesagt haben, ein Freistaat im alten Sinne des Worts, Keiner kannte andere Gesetze als die, welche er sich selbst gab, in der Setsch war Jeder sein eigener Herr, und konnte sich, wenn er sich einigen allgemeinen Gesetzen unterwarf, frei und ungehindert bewegen; nur im Kriege hatte der Hetman oder der Koschewoi, wie man ihn dort nannte, eine unumschränkte Macht, ungefähr wie die, welche der römische Dictator in Kriegszeiten besaß. Frauen wurden in der Setsch nicht gelitten, wer Frauen hatte, mußte sie außerhalb der Setsch, in den Kurens Kleinrußlands lassen. In die Setsch wurde jeder aufgenommen, der da hinkam, niemand fragte ihn nach Namen und Stand, die einzige Frage, die ihm der Koschewoi stellte, war die, ob er an Christus glaube, ob er Christi Lehre vertheidigen

und ein ehrlicher Ritter sein wolle. Hatte er diese Fragen bejaht, so ward er ohne weitere Formalitäten in den Communistenverband der Zaporoger aufgenommen. Ich sage Communistenverband, denn das Heer der Zaporoger konnte als Ideal der Communisten gelten: dort war Alles gemeinschaftlich, Essen, Trinken, Wohnung, Alles wurde aus der Heereskasse bestritten, und war diese leer, hatten die Zaporogerkosaken kein Gold mehr in den Taschen der weiten Pluderhosen, um ihre Trinkgelage in den zahlreichen, außerhalb der Setsch liegenden Kneipen oder Schucki, wo Branntwein und Wein in Strömen fließen mußte, bestreiten zu können, so wurde entweder dem Sultan oder dem König von Polen der Krieg erklärt, oder man fiel auch ohne Kriegserklärung in die Türkei, die Krim, in Polen ein, sengte, mordete, plünderte und kehrte mit Raub beladen nach der Setsch zurück, um wieder in Jubel und Freude leben zu können, so lange der gewonnene Raub noch Mittel dazu bot. Man kann sich denken, welches Gesindel aus allen Gegenden dort zusammenströmte, der Verschwender, der sein Erbe verpraßt hatte, der Verbrecher, der mit dem Gesetze in Zwiespalt lag, der Sohn, der vor der Strenge seines Vaters floh, der Leibeigne, den die Kette der Sklaverei allzuschwer drückte, Alles ging nach der Setsch, denn dort war Jeder in Sicherheit und konnte die Freuden des Lebens und der Freiheit genießen.

Nachkommen der Zaporoger sind die jetzigen Kosaken am Don und am Schwarzen Meer. Das freie Leben der Zaporoger lebt noch frisch im Gedächtniß, denn es sind kaum hundert Jahre, daß die Setsch aufgehört hat zu sein. Der Kosak ist von seinem achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre an seine Fahne geschmiedet, der Mann wird von seiner Frau, der Sohn von seinem Vater gerissen, um weithin für sein Vaterland, das er nicht das seinige nennt, zu kämpfen oder einst Polizeidienste zu verrichten. Drei Jahre bleibt er in der Fremde, kehrt auf drei Jahre nach Hause zurück, um dann wieder auf drei Jahre sein Vaterland verlassen, zu müssen, und so fort bis zu seinem sechzigsten Jahre; er muß sich selbst Waffen, Pferd, mit einem Worte Alles schaffen, auch zu seiner Beköstigung wird von der Regierung gar wenig beigesteuert. Was Wunder also, daß seine Kriegsführung noch jetzt an die der Zaporoger erinnert, und daß noch jetzt sein Hauptziel das Plündern ist; muß er doch nicht allein für sich selbst, sondern auch für seine Familie, die so lange seiner Stütze beraubt ist, sorgen. Auch ist ein Krieger, der die Hälfte seines Lebens unter den Waffen zubringt und nur auf kurze Zeitabschnitte in seine Heimath zurückkehrt, kein guter Krieger und kann es auch nimmer werden. Dazu sind die Kosaken fast alle ohne Ausnahme Raskolniks, d. h. sie gehören zu den von der russischen Regierung und den Großrussen so schonungslos verfolgten Dissidenten, die jetzt eine compakte Masse und eine der größten Gefahren für die russische Regierung bilden.

Die Großrussen, welche Mittelrußland oder vielmehr den Norden Rußlands bewohnen, gehören zum größten Theil zu den Raskolniks, und nur Moskau bildet hiervon eine Ausnahme. Am meisten breiten sich diese Secten — denn die Raskolniks gehören nicht zu einer Secte, sondern bilden deren mehrere, z. B. die Wiedertäufer, die Duchoborzy (solche, welche die Gottheit des heiligen Geistes

läugnen), die Priesteranerkennenden, die Priesterlosen, die Skopzy oder Castraten — im ganzen südlichen und mittleren Rußland bis Kursk nach der Wolga und in den Steppen jenseits der Wolga, in dem Lande der uralschen Kosaken aus, und ziehen sich dann weiter durch das Gouvernement Kasan, Nischnei-Nowgorod, Kostroma bis nach Archangelsk und weiter nach Osten durch ganz Sibirien. Ein Drittel fast der ganzen Bevölkerung Rußlands gehört öffentlich oder heimlich zu den Raskolniks, und zu den eifrigsten Raskolniks werden die Kosaken des Don gezählt. Man beging den Fehler — denn Nicolaus wollte, koste es was es wolle, die Raskolniks zu der herrschenden Kirche bekehren — den Kosaken ihre Popen zu nehmen, so daß weder Ehen geschlossen, Kinder getauft, noch Gestorbene unter Beistand des Popen begraben werden konnten, wenn man sich nicht an einen solchen wandte, welcher der orthodoxen Kirche — so nennt sich die herrschende Kirche in Rußland — angehörte. Eine Folge dieser Maßregeln war erst eine dumpfe Gährung im Heere, dann offener Aufstand in den vierziger Jahren; in den an die Ländereien der Kosaken gränzenden Gouvernements wurde ein großrussisches Heer dislocirt, doch mußte die russische Regierung dem Obercommandanten der Armee, Generalfeldmarschall Paskewitsch nachgeben, welcher vorstellte, wie unumgänglich die donischen Kosaken für die russische Armee seien, und es wurden ihnen die Popen octroyirt. Es bleiben also die donischen Kosaken ein Volk für sich, welches weder in Religion noch in Sitten mit den Großrussen Gemeinschaft hat, das in der Erinnerung an die Freiheit der Zaporoger lebt und sich wohl an Kleinrußland, niemals aber an Großrußland anschließen würde. —

Im Süden von den donischen Kosaken und denen des schwarzen Meeres liegt der Kaukasus — es ist dies ein flaches, von einer hohen Alpenkette, dem eigentlichen Kaukasus, mit seinem Beschtu und Maschku durchschnittenes Land, das von vielen größeren und kleineren Völkerschaften wie den Armeniern, Assatinen, Kabardinern und wie sie alle nach den von ihnen bewohnten Distrieten heißen, bewohnt wird. Diese theils der christlichen Religion, theils dem Muhammedanismus, selbst dem Heidenthum angehörend, haben unter sich wenig Gemeinschaftliches, mit den Russen aber gar nichts, sie hassen sich unter einander und vereinigen sich nur in dem einen Gefühle des Hasses gegen die Russen, in welchen sie ihre Bedrücker sehen. Die Armenier sind nach und nach besiegt worden, doch die Bergvölker nicht, und diejenigen, welche auch unterworfen wurden, sind es nur zum Schein. Und das letzte Wort des Kampfes ist noch nicht gesprochen.

Kehren wir jedoch aus Asien nach Europa zurück. Die donischen Kosaken ziehen sich bis nach Zarizyn an der Wolga, ja fast bis nach Saratow hin, und von ihnen haben wir schon gesprochen; die Steppen der Gouvernements Saratow, Samara und Simbirsk sind noch nicht lange Zeit durch Colonisten, die aus verschiedenen Gegenden, selbst auch aus Deutschland hingewandert sind, bevölkert worden, haben also kein ausgeprägtes nationales Ansehen, und von ihnen ist wenig oder gar nicht zu sprechen, selbst die Tatarendörfer, die man dort hier und da findet, sind mehr Oasen in der Wüste und haben keine besonders feste, compacte Völkerschaft; sie mußten, als ihre Königreiche Kasan und Astrachan

erobert worden waren, gezwungen aus ihrer Heimath auswandern und sich in der Fremde ansiedeln; von den Tataren als Völkerschaft werden wir später sprechen.

Zwischen dem kaspischen Meere, der Wolga, der Kama bis zum Ural hin erstreckt sich eine unermeßliche Steppe, die sich mit den Wüsteneien Centralasiens vereinigt; die Steppe ist nur von kleinen Flüssen, wenn man den Ural der nach dem kaspischen Meere fließt, ausnimmt, durchschnitten. Im Süden dieser Steppe durchfurcht niemals der Landmann die Erde mit seinem Pfluge, weil kein Korn auf dem salzgeschwängerten Boden wachsen würde; das spärliche Gras, das die Erde hervorbringt, wird im Sommer von den Heerden kahl gefressen oder von der Sonne verbrannt, und das Auge kann meilenweit schweifen, ohne ein lebendes Wesen zu erblicken. Hier hat des Menschen Hand weder Städte noch Dörfer erbaut, und nur wandernde Nomadenvölker schlagen hier ihre Zelte von Filz auf, die sie wieder auf ihre Kameele packen, sobald sie weiter ziehen. Das sind Nachkommen jener Mongolen und Tataren, die einst über ganz Europa Schrecken verbreiteten, ihre Zahl ist sehr zusammengeschmolzen, doch noch bis jetzt haben sie ihre Liebe zum Nomadenleben bewahrt, und ein Kalmücke würde es vorziehen, lieber unter freiem Himmel als in einem Hause zu schlafen, es würde ihm scheinen, als stürze die Decke über seinem Kopfe zusammen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Eine eigenthümliche Erscheinung, welche zugleich als Illustration deutscher Zustände dienen kann und zu ernsthaftem Nachdenken auffordern müßte, ist auch im letzten Frühjahr wiederum die große Zahl der Auswanderer gewesen, welche ihr Heil in Amerika suchen. „Man sollte meinen", sagt ein Hamburger Correspondent des „Morgenbl.", „die dortige Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung, der in die grausamste Metzelei übergegangene Bürgerkrieg, dessen Ende und Ausgang sich gar nicht absehen läßt, und die fast sichere Aussicht, als ankommender Fremdling mitten in den blutigen Strudel hineingerissen und von ihm verschlungen zu werden, müßten jeden seines Verstandes Mächtigen von einem so gewagten Exodus in die Ferne zurückhalten. Aber nein! Immer von Neuem wird hier der Hafen von Gruppen Auswandernder belagert, Schiff nach Schiff nimmt seine ihm bestimmte Menschenfracht ein und lichtet unter dem Hurrah der seltsam Verblendeten die Anker. Tausenden folgen Tausende und das Ziel der allermeisten ist und bleibt New-York. Es wirft dieser Auszug so vieler Deutscher aus ihrem Vaterlande einen sehr finsteren Schatten auf unsere politischen und sozialen Zustände, die sich viel bedenklicher gestaltet haben müssen, als man gewöhnlich glaubt. Die Zahl der Auswanderer, welche im Laufe eines Monates von hier in See gingen, dürfte sich wohl auf ungefähr viertausend Seelen belaufen.

(**Beiträge zur Deutschen Literatur-Geschichte.**) Unter dem ansprechenden Titel „Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Franz Wagner, 1862) hat Robert Prutz, der bekannte Literarhistoriker, eine Anzahl biographisch-literarischer Abhandlungen vereinigt, welche nicht verfehlen werden, die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt zu erregen. Das Werk ist, wie aus einer Andeutung der Verlagshandlung und aus der Druckeinrichtung hervorgeht, auf zwei Bände berechnet gewesen. In diesem einem Bande erscheint die Einleitung (Nr. 1) und der Inhalt des zweiten Bandes (Nr. 5—8) und zwar in folgenden Charakteristiken: 5, Joh. Timoth. Hermes (1738—1822). 6, C. F. D. Schubart (1739—1791). 7, Karl Friedrich Bahrdt's Jugendgeschichte. 8, Friedrich Karl Laukhard (1758—1822.) Wir sehen dem Erscheinen der noch rückständigen Abhandlungen, welche sich mit Johann Christian Günther, Albrecht von Haller und Thomas Abbt beschäftigen werden, mit Spannung entgegen und kommen dann auf das ganze Werk ausführlicher zurück.

Ueber das Thema des allbekannten „Sehnsuchtswalzers" finden wir in einer neueren Schrift (Bernhard Kothe, über den katholischen Kirchengesang; Breslau, Leuckart), folgende bemerkende Angaben. Als erster Schöpfer des Themas wird von dem Verf. Haydn bezeichnet, der es in dem Graduale Tollite portas hat. Sodann erscheint es bei Fr. Schubert in dem bekannten Walzer, der auch Beethoven zugeschrieben wird. Ferner findet man das Motiv bei Beethoven op. 7, 1 Satz; aus diesem Stück soll es Schubert entlehnt haben. Nochmals soll es bei Beethoven in der Romanze op. 40 anklingen. Weiter hört man es im Doua der F moll-Messe von Schnabel; in Spontini's Vestalin-Ouverture op. 12; in Mendelsohn's Quartett op. 12; in Rombergs Glocke, Tenor-Arie; in Strube's Orgelpräludien und in unzähligen Liedern der Kücken-Proch'schen Periode, der „noblen Bänkelsänger". Das nennt man doch einen fruchtbaren, für die heterogensten Zwecke und Ansichten gleich trefflich sich eigenden Gedanken.

Eduard Vogel.

Von

Dr. A. Fränkel.

(Schluß).

3.

Ganz diesen Eindruck frischester Jugendlichkeit machen denn auch die Briefe, die er von der Reise und von London aus in die Heimath schrieb. Auch in dieser ungeheuren Weltstadt hatte er sich wiederum nach einigen Wochen „vollständig eingewohnt". Seinem ebenso unbefangenen als scharfen Blicke erschloß sich der Kern aller fremdartigen Erscheinungen mit wunderbarer Schnelligkeit. Voll beweglichen Eifers, aber mit heiterem Behagen studirt er die Sitten und das Volksleben, die Literatur- und Kunstzustände, von denen besonders die Concerte und Theater der verschiedensten Gattung sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahmen. Und was er in London sowohl als auf seinen fast allwöchentlichen Ausflügen gesehen und erlebt und mit sicherem Urtheil erfaßt hat, weiß er mit so viel graziöser Leichtigkeit, in einer zugleich so drastischen und mild ironischen Art zu schildern, daß wir einen geübten Flaneur, einen geistreichen Feuilletonisten vor uns zu haben glauben, dessen ganzes Sein und Denken nur solchen ergötzlichen Studien gewidmet ist. Dabei hört er nicht auf, für alle Spezialitäten des heimathlichen Familienlebens das herzlichste Interesse zu zeigen und spricht nur beiläufig, oft sogar in leicht scherzendem Tone von den gewaltigen Arbeiten und Leistungen seiner Nächte und Tage. So finden wir z. B. in einem Briefe an die Mutter, in welchem er u. A. humoristisch über einen Ausflug nach Southampton und die dortige Geldschneiderei in den Gasthöfen berichtet, die folgende Nachschrift:

„Bitte Papa, dem Freund d'Arrest zu sagen, daß ich den Encke-schen Kometen wahrscheinlich **zuerst** aufgefunden, am 9. Januar 1852 und die Beobachtungen sogleich an Encke geschickt mit der Bitte, sie Petersen mitzutheilen".

Und als der Vater für die Richtigkeit einer so wichtigen Behauptung vielleicht einen strengen Beweis gefordert, erhielt er in einem weiteren Briefe die folgende Erwiderung:

„Der liebe Vater zweifelt, daß ich, sein Sohn, den Encke'schen Kometen wirklich zuerst entdeckt, d. h. gefunden. Du kannst ihm nur sagen, daß jetzt, nachdem alle Beobachtungen eingetroffen, sich herausgestellt, daß die meine drei Tage vor allen englischen und amerikanischen, acht Tage vor der ersten deutschen gemacht worden. Ich habe auch mit in Bezug darauf einen vier Seiten langen, unendlich liebenswürdigen Brief vom guten Encke bekommen, in welchem er mir nicht nur über die Güte und Wichtigkeit jener Beobachtung große Complimente macht, sondern überhaupt ganz ungewöhnlich herzlich und freundlich schreibt, so daß mich dieser Beweis von Wohlwollen von Seiten meines früheren, so sehr verehrten Lehrers und Gönners nicht wenig erfreut und stolz gemacht hat".

Aber nicht blos die Freunde und Fachgenossen in der Heimath gaben ihm solche aufmundernde Beweise einer aufrichtigen Anerkennung und Theilnahme, auch in London hatte er sich bald die Gunst der hervorragendsten Gelehrten und einflußreicher Familien erworben. Geistvolle Kreise strebten danach, ihn empfangen zu können und mit innigster Dankbarkeit spricht er namentlich von der erwärmenden Herzlichkeit, welche der edle Bunsen ihm angedeihen ließ. Durch seine Principale Bishop und Hind, mit denen er gleichfalls auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte, wurde er auch Mitglied der großen astronomischen Gesellschaft und sah sich überhaupt in jeder Beziehung gefördert und weiter gebracht. Wahrhaft rührend ist es, wenn er in dieser Hinsicht der Mutter schreibt:

„Natürlich ergreife ich mit Freuden jede Gelegenheit, mich nützlich zu machen, da mich dergleichen wiederum in vielfacher Weise vorwärts bringen kann. Und das „vorwärts", das „immer weiter kommen", ist ja mein brennender Wunsch, nach dem Wahlspruch des lieben Papa: Leben ist — Streben. Wenn ich nur auch einmal mit all dem Streben etwas Tüchtiges erreichte!"

Wie groß mußte die Freude der Familie sein, als sie plötzlich einmal durch den Besuch des Ferngeglaubten überrascht wurde, der die Sehnsucht nach seinen Lieben nicht länger hatte bezwingen können. Auch bei der inzwischen nach Minden gezogenen Schwester trat er so unerwartet ein, als diese gerade eine Gesellschaft bei sich versammelt hatte. —

Sie erzählt:

„Alle, die bei uns waren, empfingen an jenem Abend von ihm den angenehmsten Eindruck. Seine Augen, seine Art zu erzählen, seine Bescheidenheit bei aller Sicherheit der Formen und der Stempel der Bedeutung, der seinem ganzen Wesen unverkennbar aufgeprägt war, mußten Jedem imponiren. — Als ich nach zwei frohen Tagen Abschied von ihm genommen und ihm traurig nachsah, fiel es mir plötzlich wie Bergeslast auf's Herz: „Du siehst ihn nicht wieder!" Und ich riß das Fenster auf und lehnte mich weit hinaus. Jetzt war er an der Ecke — noch ein Schritt und er war verschwunden. Da aber blieb er stehen, sah nach meinem Fenster hin, nahm den grauen Reisehut ab und grüßte. Das Haar wehte im Winde, er strich es mit der Hand von der Stirn; noch einmal blickte ich in das feine, blasse Gesicht, noch einmal überflog ich die schlanke, etwas gebeugte Gestalt im grauen Ueberrock. Das Reisetäschchen am grünen Gurtbande hing ihm über die linke Schulter — dann bog er um die Ecke — und ich sah meinen Bruder nie wieder". —

Nicht lange nach diesem Besuche, am 31. Januar 1853, kaum 1¼ Jahr also nach seiner ersten Ankunft in London, erhielt die Schwester folgenden Brief:.

Liebste, beste Lili! Ich habe Dir zugleich mit meinen zärtlichlichsten Glückwünschen zu Deinem Geburtstage eine Nachricht zu senden, die Dich hoffentlich nicht schmerzlich berühren, vielmehr mit Stolz und Freude erfüllen wird. Am 7. Februar nämlich verlasse ich England, um im Auftrage der englischen Regierung eine große Entdeckungsreise in das Innere von Afrika anzutreten, die mich etwa drei Jahre von Europa fern halten dürfte. In welcher Aufregung ich bin, läßt sich nicht beschreiben. Afrika, dieser wunderbare Erdtheil, hat für mich jene geheimnißvolle Anziehungskraft des verschleierten Bildes zu Sais. Ich würde die Hand nach dem Schleierzipfel ausstrecken, um ihn zu lüften, auch wenn ich wüßte, daß es mir ergehen sollte, wie jenem bekannten naseweisen Jüngling. Du weißt, ich bin in unserem Vogelnest der Zugvogel. Wie zufrieden wäre mancher andere Sterbliche in dem großen anregenden London gewesen — ich war's im Grunde doch nicht. Es schlug immer etwas wie mit Schwalbenflügeln in mir — ich wollte fort — wohin wußte ich nur noch nicht. Jetzt weiß ich's, wohin es die Schwalbe trieb. Ich habe mich übrigens um diese Reisegelegenheit durchaus nicht beworben u. s. w.

Gleichzeitig schrieb er dem Vater:

Du wirst vielleicht vermuthen, daß ich diesen Plan Dir absichtlich verschwiegen, ich wußte aber selber vor 14 Tagen noch kein Wort davon und ward erst am 17. Januar durch Bunsen mit der Nachricht überrascht, daß man beabsichtige, mich den beiden Reisenden, Barth

und Overweg nachzuschicken, um geographische Ortsbestimmungen, magnetische und meteorologische Beobachtungen zu machen und Pflanzen zu sammeln. Bitte, beruhige die gute Mutter nach Möglichkeit über die Gefahren der Reise u. s. w."

Und als die Seinigen ihm nun in zahlreichen Briefen die tiefe Bestürzung und Herzensangst zu erkennen gaben, in welche sie durch diese plötzliche Nachricht versetzt wurden, erwiderte er:

„Mein Leben gehört nicht mehr mir, sondern der Wissenschaft. Wie oft verspürte ich die Lust in mir, mich einer Nordpolexpedition anzuschließen, aber ich habe immer gar zu leicht gefroren, und da wäre es doch gar zu schlimm für mich gewesen, da man dorthin keinen Ofen mitnehmen kann. An dem glühenden Ofen Afrika's, da ist mein Plätzchen. Ihr habt mich immer verspottet, daß ich so viel Hitze vertrug, nun kommt mir's zu Statten".

Mit diesem Muthe, dieser begeisterungsvollen Feudigkeit trat er, im noch nicht vollendeten 24. Lebensjahre, die gewaltige Wanderung an, deren unermeßliche Beschwerlichkeiten und Gefahren er sich selber wohl am wenigsten verhehlen konnte. Auch in Tripolis, wo er vor seinem Abgange in das Innere Afrika's einige Zeit verweilte, rühmten ihm die dortigen Europäer nach, daß er seine Vorbereitungen zwar mit bewundernswerther Umsicht und Besonnenheit, aber in so fröhlich erwartungsvoller Stimmung getroffen habe, als ob es zu einem Ballfeste ginge. Mit einer Karawane von 34 Kameelen und der entsprechenden Zahl von weißen und schwarzen Dienern, reiste er am 28. Juni von Tripolis ab.

Die Seelenqualen zu schildern, welche Vater, Mutter und Geschwister seit dem Abgange des Heißgeliebten erduldet und mit stiller Ergebung getragen haben, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Unser Buch gibt darüber ebenso erschütternden, als erhebenden Berricht. Die Lebensruhe, der innere Frieden der Armen war dahin. Mochten auch die Zeitungen den Sohn und Bruder als einen aufgehenden Stern der Wissenschaft preisen, mochten seine Freunde sich beeilen, ihnen brieflich mitzutheilen, wie groß das Vertrauen, wie warm die Theilnahme sei, mit welcher die berühmtesten Staatsmänner und Gelehrten seinen Schritten folgten, wie ja auch seine bisherige Beschäftigung, die fortwährenden Nachtwachen, seiner Gesundheit nachtheilig gewesen, wie er als ein durchaus weiser Mensch, ein Feind aller Ausschweifungen, der nicht einmal rauche und trinke, den Gefahren eines tropischen Klima's weniger ausgesetzt sei, als mancher Andere u. s. w., so konnte dies doch selbstverständlich nur einen geringen Trost bieten. Wahrhaft beruhigend und erfrischend wirkten nur die eigenen Briefe Eduard's, von denen seit seinem Abgange aus London im Ganzen acht in die Hände der Seinigen gelangten und in denen sich auch unter dem glühenden Himmel *Afrika's*, unter den Strapazen und Entbehrungen der Wüstenreisen,

unter Krankheit und Gefahren, die er zu erdulden hatte, die unverwüstliche Zuversicht und liebenswürdige Urbanität seines Charakters zeigt.

„Liebste Mutter", beginnt er z. B. einen Brief vom 26. November 1852 „ich habe so eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von hier nach Mourzuck gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief, den je ein Sterblicher von Aschenumma (einer Oase in der großen Wüste Sahara gelegen) empfing, zu schreiben. Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Mourzuck bis hierher gehabt, und durch fünfzehn Tage nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras! Jetzt bin ich, Gott sei Dank, nur noch zwanzig Tage weit vom See Tsad und dem prächtigen grünen Bornu; allen Aufenthalt abgerechnet, hoffe ich sicher Neujahr in Kuka sein zu können. Wenn mir das Einer auf dem letzten Sylvesterballe prophezeiht hätte! Ich bin so wohl, als die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich in zwanzig auf einander folgenden Tagen täglich dreizehn Stunden zu Pferde gesessen und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl, in Wasser gekocht und hin und wieder eine Hand voll Datteln. — Wenn Du nur einen Blick auf diese Gegend werfen könntest; dies Meer von Sand, mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren, und wenn Du mich sehen könntest, fast schwaz verbrannt von der Sonne, in halb arabischer, halb europäischer Kleidung, in einem Zelte auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe, denn mein ganzes Ameublement besteht in einer Matratze nebst zwei Strohmatten, mein Tisch hat schon lange vorher in Zeltpflöcke und Brennholz verwandelt werden müssen. — „Mach Dir keine Sorgen", heißt es dann am Schlusse, wenn Du nun lange Zeit nichts von mir hörst, sondern tröste Dich mit dem Gedanken, daß Gott keinen guten Deutschen verläßt."

Wir unterlassen es, weitere Proben aus diesen Briefen mitzutheilen, die dem Leser in ihrem Zusammenhange eine sehr interessante und genußreiche Unterhaltung bieten werden.

Das letzte Schreiben, vom 5. December 1855, ist aus Kuka an den Vater gerichtet und schließt mit den Worten:

„Ich bin wohl und so stark geworden, daß ich meinen Rock, den ich noch von Tripolis aus besitze, nicht mehr zuknöpfen kann. Mit der nächsten Karawane mehr. In zwanzig Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadai, wo möglich bis Wara, machen. Mit herzlichen Wünschen für Dein und aller meiner Lieben Wohlergehen Dein gehorsamer Sohn Eduard".

Seitdem ist kein Laut, kein Lebenszeichen von ihm herübergedrungen. Wir kennen jetzt die Ursache dieses plötzlichen Verstummens. Kaum zehn

Wochen nach der Absendung jenes Briefes war der ausgezeichnete Jüngling schon ein Opfer seines unerschrockenen Forschungseifers geworden: unter den Händen afrikanischer Bestialität hat er am 15. Febr. 1856 auf den Straßen Wadai's sein edles, zu Hohem berufenes Leben ausgehaucht. Zwei treue Elternherzen haben dem Gram und Entsetzen trostlos erliegen müssen, ehe eine Gewißheit über das Schicksal ihres Lieblings zu erlangen war.

Wollten wir ihn anklagen, daß er so vieler Liebe nicht geachtet, daß die Rücksicht auf den Schmerz der Seinen ihn nicht zurückgehalten hat, so müßte uns aus der Betrachtung seines sonst so milden und liebreichen Charakters nicht deutlich geworden sein, daß er ja nur gethan, was zu unterlassen außer seiner Macht gestanden, was die zwingende Gewalt einer inneren Nöthigung ihm unwiderruflich geboten hatte. Denn sicher gehörte Eduard Vogel nicht zu Denen, welche durch leichtsinnige Renommirsucht und abenteuerlich romantischen Hang, durch das frivole Verlangen nach Abwechslung oder durch die verzweifelte Ruhelosigkeit eines übersättigten Gemüths in ferne Regionen getrieben werden. Er hatte keinen Grund, sich selber und seinen Verhältnissen zu entfliehen. Bis zu dem Augenblicke, wo er den afrikanischen Boden betrat, glich der ganze Verlauf seines Lebens einem sonnigen Frühlingstage, sanft hatte ihn das Glück umfaßt und ihn in seltener Weise alle die Widerwärtigkeiten und Hemmnisse, die krankhaften Uebereizungen und leidenschaftlichen Kämpfe erspart, welche das Erblühen begabter und hochstrebender Naturen zu begleiten pflegen. Ein streng geordneter und verständiger Geist, voll frischester Empfänglichkelt für alle Freuden eines gebildeten und civilisirten Daseins, Freund gemächlichen Lebensgenusses und einer gehobenen, durch feine Sitte anmuthig belebten Geselligkeit, lag seinem bescheidenen Sinne gewiß auch nichts ferner, als jener wüste Ekel und Ueberdruß an der modernen Kulturwelt, wie er allerdings abgestumpfte oder phantastische Gemüther oft genug zu thörichten und unheilvollen Schritten veranlaßt hat. Ging er also dennoch, so ist es einzig und allein die schwungvolle Energie wissenschaftlichen Thatendurstes, eine bei ihm durchaus gesunde, berechtigte, auf dem Gefühl ungewöhnlicher Leistungskraft beruhende Leidenschaft gewesen, die ihn die Bequemlichkeiten und Genüsse europäischer Weltstädte mit den Schrecken und Gefahren der Wüste, die tief innigen Beziehungen zu einem glänzenden Verwandten- und Freundeskreise mit der Umgebung blutgieriger Barbarenhorden vertauschen ließ.

Was er durch sein Unternehmen der Welt und Wissenschaft leisten wollte, ist freilich verloren gegangen. Sein Andenken aber wird in hohen Ehren bleiben. Möge sein lieblich ernstes Bild, wie es aus diesem Büchlein zu uns spricht, ein Herzenseigenthum deutscher Familien, ein Vor- und Musterbild der deutschen Jugend werden.

Italienische Zeitgenossen.

Von

Reigebaur.

(Fortsetzung.)

Giorgio Pallavicini-Trivulzio.

Der Markgraf Georg Pallavicini-Trivulzio ist als Leidensgefährte Silvio Pellicos und Gonfalonieris bekannt, welche wegen ihrer Unabhängigkeitsbestrebungen für Italien 1821 zu Mailand lange im Gefängniß schmachteten. Er hat vor einigen Jahren sein Leben und seine Haft auf dem Spielberg, von dem ihn gewöhnlich dieser Beiname beigelegt wird, beschrieben und mehr [illegible] mit Thatsachen beschäftigt, als Silvio Pellico, welcher seine Gefühle beschrieben hat. Der Letztere gab sich auch nach ausgestandenen Leiden ganz der Beschaulichkeit hin, während Pallavicino, als Mitglied des Parlaments zu Turin, thätig ins Leben eingriff. Er war Präfect zu Palermo, als Garibaldi in jenem Jahre auf Sicilien zum zweiten Male landete und dort seine Schaar zur Befreiung Roms bildete. Dies Ereigniß hatte ihm mehrfache Beschuldigungen zugezogen, so daß er sich veranlaßt gesehen hat, sich darüber zu vertheidigen. Bei der Garibaldi-Begeisterung, welche in Deutschland vielleicht noch größer als in Italien ist, wird es manchem Leser erwünscht sein, zu erfahren, in wiefern Pallavicini dazu mitgewikt hat*).

Bekanntlich hat die constitutionelle Regierung des wahrhaft constitutionellen Königs von Italien als Hauptgegner die Freunde der sogenannten guten alten Zeit und anderntheils die Republikaner; doch sind diese höchst unbedeutend, da der Zweck der alten Carbonari, die Einheit Italiens und die Befreiung von dem Einflusse der heiligen Allianz, durch die Errichtung des Königreichs Italien erreicht ist. Beide Parteien bereiten der Regierung keine bedeutenden Schwierigkeiten, wie die Parlamentsverhandlungen bei durchaus freier unbeeinflußter Wahl der Abgeordneten beweisen. Nur viele der constitutionellen Italiener sind

---

*) Due lettere di Giorgio Pallaviciui. I. al Deputato C. Boggio, II. al Conte Linati. Torino 1862. Tip. Fr. Fracchini.

ungeduldig wegen Rom und Venedig; sie möchten gern Rom zur Hauptstadt haben und die italienischen Venetianer zu den Ihrigen zählen. Diese Ungeduldigen werden die Partei der Action genannt. Gegen Diese wird von der Mehrzahl der Besonnenen das Testament Cavours angeführt, welcher sagte: „Wegen unsern Brüdern im Venetianischen müssen wir weinen, wir können aber deshalb keinen europäischen Krieg anfangen, und wegen Rom müssen wir warten, bis die Civilisation so weit vorgeschritten sein wird, daß die weltliche Macht des Papstes von selbst fällt. Unterdeß sucht sich Italien im Inneren zu befestigen, durch Unterricht auf die Massen zu wirken, welche, wie sich bei den Räubern im Neapolitanischen zeigt, sich vorher die Absolution geben lassen, wenn sie Mord und Raub an einem Gegner der guten alten Zeit begehen wollen, und Freitags rauben, aber nicht wagen Fleisch zu essen. Die Regierung hat daher bereits sehr viel für Volksschulen und für die Organisation des stehenden Heeres gethan, welches ebenfalls hier als Bildungsanstalt angesehen wird, da jedem Rekruten Gelegenheit gegeben wird, sich zum Officier auszubilden. Dabei wollte die Partei der Action nach dem Vorgange der deutschen Schützengesellschaften auch in Italien dergleichen einführen und dazu den schmollenden Garibaldi benutzen, welcher als ihr Haupt erscheint, der, nachdem er wirklich Außerordentliches geleistet, doch bei Capua einen so harten Stand hatte, daß ihm das stehende Heer helfen mußte. Seitdem glaubte sich Garibaldi einigermaßen zurückgesetzt; die Partei der Action sah daher mit Freuden Garibaldi zu Anfang 1862 wieder auf dem Schauplatze zur Einrichtung der Schützengesellschaften auftreten. Leider führten viele der Ungeduldigen die Catastrophe von Sarnico herbei, wo die Regierung einschreiten mußte, indem Verdacht entstand, daß eine dort gesammelte Freischaar einen Einfall in das italienische Tirol unternehmen wollte. Bekanntlich wandte sich Garibaldi von hier nach Sicilien, wo Pallavicini oberster Verwaltungsbeamter in Palermo war. Daß dort eine Freischaar gebildet werden konnte, welche gegen den Willen der Regierung sich zu einem Kriegszuge gegen Rom rüstete, wurde im Parlamente von dem Abgeordneten Boggio dem Präfecten Pallavicini zum Vorwurf gemacht, und dagegen vertheidigt sich derselbe in diesen Briefen.

Zu näherem Verständniß muß hier vorausgeschickt werden, daß die Feinde der neuen Ordnung der Dinge in Italien die Regierung verdächtigen, als habe sie die Pläne Garibaldi's befördert und beabsichtigt, sich auf diese Weise Roms zu bemächtigen und sich erst dann gegen Garibaldi erklärt, als Frankreich gegen das Unternehmen auftrat, so daß Garibaldi, dieser Held des Volkes, ein Opfer des schmählichen Verrathes geworden. Besonders waren es die Feinde des damaligen Minister Ratazzi, welche diese Meinung verbreiteten, und die der Regierung feindlichen Blätter der Priesterpartei, welche ungescheut unter dem Vorwande der Religion das Volk aufstacheln, obgleich diese befiehlt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat, selbst der ungerechten. Die Regierung läßt solche Behauptungen im Bewußtsein der Zustimmung aller Vernünftigen auf ihrem Unwerthe beruhen. Die Veranlassung zu dieser Vertheidigungsschrift Pallaviciniſ gab ein Artikel in der Zeitung Disscusione, worin

der Abgeordnete Boggio behauptet hatte, der Senator, Markgraf Pallavicini-Trivulzio habe als Präfect ungeachtet aller von dem Ministerium erhaltenen Befehle nicht seine Schuldigkeit gethan, um die Bildung der Garibaldischen Freischaaren zu verhindern. Dagegen legt hier der Beschuldigte seine Berichte vor, nach welchen am 6. Juni 1862 eine Bourbonische Bewegung in Palermo stattgefunden, die aber nur lächerlich gewesen, da alle vernünftigen Leute sich dagegen erklärt hätten, wobei sich besonders die Partei der Action ausgezeichnet habe. Ueber eine am 10. Juni stattgefundene anderweite Bewegung berichtete er, daß die Sache ernsthaft zu werden beginne und man ihm daher einen tüchtigen Führer der Nationalgarde schicken möge, aber einen solchen, welcher der Partei der Action nicht zuwider sei, welche hier allmächtig und ganz für Garibaldi gestimmt sei, dabei aber ihn, den Präfecten, kräftig unterstütze. Uebrigens habe die Partei Murats seit dem Besuche des Prinzen Napoleon gewonnen. Unterdeß war Geribaldi in Palermo angekommen und fing seine Werbungen an, worüber Pallavicini-Trivulzio berichtete: „Man spricht von Werbungen; ich bitte um Instruction". Er erhielt darauf zur Antwort: „Es bedarf keiner solchen, Werbungen sind durch die Gesetze verboten; Sie haben daher auf strenge Beobachtung der Gesetze zu halten". Dabei wurde er getadelt, daß er sich nicht gegen die Rede Garibaldis über die Politik Napoleons erklärt habe. Am 16. Juli machte Pallavicini bekannt, daß, wenn wirkliche Werbungen stattfänden, sie verboten wären. Er sagt aber in seiner Vertheidigung, daß blos Aufzeichnungen von Freiwilligen zu einem noch unbekannten künftigen Zwecke stattgefunden hätten. Unterdeß hatten aber wirkliche Werbungen eine solche Ausdehnung genommen, daß der Präfect am 22. Juli anfrug, ob der Prozeß eingeleitet werden sollte, ob dies bei der Stimmung auf der Insel rathsam wäre und ob die bewaffnete Macht stark genug für jeden Vorfall sein dürfte? Die Antwort war, daß sofort einzuschreiten sei und daß der Kriegsminister sofort Verstärkung senden würde. Nunmehr sah sich der Präfect in der Nothwendigkeit, gegen Garibaldi, seinen Freund, und gegen seine Partei, die der Action, einzuschreiten; er forderte daher seinen Abschied, welchen er am 25. Juli erhielt. Somit erscheint Pallavicini als Ehrenmann gerechtfertigt, und das Ministerium hatte darin gefehlt, daß es bei den bekannten Gesinnungen desselben, ihn unter solchen Umständen dort gelassen hatte. Allein eben so sehr erscheint das Ministerium gerechtfertigt, auf dem kein Verdacht der Begünstigung des Garibaldischen Unternehmens haften bleibt.

In dem zweiten Schreiben Pallavicinis, dieses Märtyrers für Italien, an den Senator, Grafen Linati in Parma, über die französische Politik im Verhältniß zur Politik Italiens gibt er sein politisches Glaubensbekenntniß, das sein Verfahren rechtfertigt. Er erklärt sich gegen die Politik Napoleons, der es mit Italien nicht ehrlich meine; er erklärt sich gegen die Doctrinairs welche meinen, der Enthusiasmus Garibaldi's sei schädlich, er schließt damit: „In der Versöhnung mit Garibaldi, in treuer Verbindung des Königs mit seinem Volke und nicht in der Vormundschaft Frankreichs und der Anerkennung Rußlands beruht das Geschick Italiens."

Emil Dandolo.

Der Graf Emil Dandolo*) aus Mailand ist einer derjenigen jungen Lombarden, welche gezeigt haben, daß man den Italienern sehr Unrecht that, wenn man sie ein verkommenes Volk nennt. Er war noch nicht 18 Jahr alt, als im Jahre 1846 das Vaterlandsgefühl ihn antrieb, sich mit den jungen Leuten der ersten Gesellschaft dieser reichen Hauptstadt in den Waffen zu üben, da alle fühlten, daß Etwas bevorstand, um Italien von dem Einflusse der Fremden zu befreien, die in dem Papste selbst das erste Werkzeug hatten, bis Pius IX. zeigte, daß er Italiener war. Der Vater des jungen Emil, der ersten Gesellschaft angehörig, selbst ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber, hatte natürlich demselben und seinem einige Jahre älteren Bruder eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen, und als strenger Katholik fand er bei dem von dem Papste gegebenen Beispiele diese Richtung der Vaterlandsliebe für seinen Sohn nicht verwerflich. Die benachbarten Piemontesen hatten schon am 10. Februar, mithin vor der französischen Revolution von 1848, eine Constitution erhalten, und so stand am 18. März 1848 die Bevölkerung von Mailand wie ein Mann auf. Fünf Tage dauerte der Kampf der Bürger gegen das Heer Radetzki's, der von der festen Citadelle aus die Stadt furchtbar beschoß. Allein wie gegen Friedrich den Rothbart bei Segnano, siegten die Mailänder auch über Radetzki. Die Brüder Dandolo waren überall die Ersten, und Emil hatte, als er sich bewaffnete, in der Erwartung des Märtyrertodes, erst bei seinem Lehrer, einem Barnabitenmönch, das Abendmahl genommen und focht mit wahrer Todesverachtung besonders an der Porta Tosa, dem mit Hartnäckigkeit vertheidigten festen Thore über dem Kanal, der Mailand umgibt. Kaum waren die Oesterreicher abgezogen, als einer der jungen Leute, Lucian Manara, ein Lombardisches Schützencorps errichtete, bei dem Emil Adjutant wurde und den Zug gegen Tirol mitmachte. Er blieb nach dem Waffenstillstand von Mailand im Piemontesischen und machte wieder den Feldzug von 1849 mit, und nachdem derselbe bei Novara beendet war, zog er nach Rom mit derselben Freischaar. Das Bataillon Manara zeigte den Franzosen, daß es eine der gewöhnlichen französischen Aufschneidereien war, als im Parlament zu Paris die Worte gehört wurden: „Die Italiener schlagen sich nicht!" Die beiden Brüder Dandolo waren überall die Ersten, der ältere Brüder fiel, durch die Brust geschossen, und Emil ward verwundet, doch blieb er fortwährend thätig; auf der Bresche sank neben ihm sein Freund Graf Morosini; auch Manara fiel neben ihm bei dem Angriff auf die Villa Spada am 1. Juli 1849, wobei Emil durch den Arm geschossen wurde. Als Rom gefallen war, ging Emil zu seinen Eltern zurück und machte 1850 mit seinem Freunde, den Markgrafen Trotti, eine wissenschaftliche Reise nach Aegypten, die er 1854 zu Mailand herausgab, wo die reichen, vornehmen jungen Leute bei allen Zerstreuungen der großen Stadt dennoch die Wissenschaft

*) Emil Dandolo per Giulio Carcano. Torino 1861. Casa Pomba.

in hohen Ehren halten und in derselben Tüchtiges und Hervorragendes zu leisten suchen. —

Kaum fing der Krimkrieg an, als er wieder die Waffen ergriff, im Generalstab alle Schlachten mitmachte und als Ritter des Moritz- und Lazarusordens zurückkehrte. Seine Gesundheit hatte aber so gelitten, daß er im Jahre 1857 nach Eaux-Bonnes in den Pyrenäen gehen mußte; doch starb er schon am 20. Februar 1859. Die Einwohner Mailands, von denen ihn viele hatten muthig dem Tod trotzen sehen und die ihn als ihren jugendlichen Helden verehrten, gaben ihm das letzte Geleite. Am Grabe legte die patriotische Markgräfin Crivelli, geborene Gräfin Medici-Marignano, einen dreifarbigen Kranz auf seinen Sarg, und bei diesem Anblick rief die Menge wie aus einem Munde: „Es lebe Italien! Es leben die italienischen Helden!" Obwohl die österreichische Garnison natürlich auf den Beinen war, konnte die heldenmüthige italienische Frau, die Alles vorbereitet hatte, sich nach Turin retten. Bei solcher Begeisterung bleibt das Andenken des jugendlichen Helden dort in stets frischem Andenken, während der Vater desselben fortfährt, die Geschichte durch bedeutende Werke zu bereichern, von denen wir nur die Bekanntmachung des Prozesses gegen die bekannte Nonne von Monza aus dem früher dort herrschenden Hause erwähnen, der ein treues Gemälde der sogenannten guten alten Zeit gibt, wo selbst in den Klöstern die ärgsten Verbrechen begangen werden konnten.

Enrico Tazzoli.

Ebenso gibt ein Geistlicher der Jetztzeit, Enrico Tazzoli*), ein Beispiel, daß sich auch in diesem Stande die Vaterlandsliebe Bahn brechen kann. Enrico Napoleon Tazzoli wurde 1812 zu Canneto bei Mantua geboren und wuchs im älterlichen Hause unter den Wissenschaften auf; denn die Brüder seiner Mutter aus der vornehmen Familie Arricabene sind, der eine durch „das Jahrhundert von Dante", und der andere durch sein Dizionario domestico rühmlichst bekannt. Beide waren Freunde Ugo Foscolos, der so viel für das Wiederaufleben des vaterländischen Geistes in Italien gewirkt hat. Enrico wurde 1829 Priester und Professor der Beredsamkeit an dem Seminar zu Mantua und im Privatleben, wie in seinem Berufe ein Vorbild für alle Geistlichen. Anfangs hatte er sich auch mit Mathematik beschäftigt, später aber waren Bruno und Campanella seine Meister als Philosophen. Er verstand die Religion mit der Vaterlandsliebe zu verbinden und wirkte als Lehrer in jener Zeit, wo die Italiener den fremden Einfluß immer unwilliger fühlten, bis Pius IX. durch seine Reformen große Hoffnungen erweckte. Diese waren schon zum Theil erfüllt, mehrere italienische Staaten hatten 1848 bereits Constitutionen, als

*) Enrico Tazzoli per Gaetano Polari. Torino 1861. Casa Pomba.

die Nachricht von dem Aufstande in Wien am 18. März 1848 in Mantua eintraf. Sofort ließ der dortige Bischof den ambrosianischen Lobgesang in der Domkirche anstimmen, die Gemeinde-Verwaltung errichtete augenblicks eine Bürgergarde und Barricaden wurden erbaut. Doch am 31. März rückten 8000 Oesterreicher ein. Tazzoli blieb in seinem Berufe und predigte Geduld und Liebe zur heiligen Angelegenheit Aller.

Die Niederlage Carl Alberts zu Novara 1849 hatte alle Hoffnungen auf die Unabhängigkeitsbestrebungen der Italiener vernichtet, aber das Streben darnach nicht beseitigt. Bei allen Schwierigkeiten, bei der bekannten Festigkeit Mantuas, dem Mittelpunkte der fremden Macht, war dennoch dort dies Streben am lebendigsten, aber auch nothwendigerweise am meisten geheim betrieben. Im November 1850 bildete sich in Mantua eine geheime Gesellschaft, deren Seele Tazzoli war. Er besonders drang darauf, durch erfahrene Sachverständige die Befestigungen von Mantua und Verona zu erforschen und Vorbereitungen zu einem Ueberfalle der Garnison und zu Barricaden zu treffen. Die Verschworenen zu Mantua setzten sich in Verbindung mit den Centralgesellschaften zu Venedig und Mailand, mit Brescia, Verona und Padua, wo wie in Mantua ebenfalls Provinzialgesellschaften waren, die mit Mazzini in Verbindung standen. Nach Möglichkeit ward das Geheimniß bewahrt, dennoch wurde der Mailänder Sciesa 1851 kriegsrechtlich erschossen, weil man bei ihm eine Proclamation fand. Dottesio wurde zu Venedig gehangen, weil er in der Schweiz gedruckte Schriften verbreitete, der Priester Grioli zu Mantua erschossen, weil er Soldaten der Garnison zur Desertion verleiten wollte.

Die Geistlichkeit theilte die allgemeine Stimmung gegen den fremden Einfluß, und als dieser Letztere in geistlicher Kleidung zum Richtplatze geführt wurde, frug Jemand den Tazzoli, ob jenem nicht vorher die geistliche Würde von der Kirche genommen werden sollte (Sconsacrato)? Er antwortete: Wer kann es wohl für möglich halten, daß die Kirche ein Opfer der Vaterlandsliebe verdammen wird? Unter den vielen Verdächtigen, welche damals gefänglich eingezogen wurden, war auch ein junger Mensch, der durch Stockschläge zum Geständniß bewogen wurde, infolge dessen auch Tazzoli am 17. Januar 1852 verhaftet wurde, wobei seine Papiere in die Hände der Polizei fielen. Obwohl in Chiffern geschrieben, wurde dennoch der Schlüssel ebenfalls von einem Gefangenen durch Stockschläge erpreßt, worauf Tazzoli in Ketten gelegt, in Einzelhaft gehalten wurde und nur Brod und Wasser zur Nahrung erhielt. Eine Unterbrechung fand am 23. November statt, indem der Rector des Seminars zu Mantua mit einem Hauptmann eintrat und der Erstere erklärte, es sei von Rom nun entschieden worden, daß ihm die geistliche Würde genommen werden solle. Tazzoli lächelte darüber, Christus war ja auch von den Juden verurtheilt worden. Er mußte das geistliche Ornat ablegen, vor dem Bischofe niederknien, welcher ihm mit einem Messer die früher erhaltene Salbung vom Haupte abzuschaben schien, und darauf die geistliche Kleidung ablegen. — Er wurde mit fünf Anderen zum Tode verurtheilt, viele Andere zu mehrjährigem harten Kerker.

Das Aufsehen, welches dies Erkenntniß machte, und die Theilnahme von einem so musterhaften Geistlichen veranlaßte die Prinzessin Gonzaga, die Markgräfin Carvaus, die Gräfin d'Arco, den Bischof und andere bedeutende Männer bei dem General Radetzki um Gnade zu bitten. Alles vergebens, Tazzoli wurde am 19. März 1853 zu Mantua gehangen. Diese Leidensgeschichte eines Märtyrers seiner Ueberzeugung, mochte sie auch nicht die richtige sein, ist mit einer solchen Lebendigkeit und so tiefem Gefühle verfaßt, daß sie auf jeden Leser, mag er auch anderer Ueberzeugung sein, ihren Eindruck machen muß. Dies erinnert an die allgemeine Theilnahme, welche in Deutschland die Gefangenschaft von Silvio Pellico erregte.

(Schluß folgt.)

Die Völkerschaften Rußlands in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von

Paul Fuchs.

(Schluß.)

Die nomadischen Völkerschaften, welche ihre Heerden in den salzigen Wolgasteppen weiden, theilen sich in drei Hauptstämme: die Kirgisen, die Kalmüken und die Baschkiren, und sind theils Buddhisten, theils Muhammedaner. Unterthanen des russischen Kaisers sind sie nicht, denn sie sind ihm nur tributpflichtig, da sie von eigenen Schachs regiert werden, und doch ziehen sie sich immer weiter nach Osten, in die Mongolei, das centralasiatische hohe Flachland zurück. Der russische Druck, so leis er auch auf sie ausgeübt wird und ausgeübt werden kann, ist ihnen unerträglich. Dazu besitzt der Großrusse ein großes Maß — man kann nicht sagen von Nationalstolz — aber von Nationaleigendünkel, von andern Nationen spricht er stets wegwerfend, ihrem Namen irgend eine Verkleinerungssylbe der Verachtung hinzufügend. So heißt bei ihnen der Franzose nicht Franzus, wie das eigentliche russische Wort ist, sondern Franzuſischka, der Pole Poliatschischka, der Deutsche Niemtschura, lauter Worte der Verachtung. Den Kirgisen, Kalmüken ꝛc. wird er auch nicht bei seinem Namen nennen, er wird ihn nicht Abdul, Mahan rufen, sondern stets Abdulka, Mahanka sagen, selbst der nicht weit von Astrachan herrschende Chan Tümen, ist überall in Astrachan nur unter dem Namen Tümenka bekannt. Solch eine verächtliche Behandlung ist nicht geeignet, die Bande der Freundschaft beider Nationalitäten fester zu knüpfen, und hat, wie wir schon gesagt haben, zur Folge, daß die Nomaden die Grenzen des russischen Reichs mehr und mehr verlassen und sich weiter in's Innere von Asien zurückziehen.

An die Wüsten, welche jene Nomaden inne haben, gränzen die Flächen,

welche die uralschen Kosaken bewohnen, Nachfolger jener Kosaken des Jaik, die sich einst unter Pugatscheff — seitdem sind noch nicht hundert Jahre verflossen — erhoben und Schrecken und Verwüstung weithin nach Rußland verbreiteten. Pugatschew, der Pseudo-Peter III., war nur ein Vorwand, der Aufstand hatte einen religiös-socialen Charakter, solche Aufstände der Bauern gegen die Grundbesitzer, der unterdrückten Raskolniks gegen die sie unterdrückenden Orthodoxen, haben sich periodisch alle Jahrhunderte seit der Einführung der Leibeigenschaft und der Orthodoxie wiederholt. Zuerst war es Bolotnikow, dann kam Stenka Rasin, dem der Volksglaube noch jetzt eine wunderthätige Kraft zuschreibt, und zuletzt Pugatschew, dessen Name nur als Fahne dienen sollte, um Leibeigene und Raskolniks zusammenzuschaaren; wehe, wenn sich jetzt ein solcher Aufstand wiederholen sollte, wehe dann jedem Besitzenden, jedem Gebildeten, denn der aufständische russische Bauer kennt weder Unterschied in seinem Hasse, noch Schonung; er wird zum wilden Thier, das die Gitter seines Käfigs zerbrochen hat. Zur Strafe des Aufstandes wurde der Jaikfluß in den Ural, folglich die jaikschen Kosaken, in die uralschen umgetauft; der Name ist freilich verschwunden, doch die Söhne und Enkel jener aufständischen Kosaken leben noch, sind Raskolniks wie ihre Ahnen, und die Ueberlieferungen und Sagen aus jener Zeit gehen noch immer von Mund zu Mund. Dem Raskolnik ist sein Bart ein Heiligthum und den Officieren ist es verboten, einen zu tragen, der Raskolnik hält es für eine Sünde, in eine orthodoxe Kirche zu gehen, und die Kosaken, wenn sie unter Waffen sind, sind gezwungen, die orthodoxen Kirchen zu besuchen und alljährlich bei orthodoxen Popen zu beichten und zu communiciren. Solche Maßregeln sind nicht geeignet, eine Völkerschaft, bei der die Erinnerung an frühere Freiheit noch frisch im Gedächtniß lebt, an die sie unterdrückende Nationalität zu binden, sie geht mit ihr Hand in Hand, so lange sie nicht anders thun kann und ihren Vortheil dabei findet, trennt sich aber von ihr, sobald es ihr irgend möglich ist.

An die uralschen Kosaken grenzen die Tataren, deren Hauptstadt einst Kasan war, denen aber dort jetzt eine Art Ghetto, zwei entfernte Stadttheile, zum Wohnsitz angewiesen ist. Sie bevölkerten einst auch die Krim, sind aber von dort seit dem letzten Kriege ausgewandert und nach der asiatischen Türkei übergesiedelt. Die Tataren der Gouvernements Kasan, Orenburg und Samara sind ein kräftiger, intelligenter und stolzer Menschenschlag, besonders die, welche Kasan selbst bewohnen. An Bildung stehen sie unendlich höher als die Russen, in einigen ihrer Volksschulen wird sogar französisch gelehrt, sie treiben Handel, besuchen Europa und kehren, an Erfahrungen bereichert, zurück, denn den Tataren zeichnet ein besonderer Scharfblick aus. Treu haben sie Sitten und Tracht ihrer Ahnen bewahrt, und selbst die Russen können ihnen nicht ihre Achtung versagen, denn sie nennen sie im Allgemeinen Knese oder Fürsten. Die Reichern schicken ihre Söhne nach Bokhara, wo sich eine bei den sunnitischen Muhammedanern berühmte hohe Schule befindet. In ihnen lebt aber auch ein reges Nationalgefühl, das sich in der Unterdrückung fester stählt, als wenn es sich frei bewegen könnte. Wie wenig fest sie an Rußland hängen, haben

die Jahre 1853—56 bewiesen, als sie von der Wiederherstellung unabhängiger muhammedanischer Reiche durch einen Anschluß an die Türkei träumten; sie wurden schwer für ihre Träume bestraft, der letzte Schein von einer Autonomie wurde ihnen genommen, doch ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft lebt noch fort.

Von Kasan ziehen sich nach Norden den Ufern der Wolga entlang die Tscheremissen, die Tschuwaschen, eingeschüchterte, scheue, kleine Völkerschaften, besonders die Tscheremissen, die sich — zum Christenthum gezwungen — in dunkle Wälder versteckten, um dort ihren heidnischen Gottesdienst feiern zu können. Sie haben niemals eine politische Rolle gespielt und können niemals berufen sein, eine solche zu spielen, ebenso wenig wie die Wotiaken, Samojeden, Lappen, Ostiaken und andere im Norden und Osten Rußlands wohnende Völkerschaften.

Sibirien jedoch wirst einst berufen sein, eine große und wohlthätige Rolle in der Culturgeschichte Asiens zu spielen. Es ist ein unermeßliches, schönes reiches Land, von dem man sich in Europa eine falsche Vorstellung macht, da man es nach seinem unfruchtbaren, waldbedeckten, an das Eismeer und den nördlichen Ocean angrenzenden Norden beurtheilt. Freilich ist es bis jetzt noch das Riesengrab der Unglücklichen, wie es Rylejeff, der russische Dichter, nennt, und mit dem Gedanken an Sibirien ist ein unwillkürliches Gefühl der Wehmuth und der Thränen verbunden.

Man beweint die Unglücklichen, die ihrer Heimath, ihrer Lieben, ihrer ganzen Zukunft entrissen, mit einem Leben voll Qualen büßen müssen, weil ihr Herz warm für ihre Heimath schlug. Sibirien muß aber und wird aufhören ein Ort der Verbannung zu sein, und schon jetzt hat es alle Bedingungen eines einst mächtigen Reiches. Große Flüsse durchschneiden es, die freilich in den unbedeckten nördlichen Ocean münden, aber für die der innere Verkehr von der größten Wichtigkeit ist, während der Amur fast durch ganz Mittelasien fließt, also einst die Handelsarterie Asiens mit Amerika, Japan, Australien und der ganzen Südsee sein wird. Es hat Riesenseen, welche Meeren gleichen, ist reich an Wäldern, Gold, Silber, Edelsteinen, Kupfer, Eisen, Blei und die verhältnißmäßig wenig bebauten Stellen liefern nicht allein genügendes Korn für den innern Bedarf, sondern es werden noch hunderttausende von Scheffeln Weizen ausgeführt. Eben so führt es eine ungeheuere Masse von Talg aus, der über Petersburg bis nach London und weiter geht, seine Butter kommt über Rostow und Taganrog nach Constantinopel. Seine Städte sind schöner und reicher als die Städte im Innern von Rußland, Irkutsk kann sich an Intelligenz mit Petersburg und Moskau messen, der Sibirier übertrifft den Russen bei weitem an Bildung, selbst der sibirische Bauer steht an Wohlstand, Cultur, Behäbigkeit auf einer viel höhern Stufe als der russische. Sibiriens Handel ist schon jetzt sehr rege und entwickelt sich mehr und mehr, je besser die Verbindungswege werden. Mit der wachsenden Bevölkerung wird sich auch das zuweilen sehr rauhe Klima mildern, mit ihr auch das Streben nach Unabhängigkeit wachsen. Schon jetzt tragen die Sibirier mit Ungeduld die Verhältnisse, welche sie in Allem an das entfernte Petersburg ketten, einst aber wird Sibirien ein großes unabhängiges Reich werden; der Versuch, sich von Rußland loszureißen, wurde schon unter Peter

dem Großen gemacht. Er mißlang damals, auch jetzt würde er mißlingen, doch wenn die Bevölkerung sich vergrößert, wenn sich ihr Selbstgefühl entwickelt, wenn sich ein Volksleben, welches in Rußland allgemein angestrebt wird, entfaltet hat, wird Sibirien sicher ein selbstständiges Reich werden.

Es bleiben uns noch einige Worte über den Westen Rußlands zu sagen, über Centralrußland sagen wir nichts, denn das ist der Kern Rußlands, das sogenannte Großrußland; Finland, das im Anfang dieses Jahrhunderts annectirte Finland, trägt mit Unwillen das fremde Joch und ist durch seine Bestrebungen, sich wieder mit dem stammverwandten, brüderlichen Schweden zu vereinigen, ausreichend bekannt; daß Polen nicht zu Rußland gehören will, beweist hinlänglich sein blutiger, heroischer Kampf.

Die sogenannten Ostseeprovinzen Kur-, Liv- und Esthland, haben eine doppelte Bevölkerung, die Bauern sind Kuren, Liven und Esthen oder Esthonen, die alle finnischen Stammes sind, während der Adel und die gebildeten Classen aus Deutschland stammen; die Verhältnisse der Ostseeprovinzen zur russischen Regierung sind nicht unfreundlich, weil diese ihre Rathgeber meist aus dem Adel derselben wählt. Desto mehr und eben aus dem erwähnten Grunde hassen die Russen die Ostseedeutschen und übertragen diesen Haß auf alle Deutsche, ja auf alle Ausländer, die sie mit dem Collectivnamen Niemtzy „Deutsche" bezeichnen, Ueberhaupt ist bei den Slaven der Haß gegen das deutsche Element eingewurzelt, besonders ist dies bei den niedern Classen der Fall, die, wie ich schon gesagt habe, ein großes Maß von Eigendünkel besitzen.

Von den Lithauen bewohnenden Letten ist wenig zu sagen, sie sind katholisch und neigen sich, weil der Adel und die Geistlichkeit polnisch sind, mehr zu Polen als zu Rußland hin.

So haben wir denn die hauptsächlichsten Völkerschaften Rußlands in ihren gegenseitigen Beziehungen betrachtet und gesehen, daß unter ihnen wenig Sympathie und Liebe herrscht, daß sie zuweilen sich schroff gegenüberstehen; daraus ist aber nicht zu schließen, daß Rußland bald in mehrere Reiche zerfallen wird. Eins der Haupthindernisse davon ist, daß Rußland zu wenig bevölkert ist, die Völkerschaften leben zu entfernt von einander, kommen in zu geringe Berührung, das Volksleben ist zu wenig entwickelt, als daß die einzelnen Völker ihre Gedanken austauschen und sich vereinigen könnten. Die gegenseitigen Verhältnisse werden dieselben bleiben, bis der Drang der Dinge von selbst eine Veränderung bedingt. Wehe aber, wenn die Völkerschaften einst selbst einen gewaltsamen Umschwung herbeiführen wollten, in Rußland wäre dies der Sieg der Unwissenheit über die Intelligenz, der Finsterniß über das Licht, Cultur, Fortschritt, Wohlstand, Alles wäre gebrochen und Rußland wieder auf lange aus der Liste der gebildeten Nationen gestrichen. Rußland ist ein aus verschiedenen Elementen erbautes Gebäude, die Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen Zusammenwirkens bildet die Klammer, welche die einzelnen Steine zusammenhält, und das Gebäude wird so lange bestehen, bis sich die Möglichkeit zeigt, ein neues zu erbauen.

Queensland oder Neu-Südwales in Australien.

Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde.

Frei nach dem Englischen

von

J. Schucht.

Obgleich der eifrige Forschungsgeist der Neuzeit die Menschen in alle Erdzonen treibt, um auch die noch unbekannten Winkel aufzusuchen und zu beschreiben, so wird dennoch der zuletzt entdeckte fünfte Welttheil — Australien — am wenigsten besucht. Da er jedoch vielfach für Auswanderer zur Ansiedelung empfohlen, von anderer Seite aber, z. B. von F. Gerstäcker, dagegen gewarnt wurde, so fühle ich mich veranlaßt, hier ein Land dieses Erdtheils skizzenhaft zu beschreiben, welches im nöthigen Fall von „Europamüden" zur neuen Heimath gewählt werden kann. Vorläufig bemerke ich, daß diese Nachrichten aus der Beschreibung eines dortigen Ansiedlers übersetzt sind und nur das weggelassen wurde, was für unsere deutschen Leser kein Interesse hat.

Gewöhnlich wird behauptet, daß die Vermehrung der Bevölkerung, des Reichthums und der Macht der nordamerikanischen Union seit dem Jahre ihrer Unabhängigkeit — 1783 — sich in solch hohem Grade gesteigert habe, wie noch in keinem anderen Lande der Welt. Die Engländer sagen aber, daß die großartigen Fortschritte der australischen Colonien denen der großen Republik gleich seien oder sie wohl gar noch überträfen. Und außer den Golddistriften von Viktorialand sei es hauptsächlich New South-Wales oder Queensland, in denen der Wohlstand nebst der Bevölkerung sich von Jahr zu Jahr vermehre.

Noch vor drei Jahren ward das nord-östliche Küstenland von Australien als New South-Wales — Neu Süd-Wales — bezeichnet, jetzt aber wird es Queensland oder Königinland genannt. Dessen Hafen hieß damals und auch noch heute „Moreton-Bay". Der Landstrich erstreckt sich etwa vom 18 bis zum

35 südlichen Breitengrade und umfaßt wenigstens 13 Längengrade, ist also zehnmal größer als England und Wales zusammen und dreimal größer als Frankreich. Das Klima ist in dieser großen Zone so verschiedenartig, daß sowohl die englischen und deutschen Gemüse nebst Körnerfrüchten, als auch sämmtliche Produkte der tropischen Zone reichlich gedeihen und wahren Ueberfluß spenden. Aber trotz dieser Naturbegünstigung blieb das Land dennoch lange Zeit leer, nur seit einigen Jahren zog der Auswanderungsstrom dorthin und vermehrte binnen kurzer Zeit die Zahl der Europäer auf 30,000. Auf der letzten Londoner Industrieausstellung war die Abtheilung für Queensland mit den üppigsten und schönsten Produkten der heißen und gemäßigten Zone dieses Landes besetzt, welche bei Jedermann wahrhaftes Erstaunen erregten. Dieser Produktenreichthum wird sich aber millionenfach vermehren, wenn erst das Land mit einer viel zahlreichern Bevölkerung besetzt und durchgehends cultivirt sein wird. In neuester Zeit hat man auch Baumwolle dort angebaut, um nicht von den Sklavenstaaten Amerika's abhängig zu sein.

Wie ich schon früher bemerkte, ward Queensland sonst unter dem allgemeinen Namen Neu Süd-Wales mit inbegriffen und gleich dem District Sydney als Strafcolonie benutzt. Seit 1842 hat man aber keine Verbrecher mehr hingeschickt und 1859 wurde der Distrikt von Moreton Bay als eine unabhängige Colonie erklärt und mit dem Namen Queensland belegt. Er erhielt eine Constitution und ein eigenes Gouvernement nach englischem Muster. Für Religion und Unterricht ist hinreichend gesorgt, denn es wurde ein ausgezeichnetes System des öffentlichen Unterrichts gegründet, welches Elementarschulen und Gymnasien umfaßt. In den ersten erhält die ärmere Bevölkerung eine gute Erziehung und diejenige Schulbildung, welche unsere niederen Bürgerschulen gewähren. In den grammarschools oder Gymnasien werden die Eleven bei billiger Kost und geringem Schulgelde auf den Standpunkt geführt, daß sie die europäischen Universitäten besuchen können. Ebenso ist für den Gottesdienst durch freiwillige Beiträge reichlich gesorgt. Die Hauptstadt Brisbane mit 7000 Einwohnern enthält über 14 Kirchen nnd Kapellen, daher existiren dort auch zwei Bischöfe, einer für die englische, der andere für die katholische Kirche, nebst zahlreichen Geistlichen aller christlichen Gemeinschaften.

Was nun die Physiognomie dieses Landes betrifft, so ist die Küstenlinie außerordentlich malerisch und interessant, reich an Raritäten und wundervollen Schönheiten wie kein anderer Küstenstrich von Australien. Sie prangt in immergrüner Frische, abwechselnd mit Ebenen und Hügeln, welche mit lieblich duftenden Blumen, nährenden Gräsern oder großen Bäumen besetzt sind. Was aber diese reizenden Schönheiten noch mächtig erhöht, sind die im Hintergrunde mit der Küste parallel laufenden Gebirge, welche in einer Entfernung von 60 bis 70 Meilen liegen und den großartigsten Eindruck verursachen. Ihre Füße erstrecken sich in kleinen Hügeln durch die Ebenen nach der Küste zu und bilden hierdurch zahlreiche Flüsse und Ströme, von denen viele sehr breit und mehrere Meilen ins Land hinein schiffbar sind. Deren Ufer bestehen aus fruchtbarer Alluvialerde und tragen ebenfalls die besten Gräser und Bäume. Bei einigen

sind die Mündungen verschwemmt, doch lassen sie sich ohne große Mühe öffnen. Die ganze Seeküste von Queensland ist also wegen ihrer vortrefflichen Häfen und der ins Land führenden Ströme zu einem großen Seehandel geeignet. Der Hafen Moreton Bay ist über 60 Meilen lang und 20 Meilen breit, und seine Ufer enthalten die fruchtbarste, zum Ackerbau geeignetste Erde. Zahlreiche Inseln dieses Hafens eignen sich ebenfalls zur Cultur und verschönern die Gegend. Fünf schiffbare Ströme führen ihre Wasser in diesem ausgezeichneten Hafen, der Arrowsmith, Logan, Brisbane, Pine und Caboolture. Außer diesem großen Hafen existiren noch mehrere kleinere von eben so großer und und oft noch größerer Schönheit, nämlich Keppel Bay, Wide Bay, Port Curtis, Port Bowen, Port Dennison u. A. Es versteht sich von selbst, daß die höher liegenden Länder ein viel kühleres Klima haben als die niedrigen unter denselben Breitegraden; die ganz hohen Berggegenden differiren also bedeutend im Verhältniß zum Küstenland. Aber dennoch zeichnen sich die auf den Bergen liegenden großen Hochebenen durch nahrhaften Grasreichthum aus, weil ihnen das Wasser nicht fehlt. Demzufolge können auch diese viele hundert Meilen sich erstreckenden Hochländer von Menschen bewohnt werden. Viele dachen sich allmählig sanft nach Ost und Nord ab, bis zum Golf von Carpentaria. Das Klima von Queensland wird als das schönste von Australien bezeichnet, das überhaupt von keinem andern der Erde übertroffen werde, selbst nicht von dem auf Madeira. Es ist viel gleichmäßiger als irgend ein Klima der andern Erdzonen unter denselben Isothermen. Diese Gleichmäßigkeit wird theilweise im heißen Sommer durch die Seebrisen und durch die öftern Regen in den heißesten Monaten erzeugt. Und da hier gar keine heißen Winde wehen und die Verdunstung des gefallenen Wassers sehr schnell vonstatten geht, so wird die Atmosphäre auch bald wieder trocken, kühl und dadurch die Gleichmäßigkeit des Klimas wieder hergestellt.

Schon oben sagte ich, daß sich das Klima von Queensland zur Erzeugung aller Produkte eigne. Baumwolle, Zuckerrohr, Gerste, Hafer, Sorghum saccharatum (Moorhirse), Tabak, Indigo, Kaffee, Reis, Mais, Kartoffeln und noch zahlreiche andere Früchte werden alle mit reichem Erfolg gebaut. Mais und Kartoffeln werden oft gleichzeitig zusammen von einem Acker geerntet, und in den Hochlanden gedeiht der schönste Weizen im Ueberfluß, über 30 Scheffel der Acker, dabei die feinste Qualität. Auch ist das Land reich an edeln Metallen. Gold ist an verschiedenen Orten gefunden worden, obgleich man nicht systematisch darnach suchte; ebenso Kupfer, Zinn, Eisen und reiche Kohlenlager; dabei besitzt es die schönsten und werthvollsten Wälder wie keine andere britische Colonie.

Zur Baumwollencultur ist das Land sehr geeignet und man hat sie mit bedeutendem Erfolg eingeführt. Es wurden ungemein große Quantitäten geerntet, welche sich aber auch durch die schönste, feinste Qualität auszeichneten. Die feinste Baumwolle der Insel Seeland kann längs der Seeküste und an den Flußufern auf ungeheuer weit ausgebreiteten Landstrecken mit reichlichem Erfolg gebaut werden. Aber auch die innern Hochlande qualificiren sich hierzu, und es

wird sogar behauptet, daß die Gewebe dieser Pflanzen viel feiner seien als die der Küstenländer. Dies sind die hohen Vorzüge des gesegneten Landes. Der Wahrheit gemäß muß ich natürlich auch die Schattenseiten andeuten.

Wie es in allen jenen menschenleeren Ländern an zahlreichen Arbeitern fehlt und daher der Lohn der Arbeiter sehr hoch ist, so auch in Australien. Denn die größte Schwierigkeit der australischen Baumwollbauer ist, mit den Amerikanern in Hinsicht des Preises zu concurriren. Bei den jetzigen Kriegsverhältnissen ist dies möglich, nicht aber bei gewöhnlichen Friedenszuständen. Außer den hohen Arbeitslöhnen verursacht aber auch die Fracht nach Europa den Pflanzern zu viel Kosten. Gemindert würden diese Uebelstände durch Einführung von Maschinen, welche menschliche Arbeitskräfte ersetzen, doch ist dies bis jetzt noch nicht geschehen; Alles wird mit Händen gearbeitet wie in Indien. Daß auch die Handwerker dort sehr hoch bezahlt werden, ist selbstverständlich. Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schmiede u. A. erhalten täglich 9 bis 12 Sch., also 3 bis 4 Thlr. per Tag, gewöhnliche Handarbeiter 5 bis 7 Sch. 2 Thlr. 20 Sgr. bis 3 Thlr. 10 Sgr. täglich nebst Beköstigung. Hirten, Ackerknechte und sonstige Handarbeiter der Farm bekommen nebst Kost und Wohnung jährlich 30 bis 45 Pfund Sterling, also 198 bis 293 Thlr. Fast unglaublich, aber wahr!!

Das Parlament von Queensland ist sehr bestrebt gewesen, durch vielerlei Begünstigungen die Einwanderung zu befördern. Namentlich sind große Erleichterungen zur Erwerbung von Land gewährt. Ein Gesetz über Veräußerung der Kronländerei verordnet, daß fortwährend große Strecken culturfähigen Landes für Einwanderer bereits gehalten und wenigsten 5000 cultivirte Aecker stets für die Ankommenden vorhanden sein müssen. Alle diese Ländereien stehen durch Wege und schiffbare Ströme mit der Küste in Verbindung, wodurch die Versendung ihrer Produkte leicht ermöglicht wird. Der Acker Kronland darf nicht höher als für 6 Thlr. 20 Sgr. verkauft werden. Wer aber 40 Acker kauft, erwirbt zugleich das Recht, noch 120 Acker für 5 Sgr. per Acker auf 5 Jahre in Pacht nehmen zu können. Und nach Ablauf dieser Frist hat er das Vorrecht zum theilweisen oder gänzlichen Ankauf dieses Landes und ebenso für den Preis von 6 Thlr. 20 Sgr. per Acker. Die 5 Groschen Pachtzins sind also nicht der Rede werth, denn nach Ablauf der Pachtzeit hat der Farmer dreimal mehr gewonnen, als Kaufgeld für die 120 Acker erforderlich ist. Außer diesen wenigen Groschen ist keine weitere Abgabe vorhanden, weder Tax- noch sonstige Sportelgelder werden auferlegt. Die einzige Bedingung ist, daß das Land binnen 18 Monaten eingehegt werden und der Farmer darauf Wohnung nehmen muß. In allerneuester Zeit hat man aber auch der Armen gedacht und ein Gesetz erlassen, wonach jedem europäischen Einwanderer, welcher seine Ueberfahrt selbst bezahlt hat, eine Strecke Land umsonst gegeben wird, nnd dies nach folgender Skala: Personen über 14 Jahren erhalten Land im Betrag von 30 Pf. Sterling = 198 Thaler, und je 2 Kinder zwischen 4 und 14 Jahren empfangen ebenfalls Land in gleichem Betrag.

Ein armer Familienvater bekommt also für sich und seine Frau eine Land

strecke von 60 Pfd. Stlg. Werth; deutlicher gesagt, er empfängt für 396 Thlr. Land geschenkt. Besitzt er 4 Kinder über 14 Jahren, so erhält er auch für diese Land im Werthe von 120 Pfd. Sterling und für 4 Kinder zwischen 4 und 14 Jahren gleichfalls Land im Werthe von 60 Pfd. Sterling. Für Kinder unter 4 Jahren wird nichts gegeben. Der Familienvater gelangt also für sich und seine Frau und für seine 8 Kinder zu einer Ländermasse, welche 240 Pfd. St., also 1500 Thlr. werth ist. Und was das Angenehmste dabei ist, er kann sich das geschenkte Land innerhalb der Kolonie selbst aussuchen. Demzufolge kann jeder arme Europäer dort leichter zu einem großen Landgute umsonst gelangen, als in vielen andern Culturstaaten; je reicher er an Kindern ist, desto reicher wird er dort an Land und Arbeitskräften. Also gewiß ein lockendes Ziel für arme Volksklassen. — Die Hauptstadt von Queensland ist — wie oben bemerkt — Brisbane; sie liegt auf einem Tafellande, 12 engl. Meilen vom Hafen entfernt. Dieses schöne Tafelland — Darling Downs genannt — ist über 120 Meilen lang und über 80 Meilen breit und beginnt beim 28° S. Br. Es wurde zu Ehren des ehemaligen Gouvenneur Darling so genannt. Viele Teiche und tiefe Seen, welche von den Gewässern der Berge gefüllt, durchziehen und bewässern die Fluren. Demzufolge wachsen Gräser und Futterkräuter zu allen Jahreszeiten in Ueberfluß und zahlreiche Viehheerden weiden Sommer und Winter. In den tiefen Ebenen erheben sich kleine Anhöhen, welche aber dennoch in der Regenzeit überschwemmt und dadurch gleichsam gedüngt und bewässert werden. Auch sie tragen die fruchtbarste Humuserde, Gras in Ueberfluß und eignen sich ganz besonders gut zu Schafheerden, von denen die besten Racen dort weiden und die vorzüglichste Wolle liefern. Die ganze Landschaft ist sehr manichfaltig aus Bergen, Thälern und Ebenen gebildet; Wälder und Wiesen wechseln in bunter Mischung.

Daher werden die Darling Downs als die Gärten von Australien bezeichnet. Die vortrefflichsten Obstgärten, die fruchtreichsten Aecker nebst den vieltragenden Wiesen und Bergweideplätzen gewähren das schönste Landschaftsbild, wie es kein Maler zu geben vermag. Bedenkt man nun, daß in diesem hoch begünstigten Lande nicht nur die schönsten Produkte der heißen Zone gedeihen, sondern auch unsere sämmtlichen Körner- und Hülsenfrüchte nebst Kartoffeln und Rüben, und dies sogar in höherer Vollkommenheit und reichlicher Fülle als in Europa; erwägt man noch, daß Personen über 14 Jahren für 30 Pfd. und je zwei Kinder zwischen 4 und 14 Jahren ebenfalls für 30 Pfd. Land geschenkt bekommen, so kann man wohl unsern Auswandern mit guten Gewissen rathen, ihr Glück in Australien und vorzugsweise in Queensland zu versuchen. Zwar verursacht die Reise dorthin mehr Kosten als die nach Amerika, sie werden aber auch durch den Landerwerb wieder hinreichend vergütet. — Ihr, die ihr von Kummer und Sorgen mühselig beladen seid und oft das tägliche Brod nicht habt — und ihr, die ihr wegen euerer Gesinnung und Denkungsart verleumdet und verfolgt werdet — wendet eure Blicke nach dem schönen Garten Australiens! Dort könnt ihr leicht eine schützende Heimath finden und ein *Stückchen* Erde erwerben, das euch nährende Früchte in Ueberfluß spendet und der-

einst auch euere Gebeine aufnimmt, wenn der beseelende Odem des Lebens entflieht. Nachdem ich vorstehende Zeilen niedergeschrieben, kam mir noch ein Bericht des Australischen Correspondenten der Times zu Gesicht, er schreibt aus Melbourne vom 20. April:

In Beechworth und seiner Umgegend auf Neusüdwales erblickt man jetzt die schönsten Weinberge in reicher Zahl. Die glücklichsten Winzer sind Deutsche. Ein Herr Zimmermann in Beechworth hat eine vortreffliche Weinpflanzung von 1 1/4 Acker Flächeninhalt, und die auf diesem schmalen Grundstücke gewonnenen Erzeugnisse, Trauben und Wein, bringen ihm so viel ein, daß er, seine Frau und ein fast erwachsener Sohn sehr bequem davon leben können. Seine ganze Kelterung wird er auf dem Platze mit 1 Lstrl. per Gallone (4 pr. Quart) los und an Tafeltrauben erhielt er dieses Jahr von 200 dreijährigen Reben die Masse von 1600 Pfund vorzüglichster Qualität. Er bearbeitet seine Weinpflanzungen wie einen Ziergarten und ist so verliebt in sie, daß er Nachts darin schläft. Wie sein schriftstellerischer Namensvetter ist Herr Zimmermann augenscheinlich ein Verehrer der Einsamkeit und verbringt die Nächte, wenigstens bis er seine Ernte eingebracht hat, in einem kleinen Zelte mitten unter seinen Reben, eine Büchse zur Seite und umgeben von einem mit Klingeln in Verbindung stehenden Bindfadensystem, so daß diebische Chinesen, die sich etwa in sein Revier wagen, selbst ihre Anwesenheit durch das Ertönen der Klingeln ankündigen und den Eigenthümer zur Vertheidigung seiner Veste auffordern. Herr Zimmermann liefert nur ein Beispiel von vielen andern deutschen Ansiedlern in dieser Gegend, denen es allen gleich wohl geht. Die statistischen Ausweise für das erste Quartal dieses Jahres über den Albury-Distrikt (wie Beechworth in der Nähe des Murrayflusses) ergeben außer Weizen, Heu, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln u. s. w. noch eine Production von 60,840 Pfd. Tabak und 40,360 Gallonen Wein. —

So verlockend jene reizenden Gefilde für Auswanderer sind, so können diese aber dennoch eben so unglücklich und oft noch unglücklicher werden als viele Amerikawanderer, wenn sie nämlich den Spekulanten in die Hände fallen, was fast jedesmal geschieht, weil unsere Landsleute gar zu wenig, ja oft gar keine Kenntnisse von den dortigen Verhältnissen haben. Daher ist es am besten, wenn sie sich an die Consuln wenden und durch deren Vermittelung der Regierung des neuen Landes empfohlen werden. Wer aber etwa glaubt, dort müßig gehen und ohne Mühe die goldenen Früchte der Hesperiden pflücken zu können, der wird gewaltig enttäuscht werden. Im Gegentheil, er muß sich auf viel schwierigere Arbeiten gefaßt machen, denn in der neuen Welt müssen Urwälder ausgerottet und urbar gemacht werden, während man hier civilisirtes Land bebaut. Jedoch hat ein fleißiger Mann, welcher hier mehr Kinder als Aecker besitzt, die zuversichtliche Hoffnung, in Australien ein begüterter Mann zu werden und sich seines Besitzes unter einer freisinnigen constitutionellen Verfassung erfreuen zu können.

Neue Märchen- und Sagenliteratur.

I.

Altdeutsche Märchen und Sagen in neuem Gewande.

Während man bis jetzt unserer mittelalterlichen Poesie durch Uebertragungen den Weg zu den Kreisen der Gebildeten erleichtern half, hat die altdeutsche Prosa verhältnißmäßig nur geringe Beachtung gefunden: Zwar wurden vielfach schon die prosaischen Auflösungen älterer Gedichte, die uns in den sogenannten Volksbüchern vorliegen, für die Gegenwart erneuert, aber noch ist viel des Schönen und Anziehenden in den alten Handschriften und Drucken verborgen, welches höchstens in solchen neueren Werken und Zeitschriften verwerthet wurde, die nur den Fachgelehrten bekannt und zugänglich sind. Dahin gehören die kleineren Prosastücke, Märchen, Sagen und Legenden, von denen Reinhold Bechstein eine ausgewählte Sammlung für unsere Zeit veranstaltete in seinem Büchlein: „Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden". (Leipzig 1863. O. A. Schulz). Der Herausgeber will für „Jung und Alt" seine Sammlung bestimmen, und in der That wird sie die reifere Jugend als eigentliches Märchen- und Sagenbüchlein zur Unterhaltung ansehen können. Hier aber möge nur die literarische und literaturhistorische Seite der kleinen Schrift in's Auge gefaßt werden.

Die alten Ueberlieferungen, aus denen Bechstein für seine Erneuerung schöpfte, sind drei handschriftliche Sammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche in größeren Auszügen von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann (von Fallersleben) im 1. Bande der altdeutschen Blätter unter dem Titel „Märchen und Sagen" und von Franz Pfeiffer in der Germania unter dem Titel „Predigtmärlein", wie auch in Frommann's Mundarten unter dem Titel „Der Seele Trost" für gelehrte Zwecke herausgegeben wurden. Alle von diesen drei Ge-

lehrten mitgetheilten Stücke, deren Zahl eine bedeutende war, konnten unmöglich in die neue Sammlung aufgenommen werden, die sogar verhältnißmäßig klein ausgefallen ist, indem sie nur 32 Erzählungen enthält. Bei derartigen Büchern darf es eben nie auf die Masse, sondern nur auf die Vortrefflichkeit des Dargebotenen ankommen. Nicht alle Erzählungen unseres Alterthums, die den damaligen Lesern Genuß bereiteten und die auch der Kenner noch heute zu würdigen versteht, entsprechen der allgemeinen Anschauung unserer Tage, dabei mußte der Herausgeber und Uebersetzer auch Bedacht auf die Jugend nehmen, daß diese sich das Büchlein durchaus zu eigen machen konnte.

Die von Haupt und Hoffmann herausgegebenen Märchen und Sagen sind in einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts enthalten, welche sich gegenwärtig auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindet. Die Sprache ist der oberſächſiſche Dialekt jener Zeit, hochdeutsch in den Grundelementen, aber untermischt mit niederdeutschen Bestandtheilen. Der Erzähler plaudert sehr behaglich, er sucht zu motiviren, spinnt aus und wird darum manchmal redselig. Im Allgemeinen sind die Stoffe von größerem Umfange als in den beiden anderen Sammlungen, aber auch abgesehen von diesem äußerlichen Umstande haben die Erzählungen selbst durch ihren Vortrag ein novellistisches Gepräge. — Aus der obersächsischen Quelle sind schon zwei Stücke in Ludwig Bechstein's Märchenbuch aufgenommen worden, nämlich „das Rebhuhn" und „die sieben Schwäne", welche in Reinhold Bechstein's Büchlein unter dem Titel „Rebhühner offenbaren einen Mord" und „die sieben Schwäne" vorkommen. Zwei Erzählungen „Griseldis" und „Kampf eines Ritters mit einem Bauern" blieben von dem Herausgeber der altdeutschen Blätter unbenutzt, Bechstein mußte sie deshalb unmittelbar aus der Handschrift schöpfen. Die übrigen Erzählungen aus der obersächsischen Sammlung sind: „Abenteuer eines alten Räubers (an die Cyklopensage der Odyssee erinnernd); Crescentia; Eines Königs Schatz (Schatz des Rhampsinitos); Von einem guten und klugen Jünglinge".

Die reichste Ausbeute bot die niederrheinische, die kölnische Sammlung, nämlich achtzehn Stücke: freilich eine geringe Zahl gegen die Masse der Origiginalhandschrift, die gegen dreihundert Erzählungen aufzuweisen hat. Die Auszüge, die Franz Pfeiffer in Frommann's „Mundarten" gab, belaufen sich gerade auf hundert Stücke; jenen gesammten Vorrath völlig mitzutheilen, schien diesem Gelehrten mit Recht nicht gerathen. Außer einer Stuttgarter Handschrift, die Pfeiffer zur Vorlage diente, gibt es noch drei andere Handschriften dieser niederrheinischen Märchen- und Sagensammlung, die überdies, wenigstens was den Inhalt betrifft, auch durch mehrere alte Drucke überliefert ist: ein Beweis von hrer einstigen Beliebtheit. Sie hat den Titel „der Seele Trost", dessen Bedeutung nahe liegt. Die ursprüngliche Sprache ist die niederrheinische, die kölnische, und dies ist auch für die stilistische Form von Wichtigkeit. Ganz im Gegensatze zu der weitschweifigen Darstellungsweise des obersächsischen Erzählers sind die niederrheinischen Stücke in der Form kurz und knapp gehalten, dabei hat der Ton etwas ungemein Liebliches und Zutrauliches. Hier finden wir den

echten Märchenstil, wie er noch heute in niederdeutscher Redeweise zur Erscheinung gelangt. Von literarischem Interesse sind besonders die Erzählungen „die Bürgschaft" und „der Ritt nach dem Kalkofen", weil sie dem Stoffe nach dieselben sind, welche Schiller in seiner Bürgschaft und in seinem Gang nach dem Eisenhammer benutzte und zu künstlerischer Vollendung emporhob. Wir erwähnen unter andern noch „der Mann ohne Herz; Freundesprobe; zwei wahre Freunde; die Legenden von Beda („das Amen der Steine"), von Julianus, von Christophorus".

Die dritte Sammlung ist eine elsässische, welche den Titel „Predigtmärlein" führt, wie solche zu größerer Veranschaulichung des Inhalts und zu besserer Einprägung der vorgetragenen Moral in die Predigten eingeflochten zu werden pflegten. Franz Pfeiffer theilte sie im Auszuge, der dreißig Stücke umfaßt, aus einer ehemaligen Straßburger Handschrift in seiner Zeitschrift „Germania" mit und zwar gewissermaßen als ein oberdeutsches Seitenstück zu den niederrheinischen Erzählungen des Seelentrostes. Hinsichtlich der Vortragsweise weicht die elsässische Sammlung von den beiden andern ab, sie ist nicht so gesprächig wie die in der obersächsischen und nicht so kurz und lieblich wie die in der niederrheinischen. Eine gewisse Strenge und selbst eine gewisse Schwerfälligkeit macht sich bemerkbar, aber dennoch ist alles vortrefflich erzählt. Bechstein hat nur sieben Stücke für die Aufnahme geeignet gefunden. Auch hier begegnet eine Version der Erzählung vom Ritt nach dem Kalkofen, welche, wenn auch im Allgemeinen die niederrheinischen Stücke stilistisch den Vorrang verdienen, doch wieder jene niederrheinische Version durch dramatische Lebendigkeit und Anschaulichkeit übertrifft. Wir nennen ferner: „Stimme aus dem Pfennigen; vom König, der nie lachte; das Mönchlein mit dem Jesuskinde".

Wenn die Originale durch die verschiedenen Mundarten von einander abweichen, so wird dieser Unterschied naturgemäß durch die Uebertragung in das heutige Hoch- und Schriftdeutsch verwischt. Der Herausgeber und Uebersetzer hat sich aber hier gehütet, die alterthümliche Redeweise überhaupt wie die stilistischen Eigenthümlichkeiten aller drei Sammlungen verschwinden zu lassen. Er sagt über diesen Punkt in der Vorrede folgendes:

„Unsere Sammlung soll zugleich ein Bild geben von der Beschaffenheit der älteren deutschen Prosa, über welche man, weil man sie nicht kennt, nur allzu oft absprechend urtheilt. Freilich ein Bild nur kann eine Uebertragung gewähren; es ist unmöglich, den Zauber wieder zu geben, der über der alten Redeweise und namentlich über den niederdeutschen Erzählungen ausgegossen ist. Möchte daher der gereiftere Leser sich durch unsere Erneuerung angeregt fühlen, die Originale selbst kennen und würdigen zu lernen!" — „Treu und einfach habe ich nacherzählt, Worte und Ausdrücke sind, wo sich die Uebersetzung nöthig machte, geändert, nicht aber die Eigenthümlichkeiten des Stils. Dieser alte Stil ist die schriftliche Ausprägung der gesprochenen lebendigen Rede, der naturwüchsigen Erzählung, wie sie noch heute vorhanden, während unsere Schriftsprache, zum Theil durch Einfluß der klassischen Bildung, sich künstlerisch und *künstlich* entwickelt und gestaltet hat. Darum in jenen alten Erzählungen die

so große Einfachheit des Satzbaues und der Satzverbindungen, darum die Wiederholung der Worte, darum auch die echt epische Wiederholung ganzer Wendungen. Der sinnige und empfängliche Leser wird sich um so eher mit dieser alterthümlichen Sprache vertraut machen, als er sich immerdar an die Sprache der Bibel erinnert fühlt".

Wir geben unsern Lesern von der Eigenthümlichkeit des alterthümlichen Stils in den drei Sammlungen je eine Probe. Der beschränkte Raum gestattet uns bei einer oberflächlichen Erzählung nur ein Bruchstück mitzutheilen. Wir wählen aus der bekannten Novelle „Griseldis" eine Stelle am Schlusse:

„Zur selbigen Zeit, da man zu Tische saß, und die Gäste alle geordnet und gesetzt waren, ein jeglicher nach seinen Würden, da wandte sich der Herr Walther zu Griseldis, seiner ersten Frau, und wollte hören, ob sie auch seine junge Braut loben würde, und sprach zu ihr: „Griseldis, wie dünkt dich um die Jungfrau, die ich nun nehmen will? ist sie nicht löblich und edel in ihrer Art?" Da sprach vor allem Volke Griseldis: „ja, Herr, sie ist ein löblich, lieblich und ein züchtig Wesen und ist dir wohl würdig in allen Ehren, und du kannst keine schönere und züchtigere finden, als die ist, und magst mit ihr ein friedliches, liebes und geruhsames Leben führen in allem Heile und in aller Seligkeit. Doch bitte ich dich innig, daß du nicht so gar strenge bist gegen sie, sie nicht so hart beschwerst und ihr Verdruß machst, wie du jener Frau gethan hast, denn sie ist gar jung und zarter Natur, sie könnte es nicht vertragen". Da sie die Worte gesprochen hatte aus gütigem und mildem Herzen, da dachte der Herr Walther an ihre feste Beständigkeit, die er so oft gar ernstlich versucht und bewährt gefunden hatte, und wollte es nun nicht länger verbergen noch verschweigen, sondern sprach: „O, Griseldis, ich habe dich nun genug versucht und vollkommen erkannt deinen ganzen Glauben und deine große Beständigkeit und glaube nicht, daß jemand solche ganze Beständigkeit und großen Glauben erfahren hat in rechter Liebe des ehelichen Lebens". Alsbald nach den Worten umfing er sie in großen Freuden mit beiden Armen freundlich und zärtlich und sprach: O, Griseldis, du bist allein meine liebe Frau, ich habe nie eine andere gehabt und will auch keine andere haben. Denn die Jungfrau, die dort sitzt, die du meinst, sie solle meine Braut sein, das ist deine Tochter, der junge Knabe, ihr Freund bei ihr, das ist dein lieber Sohn, die du meinst, ich hätte sie lassen tödten. Nun empfängst du sie beide gleich mit einander. Da das Griseldis hörte, da ward sie von ganzem Herzen froh, gleich als wäre sie aus einem schweren Schlafe und Traume erwacht, so daß ihr das Herz beinahe brach. Darnach lief sie herzu in großer wonniglicher Freude und empfing ihre lieben Kinder mit beiden Armen. Da begann sie vor großen Freuden zu weinen, die vorher nie geweint hatte in Bedrübniß; die in Jammer und Leid vergoß keine Thräne, die weinte nun hier vor großer Wonne und Freude...."

Die kurzen Erzählungen der niederrheinischen Sammlung sind als die besonders charakteristischen Stücke derselben zu betrachten. In dieser Rücksicht lassen wir die bekannte Legende von Beda hier folgen:

Nr. 4. „Das Amen der Steine“.

„Es war ein heiliger Priester, der hieß Beda, der war blind und ließ sich geleiten von einem Dorfe zum andern und predigte Gottes Wort. Einstmals kam er auf das Feld, wo viel Steine lagen. Da sprach sein Knecht aus Spott: „Herr, hier sind viel Leute versammelt, wollt ihr nicht predigen?“ Da sprach er, ja er wollte es gerne thun. Da begann er zu predigen, und die Predigt war gar heilig. Da er an das Ende kam, sprach er: „nun segne uns alle Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist!“ Da antworteten ihm die heiligen Engel: Amen, und die Steine, die da lagen, antworteten auch: Amen“.

Eines der kürzesten Stücke der elsässischen Sammlung ist:

Nr. 5. „Stimme aus den Pfennigen“.

„Es war ein reicher Mann, der hatte gar viele Pfennige und nahm die Pfennige gar oft und schüttete sie auf ein Zählbrett und zählte seine Pfennige, und das that ihm dann gar wohl. Dies trieb er manches Jahr. Zuletzt hatte er abermals seine Pfennige vor sich hin geschüttet auf ein Brett und zählte sie abermals nach seiner Gewohnheit, wie er es vorher oft gethan, denn es war ihm die liebste Kurzweil, die er haben konnte. Da er sie wohl zur Hälfte durchgezählt, da rief eine Stimme aus den Pfennigen und schrie gar laut und sprach: „Wir sind alle hier, wir sind aber nicht dein, wir sind Walther's“. Der reiche Mann erschrak und hielt die Pfennige zusammen, und bald darauf ward der Mann siech und starb in vier Wochen, und die Frau nahm einen andern Mann, der hieß Walther und der verzehrte das Gut“.

In den Anmerkungen hat der Herausgeber zunächst die literarischen Nachweise zu einzelnen Stücken gegeben und berührt dann die Fälle in denen er von den Originalen abweichen mußte. Namentlich erstreckt sich dies auf die Ueberschriften, von denen manche neu geschaffen wurden, so wie auf die Ausgänge der Erzählungen. Hie und da hat auch Bechstein auf verwandte Märchen und Sagen aufmerksam gemacht und das Verständniß einzelner Stellen und Erzählungen durch einfache Bemerkungen zu erleichtern gesucht.

19.

Die Venetianischen Gesandtschafts-Berichte.

Von

Neigebaur.

Die Gesandschaftsberichte, welche an den Senat von Venedig, von den bei den verschiedenen Höfen angestellten Botschaftern seit 1296 abgestattet werden mußten, und auf welche hauptsächlich in Deutschland unser gelehrte Professor Ranke und in Italien der Minister Graf Cibrario aufmerksam gemacht haben, sind hinreichend bekannt, besonders die Sammlung derselben, welche Herr Alberi seit dem Jahre 1839 in Florenz herauszugeben anfing. Die frühern seit dem herausgegebenen Bände enthielten meist die Angelegenheiten von Spanien, Frankreich, England und dem Orient; der letzte jetzt herausgekommene 14. Band betrifft aber die deutschen und polnischen Angelegenheiten im 16. Jahrhundert*). Leider sind deren nur wenig, sie betreffen aber von dem Anfange des 16. Jahrhunderts an die großen Bewegungen in Deutschland. Der erste Bericht ist von Vincenzo Quirini, welcher 1504 von seiner Gesandtschaft an den Kaiser Maximilian zurückkam. Er gibt zuvörderst eine geographische Beschreibung von Deutschland, wo er 2 Könige, die von Böhmen und Dänemark, den Erzherzog von Oesterreich, 2 Herzöge von Sachsen, 1 von Braunschweig, 1 von Lüneburg, 2 Markgrafen von Brandenburg u. s. w. anführt. Von geistlichen Fürsten fand er 5 Erzbischöfe, Mainz, Trier, Cöln, Meklenburg und Salzburg, gegen 25 Bischöfe als weltliche Fürsten, eine Menge Aebte u. s. w. und gegen 100 freie Reichsstädte, zu denen er Danzig rechnete. Nach diesem Berichte wurde 936 von dem Papste und den Cardinälen Otto, Herzog zu Sachsen, zum Kaiser der Christenheit gewählt; damit aber diese Würde nicht erblich würde, gab der Papst Gregor V. den bedeutendsten 6 deutschen Fürsten das Recht, den römischen König zu wählen, der dann von der Kirche als Kaiser der Christenheit

---

*) Le Relazioni degli ambosciatori Veneti al Senato durante il secolo XVI. raccolte et illustrate da Eugenio Alberi. Firenze. 1862. à spèse del ediiore.

bestätigt wurde. Diese Wähler waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, der Graf von der Pfalz, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg, und wenn diese 6 Wähler sich nicht einigen konnten, so trat als siebenter der König von Böhmen ein. Dabei war der Herzog von Sachsen der Feldherr des Reiches und in der Abwesenheit des Kaisers sein Stellvertreter, der Pfalzgraf diente dem Kaiser als Leib-Mundschenk, und der Markgraf von Brandenburg als Oberhofmeister. Der Kaiser erhielt von den Reichsfürsten eine Besoldung, welche nicht 50,000 rheinische Gulden überstieg, und außerdem Sporteln bei den Investituren. Der Römische Kaiser hatte aber keine Macht, Befehle zu geben, ohne die Bestimmung des Reichstages; wenn er aber denselben ausgeschrieben hat, müssen alle erscheinen, wo nicht, so können sie excommunicirt werden, wie es der Papst thut; in diesem Falle kann ein solcher beraubt (rubbare) und vernichtet werden. Zu solchen Reichstagen wurden aber alle geistlichen und weltlichen Fürsten berufen, welche gegen 475 Mitglieder betrugen. Die Wahl der geistlichen Fürsten ist den Domcapiteln u. s. w. überlassen, welche von dem Kaiser und dem Papste bestätigt wurden. Die freien Reichsstädte, deren gegen 100 gezählt wurden, suchten sich gegen die Anmaßungen der weltlichen Herren durch Bündnisse zu schützen. Der Berichterstatter gibt auch über die Einkünfte dieser Reichsfürsten Nachricht, wobei der Herzog von Würtemberg zu 50,000 und der Kurfürst zu Brandenburg zu 40,000 Gulden rheinisch veranschlagt ist. Bei den andern Reichsgrafen erreicht die Einnahme selten 5000 Gulden; dagegen stehen sich die geistlichen Herren besser, der Kurfürst von Cöln hat 100,000, der von Mainz 80,000, der von Trier 60,000, der Bischof von Meklenburg (vielleicht meint der Berichterstatter Magdeburg) 50,000 und der von Salzburg 90,000 Gulden Einkünfte. Von den Ordensmeistern ist der des deutschen Ordens in Preußen am höchsten, zu 25,000 Gulden veranschlagt. Dies Deutschland konnte damals ein Heer von 40,000 Mann außerhalb seiner Grenzen unterhalten, allein die Bewaffnung war nicht so gut wie in Italien, die Pferde sind groß, aber schlecht zugeritten. Allein in Ansehung der Tapferkeit wurden die Deutschen vorgezogen. Nachdem die Heerverfassung genau geschildert worden, geht der Gesandte zu den socialen Verhältnissen über; darnach bestehen in Deutschland 4 Sorten von Menschen. Die Reichsfürsten sind stolz und hochmüthig, glauben mehr zu sein als die andern und hassen gründlich die freien Städte, die Schweizer und den Venetianischen Freistaat. Ungeachtet sie dafür sorgen, daß ihre nachgeborenen Söhne geistliche Herren werden, so gibt es doch in Deutschland eine unendliche Menge von Herzögen, Fürsten und Grafen, welche gern nach Italien ziehen möchten, um dort versorgt zu werden. Uebrigens werden die meisten Einkünfte dieser Klasse auf Essen und Trinken verwendet. Der Adel lebt außerhalb der Städte auf einem Schlosse oder an abgelegenen Orten, oder an den Höfen der Fürsten, arm, schlecht gekleidet, als Feinde der Bürger und so stolz, daß sie sich um keinen Preis mit Kaufleuten verschwägern oder mit ihnen umgehen (S. 25.); gewöhnlich dienen sie gegen Sold, und wenn es daran fehlt, thun sie nichts weiter, als auf die Jagd zu gehen, oder selbst Straßenraub zu treiben; so daß es

in keinem Theile von Deutschland möglich wäre zu reisen, wenn nicht strenge Gerechitgkeit geübt würde; doch sind in dem Frankenlande die Straßen am unsichersten, weil dort der Adel am zahlreichsten ist.

Die Bürger, besonders in den freien Reichsstädten sind Kaufleute, leben gut, kleiden sich aber schlecht, obgleich darunter viele reich sind; sie halten auf Gerechtigkeit, wünschen Ruhe, hassen den Adel und fürchten die Fürsten, auch die geistlichen Herren, die sich wie die Domherren stets aus dem Adel rekrutiren. Das gemeine Volk ist arm, wild, aber ohne Todesfurcht, nicht sehr zum Erwerben geneigt und das wenige, was verdient wird, geht im Essen und Trinken auf. Nach dieser eben nicht sehr schmeichelhaften Schilderung des Volkes folgt die des Kaisers, dessen Edelmuth, Tapferkeit und Wohlwollen sehr gerühmt wird, doch erscheint er nicht ausdauernd genug, aber sehr tapfer. Bei der Schilderung der politischen Verhältnisse in Deutschland wird besonders die friedliche Stimmung gegen Venedig hervorgehoben. Von den folgenden Berichten Morosinis, Gesandten am Hofe Carls V. von 1552 sind nur Auszüge mitgetheilt. Damals mußte der Kaiser vor dem Kurfürsten Moritz von Sachsen von Innsbruck nach Villah flüchten und fürchtete die Rüstungen Venedigs an den Grenzen von Friaul. In diesen Berichten erscheint Deutschland ebenfalls als eine Republik, ein Wahlreich, als Oligarchie; so daß der Kaiser nur die Beschlüsse des Reichs auszuführen hat. Von dem Herzoge Moritz von Sachsen sagt der Berichterstatter, daß sein Land zwar kleiner als das der andern Kurfürsten ist, daß er aber mehr Städte besitzt und 400,000 Gülden Einkünfte hat. Er findet die deutschen Fürsten unter sich uneins, besonders der Religion wegen, da Luther seit 1517 wegen eines Streites zwischen seinem Ordensgenerale und dem der Dominicicaner gegen die päpstlichen Indulgenzen für die begangenen Sünden zu predigen anfing. Der Bericht des Leonardo Mocenigo von 1559, der Gesandter am Hofe Ferdinands I. war, beschäftigt sich mehr mit den kaiserlichen Erbstaaten. Der folgende Bericht von Soranzo von 1562 betrifft meist die Vorbereitungen des Kaiser Ferdinand I. zu einem Concilium. Ein Bericht von Corner enthält die Verhältnisse Deutschlands von 1574, der von Tron vom Jahre 1576. Der von Contarini von 1596 beschäftigt sich meist mit dem Türkenkriege, und das Bild, das er von dem Kaiser Rudolph entwirft, ist ebenfalls nicht sehr schmeichelhaft, er ist schwerfällig, eigensinnig, arbeitsscheu, wortkarg, schwer zugänglich, sodaß Alles dem Minister überlassen ist.

Hierauf folgen die Gesandtschaftsberichte über die Angelegenheiten der Republik Polen, anfangend mit dem des Fray Morosini über die Wahl Heinrichs von Valois zum Könige von Polen im J. 1573. Er sagt, daß Polen zweimal so groß als Frankreich ist, aber weniger bedeutend, daß aber Lithauen zweimal so groß ist, als Polen, welches ein Wahlreich ist, während jenes erbliche Thronfolge hat, woraus leicht Weiterungen entstehen könnten. Nachdem über die die Verhandlungen mit Frankreich in Anfang dieser Wahl berichtet worden, wird von dem neuen König gesagt, daß er zwar ein tapferer und glücklicher Feldherr, aber zu sehr der Ruhe und der Wollust ergeben ist, so daß man ihm diesen den Franzosen gewöhnlichen Fehler an den Augen ansieht. Doch ist er einsichts-

voll, klug und spricht gut, wenn auch nur allein französisch. Morosini, damals in Paris, berichtet über die französischen Verhältnisse, die Geneigtheit des neuen Königs für die Republik Venedig, und daß die Königin Mutter wegen den Unruhen in Deutschland Besorgniß für die Reise des neuen Königs nach Polen habe. Unterdeß war Heinrich von Valois am 21. Februar 1574 in Krakau gekrönt worden. An seinen Hof wurde Girolamo Lippomano als Gesandter von Venedig geschickt, als am 13. Juni 1574 die Nachricht von dem Tode des Königs Carl IX. von Frankreich in Krakau ankam, so daß er Zeuge von der Krönung und von der Flucht des Königs von Polen war, der 5 Tage nach dem Eintreffen jener Nachricht sich schimpflich und heimlich entfernte, so daß seine abenteuerliche Reise bis zum September dauerte. Dieser Bericht enthält viele Einzelheiten über die Wahl dieses französischen Königs, über diese Flucht und über die Berufung des Reichstages, um den Thron für erledigt zu erklären, und über die Eigenschaften der verschiedenen, dabei auftretenden Thronbewerber. Von dem Ursprunge des Polenreiches sagt dieser Gesandte, daß die Schianoni, ein Scitisches Volk, 590 von der Krim aus theils nach Dalmatien, theils nach der Weichsel in das Land der Sarmaten zogen, wo jetzt dies Reich aus 14 Provinzen besteht, von denen ein Theil zu Schlesien gehört. Der Reichthum an Pferden ist so groß, daß man sie zur Ackerbestellung braucht, die Wolle ihrer großen Heerden benutzen aber die Bewohner nicht, sondern beziehen die Tücher aus Frankreich und Belgien. Von Preußen sagt er, daß Kaiser Friedrich II. dies Land mit Bewilligung des Herzogs von Masovien den teutschen Rittern gegeben habe, daß diese aber das Volk so gedrückt hätten, daß der König Casimir 1454 Preußen seinem Reiche einverleibte; doch hätten die Ritter noch einige Festungen behalten, bis 1525 der Großmeister Albert von Brandenburg als Lutheraner dem Könige von Polen den Eid der Treue geleistet habe. So werden die verschiedenen Theile Polens vorgeführt, und von den Polen im Allgemeinen deren Ausdauer gerühmt, mit der sie alle Beschwerden ertragen. Der Adel kleidet sich prachtvoll und unterhält eine Dienerschaft, die er reich, oft über seine Kräfte, bekleidet, auch wird viel getrunken, und oft acht Stunden lang getafelt, wobei die Trunkenheit manchen Streit veranlaßt. Fast alle sprechen lateinisch und italienisch, manche auch deutsch, in Geschäften sind sie vorsichtig und die öffentlichen Berathschlagungen bewundernswerth. Dieser Bericht mit den Bemerkungen über die benachbarten Länder ist höchst merkwürdig, so daß er verdiente ganz übersetzt zu werden; doch bricht er schon vor der Thronbesteigung von Stephan Batori ab. Der letzte Polen betreffende Bericht ist von Peter Duodo, welcher dorthin gesendet wurde, um zu der Heirath des Königs Sigismund III. mit Anna von Oesterreich Glück zu wünschen, auch hier werden viele merkwürdige Nachrichten über den Zustand dieses Landes gegeben. Den Beschluß machen 9 Berichte über Spanien von Donato von 1579 und von P. Ragazzoni von 1574.

Die Propheten des Kaukasus.

Von

J. Golowin.

Mansur Bey. — Spencer's Novelle. — Mansur's wahrer Name. — Seine Angriffe auf Kisliar und Naur. — Seine Thätigkeit im westlichen Kaukasus. — Sein Ende. — Chasi Mollah. — Sein Aeußeres. — Seine Erziehung. — Die Belagerung von Tarki. — Oberst Miklaschewski. — Die Belagerung von Derbend. — Die Russen bemächtigen sich verschiedener Auls. — Chasi Mollah überrumpelt Kisliar. — Tschumkessen. — Die Einnahme von Himry. — Chasi's Tod. — Schamyl Bey. — Schilderung seiner Persönlichkeit. — Seine Lebensrettungen. — Seine Verwaltung und seine Expedition in der Kabardah.

Mansur Bey.

Es giebt in der Literatur nicht leicht einen dornenvolleren und undankbareren Weg, als der ist, den die Verfasser historischer Novellen verfolgen; denn die Leser, die von vornherein gegen den Glauben an die Ereignisse eingenommen sind, welche berichtet werden, wissen nicht, wie sie Wahrheit von Dichtung unterscheiden sollen. Ein Autor wird deshalb, auch wenn er das Genie Walter Scott's und dessen ausgebreitete Kenntnisse und Gründlichkeit in den minutiösesten Schilderung besitzt, selten den erwarteten Erfolg erringen; und doch sagt die historische Novelle noch immer dem Geschmack des Publikums zu und bietet außerdem ein praktisches Interesse dar.

Die Darstellungen der Geschichte, die oft unvollständig sind, werden nicht darauf berechnet, die Neugierde jeder Classe von Lesern gänzlich zu befriedigen. Man muß daher zugeben, daß eine Novelle, welche die Mängel der geschichtlichen Darstellung ergänzt, die Charaktere entwickelt, die geheimen Triebfedern aufdeckt, durch welche die Menschen in Bewegung gesetzt werden, und die Thatsachen ausschmückt, ohne sie in einem falschen Lichte darzustellen, ein Werk von unzweifelhaftem Verdienst ist.

Ueberdies hat die Geschichte selbst nicht selten ein romantisches Gepräge. In den nur sehr wenig civilisirten Ländern des Orients, wo es eine geschriebene Geschichte nicht gibt, oder wo sie, wenn eine solche existirt, beinah unbekannt ist, strotzen die mündlichen Ueberlieferungen von Fabeln, und es ist sehr schwer, die Spreu von dem Weizen zu sondern und das Gold von fremden Bestandtheilen auszuscheiden. Ueberdies ist eine Erzählung nach der Ansicht vieler um so anziehender, je wunderbarer sie ist. In keinem Lande tritt diese Neigung des menschlichen Geistes so deutlich hervor, wie in Kaukasien, wo mündliche Erzählungen verschönert werden, sobald sie von Mund zu Mund gehen, und zwar in einem solchen Grade, daß sie Jeden irre führen, der es versucht, Wahrheit und Dichtung zu trennen.

Ellja Mansur ist vor Allen einer von jenen Männern, über welche die seltsamsten Berichte im Umlauf sind. Diese Berichte zu sammeln und künstlerisch zu gruppiren, war ein Unternehmen, das nicht verfehlen konnte, der Phantasie eines Autors zu schmeicheln. Dies ist es, was Spencer in seiner Novelle: „Der Prophet des Kaukasus und Fürst Potemkin", gethan hat. Er hat jedoch für gut befunden, den Schauplatz nach der Krimm zu verlegen. Dessenungeachtet verdiente sein Werk einen größeren Erfolg, denn die Situationen sind darin interessant, die Ereignisse überaus anziehend geschildert, und wenn wir auch hier und da häßlichen Caricaturen begegnen — wie z. B. der von Suworoff's — so ist doch der Charakter Girei's, des Khans der Krimm, und der des Propheten mit vielem Geschick gezeichnet.

Schade nur, daß der Verfasser sich nicht die Hypothese, wonach Mansur Bey der Sohn eines polnischen Königs war, besser zu Nutze gemacht hat!

Wenn wir die Geschichte zu unserer Führerin nehmen, so erfahren wir, daß Scheik Mansur zuerst Derwisch Mohamed hieß und daß Daghestan das ursprüngliche Feld seiner Thätigkeit war. An der Spitze einer Armee von Lesghiern und Tschetschenzen griff er Kisliar an, wo er eine vollständige Niederlage erlitt; nicht besser erging es ihm bei Nawur, wo selbst Kosakenweiber an der Seite ihrer Männer fochten.

Mansur Bey war der Erste, der ernstlich daran arbeitete, die verschiedenen Volksstämme des Pontus Euxinus zu versöhnen, damit sie den Russen einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könnten. Er predigte die Lehre des Korans mit solchem Erfolg, daß die ubichischen und daghestanischen Fürsten und Edelleute sich zum Islam bekehrten und seit der Zeit bei der Religion beharrten.

Im Jahre 1791 wurde er beim Sturm auf Anapa von den Russen gefangen genommen. Er wurde nach dem Kloster Solowetzki an der Küste des schwarzen Meeres gebracht, wo er sein Leben in Gefangenschaft und Trübsal beschloß.

Mansur Bey war ein einfacher und gelehrter Mann, und diese Eigenschaften erhöhten ohne Zweifel den Zauber seines Namens, der noch immer in dem Gedächtniß der Bergbewohner lebt. Er hat verschiedene Nachahmer und Nachfolger in seiner heiligen Mission gefunden; aber weder Guzbey noch Dschimbulat haben es zu dem bedeutenden Rufe gebracht, den er sich erworben hatte, und wir halten es daher nicht für nöthig, auf irgend einen einzelnen Umstand beim Tode dieser beiden letzten Personen näher einzugehen.

Chasi Mollah.

Chasi Mollah war ein Mann von untersetzter Statur, mit schmalen Augen und einem dünnen Bart; die Pocken hatten deutliche Spuren auf seinem Gesicht zurückgelassen. Er war von dem Mollah des Auls Berekei in Koissubala erzogen worden. Da dieser Häuptling ungewöhnliche Fähigkeiten in dem jungen Mann endeckte, so sandte er ihn zu Kadi Mohamed im Gebiete Aslan Chans; im Jahre 1821 vertrieb jedoch dieser Chan beide, den Lehrer und den Zögling, aus seinem Lande. Chasi wurde hierauf Reiseprediger und fand bei Ausübung dieses Berufs die beste Gelegenheit, sich mit der Natur des Landes bekannt zu machen, das später von dem Ruhme seiner Thaten wiederhallen sollte.

Etwas später, im Jahre 1830, sehen wir ihn von muridischen Bauern umgeben, die er an sich gezogen hatte. Mit dieser kleinen Bande erklärte er offen den Russen den Krieg. Maurus Bey, der in Derbend gefangen gehalten wurde, fand Mittel und Wege, aus dieser Stadt zu entkommen, und schloß sich ihm als Anhänger an. Chasi Mollah führte nicht selbst die Waffen, wie andere Häuptlinge; er kämpfte nicht, aber er mahnte die Gläubigen, tapfer zu kämpfen.

Um diese Zeit hatte sich Paskiewitsch eben entfernt, um den Krieg gegen die Polen zu führen, und an seiner Stelle war ad interim der General Parkratieff ernannt worden; diesen günstigen Zeitpunkt benutzte der Prophet und erschien mit einer Armee von Lesghiern und Tschetschenzen vor Tarki. Die Festung dieser Stadt, die Burnaja heißt — das ist die stürmische — stand unter dem Commando des Major Fedassiseff und hatte nur eine schwache Besatzung. Wenn Chasi Mollah dieselbe von der Gebirgsseite aus angegriffen hätte, so würde er sie unstreitig genommen haben; allein er beschränkte sich darauf, die Stadt zu belagern, die sich mehr nach Osten hinzieht. Er hatte dabei zwei wichtige Zwecke im Auge; erstens wollte er sich der Quellen bemächtigen, die allein die Stadt mit Wasser versorgten, und sodann sich in den Besitz des Pulvermagazins setzen, das sich in der Nachbarschaft befand. —

Sein Vorhaben gelang ihm vollständig; aber in dem Augenblick, wo die Bergbewohner in das Pulvermagazin traten, wurde dasselbe durch eine Granate, die von dem Fort aus hineingeschleudert worden war, in die Luft gesprengt, und eine Menge Kaukasier verloren durch diese Explosion ihr Leben.

Inzwischen machte die Besatzung häufige und furchtbare Ausfälle; doch litt sie schrecklich durch den Durst, und es schien ihr keine andere Auskunft zu bleiben, als sich lebendig unter den Ruinen des Forts zu begraben. In dieser gräßlichen Noth erbot sich ein Tartar, dem General Kochanoff die Nachricht von der bedrängten Lage Tarkis zu hinterbringen. Er sprang vom Walle herab, die Russen schossen auf ihn, er kehrte sich um und schoß auf jene; durch diese List täuschte er die Kaukasier, die ihn für einen Deserteur hielten und ihn ruhig ziehen ließen. Wenige Tage später empfing General Kochanoff in einem Flintenlauf ein Billet, das ihn von der verzweifelten Lage Buinvia's in Kenntniß setzte. Er eilte zu seinem Beistand herbei, und die Freude der Garnison war in der That groß, als sie den Donner der russischen Geschütze hörte. Es entspann sich ein furchtbares Gefecht, welches zwei Tage wüthete; am 30. Mai hob jedoch Chasi Mollah die Belagerung auf. Er versuchte nun Tabasseran zum Aufstand zu reizen. Zu seiner Bekämpfung wurde der Oberst Miklaschewski ausgesandt. Dieser blieb Sieger in einem glänzenden Feldzug, der nur vierzehn Tage dauerte und in welchem er den Beinamen „der schwarze Oberst" erhielt, — ein Beiname, den ihm die Bergvölker wegen des Schreckens gaben, den er ihnen einflößte. Gleichzeitig änderten sie den Namen Chasi Mollah in Tasi Mollah, das ist Hund, um die Leiden auszudrücken, die er über sie gebracht hatte.

Nichtsdestoweniger wagte es Chasi Mollah, sich am 19. August vor Derbend zu legen und diese mächtige Stadt zu belagern, in der er einige Helfershelfer hatte. Allein Major Wasselroff, der Commandant des Forts, wußte den Muth der Einwohner dermaßen zu beleben, daß die Tataren Waffen von ihm verlangten und in der That den Russen bei ihren verschiedenen Ausfällen Beistand leisteten. Es erfolgte endlich ein furchtbares Gefecht, in welchem die Russen, obwohl in der Minderzahl, Sieger blieben. Alle Kriegslisten Chasi Mollah's hatten nun keine andere Wirkung, als daß sie ihn in der Achtung der Bevölkerung noch mehr herabsetzten; am 27. August hob er endlich die Belagerung auf, da er den Anmarsch des Generals Kochanoff erfahren hatte, und floh nach den Bergen.

Um sich für diese beiden Belagerungen zu rächen, nahmen die Russen die Auls Duweck, Madschalis, Erpeli und Tscherkey, aus denen sie eine unermeßliche Beute fortschleppten, denn in diesen Ortschaften hatten die Lesghier ihre Reichthümer geborgen, da sie sie dort in Sicherheit wähnten. Außerdem wurde bei der Einnahme von Hermentschuk,

eines andern volkreichen Auls, der Mollah Abdurachman, einer von Chasi Mollah's Hauptleuten, mit ungefähr 50 Muriden lebendig in einem Thurme verbrannt.

Durch alle diese Unfälle ließ sich jedoch Chasi Mollah nicht abhalten, am 1. November unerwartet und am hellen Tage die Stadt Kisliar zu überfallen. Er nahm aus derselben eine beträchtliche Beute mit fort, die er sich hauptsächlich dadurch verschaffte, daß er eine Steuer von den armenischen Kaufleuten erhob.

Am 2. December griffen die Russen den Aul Tschum Kesun an. Oberst Miklaschewski fiel bei diesem Angriff; bevor er aber seinen Geist aufgab, sagte er zu seinen Soldaten: „Nehmt ihn"; und die Soldaten bemächtigten sich des Auls und ließen die Einwohner über die Klinge springen.

Am 17. October 1832 griff General Rosen, nachdem er den Paß von Himry genommen hatte, von dem die Bergvölker behaupteten, daß derselbe, wenn es nicht regnete, unüberwindlich sei, den gleichnamigen Aul an. Die Freiwilligen des Sappeurregiments erstürmten den letzten Thurm mit dem Bajonnet und machten Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte, unter andern auch Chasi Mollah. Er empfing den Todesstoß, während er seinen Bart mit der linken Hand hielt und seine rechte Faust zum Himmel erhob.

Schamyl.

Schamyl ist jetzt 66 Jahre alt; er ist ein schöner Mann mit grauen Augen und einer regelmäßiger Nase, von mittlerer Größe, und besitzt eine fast zarte Constitution, obwohl er von Jugend auf sich bemüht hat, sie durch Leibesübungen zu kräftigen. Ebenso wie sein früherer Gegner, Fürst Woronzow, leidet er an Augenschmerzen; seine Hände, seine Füße und sein Mund sind klein und seine Hautfarbe ist weißer als die seiner Landsleute. Aber sein Bart ist jetzt grau.

Schamyl ist von Geburt ein Lesghier; er ist 1797 im Aul Himry geboren. Er besitzt eine sehr ausgedehnte Kenntniß der arabischen Sprache, Literatur und Philosophie. Seine erste Erziehung verdankt er dem Mollah Dschelal-eddin, den er stets mit großer Erfurcht behandelt hat, und der nicht wenig dazu beitrug, ihn zur Macht zu erheben.

Ehrgeiz, Verstellung und die Ruhe, die sich eben so wohl für den Propheten wie für den Häuptling schickt, sind die hervorstechenden Züge seines Charakters.

Er hält sich selbst für den Arm der Vorsehung, und die Muriden glauben, daß er inspirirt sei. Das wunderbare Glück, das ihn dreimal

einem Tode entrinnen ließ, der unvermeidlich schien, hat den Glauben des Volkes an ihn gestärkt und erhält seine eigene Thatkraft aufrecht.

Es war im Jahre 1832 bei der Erstürmung Himrys, wo er zum ersten Male auf wunderbare Weise dem Tode entging. Chasi Mollah und mehrere Muriden wurden an seiner Seite getödtet; er selbst ward durch eine Kugel und einen Bajonetstich verwundet, aber er öffnete sich einen Weg und verschwand, und zwei Jahre später hallte der Kaukasus von seinem Namen wieder.

Man hat lange Zeit behauptet, er sei in Himry gefangen genommen, nach Petersburg gebracht, zum russischen Officier ernannt und zum Kampf gegen seine eigenen Landsleute ausgesendet worden, da habe ihn aber sein Vorgesetzter beleidigt, und er sei zu den Feinden Rußlands übergegangen. Es wird auch erzählt, späterhin sei ein verwundeter russischer Officier, den man gefangen genommen, zu ihm gebracht worden; dieser Officier sei ein Freund von ihm gewesen, und Schamyl habe demselben nach einer langen Unterredung die Freiheit geschenkt. Die angebliche Unterredung ist natürlich mit allen Einzelnheiten berichtet worden, die sie interessant erscheinen ließen.

Es ist jedoch nur das Eine gewiß, daß seine beiden Söhne zu Petersburg in einem Cadettencorps erzogen worden sind. Einer von ihnen entfloh aber und begab sich wieder zu seinem Vater.

Dessenungeachtet ist die eben erwähnte Geschichte wahr, nur mit dem Unterschied, daß der Held derselben Daniel Bey war, der Freund Schamyl's und sein Waffengefährte.

Daniel Bey war in der That russischer General geworden, und da er die Ungerechtigkeit eines seiner Vorgesetzten nicht zu ertragen vermochte, so desertirte er, begab sich von Tiflis nach Selissia, seinem Vaterlande, dessen Sultan er war, und erhob daselbst die Fahne der Empörung. Hierauf marschirte Oberst Belgrad gegen ihn und nahm Selissia mit Sturm. Daniel entkam und vereinigte sich mit Schamyl, der ihn zu seinem Brigademajor ernannte.

Kehren wir jedoch zu Schamyl zurück.

Schamyl's Lebensrettung hat natürlich, wie man sich leicht denken kann, den Bergvölkern reichlichen Stoff zu wunderbaren Geschichten geliefert. Nach einer von diesen Wundersagen wurde Schamyl bei der Erstürmung von Himry getödtet, aber Allah verlieh ihm ein neues Leben, um durch diese Wiedererweckung den Muriden ein deutliches Zeichen zu geben, daß derselbe zum Oberhaupt seiner Glaubensgenossen bestimmt ist.

Im Jahre 1834 wurde Schamyl's Leben zum zweiten Male auf wunderbare Weise gerettet. Dies geschah zu Chunsakh unter folgenden Umständen: —

Chunsakh war die Residenz des Khans von Awarien; die Khaneß *Pachu Biko*, eine Anhängerin der Russen, hatte im Jahre 1830 Chasi

Mollah zurückgeschlagen. Späterhin hatte jedoch Hamsad Bey, der Nachfolger dieses Propheten, Chunsakh in Besitz genommen, aber erst, nachdem er zuvor die beiden Söhne der Khaneß, die zu einer Unterredung in sein Zelt gekommen war, verrätherischer Weise ermordet und sodann auch die Mutter getödtet hatte.

An Rächern ist kein Mangel im Lande Daghestan; der neue Muridenhäuptling fiel durch die Hände seiner beiden treuen und ausgezeichneten Waffengefährten Osman und Hadschi Murad. .

Diese beiden Brüder waren mit Omar Khan, dem ältesten Sohne der Khaneß von Chunsakh, zusammen erzogen worden. Durch ihren eigenen Vater zur Rache gereizt, tödteten sie Hamsad Bey in der Moschee. Osmann selbst fiel unter den Streichen der Muriden; sein Bruder jedoch erregte einen Volksaufstand. Eine große Anzahl Muriden wurde im Tempel niedergemetzelt; diejenigen, welche entkamen, flüchteten sich in den Thurm. Unter ihnen befand sich Schamyl, der Hamsad Bey in die Moschee gefolgt war. Sie leisteten einen verzweifelten Widerstand. Hadschi Murad befahl deshalb, den Thurm in Brand zu stecken. Nur zwei Muriden entkamen durch die Flammen, der eine war der Verräther des Complotts, der auf den Koran geschworen hatte, es geheim zu halten, und trotzdem Hadschi Murad verrieth hatte. Er wurde ergriffen und lebendig verbrannt. Der andere war Schamyl selbst, der den Blicken entschwand.

Die dritte Lebensrettung Schamyls war nicht weniger außerordentlich. Sie fand im Jahre 1839 bei der Erstürmung Akulchos statt, wo er die Besatzung befehligte. Funfzehnhundert Müriden wurden während des Kampfes getödtet, und die übrigen, neunhundert an der Zahl, alle mehr oder weniger verwundet, von den Russen gefangen genommen. Als aber die Schlacht vorbei war, fand man Schamyl, der die Vertheidigung der Bergfeste geleitet hatte, weder unter den Todten noch unter den Gefangenen. Allen war es unbegreiflich, wie er hatte entrinnen können.

Schamyl selbst offenbarte niemals das Geheimniß seines Verschwindens aus Akulcho, da er ängstlich darauf bedacht war, den Zauber zu erhöhen, der sich an seinen Namen knüpfte, und das Volk glauben zu machen, daß stets ein Wunder bei der Hand sei, sein Leben und seine Freiheit zu schützen. Die Russen jedoch, die kein Interesse hatten zu glauben, daß Schamyl durch göttliche Vermittelung gerettet worden sei, behaupteten, er habe sich in irgend einem unterirdischen Gang versteckt und sei dort geblieben, bis er eine günstige Gelegenheit gefunden, seine Flucht in aller Sicherheit zu bewerkstelligen.

Dem sei, wie ihm wolle, er begab sich in das Land der Itschkerier und wiegelte einen Aul nach dem andern auf. Diese außerordentliche Erscheinung beweist vollständig die wunderbare Macht von Schamyl's moralischem Einfluß; denn während die Einnahme von Akulcho die be-

nachbarten Völkerschaften in Schrecken setzte, empörten sich jene, die außer dem Bereich der Russen waren, und alte Diener Rußlands sandten ihre Ehrenzeichen zurück, um offen auf die Seite des Iman zu treten. Doch der General Grabbe verkannte die Bedeutung dieses Mannes so sehr, daß er nur hundert Ducaten auf seinen Kopf setzte.

Schamyl, obwohl ein Imam, und der zweite Prophet Allah's, wie er von seinen Anhängern genannt wird, hält sich zum Worthalten gegen die Russen verpflichtet, „deren Augen Falschheit ausdrücken und deren Lippen Lügen erzählen." Er befolgt darin die Vorschrift seines Lehrers und Vorgängers Chasi Mollah. Im Jahre 1837 gelobte er mit einem feierlichen Eide, den General Safi in Talitle entgegennahm, dem Kaiser von Rußland Treue. In diesem Eidschwur sah er aber nichts weiterf als ein Mittel, sich aus seinen zeitweiligen Verlegenheiten herauszuziehen und den Weg zu größeren Vortheilen zu bahnen.

Schamyl hatte lange Zeit einen mächtigen Neider seiner Gewalt an Taschaw-Hadschi, der in dem Bewußtsein, daß er seinen Einfluß nicht mit Erfolg bekämpfen könne, seine Oberherrschaft im Jahre 1837 anerkannte.

Religion, Vereinigung und Gewaltthätigkeit sind die drei Triebfedern der Macht Schamyls. Er hat es verstanden, die Einheit in der Religion herzustellen, Ali mit Omer zu versöhnen, alle Secten in eine einzige zu verschmelzen und durch den Glauben die verschiedenen Völkerschaften in ihrem gemeinsamen Hasse gegen die „Moskow's" zu einigen. Die Furcht hat jedoch mehr dazu beigetragen, als das Interesse, die verschiedenen Auls unter seiner Herrschaft zu erhalten, denn er züchtigt Verräther und wirft Rebellen zu Boden. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, sein Scepter gefalle den Völkerschaften, die ihm gehorchen. Es ist Thatsache, daß er regelmäßige und unregelmäßige Abgaben von Geld, Menschen und Mundvorräthen erhebt, die man als eine Last betrachtet. Jeder zehnte Mann ist verpflichtet, unter seine Fahne zu treten, und die übrigen müssen sich bereit halten, dem ersten Befehl zu gehorchen oder der ersten Gefahr sich entgegenzustellen. Jede Familie bezahlt eine Abgabe von einem Silberrubel, und der Zehnt von der Ernte muß in die Vorrathskammer des Häuptlings abgeliefert werden. Die Unzufriedenheit war oft so groß, daß Schamyl nicht öffentlich zu erscheinen wagte, außer von einer zahlreichen Bedeckung umgeben.

Hamsad Bey war der erste, der ein Truppenchor aus russischen und polnischen Ueberläufern bildete, unter denen sich verschiedene Officiere befanden. Schamyl hat dieses Corps verbessert und verstärkt, das aus 4000 Mann aller Nationen besteht; seine Leibwache bilden jedoch 1000 auserlesene Muriden, Murtosigaten genannt.

Schamyl zieht den möglich besten Vortheil aus der Leichtgläubigkeit der Bergbewohner. So oft eine wichtige Expedition unternommen

werden soll, zieht er sich in eine Höhle zurück, wo er ganze Wochen unter Fasten und Gesprächen mit Allah zubringt, und wenn er seinen Schlupfwinkel verläßt, macht er das Resultat seiner Unterredung mit Gott öffentlich bekannt.

In ganz Daghestan hat er Posthäuser und reitende Couriere eingeführt. Ebenso hat er den Russen darin nachgeahmt, daß er Orden, Auszeichnungen und Grade in seiner Armee geschaffen hat. Die Anführer von 100 Mann, die sich durch ihren Muth auszeichnen, erhalten runde silberne Medaillen; die Anführer von 300 Mann dreieckige Medaillen, und die von 500 Mann silberne Epauletten.

Vor 1842 waren Ehrensäbel, die auf der rechten Seite getragen wurden, die einzige gebräuchliche Auszeichnung. Jetzt bekleiden die Anführer von 1000 Mann den Rang eines Capitains, und die Anführer einer größeren Truppenschaar sind Generale. Feiglinge werden mit einem an den Arm oder auf den Rücken gehefteten Stück Fell gezeichnet.

Die hervorragendsten Waffengefährten Schamyls sind Akhwerdu-Mahommed, Schwail-Mollah und Ulubey-Mollah.

Schamyl ist beredt und im höchsten Grade Meister in jener orientalischen Beredtsamkeit, die darauf berechnet ist, Massen von Muselmännern mit flammender Begeisterung zu erfüllen, durch rhetorischen Bombast zu blenden und die Hyperbeln zu überbieten, die die russischen Heerführer in ihren Proclamationen anwenden.

Sagen die Russen, daß sie zahllos sind wie Sandkörner am Meere, so antwortet Schamyl, die Kaukasier seien die Wogen, die diese Sandkörner wegspülen würden.

In seiner Proclamation vom Jahre 1844 sagt er zu den bewaffneten Männern der beiden Kabardah's:

„Glaubt nicht, daß Gott die Zahl begünstigt! Gott hält es mit den guten Menschen, und diese sind stets weniger zahlreich, als die schlechten. Schaut um Euch, und wohin Ihr auch blickt, werdet Ihr die Bestätigung dessen finden, was ich Euch sage. Gibt es nicht weniger Rosen, als böses Unkraut? Gibt es nicht mehr Schlamm, als Perlen, mehr Ungeziefer, als nützliche Thiere? Ist Gold nicht seltener, als gemeines Metall? Und sind wir nicht edler als Gold und Rosen, als Perlen und Pferde und alle nützlichen Thiere zusammen genommen? Denn alle Schätze der Erde sind vergänglich, während uns ein ewiges Leben verheißen ist.

„Wenn es aber mehr Unkraut als Rosen gibt, sollen wir, statt es auszurotten, ruhig warten, bis es durch sein Wachsthum und seine Vermehrung die edlen Blumen erstickt hat? Und wenn unsere Feinde zahlreicher sind als wir, ist es weise, uns von ihren Netzen fangen zu lassen?

„Saget nicht: Unsere Feinde haben Tscherkey unterjocht, Akulcho erobert und ganz Avaria genommen! Wenn der Blitz einen Baum trifft,

lassen dann andere Bäume ihre Köpfe hängen und verdorren sie aus Furcht, daß auch sie der Blitz treffen werde?

„O, Ihr Kleingläubigen, folgt dem Beispiel, das Euch der grünbelaubte Stamm gibt! Wahrlich, die Bäume des Waldes würden Euch schamroth machen, wenn sie eine Sprache hätten und reden könnten.

„Ferner, wenn einmal eine Frucht von Würmern zernagt wird, verfaulen darum andere Früchte aus Furcht, daß auch sie von Würmern verzehrt werden?

„Wundert Euch darum nicht darüber, daß die Ungläubigen sich so schnell vermehren und stets frische Truppen auf das Schlachtfeld senden an die Stelle derjenigen, die wir vernichtet haben. — Denn ich sage Euch: tausend Pilze und giftige Pflanzen wachsen aus der Erde hervor, ehe ein guter Baum seine Reife erlangt. Ich bin die Wurzel des Freiheitsbaums! meine Müriden sind der Stamm und Ihr seid die Zweige. Wähnet aber nicht, die Fäulniß eines Zweiges werde das Verderben des ganzen Baumes herbeiführen! Gott wird die schlechten Zweige abhauen und sie in das Höllenfeuer werfen, denn er ist ein guter Gärtner.

„Kehret deshalb reuig um und tretet in die Reihen derer, die für unseren Glauben kämpfen; so werdet Ihr meine Gunst erlangen und ich will Euer Schutz sein.

„Wenn Ihr aber fortfahrt, auf die Verlockungen der flachshaarigen Christenhunde mehr zu hören, als auf meine Ermahnungen, so werde ich erfüllen, was Chasi Mahommed Euch ehedem versprach. Meine Jäger sollen Eure Auls überfallen, der düstern Gewitterwolke gleich, um durch Gewalt zu erlangen, was Ihr der Güte verweigert. Blut soll meinen Weg bezeichnen; Schrecken und Verheerung sollen mit folgen; denn was die Macht der Rede nicht zu bewirken vermag, daß muß durch die That vollführt werden."

Die Kabardaher, die mehr die Russen als Schamyl fürchteten, blieben unbeweglich, und als sein Unterbefehlshaber Akhwerdu-Mahommed ihr Land mit den Waffen überfiel, wurde er von einem den Russen ergebenen Stamme getödtet. Nun hielt Schamyl sein Wort, ließ die russischen Forts seitwärts liegen und brach verwüstend in die Kabardah ein. Mehr als sechzig Auls wurden ein Opfer der Flammen, und der Mollah nahm eine reiche Beute und eine beträchtliche Anzahl Gefangene mit sich fort.

Schamyl hat versucht, eine Verbindung mit den Tscherkessen am schwarzen Meere herzustellen; er hat selbst diese kriegerischen Völkerschaften besucht und unter ihnen seine Lehre gepredigt. Aber seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, theils weil jene eine andere Sprache reden und seine Beredtsamkeit deshalb einen geringen Eindruck auf sie machte, hauptsächlich aber, weil sie selbstständiges Handeln vorziehn und ihr eigenes Interesse dabei im Auge haben. Seit einiger Zeit hat in der That der Handelsverkehr mit Kuban eine große Ausdehnung ge-

wonnen, und jene Stämme haben sich vollständig davon überzeugt, daß sie mehr Vortheil aus demselben ziehen werden, als aus Excursionen, bei denen ihr Verlust an Menschen und Pferden den Gewinn an Schlachtvieh und Mundvorräthen übersteigen dürfte, die sie dem Feinde nehmen würden.

Wir haben nur noch wenig in Betreff Schamyls hinzuzufügen:

Er ist mäßig, ißt wenig und gönnt sich nur einen kurzen Schlaf. Er hat nur sehr wenig Beischläferinnen und nicht mehr als drei rechtmäßige Frauen, und die, welche er am meisten liebt, ist eine Armenierin. Seit seiner Gefangennahme durch die Russen hat seine Lebensweise und seine Anschauung der Dinge, ebenso auch sein Charakter einen bedeutenden Umschwung erhalten.

Italienische Zeitgenossen.

Von

Neigebaur.

(Fortsetzung.)

Peter Thomas.

Der pädagogische Schriftsteller Peter Thomas*) wurde 1800 zu Florenz geboren, wo sein Vater Sprachmeister war; er kam in das literarische Institut des auch in Deutschland wohlbekannten Vieusseux, zuerst als Setzer in Verbindung mit Gelehrten, zu der Zeit, als in Italien von Seiten der Vaterlandsfreunde viel geschah, um das Volk heranzubilden, für das von den damaligen Mißregierungen sehr wenig geschah. Die Reichen, die Vornehmen traten zusammen, gründeten Schulen und sorgten für Kinderschriften für das Volk. Das war das Feld, auf dem Thomas seine Wirksamkeit entwickelte. Er wurde zuerst bekannt durch seine Nipote di Sesto Cajo Baccelli; darauf gab er auch mit Lambruschini eine bestens bekannte Zeitschrift für Erzieher (Guida del Educatore von 1836—1845) heraus und lieferte auch Beiträge zu der von dem Verfasser dieser Biographie damals in Florenz herausgegebenen Lettare politiccbe und zur Revista di Firenze. Die Titel seiner Jugendschriften füllen mehrere Seiten, und als im Jahre 1841 der Congreß der Gelehrten Italiens zu Florenz abgehalten wurde, gewissermaßen eine Nachahmung der von unserem Oken gestifteten wissenschaftlichen Wander-Congresse, gab er zu diesem Behuf den Führer durch Florenz heraus. Im Jahre 1848 wurde er zum Director des Besserungs-Hauses zu Florenz und zum Offizier im Generalstabe der Nationalgarde ernannt; nach der Restauration wurden aber seine früher sehr geachteten Schulbücher verboten, und er dergestalt gemaßregelt, daß er nach dem Piemontesischen auswanderte und einige Schauspiele schrieb, die mit Beifall aufgenommen wurden. Die wiederholte letzte

---

*) Pietro Thomas, par Enrico Montazio. Torino 1862. Casa Pomba.

Entfernung des Großherzogs von Toscana führte ihn in die Heimath als Ritter des Moritz- und Lazarus-Ordens zurück, wo er an dem ersten Jahresfeste des einheitlichen Königreichs Italien am 1. Juni 1861 hochgeachtet starb.

Gabriel Rosetti.

Der Dichter Gabriel Rosetti*) wurde 1783 zu Vasto im Neapolitanischen geboren, wo 1799 ein Volksauflauf von dem damaligen Gymnasiasten Rossetti mit angesehen wurde, in welchem der Bürgermeister des Ortes in der Kirche ermordet ward. Man erläuterte ihm dies Ereigniß damit, daß dies eine Revolution zur Aufrechthaltung der Legitimität und der katholischen Kirche sei, welche von den Jacobinern gefährdet wäre. Er konnte nicht begreifen, daß dies die rechte Art sei, den Altar und den Thron aufrecht zu erhalten, so wie das jetzige Befördern des Straßenraubes zu demselben Zwecke Manchen nicht recht einleuchten will, die freilich dafür wieder von Anderen für Demokraten angesehen wurden. Rosetti lebte den Wissenschaften in Neapel und wurde 1806 durch ein Schauspiel Giulio Sabinor bekannt. Obwohl er Murat als Fremden nicht liebte, wurde er doch als Conservator bei dem Neapolitanischen Museum angestellt, und als Murat das Streben der Italiener bemerkt hatte, daß sie weder Franzosen noch Oesterreicher sein wollten, und das Banner der Unabhängigkeit erhebend in die Romagna einrückte, berief er Rosetti nach Rom als Chef des öffentlichen Unterrichts bei der provisorischen Regierung, mußte aber nach der Wiederherstellung des Papstthums nach Neapel zurückkehren, wohin auch bald König Ferdinand I. aus Sicilien zurückkehrte. Man hatte dort die Gesetzgebung der Neuzeit kennen gelernt, die Rückkehr zum Veralteten gefiel nicht mehr und das starre Festhalten am Alten führte die Umtriebe der Carbonari herbei. Der Verfasser gibt hier die Geschichte dieser geheimen Verbindung. Nach ihm war es ein Franzose, Theobald, der 1817 geboren, in Italien Priester wurde, und als Philosoph nachher in Schweden lebte, wo er eine philanthropische Gesellschaft stiftete, besonders zur Unterstützung der Verbündeten. In Italien hatte sie den Zweck, wie auch Dante wollte, die Einheit der Italiener herbeizuführen. Im Jahre 1820 war in Neapel und Piemont der Zweck der Carbonari, die constitutionelle Monarchie von dem österreichischen Einflusse zu befreien, nachdem der französische so lange auf dem Vaterlande, seit dem Tode des Kaiser Friedrich II., gelastet hatte. Auch Rosetti trat dieser Verbindung bei, ohne alle republikanischen Gelüste und ohne an eine Aenderung der Dynastie zu denken, wie seine Gedichte beweisen. Er ward der Tyrtäus der Bewegung von 1821. Ferdinand I. aber kehrte von Laibach mit dem Todesurtheile zurück, das jeden Carbonari traf, und seit dieser Zeit haben die Italiener den unvertilgbaren Haß gegen die Metternichsche Politik, die so lange für ganz Europa maßgebend war;

*) Giuseppe Rossetti per Petrocala Rosetti. Torino 1862. Casa Pomba.

besonders seitdem die Bullen von Pius VI. zu demselben Geiste sich hatten bestimmen lassen. Schon war der Verhaftsbefehl gegen den Dichter erlassen, als er sich zu der Gemahlin des englischen Admirals, die in Neapel wohnte, flüchtete und in der Kleidung eines englischen Officiers sich auf ein englisches Schiff retten konnte. Nachdem er einige Zeit in Malta gelebt hatte, ging er nach London, wo er Unterricht in der italienischen Sprache gab und dabei seinen Commentar zu Dante ausarbeitete, worin er nachwieß, daß in Italien schon lange vor Huß und Luther unter den Geistlichen die ärgsten Feinde des Papstthums waren. Im Jahre 1830 gab er ein Werk über die antipäpstliche Richtung, die der Reformation vorausging und über deren Einfluß besonders in Italien heraus, wo man es versteht, die Kirche von der Religion zu trennen und die klassische Toleranz im Leben dergestalt beobachtet, daß man Jeden bei seinem Glauben läßt, eben weil das Wissen gemeinsam sein kann, das Glauben sich aber nach den Begriffen des Einzelnen richtet.

Rosetti fand Gegner an Traticilli, Hallam und Schlegel. Der Verfasser ruft dabei aus: für solche Kritiker ist die Geistesfreiheit ein Verbrechen! die alles Mögliche anwenden, um den Menschenverstand, der nach Entwicklung strebt, zurückzuhalten. Im Jahre 1840 gab Rossetti ein Werk in 5 Bänden über das Geheimniß der Platonischen Liebe heraus. Er blieb der christlichen Religion treu, hatte aber nicht nothwendig einer Sekte derselben beizutreten und hielt das Papstthum für das Verderben der wahren Religion. Ein solcher Mann hatte natürlich Einfluß auf seine Landsleute, auch von der Verbannung aus, daher man sich nicht darüber verwundern darf, daß der Papst in Italien weniger Anhänger hat, als über den Alpen, weil man sich mehr mit der That, als mit dem Glauben beschäftigt. Sehr viel gewirkt hat Rossetti durch seine politischen Gedichte, z. B. über die Einheit Italiens, über Repräsentativ-Verfassung, über die geistige Tyrannei Roms, über die Brüderschaft der unterdrückten Völker, über die Vertreibung der Oesterreicher aus Genua u. a. m. Er starb im Kreise der Seinigen zu London 1854.

Graf Mamiani delle Rovere.

Der Minister Graf Mamiani delle Rovere*) wurde 1800 zu Pesaro im Kirchenstaat geboren und erhielt, da er den ersten Familien des Landes angehörte, wie gewöhnlich, eine wissenschaftliche Erziehung. Er wurde sehr früh Dichter, aber die Rückschritte, welche seit der Restauration gemacht wurden, führten ihn bald in den Ernst des Lebens ein, besonders als er sah, wie nach dem Congresse von Verona die päpstliche Regierung lediglich von Wien aus inspirirt wurde. Die Unzufriedenheit war allgemein, man verlangte eine Repräsentiv-Verfassung, und Bologna wurde der Sitz der Bewegung, wo sich eine pro-

*) *Terenzio* Mamiani per Giuseppe Saredo. Torino 1861. Casa Pomba.

visorische Regierung bildete, zu deren Mitgliede Graf Mamiani berufen ward. Bekannt ist, wie das Einschreiten der Oesterreicher seit dem Jahre 1830 diese Bewegung unterdrückte und wenn dies Veranlassung wurde, daß auch die Franzosen Ancona besetzten. Mamiani mußte natürlich auswandern und lebte in Paris den Wissenschaften, als Mazzini die geheime Gesellschaft der jungen Italiener bildete, von der aber Jener nichts wissen wollte, da die Mehrzahl der Italiener nur nach constitutioneller Monarchie strebt.

Dies zeigt seine 1839 erschienene Schrift: Nostvo parere salle cose italiane. Sein Hauptzweck war, durch Verbindung der Philosophie mit der wahren Religion auf die Bildung des Volkes zu wirken, zu welchem Ende er 1836 ebenfalls zu Paris sein Werk über die Wiederherstellung der alten italienischen Philosophie hatte erscheinen lassen, indem er die Religion von der Kirche zu unterscheiden verstand. Vico war sein Muster, und in Ansehung der Rechtsphilosophie stand er in Verbindung mit dem gelehrten Professor Mancini in Neapel. Die philosophischen Werke Mamiani's sind den Gelehrten bekannt; seine dichterischen Werke sind von dem Sachkenner Daneo in der Revista contemporanena gewürdigt; als daher Pius IX. den Weg der Reformen einschlug, wurde Mamiani bei seiner Rückkehr nach Rom als einer der bedeutendsten Geister empfangen. In Italien war man damals noch nicht gegen die bestehenden Regierungen, so lange man glaubte, sie würden sich von den Fesseln der heiligen Allianz losreißen; als aber Pius IX. in seiner Allocution vom 29. April 1848 sich gegen den Krieg wider Oesterreich erklärt, da erhielt in Rom die Partei der Republikaner Einfluß, welche darin das einzige Mittel sah, die Unabhängigkeit Italiens und dessen Einheit herbeizuführen. Mamiani hielt aber bei dem Papste aus, der ihn zum Minister des Innern ernannt hatte. Prinz Canino, Sterbini und Mazzini, welche weiter gehen wollten, wurden Gegner Mamiani's, der sich nach Florenz zurückzog, wo er mit Gioberti die Gesellschaft des italienischen Bundes stifte, zu dem Zweck die italienischen Regierungen wie den deutschen Bund zu vereinigen, ein Plan, der durch den Mord des Minister Pellegrino Rossi in Rom am 15. November 1848 zerstört wurde, indem Pius IX. nach Gaeta floh. Nunmehr nahm Mamiani des Portefeuille des Ministers des Auswärtigen an, um die weltliche Herrschaft des Papstes für den Plan des italienischen Bundes zu retten. Allein die Constituante, welche in Rom zusammengetreten war, entschied sich für die Republik; sofort trat Mamiani ab und zog sich nach Genua zurück, wo er die Akademie der italienischen Philosophie zu dem Zwecke stiftete, dieselbe ins Leben einzuführen. Als er 1856 nationalisirt worden war, wählte ihn Genua zum Abgeordneten zum Parlamente in Turin, wo er die Theilnahme Cavours an dem Krimkriege eifrig vertheidigte. Er wurde zugleich als Professor der Philosophie der Geschichte an der Universität zu Turin angestellt und gab sein bedeutendes Werk „das neue europäische Völkerrecht" 1859 heraus, wurde dann Minister des öffentlichen Unterrichts, als welcher er größere Lehrfreiheit einführte und jetzt ist er Gesandter des Königreichs Italien in Griechenland.

(Schluß folgt).

Neue Märchen- und Sagenliteratur.

II.

Böhmische Kyffhäusersagen.

Das Böhmerland ist reich an Sagen und Märchen. Während sein Märchenschatz in mehreren brauchbaren Sammlungen niedergelegt ist, fiel die Sage bisher größtentheils den Belletristen anheim, die sie nach dem Geschmack des Publikums romantisch bearbeiteten und bis zur Unkenntlichkeit entstellten. In vielen Fällen haben diese romantischen Bearbeitungen die echte Volkssage, die ihnen zu Grunde lag, bereits so verdunkelt, daß ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr aufzufinden ist. So verhält es sich unter andern mit der äußerst interessanten Sage von der Hexe Wela und dem wilden Jäger des Hundsteins bei Teplitz. Für jene belletristischen Bearbeiter der Sagen hatten außerdem die Burgsagen mit ihren Rittern und Edelfräulein den meisten Reiz, und diese Sagen überwuchern nun, besonders in deutschen Gegenden, fast jede andere Volksüberlieferung.

Um so dankbarer begrüßen wir in der neuen Sammlung „Sagen aus Böhmen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Josef Virgil Grohmann (Prag, 1863. Calve'sche Univers.-Buchh.)", welche den ersten Theil des Sagenbuches von Böhmen und Mähren bilden, den erfreulichen und mit Glück gemachten ersten Versuch, auch die echte böhmische Volkssage der Wissenschaft zuzuführen. Doch wurde das Werk keineswegs blos für die Männer der Wissenschaft bestimmt, sondern ist auch für das größere Publikum berechnet, welches dem Verfasser, der in der Mythen- und Sagenkunde wohl bewandert ist, nicht allein für die treue Aufzeichnung des Gesammelten, sondern auch für die das Verständniß fördernden Einleitungen zu den einzelnen Sagengruppen dankbar sein wird.

Der Herausgeber hat weniger aus älteren Quellen und früheren Sammlungen — das meiste bot noch Vernaleken's treffliches Buch „Mythen und Bräuche

in Oesterreich" — als unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft. Die Mittheilungen waren so zahlreich, daß der Herausgeber nur den geringen Theil derselben in den vorliegenden ersten Band aufnehmen konnte. In der Darstellung der Sagen folgt Grohmann dem Beispiele der Gebrüder Grimm, er erzählt ohne poetischen Beischmack, einfach und volksthümlich. Der Inhalt ist nicht, wie es sonst meist beliebt wird, historisch oder lokal, sondern nach dem Stoffe geordnet, nach Sagengruppen.

In zwei Hauptkapiteln finden wir unter andern zusammengefaßt die Sagen von den himmlischen Soldaten, von der weißen und schwarzen Frau, von der wilden Jagd. Am reichhaltigsten sind die Sagen vertreten, welche sich auf die niederen Elementargeister beziehen, auf Feld- und Waldgeister, Wassergeister, Zwerge, Kobolde und Riesen.

Besonderes Interesse gewährt das dritte Hauptkapitel: „Bergentrückte Helden", weil hier Sagen begegnen, welche mit unseren deutschen Kyffhäusersagen überraschende Aehnlichkeit haben. Dennoch stehen diese mit unseren Volksüberlieferungen gar nicht im Zusammenhange, sondern sind slavischen Ursprungs, wie aus verwandten serbischen und bulgarischen Sagen hervorgeht. Die deutschen Sagen vom Kyffhäuser und Kaiser Rothbart und die böhmischen vom Berge Blanik und König Wenzel knüpfen sich an historische Erinnerungen, und dennoch ist beider Grund und Ursprung mythischer Natur.

Wenn im Verlauf des Jahres die Natur verödete und der umwölkte Himmel statt befruchtenden Regens eisigen Schnee zur Erde niedersandte, da meinte man, die bösen Winterdämonen hätten die Oberhand gewonnen und der Sommergott (Wuotan, Swantowit) mit seinen himmlischen Kriegern sei im Kampfe gegen sie gefallen und zur Unterwelt hinabgestiegen. Dort träumte er in todtenähnlicher Erstarrung dem Frühlinge entgegen. Wenn aber wiederum seine Zeit kam, so erwachte der Sonnengott und brach mit den himmlischen Kriegern auf, um neuerdings wider die Winterriesen zu kämpfen, die inzwischen Noth und Jammer über die Welt gebracht hatten. Ein furchtbarer Kampf entstand, die Dämonen wurden besiegt — eine stürmische Wetternacht und der Frühling, die schöne goldene Zeit, war wieder eingekehrt im Lande.

Diese Mythe hat sich nun nach zwei Seiten hin weiter entwickelt. Was man von den Vorgängen im Sonnenjahre erzählte, übertrug man später, als der ursprüngliche Sinn der Mythe sich verwischte, auf das Weltenjahr. Man verlegte den furchtbaren Kampf mit den Dämonen an das Ende der Tage und knüpfte daran den Untergang der Welt. Nachdem der Kampf der Götter und Dämonen geendet, die ganze Welt im Weltbrande untergegangen, taucht die Erde zum andern male aus dem Wasser und fängt an, schöner und herrlicher zu grünen, der Lichtgott kommt aus der Unterwelt zurück und die goldenen Zeiten kehren wieder.

Wie hier auf das Weltenjahr, so wurde andererseits der Mythus vom schlafenden Sommergott auf die Erde übertragen. Der Sommergott ging in die Gestalten der Lieblingshelden seines Volkes über. Das geschah insbesondere nach Einführung des Christenthums, wo man

die Götter nicht mehr als solche erkannte, sondern in ihnen höchstens Könige und Helden erblickte, die vor grauer Zeit gelebt hätten. So entstanden in Böhmen die Sagen vom König Wenzel und den Rittern im Berge Blanik. König Wenzel ist der Gott Swantowit, die Ritter die himmlischen Krieger, an deren Spitze der Gott einst der Erde die schöne goldene Zeit des Frühlings erkämpfen wird. Nur wird jetzt unter der schönen goldenen Zeit die Größe und Herrlichkeit des Böhmerlandes verstanden. So hat die Sage politische Färbung gewonnen; auch mischt sie sich vielfach mit den Mythen vom Weltuntergange.

In Serbien drehten sich ähnliche Sagen um den Heldenkönig Marko, in den Karpathen um den huculischen Räuberhauptmann Dobocz, im Persischen glaubt man, der göttliche Sam sei nicht todt, sondern schlafe blos und werde zur Zeit der Todtenauferstehung erwachen und wiederkommen, um die Geschöpfe Ahrimanns zu vertilgen und das Reich des Caosiosch wiederherzustellen.

Ehe wir uns einzelne Sagen, die sich an den Wunderberg Blanik knüpfen, vom Herausgeber erzählen lassen, sei vorerst der allgemeine und zusammenfassende Bericht mitgetheilt:

„Nordöstlich vom Markte Launiowitz im Taborer Kreise, erhebt sich der große Blanik, der durch seine Sagen im ganzen Lande berühmt ist. Westlich in einiger Entfernung fließt das Flüßchen Blanitz. Auf dem Berge sind noch Wälle sichtbar, die blos aus zusammengehäuften Steinen bestehen. Sie sollen während der Hussittenkriege errichtet worden sein. Wenn der Blanik bei heiterem Wetter mit Wolken umhüllt ist, so bedeutet das Regen. Im Innern dieses Berges sind ungeheuere Säle, deren Wände durchaus von Bergkristall gebildet sind. In diesen Sälen schläft König Wenzel mit der auserlesenen Schaar seiner Ritter. Jedesmal um Mitternacht öffnet sich der Berg und der heilige König reitet mit seinen Rittern heraus auf die Ebene und hält Kampfübungen mit ihnen. Ihre Pferde stehen immer gesattelt an den Krippen. Einst aber wird Böhmen in große Noth kommen. Von allen Seiten werden die Feinde ins Land einbrechen und plündernd und mordend durch dasselbe ziehen. Die Hauptstadt wird der Erde gleich gemacht, so daß man schwer den Ort finden wird, an dem sie gestanden hat, und durch das Schwert der Feinde wird die Zahl der Bewohner täglich schwinden und nur so viel übrig bleiben, als unter der Blane eines Fuhrmannswagens Schutz finden werden. Wenn aber der Fuhrmann an der Stelle vorbeifährt, wo jetzt der Altstädter Ring liegt, so wird er mit der Peitsche knallen und traurig ausrufen: „Hier stand einst die schöne große Stadt Prag."

„Wenn es aber den Böhmen so schlecht ergangen ist, dann werden die dürren Bäume, die jetzt am Ufer der Blanitz stehen, wieder ausschlagen und Blätter treiben. Und der Berg wird sich öffnen und König Wenzel, auf einem Schimmel reitend und die Reichsfahne in der Hand, wird mit der heiligen Schaar hervorkommen und den Feinden eine blutige Schlacht liefern. Der Teich, der jetzt ausgetrocknet am Fuße des Blanik liegt, wird sich mit dem Blute der Erschlagenen füllen. Die Ritter des Königs Wenzel aber werden die Feinde über die Grenze des Landes jagen und dann eingehen zum ewigen Frieden. Die

noch lebenden Böhmen werden sich sammeln und eine neue Zeit wird hereinbrechen und das Land glücklich sein".

Das charakteristische Element in der deutschen Kyffhäusersage besteht in dem Erwachen aus dem Schlafe und im Zurücksinken in den Schlaf, zweitens in der Frage, ob die Raben noch fliegen, d. h. ohne Bild, ob es Zeit sei. Bekanntlich gehen ferner viele Sagen um von Schäfern, die sich in den Berg verirrten und dort mit einem geringen Geschenke bedacht wurden, welches sich später in Gold und Edelsteine verwandelte. Alle diese Züge finden wir auch in der böhmischen Blanikſage.

Wir theilen deshalb zwei dieser Sagen mit, in denen die Verwandtschaft mit der deutschen Volksüberlieferung ausgeprägt ist, wenn auch in den Einzelheiten jede Sage ihren eigenen Weg geht.

„Es war in einer mondhellen Frühlingsnacht, als die Bürger von Jung-Wožitz um Mitternacht durch ein wunderbares Getöse aus dem Schlafe geweckt wurden. Aus dem Felsenthale des Blanik erscholl Trommelschall und Waffengeklirr, und deutlich vernahm man das Getrappel von Pferdehufen. Die Bürger griffen bestürzt zu den Waffen und eilten hinaus, um dem Feinde zu begegnen. Wie sehr erstaunten sie aber, als sie draußen auf dem Anger eine Schaar herrlich geschmückter Ritter erblickten, welche sich beim Mondenlicht in ritterlichen Spielen übten. Ihre Bewegungen waren so leicht und schnell, daß das Auge ihnen kaum folgen konnte. Endlich erscholl eine Pauke und augenblicklich ordneten sich die Reiter und verschwanden im Berge, der sich krachend hinter ihnen schloß".

„Als sich die Kunde von dieser wunderbaren Begebenheit verbreitete, setzten die Bürger einen Preis für denjenigen aus, der es wagen würde, die Schluchten des Blanik zu untersuchen und Nachricht von den gespenstigen Reitern zu bringen. Drei Jahre vergingen, bis endlich ein kühner Mann, Zdenko von Zasmuk das Abenteuer bestehen wollte. Als Zdenko zum Berge Blanik kam, stand dieser offen und Zdenko ritt auf seinem Pferde in die Höhle hinein, deren Wände krachend hinter ihm zusammenschlugen. Wie er weiter ritt, kam er zu einem großen domartigen Gewölbe, das völlig erleuchtet war. Hier schliefen auf steinernen Bänken die Ritter des Berges, die jetzt in schöne Greise mit langen weißen Bärten verwandelt waren. Abseits standen ihre schneeweißen Pferde an Säulen angebunden und völlig gesattelt. In diesem Augenblicke stieß Zdenko zufällig an einen Speer, dessen Fall weit im Saale wiederhallte. Von dem Geräusche erweckt, richteten sich die Krieger empor und fragten, ob es schon Zeit sei. Zdenko aber trat näher zu ihnen und sagte, weshalb er gekommen sei; wenn sie seiner zu ihrer Erlösung bedürften, so sei er bereit dazu. Da erhob sich der prächtigste Ritter, welcher der Anführer schien, und sprach: Ich bin Ulrich von Rosenberg und dies sind meine Genossen, die mit mir im Kampfe gegen Žižka bei Vertheidigung der Burg Litic rühmlich gefallen sind. Allein Gott hat uns nicht gestattet in sein Paradies einzugehen, sondern uns diesen Ort zum Aufenthalt angewiesen, bis Böhmen in seiner größten Noth sein wird. Dann werden wir hervorbrechen und dem Lande Glück und Frieden bringen. Das

verkündige dem Volke!" Nach diesen Worten sank der Ritter wieder in tiefen Schlaf zurück und mit ihm die andern. Zdenko aber kam wohlbehalten aus dem Berge."

In dieser Sage hat sich der Sonnengott zum Helden Ulrich von Rosenberg gewandelt, in der folgenden Hirtensage ist es König Wenzel, Böhmens größter Nationalheld, der in den Berg Blanik gebannt ist.

„Ein Hirte weidete einst seine Schafe am Fuße des Blanikberges. Mit jedem Tage vermißte er ein Schaf aus seiner Heerde; da beschloß er, die verlorenen Schafe aufzusuchen. Er kam auch wirklich zu einer Höhle, die in den Berg führte, und als er hineintrat, hörte er das Blöken eines Schafes, das sich eben wieder hereinverirrt hatte, aber er konnte es nicht finden. Schon wollte er unverrichteter Dinge zurückkehren, da schloß sich vor ihm der Berg mit großem Krachen. Wie er nun ganz bestürzt dastand und in der Finsterniß nicht weiter konnte, da kam ein Zwerg zu ihm, der führte ihn in einen großen Saal. Dort sah er den König Wenzel mit seinen Rittern im tiefsten Schlafe. Als er aber eintrat, erwachte der König und gab ihm den Befehl, im Berge zu bleiben und die Rüstungen zu putzen. Der Hirte befolgte den Befehl und blieb in dem Berge. Eines Tages kam der Ritter zu ihm und sagte, er könne nun gehen. Zugleich übergab er ihm einen Sack und sagte, darin wäre sein Lohn. Der Hirte eilte freudig aus dem Berge. Wie er ans Tageslicht kam, ward er neugierig und öffnete den Sack, um zu sehen, was er enthalte. Ach, es waren nur Haferkörner! Auch gut, dachte der Hirte und ging ins Dorf, wo er sonst gewohnt hatte. Aber Niemand wollte ihn da erkennen und auch er fand Alles verändert. Alle Leute erinnerten sich, von ihren Großvätern gehört zu haben, daß vor hundert Jahren ein Hirt im Blanik verschwunden sei. Der Hirt bat nun die Leute um ein Stübchen, wo er wohnen könne. Als man ihm das anwies, öffnete er den Habersack und siehe, er war gefüllt mit Goldstücken und Silberthalern. Nun kaufte sich der Hirte ein schönes Wohnhaus und ward der reichste Mann im Dorfe". 19.

Zur Beurtheilung der plattdeutschen Literatur.

Von

Reinhold Bechstein.

Vor noch nicht allzulanger Zeit war die Schwärmerei für die plattdeutsche Dichtung und Erzählung förmlich Modesache. Jetzt ist man kühler geworden und aus dem Kreise der Enthusiasten selbst dringen jetzt die Stimmen der kalt abwägenden Kritik. Friedrich Dörr, der bekannte Herausgeber des plattdeutschen Volkskalenders, war längere Zeit der Berichterstatter über die plattdeutsche Literatur in den Blättern für literarische Unterhaltung. Er gehörte, wie er dort einmal offen bekennt, zu denen, welche der Aufschwung der plattdeutschen Literatur durch Klaus Groth „trunken" gemacht und äußert sich jetzt bedeutend ernüchtert. In jüngster Zeit lieferte Dörr für die neu entstandene, sehr tüchtige Monatsschrift „Orion" (Hamburg 1863) verschiedene Aufsätze über die „neuplattdeutsche Literatur". In dem ersten derselben, im „einleitenden Artikel", gibt er allgemeine Gesichtspunkte an, von denen aus die einzelnen Leistungen zu betrachten und zu beurtheilen seien, und welche im Ganzen mit unseren Anschauungen zusammentreffen, die wir uns überhaupt über mundartliche Poesie gebildet haben. „Die Zeit der Täuschung", sagt Dörr, liegt hinter uns, die plattdeutsche Poesie ist fast schon wieder vergessen. Wir gehen jetzt mit anderer Kritik an die Lesung plattdeutscher Bücher, wir finden, daß der plattdeutsche Dichter eine ganz andere Aufgabe habe, als er im Allgemeinen sich bis jetzt gesetzt, und diese Aufgabe heißt: Sammlung dessen, was im Plattdeutschen an poetischen Schätzen ungehoben ruht und dem mit dem Verfall der Sprache zugleich der Untergang droht, und poetische Ausarbeitung solcher Stoffe, welche volksthümlich, wahrhaft plattdeutsch sind. Greift der Stoff ins Gebiet des Hochdeutschen hinüber, so findet das Plattdeutsche seine ihm streng gemessene Grenze, deren Ueberschreiten seinen Untergang nur beschleunigen kann."

Diese Forderung gilt aber ebenso gut im Gegensatze zur Schriftsprache für jede andere Mundart, mag sie heißen, wie sie will, und eben deshalb können wir

damit nicht übereinstimmen, was Dörr über das Plattdeutsche gegenüber den andern Mundarten sagt. „Das Plattdeutsche steht nämlich nicht etwa mundartlich neben dem Alemanischen, Schwäbischen ꝛc., sondern behauptet eine besondere Stellung gegenüber dem Hochdeutschen überhaupt, für welches eben jene süddeutschen Sprachweisen nur Untermundarten abgeben". Freilich cum grano salis betrachtet, ist dieser Ausspruch ganz richtig. Das Plattdeutsche steht allerdings als sprachliches Idiom dem Hochdeutschen überhaupt gegenüber; die Norddeutschen haben die alte Gestaltung der stummen Consonanten bewahrt und sind auf der Stufe stehen geblieben, welche die Engländer, die Niederländer und Skandinavier einnehmen, die Hochdeutschen dagegen haben die Lautverschiebung durchgemacht und trennen sich dadurch ganz wesentlich von den sonst sprachverwandten germanischen Völkern. Aber jener Ausspruch Dörr's ist einseitig, wenn von plattdeutscher Literatur die Rede ist. Eine allgemein plattdeutsche Sprache gibt es bekanntlich nicht; da das Platt thatsächlich im Volksmunde zur Erscheinung kommt, so ergeben sich in dieser Praxis die verschiedenartigsten landschaftlichen Besonderheiten, gerade wie im Munde des hochdeutschen (d. h. süd- und mitteldeutschen) Volkes auch. Die plattdeutsche Mundart in Holstein und die in Meklenburg weichen ebenso von einander ab wie die oberdeutsche in Würtemberg und Oesterreich. Wenn es sich einmal um die Anwendung der Volkssprache im Gegensatz zur Büchersprache handelt, so sehen wir nicht ein, warum das Plattdeutsche etwas Besonderes sein soll. Wir halten es mit dem Ausspruche Jacob Grimm's (Grammatik 1. Theil, 3. Ausgabe, Einleitg. S. 23): „Wer heute die friesische oder sächsische (d. h. niederdeutsche) Sprache schriftlich zu fassen unternimmt, befindet sich in gleicher Lage mit dem, der Schwäbisch, Schweizerisch oder Baierisch schreibt und dichtet".

Noch eine andere Behauptung Dörr's ist uns aufgefallen, weil sie einseitig und egoistisch klingt. Dörr sagt in Betreff der Beurtheilung plattdeutscher Production: „Hochdeutsche können in dieser Sache überhaupt nicht urtheilen, weil es ihnen an Hilfsmitteln fehlt, sich vollständig in das Verständniß der ihnen fremden Sprache hineinzuarbeiten". Wie nun, wenn dem Hochdeutschen es nicht an jenen Hilfsmitteln fehlt? Hat denn das Plattdeutsche erst seit Klaus Groth seinen mundartlich-schriftlichen Ausdruck gefunden? Kennt Dörr die reiche ältere Literatur nicht, welche freilich in Hinsicht der Masse von den neuen und neuesten Production weit übertroffen wird?

Stehen nicht zur Erlernung des Plattdeutschen wissenschaftliche Hülfsmittel zu Gebote und kann der Hochdeutsche nicht auch platt sprechen können? Gerne geben wir zu, daß der Landsmann am besten den Landsmann versteht nach Wort und Geist, aber zu sagen, daß Hochdeutsche „überhaupt" nicht mit sprechen könnten, scheint doch höchst sonderbar. Aesthetisch beurtheilen kann man alles, wenn man sich Mühe gibt, das Verständniß zu erringen. Nach jenem Grundsatze könnte also nur der Baier Kobell's baierische Gedichte recensiren. Also dürften wir Deutsche uns auch nicht an Molière und Shakespeare vergreifen. Wir verstehen, was Dörr hat sagen wollen, aber durch sein seltsames „überhaupt" hat er den ganzen Gedanken auf den Kopf gestellt. Wir Hochdeutschen

haben auch das Recht, über plattdeutsche Literatur mitzusprechen und wir sind dadurch im Vortheil, daß wir nicht von vornherein vom heimischen Dialekte so eingenommen sind, daß wir darüber die kritische Schätzung der poetischen Leistung vergessen. Wenn Dörr glaubt, als Norddeutscher nun die Hochdeutschen vom plattdeutschen Literaturgebiete entfernt haben zu können, so gibt er sich einer großen Täuschung hin. Wenn wir plattdeutsche Gedichte lesen und mit Freuden lesen, so wollen wir auch ein Urtheil haben und wollen es auch öffentlich aussprechen, wollen loben und tadeln frei nach unserer Ueberzeugung. Wir werden künftig Gelegenheit nehmen, neue literarische Erscheinungen der mundartlichen und insbesondere der plattdeutschen Literatur zu besprechen und sie nach ihrem Werth oder Unwerth abzuschätzen.

Hat sich Friedrich Dörr der plattdeutschen Literatur gegenüber auf einen kritischen Standpunkt gestellt, so äußert sich Otto Banck in einem Aufsatze in Nr. 30 der wissenschaftl. Beilage d. Leipziger Ztg. (Jahrg. 1862) gegen die ganze Richtung principiell verneinend, wie schon der Titel der Abhandlung besagt: „Ein Wort gegen die neue plattdeutsche Literatur". Wir wissen nicht, wes Landes Kind der Verfasser ist, wir glauben aber aus der kleinen Arbeit schließen zu dürfen, daß Banck kein Plattdeutscher sein wird.

Banck's Aufsatz enthält viel Richtiges, daß aber der Verfasser mit dem durchgreifenden linguistischen Unterschiede, welcher das Plattdeutsche vom Hochdeutschen sondert, nicht recht vertraut ist, scheint aus der sehr unbestimmten Definition, die von einem anderen Zuschnitte, von der Klangfärbung der Worte und von Provincialismen spricht, hervorzugehen. Der Aufsatz hat etwas Philisteriöses in den ästhetischen Darlegungen über den Werth der plattdeutschen poetischen Leistungen. Es scheint uns mehr denn zweifelhaft, daß die plattdeutschen Editionen, deren Menge sich von Jahr zu Jahr steigert, einen Schaden für den Geschmack des Lesepublikums herbeiführten. Es wird viel gedruckt, aber wenig gelesen. Uns wäre es gerade recht erwünscht, wenn die Lesewelt sich durch die mundartliche Poesie wieder mehr zum Volksthümlichen und Gesunden wenden wollte. Freilich sind die wenigsten pattdeutschen Dichter wahrhaft volksthümlich, wenn sie auch die Volkssprache zum Gewande der Dichtung benutzen. Man darf bei der Beurtheilung einer Dichtung, die in ihren Produktionen viel Unbrauchbares liefert, nicht die ganze Richtung verdammen, man schüttet dann das Kind mit dem Bade aus. Gegen die plattdeutsche Literatur möge man nicht das Wort ergreifen, wohl aber gegen die nichtsnutzigen Leistungen innerhalb dieser Literatur. Niedrigkeit der Ausdrucksweise, Gemeinheit der Stoffe haben wir in der plattdeutschen Literatur verhältnißmäßig nur wenig gefunden, im Gegentheil: die meisten Dichter schaffen zu vornehm, denken hoch- oder schriftdeutsch, bringen Phrasen an, die der feineren Bildung angehören und die das Volk nie über seine Zunge bringt.

Es kann nicht fehlen, daß, wenn über plattdeutsche Poesie gesprochen wird, auch desjenigen Dichters gedacht werden muß, welcher in der neuen Aera des Plattdeutschen vorangegangen ist. So kommen beide, Friedrich Dörr und Otto Banck auf Klaus Groth zu sprechen. Der erstere hat schon in seinen frühe-

ren Aufsätzen in den Blättern für literarische Unterhaltung sein Urtheil über die Leistungen dieses begabten Dichters abgegeben und jetzt hat er ihm im „Orion" eigens eine Schilderung gewidmet.

Wie der Erfolg, den der „Quickborn" gefunden, literarhistorisch zu erklären sei, darüber äußern sich beide Verfasser ziemlich in gleicher Weise. Sie berühren beide den blasirten Geschmack der Lesewelt, der einen neuen Reiz verlangte. „Da plötzlich", sagt Dörr, „leuchtete in die trostlose Scene ein heller Stern! Groth's „Quickborn", ja, das war etwas Neues! „Plattdeutsch" hieß jetzt die Losung. Zwar waren es noch immer dieselben Gedanken, nicht neuer und nicht besser als die früheren, zwar noch immer dieselben Gefühle, die, für das blasirte hochdeutsche Gemüth längst außer Cours, unter dem Landvolk, ob passend oder nicht, modern werden sollten; aber, wenn auch immer das ewige Einerlei, er war plattdeutsch, geschrieben in einer Sprache, die, der Mehrzahl der hochdeutschen Leser fremd, durch ihre Naivität, ihre Alterthümlichkeit und ihre Reinheit der verbrauchten Sache neuen Reiz verlieh". Und Otto Banck äußert sich, nachdem er die Behauptung aufstellt, daß Klaus Groth, wenn er mit denselben vortrefflichen Eigenschaften als hochdeutscher Lyriker aufgetreten wäre, nur einen sehr mäßigen, lange Jahre zweifelhaften Erfolg errungen haben würde, in folgender Weise: „Da Groth aber plattdeutsch schrieb, so hatte seine Muse für die übersättigten Leser einen piquanten Beigeschmack. Sie redete deutsch und dennoch verstand man sie nicht und mußte sich ihre Sprache übersetzen lassen. Das reizte die Neugier; man hatte wieder etwas Interessantes, Ungewöhnliches entdeckt und da man nun mit offenen Augen suchte, so fand man alles so gemüthvoll, so warm, so behaglich, so ganz originell und eigenthümlich, daß selbst die mit unterlaufenden, oft recht schwachen Einzelheiten „charmant und allerliebst" wirkten und es vielen Lesern wie Schuppen von den Augen fiel, daß doch eigentlich sogar die Enten nur auf plattdeutsch recht natürlich quaken. Gebildete Kreise schwelgten in dieser willkommenen Exclusivität und dankten Apollo für die unerwartete Abwechselung; dem plattdeutschen Publikum aber, das lange nichts Gedrucktes mehr in seiner Sprache empfangen hatte, waren natürlich diese angenehmen Lieder eine sehr willkommene Gabe und zugleich eine Art literarischer Genugthuung für die Leistungsfähigkeit ihres Idioms".

Alles recht wahr. Aber wenn man in der Zeit der Enttäuschung und Ernüchterung nach den Ursachen eines überschätzenden Enthusiasmus sucht, sie auch findet und nun mit einem spöttischen Behagen entwickelt, warum alles so kommen mußte, wie es gekommen, so darf man doch nicht verschweigen, daß jener Enthusiasmus seine sehr gute und erfreuliche Seite hat. Es ist nicht blos das Raffinement der Blasirtheit gewesen, um dessenwillen man den plattdeutschen Gedichten zujubelte, es ist auch das Bedürfniß nach gesunder Volksthümlichkeit und Naturwahrheit, die Rückkehr zur vaterländischen Empfindung und Gesinnung, welche sich in dem freudigen Entgegenkommen gegen die wiederbelebte Mundartdichtung zu erkennen gibt.

Es steckt ein gut Theil Materialismus wie Patriotismus in jener Schwär-

merei. Dazu kommt die Aufmerksamkeit, welche man neuerdings den sprachlichen Besonderheiten zuwendete. Nicht blos Jünglinge und Jungfrauen haben sich an den Gedichten Groth's begeistert, sondern auch ernste Männer waren es, bei denen das Interesse an der Form sich mit der ästhetischen Würdigung verband. Daß neben solchen Beweggründen auch die von beiden Verfassern angedeuteten maßgebend waren, wer wollte das leugnen? Und daß eine kritiklose Schwärmerei sich der Gemüther bemächtigte, daß man über das Ziel hinausschoß, das eben ist eine Erscheinung, die sich in allen literarischen Verhältnissen dieser Art wiederholt.

Klaus Groth hat nach seinem Quickborn noch mehr Dichtungen geliefert, auch als Erzähler in ditmarser Mundart hat er sich mit Glück versucht. Aber wir alle stimmen darin überein, daß er in seinen späteren Werken weniger Gutes geleistet hat als in jenem ersten. Auch als Gelehrter ist er aufgetreten, nachdem er, sicher und selbst eitel gemacht durch den Beifall, der ihm in so überreichem Maße zu Theil wurde, in seiner eigenen Poesie das Objekt der wissenschaftlichen Deduktion gefunden zu haben glaubte. In seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch machte er förmlich Propaganda für das Plattdeutsche als Schrift- und Literatursprache und entwickelte Ansichten, die von geringen Studien im Gebiete der deutschen Grammatik und zugleich von großer Selbstüberschätzung zeugten. Die übertriebenen, oft phantastischen Huldigungen, welche man auch der Person Klaus Groth's an vielen Orten darbrachte, haben jedenfalls dazu beigetragen, den anfangs bescheidenen Dichter in einen eiteln und ruhmsüchtigen Mann zu verwandeln. So hat er sich noch vor Kurzem nicht gescheut, in einer plattdeutschen Gedichtsammlung seines Freundes Weber, welche er nach dessen Tode veröffentlichte und mit einer Vorrede begleitete, ein an Klaus Groth gerichtetes hochdeutsches Sonnet aufzunehmen, in welchem ihm und seiner Dichtung hohes Lob von seinem Freunde gespendet wird.

Da sich die neue plattdeutsche Literaturepoche auch an die Person Klaus Groth's knüpft, da ein wirklicher Klaus Groth-Cultus bestand, so hat auch Dörr in seiner Betrachtung über den Dichter diese Seite berührt und theilt eine höchst charakteristische Begebenheit mit, die ein Beispiel von dem lange andauernden „Taumel" abgibt, denn sie geschah am Ende des Jahres 1856, vier Jahre nach dem Erscheinen des Quickborn. Dörr erzählt den Vorfall in folgender Weise: „Klaus Groth lebte damals in Dresden und kam auf einige Tage nach Leipzig hinüber, wo ich mich in jener Zeit aufhielt. Ein dort angestellter Holsteiner erbat sich sofort die Ehre, eine glänzende Gesellschaft geben zu dürfen, welche Groth zu besuchen versprach. Als Landsmann des Dichters und des Gastgebers war auch ich geladen. Und schon war die Gesellschaft vollzählig und vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, kaum fähig, ein gemüthliches Gespräch zu führen, als ein Billet meldete, Groth könne nicht erscheinen. Die Betrübniß über dieses Unglück war groß und allgemein, hielt aber den alten Professor N., der seit Kurzem von Kiel nach Leipzig versetzt war, nicht ab, in seiner bekannten stockenden Weise seine wohlpräparirte Rede auf Groth zu halten, die an Ueberschwenglichkeit alles Aehnliche überbot und zum Entsetzen der

Gesellschaft, welche an der einer fieberhaften Aufregung natürlich folgenden Abspannung und Erschöpfung laborirte, wohl eine halbe Stunde lang dauerte. Das Possierlichste aber war, daß Einer, alles Ernstes an das Beispiel des Göttinger Hainbundes erinnernd, vorschlug, einen Stuhl für Groth hinzustellen, auf dem sein Geist sich niederlassen könne. Und das geschah, und ich war in dem allgemeinen Taumel hinreichend befangen, um das Lächerliche und Läppische solcher Handlungsweise durchaus nicht zu erkennen".

Das Geschichtchen ist in der That sehr bezeichnend, und es macht Dörr alle Ehre, daß er so offen seine eigene Verblendung eingesteht. Solchen Excentricitäten folgt bekanntlich immer die Ernüchterung nach, es sollte uns aber leid thun, wenn die Reaction ganz den entgegengesetzten Zustand herbeiführte, wenn die Ueberschätzung des Plattdeutschen in völlige Theilnahmlosigkeit sich verlieren sollte. Doch dem äußeren Anscheine nach wird diese Befürchtung nicht in Erfüllung gehen. Die große Masse der plattdeutsch dichtenden und erzählenden Autoren fällt mit Recht der Vergessenheit anheim, die hervorragendern aber erhalten sich fort und fort in der Gunst des Publikums. Die mundartliche Literatur hat ihre ästhetische Berechtigung, aber ihr Feld ist klein und bedarf einer ganz besonderen Pflege.

Geschichtliche Uebersicht der Ungarischen Literatur.

Von

Neigebaur.

Wir sind gewöhnt, die klassische Literatur der Griechen und Römer als unsere Lehrmeister anzuerkennen; es dürfte aber auch nicht überflüssig sein, von der Literatur eines Volkes zu reden, als deren Lehrmeister, wenigstens zum Theil, der Deutsche erscheint. Die Geschichtsforschung sucht die Vorfahren der Ungarn als Hunnen und Magyaren in den südlichen Ländern des Ural, zwischen der Wolga und dem Kaukasus bis Armenien und Persien, wie die Sprachforschung darthut, nach welcher die Sprache der Ungarn dem Scytischen oder Uralaltaischen Sprachstamme angehört, auf welche jedoch der indo-europäische Sprachstamm nicht ohne Einfluß geblieben ist. Noch scheinen die Geschichtsschreiber nicht darüber einig zu sein, wo sich das Volk aufhielt, ehe es siegreich und bleibend das jetzige Ungarn in Besitz nahm und seine Grenze gegen Westen bis nach Melk ausdehnte, wo zu Ende des neunten Jahrhunderts der Großfürst Zsolt seine Hauptstadt errichtete.

Das christliche Lehnwesen und Ritterthum konnte nicht verhindern, daß die Ungarn bis an den Rhein und nach Italien vordrangen, so daß die Kirche im zehnten Jahrhundert in die Litanei folgenden Satz einschaltete: a sagittis Hungarorum libera nos domine! bis Geysa, deren Großfürst, das Christenthum annahm, welches bei ihm damals noch die gute Wirkung hatte, daß die unterjochten Völker nicht mehr als Sklaven behandelt wurden, während in der Nähe des Papstes noch das Verhältniß in dem Maaße stattfand, daß auf einer Synode zu Iglesias auf Sardinien im 13. Jahrhundert bestimmt ward, daß die Kinder der Sclavin eines Geistlichen nicht ihm, sondern zur Hälfte der Kirche, zur andern dem Bischofe gehören sollten. (S. die Insel Sardinien von J. J. Neigebaur. Leipzig 1853. 2. Auflage. Dycksche Buchhandlung). Daß die Vorgänger der Ungarn, die Hunnen, bereits einige Bildung besaßen, läßt der gründliche Kenner der ungarischen Vorzeit, Herr Toldi, ahnen, obwohl er über den Zu-

sammenhang derselben mit den Magyaren sich sehr vorsichtig ausspricht, obwohl er in seinen gründlichen geschichtlichen Werken nachweist, daß Attila oder Etele bereits nicht ohne Bildung war und die Ungarn schon vor Annahme des Christenthums nur an einen Gott und an die Unsterblichkeit glaubten. Daß aber schon damals Dichtungen bekannt waren, geht aus der ältesten Chronik über den unter Bela I. abgehaltenen Reichstag zu Stuhlweissenburg hervor, worin es heißt, daß die noch vorhandenen heidnischen Priester damals Gesänge hören ließen, welche den neuen Glauben verunglimpften.

Seit jener Zeit entwickelte sich neben den alten Nationaldichtungen geschichtliche Dichtungen, besonders durch Harfner und fahrende Sänger an den Höfen der Großen, so wie durch wandernde Schauspieler. Die erste Sammlung von solchen Sagen und Dichtungen wurde nach den Forschungen des gedachten gelehrten Dr. Toldi, Bibliothekar der Universität zu Pesth, von einem Mönche, Namens Climandus, gemacht, der 1227 starb. Später zeigte sich der Einfluß der italienischen Bildung in Nachahmungen von Boccacio, welcher aber bald dem Einflusse der classischen Bildung weichen mußte, so daß Troja, Helena, Ulysses und Alexander zum Gegenstande der Dichtungen genommen wurden, bis vaterländische Gegenstände bearbeitet wurden, wobei sich besonders Sebastian Tinodi, der letzte fahrende Sänger genannt, auszeichnete, dem der Fall von Szigeth, die Belagerung von Erlau u. s. w. trefflichen Stoff gaben. Das Vordringen der Türken in Europa, welchen die Blüthe der europäischen Ritterschaft bei Nicopolis vergeblich Widerstand zu leisten versuchte, hatte auf die Civilisation Ungarns einen sehr vortheilhaften Einfluß, denn während in dem übrigen Europa die Herrschaft der Jesuiten die Aufklärnng hemmte, welche sich von Deutschland aus durch die Reformation verbreitete, fand sie unter der Türkenherrschaft keinen Widerstand. Zwar hatte die klassische Bildung in Italien bereits vorher hinreichend Vorläufer der Kirchenverbesserung gehabt, von denen wir nur an Johann von Brescia erinnern dürfen, dessen Kolossalstandbild auf der großen italienischen Ausstellung zu Florenz 1862 bewundert ward; allein dort ist nicht der Boden, auf dem eine Sektenstiftung gedeiht, da die klassischen Reminiscenzen ohnehin Jedem verstatten, seinen Glauben zu haben, indem man dort weiß, daß jeder Mensch sich von Gott und göttlichen Dingen eine Vorstellung macht, wie sie seinen Begriffen angemessen ist, wenn er auch denselben Lehrer hat, und daß Cicero darüber eine andere Privatmeinung hatte, als die Staatsreligion des Pontifex maximus, oder die der Auguren. Im Norden beschäftigt man sich mehr mit dem Glauben und wird intoleranter, weil man mehr Proseliten für den G l a u b e n findet, und diesen oft mit dem W i s s e n vermischt. In Ungarn fand die Reformation schnell bedeutenden Eingang; wo aber die weltliche Macht mit den Jesuiten Hand in Hand ging, fand die heftigste Verfolgung statt, dort aber, wo die Türken herrschten, ließen sie Jeden bei seinem Glauben, und so konnte sich die Reformation in Ungarn damals schnell ausbreiten. Die Geschichte Ungarns enthält viele Beispiele von dieser Toleranz, selbst Fälle, wo die Paschas die Protestanten gegen die Verfolgungen der Inquisition in Schutz nehmen, indem sie sagten: Wir haben alle nur einen Gott!

Dazu kam, daß die höheren Stände damals in Ungarn in der Bildung am höchſten ſtanden, wenigſtens die Wiſſenſchaft hochachteten, daher auch dieſelben am aufgeklärteſten waren und viele der erſten Familien der Reformation beitraten.

Seit dieſer Zeit nun nahm auch die Literatur, welche von der vaterländiſchen ſich durch die Klöſter zur bibliſchen Lyrik gewandt hatte, mehr einen kritiſchen proteſtantiſchen Charakter an. Die lyriſche Poeſie wandte ſich dem Kirchenliede zu, und es entſtanden Geſangbücher der Lutheraner, Reformirten und Unitarier, was auch auf die Katholiken die Rückwirkung hatte, daß Chorbücher und dogmatiſche Werke in ungariſcher Sprache erſchienen, während ſich mit dem großen Beförderer der Wiſſenſchaften, Matthias Corvinus, die Achtung für dieſelben noch vermehrt hatte. Aufs Neue aber erhielt ſie mächtigen Aufſchwung durch den Grafen Niklas Zriny, geboren 1616, einen Nachkommen des berühmten, durch ſeine Vertheidigung von Szigeth bekannten Helden der Ungarn. Dieſer jüngere Zriny war einer der bedeutendſten Magnaten, Reichsbaron, Obergeſpan und Banus von Croatien; ſein Schloß das eine reiche Bibliothek und Bildergallerie zierte, wurde der Tempel der Muſen, er war geachteter Staatsmann und Feldherr, dabei aber auch Gelehrter und Dichter, er zog ſich zuletzt aus dem Dienſte des Kaiſers Leopold I. zurück und ſtarb 1664 an einer auf der Jagd von einem wilden Eber erhaltenen Wunde. Er iſt beſonders neben ſeinen anderen wiſſenſchaftlichen Werken durch ſein Heldengedicht, die Zrinyade, bekannt geworden, worin er im Geiſte von Homer, Virgil und Taſſo die unſterblichen Thaten ſeines Urgroßvaters, Niklas Zriny, des Helden von Szigeth, beſingt. Er gab dieſen Gedichten den lateiniſchen Titel: obsidio Szigetiana. Der gelehrte Geſchichtsſchreiber der ungariſchen Dichtung, der obengenannte Dr. Toldi ſagt: Wie Taſſo benützte er den Charakter der Epopöe gemäß das Wunderbare, allein er konnte ſich in einem damals noch eigentlich ganz proteſtantiſchen Lande nur mit Vorſicht jenem Glauben zuwenden und hielt ſich an die rein bibliſche und allgemein chriſtliche Anſicht; dieſe Worte dürften die von dem Einſender vorſtehend bemerkte Anſicht beſtätigen. Nach Zriny zeichnete ſich Liſti durch ſein Gedicht über die Niederlage von Mohacs aus. Seitdem machte die ungariſche National-Literatur große Fortſchritte, da die ungariſchen patriotiſchen Großen mit ihrem anſpornenden Beiſpiele und ihrer Freigebigkeit auch jetzt nicht aufhören, die Federn der Schriftſteller zur Hervorbringung ungariſcher Werke zu ermuntern.

Der Hauptwendepunkt der ungariſchen National-Litaratur hat einen ſo ſehr von den deutſchen Verhältniſſen verſchiedenen Urſprung, daß wir auf die diesfallſigen Angaben des mehr genannten Dr. Toldi in ſeiner Geſchichte der ungariſchen Dichtung zurückkommen müſſen. Er ſagt, daß das Auftreten der adlichen ungariſchen Leibgarde im Jahre 1760 in der ungariſchen Literatur einen Hauptabſchnitt bildet. Einer dieſer edlen Ungarn, Georg Beſſenyei, verband ſich mit ſeinen Kameraden zur Beförderung der ungariſchen Literatur in Wien im Jahre 1772, ſo daß von da an das Zeitalter der neuen ungariſchen Literatur beginnt, welche die Blüthezeit derſelben, die mit dem Jahre 1830 ihren

Anfang nahm, vorbereitete. Der mehrerwähnte gewissenhafte Geschichtschreiber sagt, daß Maria Theresia durch die Errichtung dieser Leibgarde vielen ungarischen Jünglingen Gelegenheit gab, eine Erziehung zu erlangen, wie sie früher nur Söhnen großer und reicher Häuser, und zwar außerhalb des Vaterlandes möglich war, von wo sie jedoch sämmtlich die Kenntniß der lateinischen Sprache mitbrachten, welche, wenn sie auch wenig vollkommen war, dennoch stets eine klassische Grundlage bildete. Hier lernten sie die deutsche und französische Literatur kennen. Die letzte beherrschte damals Alles, besonders in den beiden Hauptstädten; in Wien herrschte der französische Franz I. von Lothringen, in Berlin der zwar deutsche, aber die deutsche Literatur verachtende und französisch schreibende Friedrich II. In dieser Zeit der Demüthigung der deutschen Literatur, in ihrem eigenen Vaterlande von oben herab, begannen Bessenyei und seine Kameraden das Loos ihrer eigenen Literatur in der Heimath zu erkennen: außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes fingen sie an, sich als Ungarn zu fühlen, fingen an jenen Werth zu empfinden, der darin liegt, die Söhne eines von der Natur so vortheilhaft ausgestatteten Volkes zu sein; sie fingen an zu erkennen, was sie daheim kaum bemerkt hatten. Dies Gefühl spornte diese edlen Krieger an, thätig einzugreifen, selbst die älteren Kameraden belebte der Gedanke und die Hoffnung, eine ungarische National-Literatur zu erwecken, zu diesem Zwecke wurde unter den Mitgliedern dieser Garde die Georg Bessenyeische Gesellschaft gegründet, welche 15 bis 20 Jahre später die Retterin der Ungarischen Literatur wurde, indem sie auf das einzige Mittel zur Rettung der ungarischen Nationalität aufmerksam machte, nämlich auf die gemeinsame Ausbildung der Intelligenz.

Wem die Geschichte mehr ist, als das bloße Erforschen der Begebenheiten in der Vergangenheit, der wird bei dem Lesen dieses Berichts des ungarischen Geschichtsschreibers Toldi sich schmerzhafter Vergleiche nicht enthalten können und fragen: Was haben neben dieser in dem siebenjährigen Kriege gestifteten österreichischen Garde andere Gardecorps für die Wissenschaft geleistet? selbst da, wo man glaubte, auf der Spitze der Civilisation zu stehen?? Ist aus ihren Kreisen ein Klopstock, Lessing oder Wieland hervorgegangen? Nein sie redeten höchstens, wie damals die Vornehmen in Deutschland, ihre eigene Sprache verachtend, französisch redeten, oder bürgerten wenigstens französische Worte der deutschen Sprache ein, an welchem Leiden wir noch jetzt kranken, da damals französische Erzieherinnen, Kammerdiener und Kammerjungfern, französische Secretaire und Köche in den deutschen großen Häusern die einflußreichsten Personen waren. Die deutsche Sprache schien blos zum Befehlen und zum Fluchen in den maaßgebenden Kreisen bestimmt zu sein, selbst die Kinder redeten nur ihren cher Papa und Mama an, wenn sie auch nichts weiter von der Sprache der Leute comme il faut verstanden. Die Aufschrift auf die Briefe mußte nothwendig französisch sein, wenn man nicht blos an einen Schuster oder Schneider schrieb. Dagegen waren die Erfolge der durch die ungarische adliche Garde gestifteten wissenschaftlichen Gesellschaft so bedeutend, daß sich ihr Einfluß bereits 1780 in der Zeitungsliteratur äußert, indem Mathias Roth neben der Politik auch

die Wiſſenſchaft ernſtlich vertrat; Szacsvai machte 1787 mit der Magyar Musa den Anfang der ungariſchen belletriſtiſchen Blätter, welche von der erſten Geſellſchaft gefördert wurden, die ſich nicht allein zur Whiſtpartie und ausſchließlich zu Jagdgelagen verſammelte, ſondern auch zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, wie zu Kaſchau, wo 1788 das Ungariſche Muſeum herausgegeben wurde. Auf dieſe Weiſe entſtanden gelehrte Geſellſchaften, wiſſenſchaftliche Vereine, auch beſonders zur Pflege der ungariſchen Sprache, ungeachtet nach dem Tode Maria Thereſias eine Verordnung von 1784 dieſer Sprache gewiſſermaßen das Todesurtheil geſprochen hatte. Wo die erſte Klaſſe der Geſellſchaft die Wiſſenſchaft achtet und ſie ſelbſt fördert, folgen die Maſſen nach. Dies beſtätigte bereits im Jahre 1846 ein Jeſuit in Rom dem Einſender, welcher geäußert hatte, daß er lieber in Turin lebe als in ſeiner Heimath, weil in Turin die erſte Klaſſe der Geſellſchaft die Wiſſenſchaft mehr achte, als dies anderwärts der Fall ſei. Dieſer Jeſuit ſagte: Geben Sie Acht, wo die erſte Klaſſe der Geſellſchaft die gebildetſte iſt, muß die Regierung damit endigen, liberal zu werden. Sogar auf das ungariſche Theater hatte die aus der ungariſchen adlichen Garde hervorgegangene Beſſenyeiſche Geſellſchaft ſolchen Einfluß, daß daſſelbe durch die Beſchlüſſe der Preßburger, Klauſenburger und Oedenburger Reichstage von 1790 und 1792 zu neuem Leben aufgerufen ward.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Deutschlands poetischer Nimbus.) In der in Genf erscheinenden „Bibliothèque universelle", einer französischen Zeitschrift, welche der Literatur und dem geistigen Leben Deutschlands eine ununterbrochene und zwar sehr gründliche und eingehende Aufmerksamkeit widmet, finden wir einen Aufsatz von A. Beranger über „Ludwig Uhland", in dessen Einleitung der poetische Reiz des deutschen Landes, vom Standpunkte des Auslandes, mit einer solchen Wärme hervorgehoben wird, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige Stellen in der Uebersetzung wiederzugeben: „Noch ist es nicht lange her", sagt der Verf. „daß dieses poetische Deutschland vorhanden ist; denn es existirte nicht, ehe es durch die Dichter ins Leben gerufen wurde. Kaum sind die Stimmen aus den Hainen hervorgedrungen, so haben sich ihre Laute auch in weite Ferne verbreitet. Das unmittelbar vor uns lebende Geschlecht wie das heutige, weiß davon zu erzählen. Und seit dieser Zeit hat sich unsere Einbildungskraft nach den Thälern jenseits des Rheins hinübergeschwungen. Zauberhafte Gewalt der Dichtung! Manche wurden hingerissen durch die fernen Töne dieser fremdartig erklingenden Lyra; die verlockenden Bilder, die sich ihnen darstellten, sind in ihre Träume hinübergeglitten, sie wollten selbst dieses Zauberland mit eigenen Augen sehen. Für eine gewisse Klasse wurde nun Deutschland, was Italien zur Zeit der Renaissance gewesen: das Ziel aller Träume, der ideale Boden, das gelobte Land der Phantasie. Andere, und zwar die meisten, wurden auch zugleich angezogen durch jene Wissenschaft mit den weiten Gesichtskreisen, die auf den deutschen Universitäten ihren Wohnsitz hat. Sie wurden bewegt und fortgerissen, als sie von einem großen Gedanken hörten, den die Wahrheit im Verlaufe ihrer Entwickelungen durch die Jahrhunderte allmählig zum Ausdruck bringt und der ein neues Licht über die Geschichte, das Recht, die Politik verbreitet. Dort erklärte man die Mythologie aller Völker des Alterthums, einen verborgenen Sinn darin entdeckend; die Vergleichung der Sprachen, die bis zu ihren ersten Quellen verfolgt wurden, befruchteten das Studium der Geschichte in der überraschendsten Weise. Ohne Zweifel, nicht Wenige haben aus ihrem Verkehr mit dem deutschen Geiste werthvolle Erkenntnisse und Erwerbungen heimgebracht. Indem sie aber in der Absicht gingen, ihr Wissen und ihre Anschauungen zu erweitern, wußten sie vielleicht selbst nicht, welchem eigenthümlichen Zauber sie gefolgt waren. Was sie wollten, was sie suchten, war die Poesie. Unter den Zauberern, welche vom deutschen Boden eine hellstrahlende Glorie haben ausgehen lassen, steht Uhland obenan u. s. w."

(„**Wenn die Leute uns hilfreich sein sollen**",) bemerkt der zuweilen querköpfige sehr häufig aber den Nagel auf den Kopf treffende und immer interessante Bogumil Goltz in seiner „Vorschule der Menschenkenntniß" (Berlin, Vogel) „so müssen sie absehen, daß unsere Wohlfahrt ihnen Nutzen, Dank und Ehre bringt. Die geforderte Hilfe muß ihren Herzensmuskel kitzeln, ihr Gewissen beschwichtigen oder ihren Gewohnheiten entsprechen. Sie darf weder ihren Luxus, noch ihren Comfort, z. B. ihre Verdauung alteriren; auch nicht in ihre mysantropischen Launen fallen. Sind diese Bedingungen erfüllt, so helfen sie uns mit dem, was sie bequem entbehren können. Sind wir aber unbequeme oder despektive Persönlichkeiten, verspricht unser Wiederaufkommen kein eklatantes Resultat, nehmen wir eine rein menschliche Theilnahme in Anspruch, theilen wir den Leuten unser Leid öfter oder nachdrücklicher mit, als sich mit ihrem Phlegma und ihrer Antipathie vor Unglücklichen verträgt, so ist Geringschätzung und Widerwille das Resultat."

Ein Ausflug zu Pferde an der Küste des kaspischen Meeres. Abschied vom kaspischen Meere.

Von

Bestuscheff.

Ich trabte rasch die Küste entlang und überließ mich gänzlich der Willkür meines muthigen Pferdes. Die Funken fliegen, Staubwolken begleiten mich, die Landschaft eilt an mir vorüber, schnell wie der Wind. Wie schön ist es, mit der Schnelligkeit des Gedankens zu fliegen, wie herrlich, die Schranken von Zeit und Raum zu überwinden. Entzücken liegt in dieser Eile, Poesie in diesem raschen Lauf, wenn das Licht unsre Augen blendet und das Athmen krampfhaft wird, wie in den leidenschaftlichsten Augenblicken der Liebe. Schnelligkeit ist eine Macht; sie war zu allen Zeiten eine mechanische Kraft und ist für uns eine moralische Macht geworden. Wir sagen, Schnelligkeit ist eine Macht, und wie schön ist das Bewußtsein für uns, mächtig zu sein. Vorwärts also, mein Pferd, vorwärts! Du suchst meinem Zaum und Zügel zu entgehen, du willst mich abwerfen. Nun wohl! ich werde ein wilderes Thier finden als dich, um dich zu beherrschen.

Und ich lenkte das ungestüme, prächtige Thier gerade auf die Brandung des kaspischen Meeres hin.

Habt ihr jemals den Blitz die Wogen spalten sehen? Im Nu verschwindet er; im nächsten Augenblick stand mein Pferd plötzlich vor den Wogen still, erschreckt durch ihr Brüllen und Toben. Wie wilde Wüstenpferde mit sturmgepeitschter Mähne, so rollten schaarenweis die Wogen an den Strand, prallten zurück, drangen wieder vor und wichen abermals zurück, während mein edles Thier die feurigen, kohlschwarzen Augen mißtrauisch wild umherrollte, die dampfenden Nüstern weit öffnete und seine fremdartigen Gefährten witterte; und wenn einmal das Wasser

schäumend sich an seiner Brust brach, schüttelte es unwillig die Tropfen von den Ohren, schlug den Sand mit dem Huf und knirschte mit den Zähnen, bereit sich auf seinen verschwindenden Gegner zu stürzen. Ich streichelte seinen gebogenen Hals, es wurde ruhig und zitterte nur manchmal bei der Berührung der Wellen, die sich an ihm brachen. Ein stürmischer Nordwind trieb mit lärmender Gewalt die Wellen an den sandigen Strand, einem Adler gleich, der eine Schaar Schwäne verfolgt. Der Himmel war grau, die Sonnenstrahlen breiteten sich fächerartig durch die schwellenden Wolken und hin und wieder leuchtete ein Regenbogen von Perlen auf den wogenden Wassermassen. Ich wendete mein Antlitz diesem willkommenen Regen zu und athmete mit voller Brust die Luft meines Heimathlandes, und es war mir, als hörte ich dazwischen harmonische Laute, — die Stimmen meiner Eltern, von denen ich so lange getrennt gewesen war, die Stimmen von Freunden, die alle für mich verloren sind; den Ton der Nachtigallen des Wolchow, den Klang der Wiegenlieder der Hauptstadt. Mir war es, als wäre die Luft mit dem Athem eines meiner Lieben erfüllt, — die Frische des Schnee's mit dem Blumenduft meiner heißersehnten Heimath. Die Erinnerungen meiner Jugend lebten in mir wieder auf, und dem Rufe meines Herzens antworteten alle Lieblingsträume der Vergangenheit; sie flogen zu mir wie die Schwalben, leuchteten wie die Sterne und sproßten wie Kräuter aus dem Boden. Ihr seid es — glühende Empfindungen, glänzende Träume, freudige Augenblicke meines innersten Wesens, göttliche Ueberbleibsel der Zeit, die ich für einen Augenblick umfaßt und die ich für immer verloren habe. Seid ihr es? Ich habe mich von ganzem Herzen nach euch gesehnt und euch schon lange erwartet. Es ist alles verschwunden. Nur der Wind pfeift und die See wogt.

Ist denn Erinnerung etwas Anderes als der Wind, der aus der Vergangenheit herweht und mit den Wellen unserer Einbildungskraft spielt? Glücklich, wer, und sei es auch nur für einen Augenblick, wie auf der Flucht, diese lebendigen Erinnerungen festhält, einer Schwalbe ähnlich, die von den Fesseln die Winters befreit, zu neuem Leben erwacht.

Dies Vergessen war ein Fest für mein Herz; es war eine sinnverwirrende Empfindung, in einen dunkeln Gedanken gehüllt. Zum letzten Male labte ich mich an dem Anblick des kaspischen Meeres, — das ich morgen für immer verlassen soll. Unwirthbares, einsames und trauriges Meer! Und doch verlasse ich dich mit Schmerzen! Du bist der treue Begleiter meiner Gedanken, der unwandelbare Erklärer meiner Empfindungen gewesen. Meine bittern Thränen haben sich mit deinen bittern Wellen vermischt; oft habe ich das brennende Herz in deinen sprudelnden Gewässern erfrischt und bin zu dir vor der Welt und vor mir selbst geflohen. Das Tosen deiner Ungewitter bändigte und beruhigte die Stürme meines Gemüthes, die menschliche Stimme beugte sich

vor der majestätischen Stimme der Natur, die immer dieselbe ist und doch ewig wechselt, eine gar wohl bekannte und doch unbegreifliche Sprache. Nein, mein geliebtes Meer: mitunter verstand ich deine Reden. Mein Gemüth sprach mit dir, als wenn ich in magnetischer Verzückung mich befände. Dein Ruf fand in mir ein Echo und eine Antwort. Du erzähltest mir Sagen aus alten, längst entschwundenen Zeiten; ich erkannte deine priesterlichen Geheimnisse; ich durchdrang die Wunder deiner Abgründe und ich vermochte die göttlichen Hieroglyphen zu lesen, die deine Ebbe in den Ufersand und deine Brandung mitten in die Brust des Felsens gegraben hat. Schmeichlerischer und falscher Ocean! Dasselbe Räthsel umhüllt deine Ufer. Du öffnest zu Zeiten dein Bett, aber es ist der Zweifel eines Grabes — nicht der Sinn eines Buches. Wie der Himmel, bist du dem Auge der Erfahrung verschlossen, und wie er, dem stets wechselnden, oft trügerischen Gedanken unzugänglich. Und doch ist der Mensch mit bewaffnetem Auge bis zur Milchstraße gedrungen und tief hinein in die Rinde der Erde. Wessen Auge aber, wessen Seele hat das Innere jener Abgründe erforscht? Wer vermochte deine Wasserdecke zu lüften? Armseliger Mensch! Du bist verurtheilt, Muscheln am Ufer des Meeres zu sammeln und nutzlos deine Weisheit zu verschwenden, indem du kleine Stücke von Seebraunkohle oder Körner von Perlen zerlegst. Eine ungeheuere, ewige Sphinx wird dich verschlingen, so bald du es wagst, ihren Gipfel zu erklimmen, ohne ihre Sprache zu verstehen, — ohne ihr Räthsel aufzulösen. Allenthalben, zu allen Zeiten habe ich das Meer geliebt. Ich liebe seine Ruhe, wenn seine Tiefen wie von einem Spiegel bedeckt, in Schweigen versunken sind, als wären sie von einem göttlichen Gedanken erfüllt; wenn die Himmel sich in ihm abspiegeln und die Sterne auf seiner Oberpäche sanft dahinzugleiten scheinen. Ich liebe den Athemzug und den Pulsschlag seines Lebens in seinem jugendlichen und ewigen Busen, der Alles erneuert und Alles reinigt. Ich liebe seine Nebel, die es unserer durftigen Erde zusendet. Alles über Alles liebe ich leidenschaftlich die Stürme und Orcane des Meeres. Ich bewundere sie bei Tage, wenn die Sonne mit ihren Strahlen die dunkeln Wolken durchbricht und die Wellengruppen, die sich über die Wasserwüste ergießen, wie mit einem Wasserfall von Feuer bedeckt; während andere bis in den Kreis der Aurora einzudringen wagen, glühen, vor Schrecken brüllen und mit gebeugten Häuptern in die Abgründe tauchen, um ihre entflammten Locken zu löschen. Andre wetteifern in ihrer Art mit den Delphinen, die die Form des Seekalbes mit der Geschwindigkeit der Schwalbe verbinden; andere werfen Garben von Regenbogen gegen die Brust des unerschrockenen Schiffes, das alle Elemente verachtet, — die Erde, von wo es gekommen, die Winde, die es durchschneidet, und die Wassermassen, die es mit Füßen tritt. Es geht auf einen wilden Kampf mit den Wellenbergen ein, — zerschneidet, bricht, zermalmt sie, so daß man wohl sagen kann, daß die Riesen-

ungeheuer des Wassers, die drohend auf das Schiff zugesprungen sind, mit einem Lächeln niedertaumeln und zermalmt werden, wie der Staub, der eilend vom Wagenrade herabfällt. Ich bewundere das Meer bei Nacht, wenn der bleiche Mond seine Stirn aus den Wolken erhebt wie ein Todter, der aus dem Grabe ersteht und lautlos an dem Himmelszelt dahinzieht, während er hinter sich auf dem Meere sein weißes Leichentuch nachschleppt. Die Wellen aber werden sich erheben wie die Schatten der Helden Ossian's, weiß gepanzert, mit weißen Locken auf ihren Schultern und den Wiederschein der Sterne auf ihren Helmen von Stahl. Wüthend dringen sie vor, schlagen und vereinigen sich, stürzen eine über die andere nieder, alle im Glanze ihrer Rüstung, bis sie in Stücke gehauen werden durch andere Krieger, die ihnen folgen. Und jene unten — in weiter Ferne — die Riesen des Todes, sie schreiten schrecklich einher; eine Wolke vertritt bei ihnen die Stelle des Helmes und das Meer, weiß wie Milch, schäumt unter ihren Füßen; noch ein Schritt, und das Schiff wird seinem Untergang entgegengehen! Da donnert Zeus — Himmel und Hölle zittern in einem traurigen Echo — und siehe! der Riese ist gefallen, erschlagen von dem Blitzstrahl des Himmels.

Ich liebe, o Meer, deinen schonungslosen Grimm wider die felsigen Ufer, die dich verhindern, die Erde zu unterwerfen. Da windest du dich und pfeiffst wie eine Schlange und beißest in die Fersen der Felsen. Du springst an sie hinan, du faßt sie mit den Zähnen wie ein Tiger, brüllend und glühend vor Leidenschaft. Wie ein listiger Mensch gleitest du unter ihre Füße; feilst, sägst, nagst an den Oeffnungen, die die Zeit in ihren Weichen gemacht hat, und peitschest sie unaufhörlich mit deinen feuchten Wellen. Du willst wie in den Zeiten der Alten die Erde überfluthen und überschwemmen, die du empfangen und seitdem mehr als einmal bedeckt hast. Komm nur, neuer Saturn! du sollst dein Kind nicht verschlingen; du hast ihm nur den Leib gegeben, Gott aber hat den Geist hineingelegt — den Menschen. Und muß es sein oder ihr Schicksal sein, als Beute der Elemente zu fallen?

Ja, ich habe so manches Meer gesehen und Liebe zu allen gefaßt, doch vor allen liebe ich dich, kaspisches Meer! Du warst mein einziger Freund im Mißgeschick und hast mir Leib und Seele bewahrt. Wie das Opfer eines Schiffbruchs bin ich durch den Sturm in die wilde Natur geschleudert worden und in meiner Einsamkeit habe ich es nicht gemerkt.

Ich habe weder nach der Ernte des Feldes, noch nach der Beute des Waldes getrachtet, aus dem Meere weder seine floßbefiederten Geschlechter noch seine Schätze heraufgeholt. Ich strebte nicht nach Mitteln zur Existenz, noch nach irdischen Vergnügungen; ich verlangte von dem Meere nur Rath, um das Leben zu erkennen und meine Leidenschaften zu beherrschen. Ich habe nicht versucht, die Elemente zu unterwerfen,

ich wollte mich nur mit ihnen identificiren, und die Verbindung des dem Herzen der Erde Entsprossenen mit der Tochter des Himmels war eine köstliche Bürde. Da erhob der Ehrgeiz seine Scheidewand zwischen mir und der Natur, und der Menschenpöbel verhinderte mich nicht, mich dem Universum zu verbinden. In meinem Geist spiegelte es sich getreu ab, die Grenzen zwischen mir und ihm schwanden, und ich verlor mich mit Entzücken in seinen unermeßlichen Räumen. Meine Selbstvergessenheit löste sich in eine süße und heilige Freude auf, und mein persönliches und öffentliches Leben verschwand in einem Tropfen Zeit, der sich im Ocean der Ewigkeit verlor.

Außerdem aber hat mich die Aehnlichkeit unsrer Geschicke zu dir hingezogen. Deine Gewässer sind seichter und bitterer als die andrer Meere*). Eingeschlossen von sandigen und wilden Ufern, verhallen einsam deine Klagen, und deine Wasser bleiben unvermischt. Du kennst weder Ebbe noch Fluth und kannst selbst in Wuthanfällen deine Stürme nicht über die Grenzen hinaustragen, die die Hand des Ewigen dir angewiesen hat, wer weiß, wie du so viele ungeheure Flüsse zu verschlingen vermagst, die in deine Tiefe fallen? Wer kann deine unterseeischen Vulkane ergründen, jene, die Feuer speien, und jene, die Schlamm auswerfen**)? Wer will uns lehren, wie viele Nationen, deren Namen verloren gegangen sind, deine Ufer betreten und deine Wellen überschritten haben? Wie viele namenlose Opfer verschlungen worden sind von deinen Abgründen? du enthüllst weder die Spuren der Einen, noch das Blut der Andern. Nur wenige an den Strand geworfene Bruchstücke geben Zeugniß von der Zahl kostbarer Gegenstände, die deine Tiefen verschlungen haben.

Nicht die Anzahl der Jahre, der Sturm ist es, der deine Brauen runzelt, die Ungewitter — jene Leidenschaften der Himmel. Dann wirst du schrecklich, wild, grimmig; aber bisweilen, wie um des Gegensatzes willen, durchsichtig und ruhig, badest du in deinem Schooße die Strahlen der Sonne und Menschengesichter und legst dich zum Schlummer nieder, während du mit den Muscheln am Ufer spielst, wie ein Kind, das ein Wiegenlied stammelt.

Ja ich fühle in mir, o kaspisches Meer, mehr als eins von deinen Elementen, und du besitzest mehr als eins von den meinigen, die Willenskraft und die Erkenntniß ausgenommen. Du kannst nicht anders sein als du bist, ich aber könnte es. Ich sage jetzt mit Ryleiff: — „Ich

*) Der Spiegel des kaspischen Meeres befindet sich dreihundert Fuß unter dem Niveau anderer Theile des Oceans. Das Wasser des Oceans enthält dreißig bis fünfundvierzig Theile Salz von tausend. Das Verhältniß im kaspischen Meere ist ist sechzig zu tausend. Das todte Meer hat vierhundert und vierzig von tausend.

**) Die letzteren findet man nahe bei der Insel Baku, und Feuerquellen sind nicht selten im kaspischen Meere.

kenne das Geschick, das diejenigen erwartet, die sich zuerst gegen die Unterdrücker einer Nation erheben."

Eine Krone von Lichtstrahlen ist majestätisch, eine Krone von Eichenblättern schön, und lieblich eine aus Blumen gewundene Krone, warum aber sollte eine Dornenkrone es nicht ebenfalls sein?

Lebe wohl, o kaspisches Meer, noch einmal, lebe wohl! Ich sehnte mich nach deinem Anblick und ich habe dich gesehen, ohne es zu wünschen. Ich verlasse dich mit Kummer, aber ich wünsche nicht, dich wiederzusehen, du müßtest denn auf deinen Gewässern mir einen Pfad zur Rückkehr in die Heimath bereiten.

Ich warf einen letzten Blick auf das überwältigende Gemälde des sturmbewegten Meeres. Die Wogen rollten in mächtigen Absätzen dem Ufer zu, schüttelten ihre Häupter in Dampf und Tropfen, brachen sich schäumend an den Thürmen des Walles, den sie zerstört hatten*), überflutheten den Sand und legten ihn in weitere Ausdehnung blos. Eine Art von dunkelm Regen, den der Wind von den Spitzen der Wellen losriß, schwebte über der Oberfläche des Meeres und ließ es zuletzt wie ein Kamäleon erst grün, dann blau, dann weiß erscheinen, und in einem Augenblick auftauchen und verschwinden.

Als ich mit schwerem Herzen mein Pferd wendete, schienen mir Meer und Wind ihre Stimmen in einen Seufzer zu verschmelzen und die Wellen wie Kinder zu mir heraufzuspringen, als wollten sie auf den Sattel genommen sein. Ich ließ den Zügel schießen, und hocherfreut trug mich mein Pferd mit einem Sprunge auf trocknen Grund. Als ich nach der Stadt zurückkehrte, waren meine Wangen feucht, es war aber nicht das Meereswasser, das sie benetzt hatte.

Von Scherwan nach Kunakent, Schamakha. — Herunter vom Pferde! Es ist unmöglich, auf diesem steilen Abhange sich im Sattel zu halten. Ich gehe zu Fuß, meine eisenbeschlagene Ferse gleitet aus am Felsen, — meine Brust hebt sich mit Anstrengung, und doch bin ich kein Neuling. Ich winde den Schweif des Pferdes um meine Hand, und das Thier schleppt mich auf den Gipfel des Berges. Ich leistete keinen Widerstand; es ist dies eine entzückende Art, malerische Reisen auszuführen. Ich hätte gern einen oder den andern Dandy von St. Petersburg auffordern mögen, einen Galopp auf diesen scharfkantigen Felsen zu tanzen, wo ich dicht vor mir die eisenbeschlagenen Hufe meines Pferdes habe, wo sich zur Rechten ein Felsen erhebt, der

*) Es ist außer allem Zweifel, daß die alten Mauern von Derbent weit in das Meer hinreichten und durch einen Deich mit einem Thor eingeschlossen wurden, der eine sichere Schutzwehr bildete. Ich kann behaupten, daß ich beim Schwimmen und Tauchen oft das Fundament dieser Ruinen berührt habe.

mir auf's Haupt zu stürzen droht, wo zur Linken ein Abgrund gähnt, der bis in die tiefsten Tiefen der Erde hinabreicht, und hinter mir ein steiler Abhang sich befindet, den Kaskaden unter dem Befehl der Dämonen des Kaukasus uneben und schlüpfrig gemacht haben. Wenn die Orkane dieser Gegend den Dandy nicht in wohlriechendes Pulver auflösen, — wenn die Dornen- und Brombeer-Sträucher ihn nicht in Papillotten auf halbem Wege verwandeln, so wird er sicherlich die Hälfte seines Lebens davon zu erzählen haben und während seines ganzen Lebens es bereuen. Aber Ach: welche prachtvolle Aussichten bei jeder Wendung, — bei jedem Schritte durch diese Felsen. Bauet bis hierher Eisenbahnen, erleuchtet mit Gas die Grotten, wo jetzt die Lagerstätte des Panthers ist, errichtet Hotels, wo jetzt die Musketen der Räuber dieser Berge glänzen, und ihr könnt sicher sein, daß englische Lords und Nabobs tausend Pfund Sterling nicht scheuen werden, um das zu genießen, woran ich mich jetzt für den Preis von fünf Kopeken den Werst erfreue*).

Die Waldung wird lichter. Ich verlasse sie ohne Bedauern, sie hat ja noch nicht das allgemeine Kleid des Frühlings — das Grün angelegt; sie gewährt jetzt weder Sicherheit gegen den Regen, nach Schutz vor den Sonnenstrahlen. Einige verdorrte, von den Elementen erbarmungslos zernagte Baumstämme begleiten mich bis zu den Grenzen der Baumvegetation und schütteln, wie mit Zauberhänden, die langen und dunkeln Gewinde von Epheu. An ihre Stelle sind Brombeersträuche getreten, die aus ihren Spalten gleich Zigeunerfamilien hervorgesprungen sind und sich in der Sonne wärmen. Da sind zwei Stöcke, die sich bei den Haaren gefaßt haben, wie unsere Muschiks auf dem Jahrmarkt; bald ist alles verschwunden bis auf einen verkrüppelten Wachholderbaum, der das Haupt schüttelt, als bezweifelte er, den nächsten Tag zu erleben, und sanft Luft schöpft. Von hier an röthet nur noch Moos den Rand des Felsens und erscheint wie Schminke auf den Wangen einer alten Frau. Hier ist bereits der letzte Scheidepunkt zwischen organischer und unorganischer Natur. Noch weiter hinauf, und die Natur schlummert einen Schlaf ohne Erwachen — einen Schlaf von Stein, den das Leichentuch des ewigen Schnees umhüllt; noch weiter hinauf äußert sie sich nur noch durch Ausrufungszeichen, durch Sturmwinde und die Verzückung eines sentimentalen Reisenden.

Wie sehr ich aber auch geneigt sein mochte, mich über Alles und Alle lustig zu machen, so verstummte ich doch vor Entzücken, als ich den Gipfel des Gebirges erreichte, der die Provinz Kuba von der Provinz Schamakha trennt, und mich umschaute. Es war mir, als wäre

*) Der Tarif jenseits des Kaukasus ist fünf Kopeken für den Werst sowohl auf den Hauptstraßen, wie auf den Nebenwegen.

ich unerwartet ihr entgegengetreten, ihr, — der Seele meiner Seele, und als hätte ein Engel mir die Nachricht von meiner Vergebung gebracht. Hier, ja hier, wo mehr Himmel ist als Erde, müssen die Menschen gegen Pinsel und Grabstichel Widerwillen empfinden, ihre Sprache vergessen — diese farblose, arme Sprache. Es gibt keine Kraft auszudrücken, keine Mittel das Gefühl der Betäubung und Ueberraschung wiederzugeben, welches das Herz überfluthet, das Gemüth entzündet und es in einen wenn auch vereinzelten und abgesonderten Gedanken sich ergießen läßt.

Schaue nach Osten! Entdeckst du hier unten, in der Tiefe zwischen der Bläue des Himmels und dem fernen weißen Glanze eine Fläche lebendigen Silbers? Das ist das kaspische Meer! Wer aber will bestimmen, wo die Grenzen zwischen Meer und Land sich befinden, wo das Wasser aufhört und die Erde beginnt? Bewundere jene dem Gemüth allein zugängliche Harmonie, die in eine einzige Harmonie, in einen einzigen Ausbruch Himmel und Erde mit einander verschmilzt. Betrachte jenen herrlichen Regenbogen, der aufsteigt wie eine Brücke zwischen dem Universum und Gott.

Ich bewundere ohne Ende. Es ist so glänzend, so schön, daß mir die Thränen unwillkürlich in die Augen treten. Die Sonne befindet sich in einer Höhe mit meinem Haupte; wie ein Feuerschiff gleitet sie in dem Luftmeere von Rubinen dahin, streut weithin Lichtstrahlen aus, schüttet leuchtendes Gold herab und emaillirt die wellenförmigen Gebirgsketten in der Ferne. Dahinter erscheint hier und da das gelbliche Grün der Felder, durch welche sich Bäche und Quellen schlängeln, und dies ganze Gemälde lächelt euch an von den schwarzen Schatten der steilen Felsabhänge, so brennend, glänzend, liebevoll wie der Schlaf der Jugend, aber unerreichbar und entfernt wie der verlorene Garten von Eden. Die Berge theilen sich vor mir strahlenförmig in Kreisen; sie erheben sich und wetteifern, einer vor dem andern zu erscheinen, die einen zerfressen von den Regenströmen des Himmels, die andern von Klüften zerrissen, hier von dunkelen Wäldern schwarz überdeckt, dort mit Bändern von Schnee geschmückt oder in Wolkenmäntel gehüllt und sitzen wie ein Emir mit grünem Turban im Schatten der Zelte des Weltparadieses.

Dazwischen fliegen die Wolken über die Gipfel dahin, wie Schaaren von Zugvögeln, und klimmen die Felsenhöhen hinan, wie eine Heerde Gebirgsschafe, Büschel von Wolle an den dornenscharfen Kanten des Felsens zurücklassend, oder ruhen wie eine Karawane Kameele, reich beladen mit der Regenernte, an dem Eingange der Karawanserei. Siehe da eine Wolke, die, im Begriff ihre Schwingen wie ein über dem Abgrund schwebender weißer Adler zu öffnen, in den Schlund fallen und ihn ausfüllen wird. Eine andere Wolke ist gefallen und zu Eis erstarrt

auf dem Gipfel des Schach-Dag, nicht heute, sondern am Tage der Schöpfung. Eine ähnliche Wolke befindet sich zu meinen Füßen, ihr Schnee ist aber so klar, daß es eine Sünde wäre, die Spur meiner Schritte darauf zurückzulassen. Ich scheue mich zu athmen, um nicht den Anblick dieses so reinen Himmels zu trüben, um nicht mit dem verderbten Hauche des Menschen die reine Luft des Gebirges zu verpesten. In der That scheint bis hierher noch kein Mensch gedrungen zu sein; es ist Alles so wild, so einsam und ursprünglich. Ich bemerke ringsum weder Festungen, noch eine Stadt, weder ein Dorf noch eine Ansiedelung, nirgends die Spuren menschlicher Wege und Stege. Im Hintergrunde der Felsen erblicke ich hier und da die schwarzen Spuren des Blitzes und Schluchten, die durch mächtige Risse auf der Oberfläche geöffnet worden sind. Nur die Ströme plaudern rings um mich her, indem sie über Steine dahinfließen oder sie längs ihres Weges mit sich fortnehem; der Wald seufzt und der Wind pfeift. Hier wird weder der Fußtritt eines Pferdes, noch die Peitsche des Landmannes vernommen — hier herrscht die Natur und nicht der Mensch.

Ein Tag aber wird kommen, wo die Menschen eindringen werden in deine Einsamkeit und wo du dich in ihrem Schweiße berauschen wirst, wie du jetzt deinen Durst mit himmlischem Thau löschest. Sie werden deine Höhlen und deine geheimnißvollen Engpässe bewohnen, dich mit dem Staube ihres gesellschaftlichen Lebens und mit Schmutz bis zu deinen Gipfeln bedecken; sie werden mit Minen und Steinbrüchen deinen Busen durchbohren, deine Eingeweide bloßlegen, dich aufreißen, entstellen und kahl scheeren; sie werden dich zum Werkzeug für die Habsucht und zur Dienstmagd ihrer Launen machen; sie werden dem Echo dieser Berge ihre armseligen Lieder lehren, den Strom zwingen, ihr Getreide zu mahlen und Gefrorenes aus deinem jungfräulichen Eise bereiten. Ohne allen Zweifel wird der Mensch durch diese Veränderungen gewinnen, die Vergangenheit aber wird dabei verlieren. Er wird keine einzige abgeschiedene Stelle finden, um sein Herz vor der Welt zu verbergen, nirgends einen Platz, um allein mit der Natur zu athmen, oder um ungestört die Leiden seiner Seele auszuschütten. Der armselige Mensch wird den Schakal niemals aus seiner Felsenhöhle treiben, oder dem Adler sein Nest rauben und hinein die gesprenkelten Eier des Kukucks legen. Mit einem Worte, der Komfort wird die Majestät des Gedankens ebenso tödten, wie jene des gesellschaftlichen Lebens. Du wirst angenehmer werden, mein Kaukasus; wirst du aber dann noch schön sein? Sie können Dich verschönern, aber du bist besser so, wie du jetzt bist.

Ich fühle mich so wohl und leicht, — so leicht in der That, daß es mir vorkommt, als wüchsen mir Schwingen und entfalteten sich. Mir ist es, als brauchte ich nur mit den Füßen an diesen Boden der himmlischen Wohnungen zu schlagen, um in den Himmel aufgenommen zu

werden, in meine Behausung, zu meinen Schwestern — den Sternen. Ja! die Natur hat einen großen, himmlischen Gedanken in dem Herzen der Berge — jenen Giganten von Stein verborgen und hat sie mit reiner und himmlischer Glorie gekrönt. Vor ihnen beugen wir ehrfurchtsvoll unser Haupt, weil es gefährlich ist, bis zu diesen Höhen hinaufzusteigen, und wir von da aus leicht unser Geschick vorahnend errathen. Schauen wir von unten zu diesen ungeheuern Massen hinauf, so ergreift uns Erstaunen und Betäubung, hier oben aber, auf der Höhe, werden wir in Bewunderung versetzt, in Bewunderung, die das Bewußtsein des Schönen ist — ein stolzes und freies Bewußtsein, weil es uns selbst erniedrigt vor Dem, der mehr ist als wir. Das Schöne ist die Morgenröthe der Wahrheit — und Wahrheit ist ein Strahl der Gottheit, der sich von dem ewigen Wesen losgelöst hat. Das ist der Grund, warum dies Gefühl sich in der Seele erhebt, wie eine Erinnerung aus der Vergangenheit. Es ist dem Menschen wohlbekannt — es ist ihm gleichsam verlobt. Ich betrachte den Kaukasus, und es scheint mir, als wäre ich nicht das erste Mal hier. Mir ist's, als hätten die Gewässer des Stromes unten meine Wiege geschaukelt und die Winde mich in den Schlaf gesungen; als wäre ich in den Jahren meiner Kindheit auf diesen Bergen herumgewandelt und zu jener Zeit so alt als Gottes Welt selbst gewesen.

Und wer will behaupten, daß ich nicht gleichzeitig mit ihr entstanden bin? Führen die Theile und Elemente meines Leibes nicht ihren Ursprung bis in die Ewigkeit zurück, und lebte meine Seele nicht schon früher im Schooß der Natur?

Ich steige hinab nach Schirwan, dem Lande der Sonne, — dem getreidereichsten Lande der Länder des Kaukasus. Vor mir liegt ein smaragdnes Meer von Gebirgsketten ausgebreitet, durchfurcht von schwarzen und geschützten Landspitzen des Nordens, von den Schneegebirgen von Leghistan, dem Kasikumuk und dem Eliß; im Westen von der Gebirgsmauer des Karabakh. Mein treues Pferd gleitet auf seinem Pfad dahin, oder springt mit großer Sicherheit von einem Felsblock zum andern, die einen schmalen Pfad begrenzen, durch den Bäche geschmolzenen Schnees mit mächtigem Geräusch sich stürzen. Bisweilen schnaubt mein Pferd und schaudert vor Schrecken zurück, wenn es um einen Felsen biegt und durchaus keinen Stützpunkt für seine Hufen findet, und wenn der Abgrund durch die Schluchten hindurchscheint, wie der Rachen einer gräulichen, ungeheuren Boa, deren Athem unwiderstehlich mitten aus dem Dickicht des Waldes die Beute herbeilockt, ja oft sogar die sanfte Schwalbe von den Höhen des Himmels herabholt. Laß die Zügel los; vertraue Gott deine Seele und deinen Leib deinem edlen Thiere, und wende deine Augen nicht von dem Rande des Abgrunds, in welchen zu blicken selbst die Sonne sich fürchtet, sonst möchte dein Herz leicht dem Antriebe folgen.

Tschapar-Khan*), wo ist denn Schaytan-Kuprissi, — Teufelsbrücke, die so furchtbares Grausen hervorgerufen hat? Ist sie vielleicht wie ihr Erbauer, von der Schlauheit und Waghalsigkeit der Menschen geflohen?

„Wir haben sie längst passirt“, antwortete der Führer.

So geht es uns immer mit allen jenen Schrecken; wir erwarten sie uns entgegentreten zu sehen und haben sie bereits im Rücken.

„Doch hatte der Teufel“, bemerkte der wackere Tschapar, außerordentlich erfreut, daß ich mich mit ihm in ein Gespräch einließ, „gar viel Verdruß von dieser Sache. Gestatten Sie mir zu sagen, daß er zuerst im Hofe des Padischas von Persien lebte, aber die Bastonade auf die Fußsohle erhielt und vor dem Thore des Schegin Schach (König der Könige) vertrieben wurde, als er mit seinem Schweife die Chiffern nicht bezeichnen konnte, die die Mirras auf den Fermans machen und seinen Rücken nicht wie die Höflinge in fünfunddreißig verschiedenen Krümmungen zu beugen vermochte. Mit zerbrochener Nase und verrenktem Schweife war er entflohen und zur Stadt hingerannt.**) Ich will, dachte er, mich dem Handel widmen. Die Städter sind dumm, ich habe ja gesehen, wie die Schaar der Höflinge sie rupft und ihnen die Ducaten mit geschmeidigen Worten aus der Tasche zieht. Er geht also hin und verkauft seine Hörner an einen Messerschmied, damit dieser Messergriffe daraus verfertige. Der Teufel ist ganz glückselig im Besitze seiner Abassen, und bemerkt nicht, daß sie von Zinn sind. Die Tschawuchen stehen ihm mit seiner schlechten Münze bei, und da Niemand für den Teufel Bürgschaft leisten will, so kommt der Felakk***). Er schleicht mit Mühe davon, er rennt, ohne hinter sich zu sehen; er denkt nach, erwägt und nimmt seine ganze Einsicht und seinen Witz zusammen. Ich will, sagt er, mit den Landleuten verkehren: die wenigstens sind einfältig und dumm: es wird ein Leichtes sein, sie zu betrügen und Jedermann, der Faule ausgenommen, kann sie rupfen. Siehe, da begegnet ihm ein Bauer. Salem Aleikum. Aleikum Salem! Wohin beabsichtigst du auf diesem Wege zu gehen, lieber Mann? Es ist schönes Wetter, es könnte nicht angenehmer sein für Jemand, der sich ertränken will. O, denkt der Teufel, da fliegt ja der Fasan dem Jägersmann von selbst zu. Die Seele dieses Menschen soll meinen Krallen nicht entgehen, ich muß für den Fall seines

*) Tschapar, ein Führer.

**) Die Orientalen bedienen sich bei jeder Gelegenheit der Pleonasmen gur, bakh, sieh, schaue: ühliady, furtardy, er hat es gethan, — er hat es erfüllt.

***) Ein Brett mit zwei Oeffnungen, in die die Füße des Schuldigen gesteckt werden, worauf das Brett gehoben und die Strafe mit einem Stocke vollzogen wird.

Todes von seiner Tschuga (Kleid) Nutzen ziehen, so lange er noch am Leben ist.

Und was treibt dich, dich selbst zu ertränken? fragte der Teufel.

Ich habe nichts zu essen und möchte wenigstens reichlich trinken.

Gut Bruder, ich will Dich aus deiner Noth befreien.

O, dann will ich dein Sclave in diesem Leben sein! du sollst mein Khan, mein Herr, mein Vater sein, Wallah, Billah, Tallah.

Hör' also, Freundchen, was zu thun ist. Wir wollen Getreide kaufen und es in ein Feld säen, dies ist eine Sache; ich behalte mir dafür nur drei Viertheile der Ernte vor und gebe dir ein Viertheil. Bist du's zufrieden?

Die Augen der Bauern begannen vor Freude zu strahlen und sein Herz wurde süß und schmelzend wie Honig.

Ich überlasse dir nicht nur die drei Viertheile, sondern alles, was aus dem Boden hervorsproßt, und ich bin vollkommen mit den Wurzeln zufrieden.

Gesagt, gethan; der Handel ward abgeschlossen. Der Teufel versetzte nun seinen Pelzrock für zwei Tomans bei einem Fakir und kaufte Radischen-, Petersilien-, Karotten- und Turnips-Samen, womit er ein Feld nicht weit von drei Kreuzen besäete. Der Teufel schlief weder bei Nacht, noch hatte er am Tage Ruhe; er trug Wasser, verjagte die Finken und schrumpfte in seiner Haut zusammen. Er erwartete sehnsüchtig das Getreide. Was gereift ist, wird nach Hause gebracht, und dem Teufel sämmtliches Kraut von dem Bauer übergeben, der als ein gewissenhafter Mann nur die Wurzeln für sich behält. Der Teufel ist rasend, daß ihm sein Plan mißlungen ist. Der Bauer hat eine gesicherte Existenz erlangt und thut sich gütlich, das Kraut aber ist nicht einmal für den Markt brauchbar.

Warte, sagte der Teufel zu sich selbst, dieses Mal soll mich der Bauer nicht übertölpeln; ich bin auf einmal doppelt klüger geworden. Er trifft den Bauer wiederum und übergibt ihm verschiedene Samensorten. Du wirst es, mein Freund, diesmal nicht übernehmen, wenn du bei der Ernte die Halme nimmst und mir die Wurzel giebst. Der Bauer schüttelte ihm die Hand und sagte: du hast Recht, wir müssen unsere Angelegenheiten in's Gleichgewicht bringen.

Er säet wiederum, aber diesmal nicht mehr Gemüse, sondern Korn. Das sproßt heraus wie Smaragde, und reift wie Gold; der Bauer treibt es mit aller Kraft und lacht in seinen Bart, und der Teufel ist mehr als jemals überrascht, denn solche Wurzeln essen selbst die Esel nicht. Er beginnt endlich klar zu sehen und steckt, wenn auch spät, seinen Finger in den Mund.

Verfluchte Menschenkinder, ruft der Dämon aus, indem er sich mit

dem Schweiße die Thränen trocknet, ihr habt mich in allen Dingen übertroffen und ihr wagt noch, mich alles Bösen anzuklagen und Verleumdung und Schlechtes mir hinter dem Rücken nachzusagen. Lebt ohne mich. Ich bin durchaus überflüssig unter euch. Der Teufel tauchte hierauf unter auf den Grund und ließ seit jener Zeit nichts von sich hören und sehen. Der Fakir hat sich einen Pelz aus dem Stück von des Teufels Haut, das zurückgeblieben war, machen lassen, und die Nachbarn behaupten, er habe ihn wiederum an unsern Kadi verkauft.

(Schluß folgt.)

Italienische Zeitgenossen.

Von

Neigebaur.

(Schluß.)

General Coletta.

Der General Coletta*) wurde 1775 zu Neapel geboren. Auf dem Gymnasium war Tacitus sein Lieblingsschriftsteller und durch seine vornehme Familie wurde er bald Officier bei der Artillerie, weil diese Waffe als die meisten Kenntnisse erfordernd, in Italien auch am höchsten geschätzt wird. Im Jahre 1798 machte er den unglücklichen Feldzug mit, in welchem Mack das neapolitanische Heer befehligte, bei Ulm aber so seinen Ruf begrub, wie Metternich 1848 zu Wien. Die Franzosen stifteten die Parthenopische Republik, und Coletta mußte der neuen Regierung folgen, während die alte mit den Sanfedisten sich verband, von denen Coletta verwundet ward. Als nun die alte Regierung siegte, mußte er im Castel S. Elmo dafür büßen und lebte als Civilingenieur und den Wissenschaften in Neapel bis 1806. Nachdem Napoleon von Wien aus verfügt hatte, daß die Bourbons in Neapel zu herrschen aufgehört hatten, trat Coletta wieder als Genieofficier in das Heer von Joseph Bonaparte, machte die Belagerung von Gaeta mit, das der deutsche Prinz von Hessen Philipsthal so heldenmüthig vertheidigte, focht dann gegen die Sanfedisten, welche der Cardinal Basso und der bekannte Räuberhauptmann Fra Diavolo befehligten, an welchen letzteren die Königin Caroline von Sicilien schrieb: Mein General und lieber Freund! Als Murat die Regierung antrat, wurde Coletta als General-Stabsofficier beauftragt, die Expedition nach der Insel Capri vorzubereiten, deren Gelingen ihn zum Ordonnanzofficier des Königs

*) Pietro Colletta, per G. Lazzaro. Torino 1861. Casa Pomba.

beförderte. — Zum Generalintendanten von Calabrien 1809 ernannt, um die dortigen Unruhen der Sanfedisten zu dämpfen, war er bei den Versuchen thätig, welche Murat bis 1811 machte, um in Sicilien zu landen, bis er zum Generaldirektor des Brücken- und Straßenbaues des Königreiches ernannt wurde. Als Murat 1814 das Banner der Nationalität ebenso entfalten wollte, wie Alexander in Kalisch die Völker des Rheinbundes im Jahre vorher aufgerufen hatte, wurde Coletta General des Militär-Civilcorps. Es ist bekannt, wie diese Unternehmung endete und zur Restauration führte. Bei der Uebernahme von Murats Heer durch den König Ferdinand I. nach dem Wiener Congresse wurde Coletta als General der Division Principato Citerione beibehalten, und als der König im Jahre 1821 die Constitution gegeben hatte und die Sicilianer ihre eigene Constitution von 1822 beibehalten wollten, (S. die Insel Sicilien von J. F. Neigebaur. Leipzig 1849. 2. Aufl.) wurde er nach Palermo geschickt und nach glücklich ausgeführtem Auftrage zum Kriegsminister ernannt. Unterdeß war der König nach Laibach gegangen, wo ihm die Aufgabe geworden war, die Constitution aufzuheben; das Neapolitanische Heer war so dislocirt worden, daß Pepe den Einmarsch der Oesterreicher nicht aufhalten konnte, die als Executoren der heiligen Allianz über Rieti einrückten und die Anhänger der von dem Könige beschworenen Constitution beseitigten. Silvori und Morelli wurden enthauptet und Coletta nach Brünn in Mähren auf die Festung gebracht, wo er erst nach zwei Jahren die Erlaubniß erhielt, im Auslande als Verbannter zu leben. Er wählte Florenz zu seinem Aufenthalte, seine Gesundheit hatte aber so gelitten, daß er 1831 daselbst starb, befreundet mit Nicolai, Capponi, Leopardi und Guerozzi. Seine Werke überleben ihn; das berühmteste derselben ist, seine Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1823; hieran schließen sich seine Geschichte des Feldzuges von 1815, ferner seine Schriften über die Feldzüge der Italiener in Spanien, über die neueste Geschichte Griechenlands &c.

Vincenzo Salvagnoli.

Der Senator Vincenzo Salvagnoli*), zu Empoli im Toscanischen geboren, studirte die Rechte zu Pisa, als die nach dem Falle Napoleons I. zurückgekehrten Fürsten alles Alte wiederherstellen wollten, um das Andenken an ihn zu verwischen, während Friedrich Wilhelm III. bei dem Streite, ob das französische bürgerliche Gesetzbuch in den Rheinprovinzen beibehalten werden sollte, erklärte: „ich will, daß das Gute überall, wo es sich findet, beibehalten werde". Salvagnoli fühlte es als Advocat in Florenz tief, daß dort das Gesetzbuch Napoleons I. den alten Gesetzen hatte weichen müssen und wurde neben seinem alten Tacitus eifriger Verehrer von unserm gelehrten Savigny und Niebuhr. Er

*) Vinzenzo Salvagnoli. per E. Puccioni. Torino 1861. Casa Pomba.

blieb daher auch den damals entstandenen Gesellschaften nicht fern, die keinen Boden gefunden hätten, wenn man dort so klug gewesen wäre, wie Friedrich Wilhelm III. Obwohl man in Italien nur die constitutionelle Monarchie wollte, wurde Salvagnoli doch 1833 als verdächtig verhaftet, mußte aber wieder entlassen werden, weil nichts Hochverrätherisches gefunden werden konnte. Auch als es 1847 schien, daß der Papst sich an die Spitze eines italienischen Staatenbundes stellen wollte, zeigte Salvagnoli dieselbe Ansicht in seiner zu Lugona gedruckten Schrift über den politischen Zustand Toscánas und stiftete mit seinen Freunden, Lambruschini und dem Baron Ricasoli eine Zeitschrift „das Vaterland"; mit zwei andern, Giusti und Capponi, überreichte er eine Denkschrift an den Großherzog, um eine Constitution zu gewähren, worin schon die Könige von Neapel und Sardinien vorangegangen waren. Nunmehr sah Salvagnoli alle Wünsche erreicht — der Großherzog bewilligte am 14. Febr. 1848, mithin vor der Pariser Revolution, freiwillig die Verfassung Toscanas. Nunmehr war der Wunsch nach Freiheit erreicht; der nach der Unabhängigkeit Italiens schien vom Papste selbst befördert zu werden. Zum Abgeordneten von Empoti gewählt, sah er aber bald alle Hoffnung schwinden, besonders seit der Papst sich durch seine bekannte Encyclica von den Einheitsbestrebungen Italiens lossagte, doch hielt er es stets mit der Partei der Mäßigung, im Privatleben und seinen politischen Schriften, nahm keinen Theil an der provisorischen Regierung, nachdem sich der Großherzog entfernt hatte, noch an den Aeußerungen des Widerwillens, als er in der österreichischen Generalsuniform und von fremden Bajonetten begleitet, wieder zurückkehrte, obwohl ihn das Volk selbst wieder zurückgerufen hatte. So wie die Italiener zuerst auf den Papst gehofft hatten, um ihnen zur Einheit zu verhelfen, so hatten sie später auf Carl Albert gehofft, doch wer Unglück hat, dem wird auch die Schuld beigemessen; man hielt ihn für einen Verräther und nunmehr glaubten die geheimen Gesellschaften, daß ihnen kein anderes Mittel als die Republik übrig bleibe. Dies zeigen die in der Schweiz herausgegebenen Urkunden über den heiligen Krieg Italiens von 1849 bis 1851, welche den Aufstand zu Como, zu Brescia, die Belagerung Roms, den Aufstand zu Bologna, zu Venedig, zu Ancona, in Sicilien, die österreichische Polizei (im 14. Heft) und besonders die Toscanischen Angelegenheiten (im 12. und 18. Heft) behandeln. Durch das allgemein anerkannte treue Festhalten an der Constitution durch Victor Emanuel waren nach und nach die republikanischen Gedanken aus dem Bewußtsein der Italiener geschwunden, die außerhalb seines Staates nur Jesuiten und Gewaltherrschaft sahen, daher er das Ziel aller Wünsche wurde, und da am meisten, wo man sich ganz ruhig verhielt, wie in Toscana, wo auch Salvagnoli ganz ruhig blieb, aber mehrere Reisen nach London und Paris bis 1859 machte. Damals hatte er eine Abhandlung über die Unabhängigkeit Italiens herausgegeben und sich für die Nothwendigkeit einer Verbindung Italiens mit Frankreich ausgesprochen. In Ansehung des Haltung Deutschlands geschah dies damals auch in der in Breslau erschienenen Schrift: „Deutschland und die italienische Frage" unter dem Pseudonym G. Sandrani, weil der Verfasser

fürchtete für einen Anhänger Napoleons ausgeschrien zu werden. Als daher der Großherzog von Toscana in aller Ruhe abgezogen war und Toscana sich seit dem 17. April 1859 selbst verwalten mußte, wurde Salvagnoli von der provisorischen Regierung zu Viktor Emanuel und Napoleon III. geschickt und nach seiner Rückkehr auf den Rath Cavours zum Minister des öffentlichen Unterrichts in Florenz ernannt, als welcher er sich sofort für die freie Kirche in dem freien Staate erklärte und das Concordat abschaffte, welches überall einen Vertrag mit einer fremden Macht gegen die eigenen Unterthanen enthält, das aber auch von den letzteren gegen den Landesherrn benutzt werden kann. Nach der Vereinigung Toscanas mit Italien unter dem selbstgewählten Könige wurde Salvagnoli zu dem italienischen Parlament als Abgeordneter gewählt, aber von dem Könige zum Senator ernannt. Ein solcher Senator ist kein unwürdiges Mitglied des Herrenhauses; er war in naher Verbindung mit Palmerston, Russel, Gladston, Thiers, Barrot und Villemain gewesen, selbst mit Napoleon III., als dieser als Privatmann in Florenz lebte; auch als Kaiser hatte er ihn oft in Paris gesehen. Seine Gesundheit hatte indeß sehr gelitten, er starb 1861 zu Pisa, mit den letzten Kräften ausrufend:

Es lebe der König von Italien!

Baron Ricasoli.

Der Minister Baron Ricasoli*) stammt von einem Longobardischen Geschlecht, welches Firidolf (de filiis Ridolfi) hieß und dessen Stammbaum schon 1348 urkundlich feststeht. Das Stammschloß der Familie Bettino Ricasoli, Broglio, liegt in dem Thale von Chianti, ist durch seinen trefflichen Wein bekannt und ein noch wohl erhaltenes altes Bauwerk. Obgleich für die große Welt erzogen, widmete sich der gegenwärtige Staatsminister eifrig der Landwirthschaft, aber auch dem Wohle seiner Mitbürger, denn schon 1847 überreichte er dem Großherzog eine Denkschrift, worin er auf die Gebrechen der Staatsverwaltung aufmerksam machte und in Ansehung der kirchlichen Angelegenheiten unter andern darin bemerkte: die Feste sind ein Mittel des Gewinnes für die Geistlichen, welche die Ausübung der evangelischen Sittenlehre vernachlässigen; daher dies auch bei den Laien stattfinden muß. Die Verwaltung nennt er eine Maschine, um Geld zu machen. Dennoch wurde Ricasoli zum Oberbürgermeister, Gonfaloniere von Florenz ernannt, nahm aber 1848 nicht an den Uebergriffen Guerazzis und Montanellis Theil, sondern zog sich auf seine Besitzungen zurück, blieb aber mit den gelehrtesten und bedeutendsten Männern von Florenz in steter Verbindung. Einer derselben, Celestino Bianchi, verfaßte die merkwürdige Denkschrift „Oesterreich und Toscana",

*) Bettino Ricasoli per F. dall Ongoro. Torino 1861. Casa Pomba.

in welcher offen dargelegt wird, welchen Unsegen das Haus Lothringen über Toscana gebracht hatte, nachdem das deutsche Elsaß und Lothringen gegen Toscana ausgetauscht worden war. Baron Ricosoli übernahm die Verantwortung für diese Schrift, welche eben zu rechter Zeit erschien, als der Krieg in der Lombardei ausbrach. Die Mißstimmung im ganzen Lande war so allgemein, daß der Großherzog, der auf seine Soldaten nicht rechnen konnte und lieber mit österreichischen als seinen Soldaten das erste Mal zurückgekehrt war, am 17. April 1859 von selbst abzog, da er fühlte, daß seines Bleibens nicht mehr im Lande war. Alles dies geschah mit einer solchen Ruhe in der Hauptstadt und im ganzen Lande, daß nicht einmal ein einziger Wechselladen geschlossen wurde, und Niemand wurde gewahr, daß keine Regierung mehr stattfand. Durch die allgemeine Stimme wurden die Herren Peruzzi, Malenchini und der Major d'Anzini zu Triumvirn ernannt mit dem allgemeinen Rufe: Es lebe Italien und Victor Emanuel! Diese drei Männer legten aber bald ihre Macht in die Hände des Ritter Buoncompagni nieder, in welchem sie, da er sardinischer Gesandter war, gleichsam einen Dictator im Namen des Königs anerkennen wollten. Dieser ernannte Ricasoli sofort zum Minister des Innern. Von dem Lothringischen Hause war nicht mehr die Rede, und obwohl der Prinz Napoleon mit einem Armeecorps hier erschien, dachte ebenfalls kein Mensch an ein Etrurisches Reich, die Einheit Italiens war der einzige herrschende Gedanke.

Nun bestimmte zwar der Friede von Villafranca, daß die Herrscher von Toscana und Modena zurückgerufen werden sollten, allein es frug sich von wem? Von Frankreich? von England? von Oesterreich? oder von dem Toscanischen Volke? oder von Ricasoli, der für die erste Zurückberufung des Großherzogs 1849 gestimmt hatte? Aber auch die zu weit gehenden, die Mazzinisten hatten hier keine Stimme; selbst Buoncompagni ging nach Turin zurück, und so blieb Ricasoli allein, kein sardinischer Soldat war im Lande, wo volle Preßfreiheit herrschte. Darauf erfolgte die Erklärung für den constitutionellen König wie von selbst. Die Geschichte hat keine so ruhig abgelaufene Revolution zu berichten. Freilich war die hohe Geistlichkeit nicht ganz damit zufrieden, jetzt einem constitutionellen Staate anzugehören, wo die Gewissensfreiheit in so ausgedehntem Maaße besteht, daß Protestanten Officiere werden und Juden geachtete Advocaten und Professoren sein können, neben Geistlichen, die hier ebenfalls als Advocaten stets öffentlich auftreten konnten, was allerdings auffällt, wenn man sieht, wie auch die Advocaten hier wie in Frankreich mit dem langen schwarzen Talar ihre Reden vor Gericht halten. Es war natürlich, daß ein Mann von so hoher Bildung und so ausgezeichneter Vaterlandsliebe wie Ricasoli zum Abgeordneten in das italienische Parlament gewählt ward. Auch wurde er bald Ministerpräsident des Königreichs Italien, ein würdiger Nachfolger Cavours. Die Leistungen desselben entsprechen den von einem solchen Manne gehegten Erwartungen. Als er das Amt niederlegte, fragte man allgemein warum? Er hatte stets die Mehrheit für sich im Parlamente gehabt, das ein paar Schreier abgerechnet, keine eigentliche Opposition aufstellte; allein eben deshalb fand sich kein Mitglied des Parlaments, welches hinreichend unter-

stützt zu werden glaubte, um die unbesetzte Stelle des Ministeriums des Innern anzunehmen. Ricasoli fand darin einen Mangel des Vertrauens, und diese vielleicht zu große Delicatesse veranlaßte seinen Rücktritt zum allgemeinen Bedauern, was man freilich da nicht begreifen kann, wo ein Ministerposten eine Versorgung ist. Die Priesterpartei hielt Ricasoli für ihren gefährlichsten Gegner, eben weil er auch in dieser Beziehung wie überall mit großer Mäßigung verfuhr; eben so die Partei der alten Hofleute, die sonst bei seiner vornehmen Geburt nichts gegen ihn einzuwenden hatten, obwohl er nie die Ministeruniform anzog, indem er sagte: ich bin nicht gewöhnt, eine Livree zu tragen. Dieser seltene Mann hat glücklicherweise an dall Ongaro einen würdigen Biographen gefunden, der selbst zu den bedeutenderen italienischen Zeitgenossen gehört. Er ist aus dem Friaul und befand sich als junger Priester in Rom, als im Jahre 1847 das Auftreten von Pius IX. bei den Italienern die Hoffnung erweckte, daß er ihre Einheits- oder wenigstens ihre Unabhängigkeitsbestrebungen fördern würde. Er gehörte zu den damals in dem Hause des Fürsten Canino vielfach erscheinenden Männern, der eben vor Kurzem auf dem wissenschaftlichen Congresse zu Venedig in der Uniform eines römischen Nationalgardisten ausgewiesen worden war. Dall' Ongaro entsagte in einer Gesellschaft der Prinzessin Canino, der Tochter des Königs Joseph von Spanien, die damals die ersten Damen des In- und Auslandes um sich versammelte, seiner geistlichen Würde und legte seitdem bürgerliche Kleidung an.

Auf dem glänzenden Carneval des Jahres 1848, wo noch die Begeisterung für den Papst allgemein war, warf dall' Ongaro auf der Fahrt durch den Corso, während die Fremden Freude daran finden, mit Gips um sich zu werfen, wie die feinen Römer Süßigkeiten auf die mit der eleganten Welt gefüllten Balkons oder in die Equipagen, welche in Rosapapier gewickelt und mit seinen patriotischen Gedichten bedruckt waren, die aus schönen Händen mit Camelien erwidert wurden. Natürlich mußte er Rom bei der Restauration verlassen und lebte seit dem in Brüssel und Paris den Wissenschaften, wo er durch sehr beliebte Schauspiele bald bekannt und beliebt wurde. Seit dem letzten Kriege ist er nach Florenz zurückgekehrt und wird daselbst als geistreicher Literat hoch geachtet. Die vorliegende Arbeit hat diese Achtung neu vermehrt, da er darin ebenfalls seine Mäßigung in politischen Ansichten zeigt und zu wichtigen Betrachtungen veranlaßt. Denn wenn, wie Ricasoli dem Großherzoge schon vor der italienischen Bewegung rieth, der Weg der constitutionellen Reform eingeschlagen worden wäre, wenn er, als ihn sein Volk nach seiner ersten Flucht zurückrief, als Italiener und nicht als Fremder eingezogen wäre, wenn er noch vor dem Ausbruche des letzten Kriegs auf Andringen Ricasolis, sich von dem fremden Einflusse losgesagt und damals noch eine Constitution gegeben hätte, ehe die Franzosen in Livorno unter dem Prinzen Napoleon landeten, welchen Einfluß hätte dies auf die Neugestaltung Italiens gehabt! Der Friede von Villafranca hätte schon den Anfang eines italienischen Bundes gefunden und nach dem Tode des Königs Ferdinand II. hätte vielleicht sein Sohn Franz II. bald gethan, was er auf die Sendung des Grafen Salmour verweigerte, der ihn zum Beitritt aufforderte, was er

er aber — wie gewöhnlich erst zu spät — that: die Bewilligung der Constitution, nachdem Garibaldi mit nur 6000 Mann auf Sicilien landete. Wie ganz anders würden sich durch Nachgeben zur rechten Zeit die Schicksale Italiens gestaltet haben. Dieser König und der Großherzog von Toscana würden gewiß nicht alle gütlichen Wege von sich gewiesen haben, die nur zu ihren Vortheilen ausschlagen mußten, wenn sie nicht in den Händen von solchen Umgebungen gewesen wären, die ihre Privatvortheile und Vorrechte gefährdet sahen, die ihnen natürlich näher lagen als der Vortheil ihrer Herren.

Herzog von Castromediano.

Der Stifter dieses Geschlechts ist ein Deutscher, Namens Limburg, der bereits von den Normannischen Königen von Neapel mit der Markgrafschaft Cabalini in der Provinz Otranto bei Lecce belehnt wurde. In Italien führen nicht alle Söhne den hohen Titel des Vaters, sondern nur der Erbe, als Besitzer, ist Herzog, so daß die nachgeborenen Söhne, wenn sie im Fürstendienste ihr Unterkommen suchen müssen, unter einem bescheidenen andern Namen auftreten können. Der gegenwärtige Inhaber dieses Herzogstitels, Sigismund, dessen Mutter eine Markgräfin von Balsamo, wurde 1812 geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und legte sich besonders auf Erforschung der classischen Ueberreste Groß-Griechenlands, welchen Namen früher sein Vaterland hatte. Neben dieser seiner Lieblingsbeschäftigung widmete er sich der Verbesserung der väterlichen Güter und dem Gemeindewesen, indem er für Errichtung von Volksschulen thätig war, ein Gegenstand, um den die bekannte Mißregierung im Neapolitanischen sich nie bekümmert hatte und welcher der dort allmächtigen Geistlichkeit wenig zusagte, da Wunder und Heiligen-Legenden sich nicht gut mit der Aufklärung vertragen, z. B. die Erzählung von dem Wohlwollen der Jungfrau Maria, welches so weit ging, daß sie einst im Chore die Stelle einer Nonne einnahm, damit diese unterdeß mit ihrem Anbeter ungestört sein konnte, glauben die Leute nicht mehr, welche Bianchi-Giovinis Zeitung, Unione gelesen haben; sie wird höchstens noch in dem frommen Tirol gläubige Seelen finden, oder bei frommen Betschwestern in der Gesellschaft comme il faut, wie die Gräfin Hahn sagte.

Der junge Castromediano war in der Zeit aufgewachsen, welche zwar die Franzosenherrschaft mit Murat eingeführt hatte, deren Wohlthaten aber der neuen Zeit verblieben waren. Gerade in jenem Lande fühlte man, welche bedeutende Fortschritte gemacht worden waren. Das Feudalwesen war abgeschafft worden und die Menschenrechte wurden anerkannt, die von der Zeit an am meisten mit Füßen getreten worden waren, wo die Kirche, die sich für Christenthum ausgab, allmächtig war. Auf den Trümmern des alten Griechenlands sah der heranreifende Mann, wie seit dem Congresse von Verona Oesterreich zum Executor der Reaction in Italien bestellt worden war. Gegen diesen fremden Ein-

fluß verbanden sich viele der ersten Geister in den geheimen Gesellschaften, in denen Manche nur die Republik als das einzige Rettungsmittel erkannten. Unser Castromediano hielt sich davon entfernt, da er nur in einer constitutionellen Monarchie Rettung zu finden hoffte, wodurch zugleich die Unabhängigkeit Italiens erreicht werden könnte. Als endlich Pius IX. Amnestie für die politischen Vergehen erließ und durch die Berufung einer Constituante Hoffnung zu einer verfassungsmäßigen Regierung in Italien gab, worin ihm auch sogar Ferdinand II. nachfolgte, da sah Castromediano alle seine Hoffnungen erfüllt, nicht wie in andern Ländern, die in der Civilisation höher zu stehen wähnen, wo aber eine bevorzugte Klasse sich um alle Vorrechte, nach dem göttlichen Rechte, gebracht sieht, wenn auch die andere Menschheit Gleichberechtigung erstrebt. In Italien, wo sich die Vornehmsten bestreben, auch die Gebildetsten zu sein und deshalb auch von dem Volke geliebt und geachtet sind, während sie anderwärts gehaßt werden, sah man in unserm Castromediano das Haupt der Unzufriedenen, Fortschrittsmänner, als König Ferdinand II. die freiwillig gegebene und beschworene Constitution durch das Blutbad vernichtete, welches er am 15. Mai 1848 gegen das von ihm selbst berufene Parlament durch den aufgereizten Pöbel veranlaßte; eine Nachahmung der Pariser Bluthochzeit, ein Staatsstreich, welcher über 10,000 Neapolitanern das Leben kostete.

Castromediano, welcher sah, daß die Reaction gesiegt hatte, freilich nicht durch eine nicht so leicht zu vertilgende Kaste, sondern durch den absoluten Willen eines Einzigen und seiner abhängigen Hofleute, ermahnte zur Ruhe, da sich die Verhältnisse ändern könnten. Allein dennoch schien die Bewegung in jener Provinz so bedeutend, daß der General Colonna mit seinen Soldaten dorthin geschickt wurde, um massenhafte Verhaftungen vorzunehmen.

So wurde auch Castromediano am 30. October 1848 gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt, wo auf Todesstrafe von den öffentlichen Anklägern angetragen wurde. Da brach einer der wachhabenden jungen Gensdarmen in Thränen aus, so beliebt war er Allen, der Angeklagte; doch er sagte jenen: Wenn Sie mich morgen auf das Blutgerüst steigen sehen, können Sie sagen, daß Sie ein gutes Gewissen gesehen haben. Die Richter waren dort noch nicht so servil, wie die, wo der Absolutismus schon seine volle Wirkung äußert, und der Angeklagte wurde zu 30 Jahren schwerem Kerker verurtheilt.

In der von Bartolomeo de Rinaldis*) in diesen Tagen herausgegebenen Lebensbeschreibung von Castromediano liest man, wie dieser Märtyrer für die Verfassung seines Vaterlandes mit Ketten belastet und mit gemeinen Verbrechern paarweise zusammengeschmiedet, aus dem Gefängnisse zu Lecce durch Apulien in die bekannten Kerker der Kastelle von Neapel im Jahre 1851 geführt wurde. Dort sah ihn sein damals noch lebender alter Vater neben einem Räuber vorüber führen und sagte zu ihm: diesen Ketten zieren unsere Familie mehr, als die vergoldeten an unserm alten Wappen. So wurde er in das Bagno, das

*) Sigismondo Castromediano i sessanta bi condonnati docitici Napolitani deportati in America. Napoli 1863. Tip. Morelli.

Zuchthaus für Galeerensträflinge in Procida eingesperrt und im folgenden Jahre mit dem Baron Poerio und gegen 70 andern Vertheidigern der Verfassung nach dem festen Burgschlosse Montefusco in den hohen Apenninen gebracht, wo er 4½ Jahr zubrachte und später in einer ähnlichen Bergveste Monteserchio büßte. Unbeschreiblich ist das Elend, der Schmutz und Mangel, dem diese gebildeten Männer ausgesetzt waren; das Schlimmste aber, daß ihnen jede Beschäftigung, Lesen und Schreiben, untersagt war. Viel härter war das Loos dieser Männer als das von Silvio Pellico. Endlich hatte die öffentliche Stimme, namentlich in England, sich erhoben; selbst Tyrannen fürchten — manchmal, nicht überall — die Oeffentlichkeit. Ferdinand II., obwohl er alle Männer des Fortschrittes Pennajoli, auf Deutsch „Federfuchser" nannte, war nicht wie anderwärts, mit einer bevorzugten Kasse umgeben, welche ihn in denselben Ansichten bestärkt, sondern nur von seinem Beichtvater und ein Paar abhängigen Hofleuten, er suchte daher, nach dem Krimkriege abzulenken. Der Herzog Castromediano wurde darauf nach Neapel gebracht, um ihn zu bewegen um Gnade zu bitten, doch seiner guten Ansicht bewußt, blieb er fest und zog vor, nachdem er diesen Versuchungen und Versprechungen widerstanden hatte, nach einem Monate zu seinen Leidensgefährten wieder zurückzukehren. Man darf mit Recht fragen: welches Volk hat so viele Märtyrer des Fortschrittes gehabt?

Endlich zog der auf sein göttliches Recht pochende absolute König vor, sich der seit 11 Jahren eingesperrten und gemarterten Vertheidiger der Verfassung dadurch zu entledigen, daß er sie nach Nordamerika deportiren ließ: doch verfügte er zugleich am 17. December 1859, daß alle die ungeheuern Prozeßkosten aus ihrem Vermögen zu bezahlen sein. So wurde der Herzog von Castromediano mit 66 Gleichgesinnten nach Cadix eingeschifft und dort ein amerikanisches Schiff für sie gemiethethet. Sobald sie aber außerhalb des Bereiches des neapolitanischen Kriegsschiffes waren, stellte sich ein Matrose dar, als der Sohn des einen Verwiesenen, des gelehrten J. Membrimi, der während der Einkerkerung seines Vaters in England sich der Seefahrt gewidmet hatte. Er trug zur Befreiung der des Landes Verwiesenen bei, welche dem amerikanischen Capitain begreiflich machten, daß er sich durch den Verrath von freien Menschen gegen seine Landesgesetze verging. So konnten sie endlich als freie Männer in Irland landen. Dort suchte die republikanische Emigration von Mazzini und Genossen sie der constitutionellen Monarchie abwendig zu machen; allein die jahrelange Erfahrung hatte sie gereift, sie sahen nur in der constitutionellen Monarchie Heil für Italien, gingen nach Turin und, nachdem Garibaldi den Sohn der Tyrannen vertrieben hatte, in ihre Heimath zurück. Dort führte der Herzog Castromediano wichtige Aufträge ehrenvoll aus, bis er von seinen Landsleuten in seiner Heimath, in dem Kreise Campi, zum Abgeordneten des italienischen Parlaments gewählt wurde. Seit dem ist er der treueste Vertheidiger der Regierung gegen die eigentliche einzige Opposition im Lande, die der Ungeduldigen, welche nach Rom und Venedig wollen. Da die Majorität mit ihm, diesem vielgeprüften Herzoge Castromediano geht, ist für Italien nichts zu fürchten.

Geschichtliche Uebersicht der Ungarischen Literatur.

Von

Neigebaur.

(Schluß.)

Auf diese Weise wurde Georg Bessenyei Begründer der neuen Literatur Ungarns; er zeichnete sich vorzüglich als Philosoph aus, doch wurden seine dießfalsigen Schriften verboten, allein er war auch als Dichter Philosoph, aber auch sein Heldengedicht, König Mathias, verboten; ebenso übersetzte er Lucanus Pharsalia und Voltaires Triumvirat. Von seinen Trauerspielen erwähnen wir nur: Ladislaus, Hunyadi und Agis, und schließen damit, daß er auch noch im Lehrgedichte sich auszeichnete. Der von ihm ausgegangene wissenschaftliche Geist fand einen mächtigen Beförderer an dem gelehrten Magnaten Orczy, der durch den Glanz seiner Geburt, seiner ausgedehnten Besitzungen, seiner militärischen und bürgerlichen hohen Stellung einer der angesehensten Männer seines Vaterlandes war. Der alte Obergespan (der Titel der Oberpräsidenten, oder Präfecten einer ganzen Provinz) und General war selbst Dichter, wie unter andern mehrere Bearbeitungen nach Boethius darthun, und Philosoph. Mit den beiden genannten mächtigen Beförderern der Literatur stand in Verbindung der Paulinermönch Anyos und besonders aber Barcsay. Auch Graf Joseph Teleki, Obergespan und Kronhüter zeichnete sich schon 1779 als ungarischer Dichter aus, während Graf Adam Teleki den Cid von Corneille, der reformirte Prediger Peczeli die Zaire von Voltaire, der reformirte Superintendent Szilagyi die Henriade desselben, Kovacs den Lutrin von Boileau, Graf Haller den Telemach u. a. m. übersetzte. Bei der damaligen Richtung Europas, alles Französische nachzuahmen, war es nicht zu verwundern, daß dieselbe auch in Ungarn befolgt wurde, selbst als in Deutschland bereits ein neues Leben aufgegangen war, und zwar eben nicht von der ersten Gesellschaft begünstigt, so daß nur der Hof von Weimar vereinzelt stehen blieb. Im Ganzen ward dort die

Gelehrsamkeit, die Literatur dem armen Gelehrten, der Dachstube, dem Studienzimmer des Dorfpastors überlassen. Bei dieser Vergleichung ist aber auch noch zu berücksichtigen, daß gegen das große Deutschland, wozu nach Arndts trefflichen Liede Alles gehört, wo die deutsche Zunge waltet, hier nur von der Literatur eines Volkes der Ungarn mit einer Zahl von höchstens 5 Millionen Seelen die Rede ist.

Neben den erwähnten Nachahmern der Franzosen traten bald nach den Anhängern Bessenyeis auch Nachahmer der Classiker auf. Revoi gab 1778 Elegien und Uebersetzungen aus Horaz, Tibull und Properz, so wie aus der Ilias u. a. m. heraus, welchem andere mit Glück folgten, als Szathmari, Döme, Kazinczy, Töldi, Horwath u. a. m. Virag wurde der Sänger der Vaterlandsliebe und erlangte den bedeutendsten Ruf in der klassischen Schule der Ungarischen Literatur und Bacsanyi machte den Ossian durch seine Uebersetzung bekannt. Nach solchen Vorbereitungen konnte sich endlich eine vaterländische Richtung in der Literatur Bahn brechen. Der erste, der hierin auftrat, war Dugonics, Lehrer zu Meggyes in einem Siebenbürgischen Piaristenkloster. Dort befand er sich auf dem klassischen Boden des alten Central-Daciens (S. das alte Dacien, aus den Ueberresten seiner klassischen Vorzeit topographisch zusammengestellt von J. J. Neigebaur. Kronstadt. 1852 bei Gölt), wo er sich zuerst zu lateinischen Gedichten über Trojas Fall und den Fahrten des Ulysses begeistert fühlte, bald aber in ungarischer Sprache nationale Gegenstände behandelte, wie Etelka 1788, die goldenen Armbänder, 1790, Jolonka 1803 und Cherei 1808, sämmtlich Romane aus der Zeit Arpads und seiner ersten Nachfolger. Diese Romane gefielen so, daß sie meist als Schauspiele bearbeitet, sich lange den Beifall der Ungarn erwarben. Aber auch die geschichtlichen Werke Dugonics wurden geachtet, z. B. die Herrschaft der Ungarn 1801, mit Nachrichten über die in den Ländern derselben enthaltenen Alterthümer. Seine Geschichte der Scythen (1806) soll zugleich eine Urgeschichte der Ungarn, Szekler und Hunnen sein. Neben den erwähnten vornehmen Herren, neben den evangelischen Kirchendichtern und katholischen Mönchen finden wir auch einen einfachen Kriegsknecht des ungarischen Vaterlandes, wie er sich selbst nennt, den Johann Konyi als vaterländischen Dichter in seiner Wachstube ohne Anspruch auf Belohnung, aber mit der Hoffnung einer glänzenden Zukunft seines Volkes im Herzen. Außer mehreren Gedichten und Nachahmungen Fremder verfaßte er in der Garnison zu Sziget ein Heldengedicht über die bekannte Vertheidigung dieser Festung, die neue Zriniade. Ihm folgte Adam Horwath mit seiner Hunniade, die Siege dieses berühmten Siebenbürger Romanen, Vater von Matthias Corvin, über Muhamed bei Belgrad, der hier als ein Sohn des Königs Siegemund und der Maria, somit als Enkel des Königs Ludwig dargestellt ward.

Das Gegenstück zu diesem siegreichen Helden liefert „Ungarns Fall" von Etedi, die Niederlage von Mohacs. Ein Heldengedicht von Nogy v. Peresenh, „Szakadar", beschreibt die Kämpfe eines ungarischen Fürsten in Esthland mit den Russen und Gothen in Finnland und seine Fahrt nach Grönland und Nordamerika ohne geschichtliche Grundlage.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machte noch beſonderes Aufſehen der Graf Joſeph Gradanyi durch ſeinen humoriſtiſchen Roman der Notar von Peleske, wobei ſein Zweck war, das fremdländiſche Weſen und deſſen Nachahmungsſucht zu geißeln. Eine gleiche Tendenzſchrift iſt die Beſchreibung des Ofener Reichstags von 1790 und mehrere andere. Um jene Zeit bildete die Geſellſchaft zu Debrezik einen wiſſenſchaftlichen Kreis, der viel für die volksthümliche Literatur gethan hat, wobei ſich beſonders Fozekas, Cſokanai und Kovacs der Jüngere auszeichneten. Auch die Kaſchauer Ungariſche Geſellſchaft wirkte viel als eine Zeitſchrift „das Ungariſche Muſeum" begründet worden war. Am meiſten aber wirkte der von Karman 1793 gemachte Antrag: Peſt zum Mittelpunkt der volksthümlichen Literatur zu machen, wo die Telekis, die Radays und andere Magnaten ihre Häuſer der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie anderwärts den leeren nobeln Paſſionen öffneten. In Ungarn gehen die Frauen ſtets in der Bildung voran; die Gräfin Veleznai, welche thätig eingriff und Karmans Urania, einer literariſchen Vierteljahrsſchrift, bald Eingang verſchaffte. Derſelbe hinterließ ein ſehr beliebtes Werk: Fornis Nachlaß. So entſtand die neue Schule der ungariſchen Literatur, die in Kisfaludi, der 1808 ſtarb, ihren Ausgang findet.

Die politiſchen Verhältniſſe waren dabei dem Aufſchwunge der volksthümlichen Literatur wenig günſtig geweſen, ſo daß erſt nach den Bemühungen Karmans und des Grafen Raday am 5. März 1792 die Eröffnung eines ungariſchen Schauſpielhauſes ermöglicht wurde; auch in Klauſenburg konnte erſt nach großen Opfern des Baron von Weſſelenyi im Jahre 1795 die Erbauung eines ungariſchen Schauſpielhauſes ſtattfinden. Die Neuzeit hat die lateiniſche Sprache als Geſellſchaftsſprache in Ungarn abgeſchafft und da in dieſem Lande auch der Vornehmſte zugleich der Gebildetſte zu ſein ſtrebt, auch der Wiſſenſchaft von den Reichen ſo außerordentliche Opfer gebracht wurden, wie die Stiftungen für die ungariſche Akademie und das ungariſche Muſeum in Peſth beweiſen, ſo iſt für und von der ungariſchen Literatur noch viel zu erwarten. Von ſtreng wiſſenſchaftlichen Werken war hier nicht die Abſicht zu reden, da dabei die Nationalfrage wenig hervortritt.

Die neuesten Forschungen und Resultate der Elektricität, des Magnetismus und Galvanismus.

Von

J. Schucht.

(Fortsetzung.)

Inhalt: Der Elektrophor und die elektrische Lampe. — Die Elektrisirmaschinen. — Die Leydener Flasche und das elektrische Glockenspiel. — Das elektrische Rad.

Elektricität durchkreist die Erde und Atmosphäre. Elektricität umweht uns überall, wo wir gehen und stehen. Daß aber der menschliche Körper von diesem Fluidum nicht überladen wird, ist die Folge eines Naturgesetzes, wonach jedes Körperquantum auch nur ein ihm proportionales Quantum Elektricität zu tragen vermag. Wird ein Körper damit überladen, so entladet er sich wieder. Aber nicht blos den menschlichen und thierischen Körper durchströmt dieses Fluidum, sondern auch alle Stämme, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte sämmtlicher Pflanzen. Dies ist in neuester Zeit durch das Elektroskop mit größter Evidenz bewiesen. Aepfel, Birnen Pflaumen, Pfirsichen, Citronen und alle andern Früchte werden von elektrischen Strömen durchkreist. Ganz besonders gewahrt man dies, wenn man die Früchte durchschneidet und sodann ein Elektroskop anlegt. Auf dieselbe Art bemerkt man es bei Stämmen, Zweigen und Blättern. Um nun dieses wunderbare Fluidum leicht ansammeln und damit operiren zu können, hat man verschiedene Apparate erfunden. Der einfachste und billigste ist der Elektrophor.

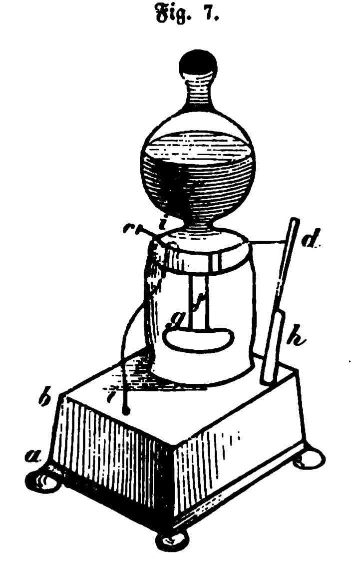
Er wird dadurch hergestellt, daß man in ein metallenes oder hölzernes rundes Gefäß einen Harzkuchen gießt. Hierzu verfertigt man eine runde Metallplatte als Deckel, mit einem isolirenden Stiel versehen. Reibt man nun den Harzkuchen mit einem Katzenfell und setzt dann den Deckel auf, so wirkt die negative Elektricität des Kuchens durch Influenz auf den Deckel, zieht dessen positive Elektricität nach der untern, innern Deckelseite und stößt die negative ab, welche sich an der äußeren Seite des Deckels ansammelt. Berührt man diese

mit der Hand, so leitet man das negative Fluidum ab; wird sodann der Deckel am isolirenden Handgriff vom Kuchen emporgehoben, so enthält die untere Seite ein solch großes Quantum positiver Elektricität, daß sie einen sehr starken Funken gibt. Der Harzkuchen bewahrt seine Elektricität mehrere Tage, und so oft man den Deckel darauf setzt, wird dieser durch Influenz polarisirt, so daß die äußere Seite negative und die innere positive Elektricität besitzt. Am längsten behält dieser Elektrophor seine Elektricität, wenn man den Deckel auf dem Kuchen liegen läßt, weil hierdurch die Ableitung durch Berührung mit der Luft verhindert wird, vorausgesetzt, daß der Deckel gut schließt.

Mit Hülfe des Elektrophors hat man eine elektrische Lampe verfertigt, welche Fig. 7 darstellt.

In einem hölzernen Kasten liegt ein Harzkuchen a, auf dem ein Metallplatte b befestigt ist. Auf dem Kasten steht ein Glasgefäß, in dessen Oeffnung aber ein zweites e, aber in anderer Form, eingesetzt ist. Im unteren Glase g wird Wasserstoffgas entwickelt; öffnet man den Hahn c dieses Gefäßes, so strömt (durch den Druck einer Flüssigkeit im oberen Glase e) ein Strahl des Gases aus dem unteren Gefäße aus und zwischen zwei Metallspitzen über f hindurch.

Fig. 7.



Eine dieser Spitzen ist mit der Metalleinfassung des unteren Glases verbunden; die andere, welche in einer isolirenden Röhre befestigt ist, steht mit einem Metalldraht d in Verbindung und dieser Metalldraht ist nach dem Kasten zu bei h durch eine Glasröhre isolirt und enthält im Inneren des Kastens eine Metallkugel.

Oben bei i befindet sich ein kleiner Hebel, an dem ein Seidenfaden befestigt ist und zum Metalldeckel b des Elektrophors führt und diesen emporzuheben vermag. Will man diese Lampe in Brand setzen, so reibt man den Harzkuchen mit einem Katzenfell und stellt ihn im Kasten unter die Metallplatte; nach einiger Zeit öffnet man den Hahn, um das Wasserstoffgas durch die Spitzen strömen zu lassen; gleichzeitig wird die Metallplatte vermöge des Seidenfadens emporgehoben und berührt die Kugel des Drahtes h d, welcher mit einer Metallspitze verbunden ist; dadurch empfängt dieser Draht und dessen Spitze von der Metallplatte positive Elektrizität. Sobald der Wasserstoffstrahl durch die Spitze strömt, springt vom Drahte d ein elektrischer Funke über und entzündet das Gas; an dessen Flamme läßt sich dann jeder andere Gegenstand anzünden. Bleibt die Luft im Kasten trocken, so behält der Elektrophor seine Elektricität

mehrere Monate. Von diesem Apparate kann man stets vermittelst eines Drahts positives oder negatives Fluidum ableiten und auf jeden andern beliebigen Gegenstand hinführen; je nachdem man den Draht an die Metallplatte oder an den Harzkuchen legt.

Viel kostspieliger sind die sogenannten allgemein bekannten Elektrisirmaschinen. In neuester Zeit werden zweierlei Apparate construirt; die eine Art Elektrisirmaschine dient zur Ansammlung eines Fluidums (positiver oder negativer Elektricität), indem das andere durch einen Draht in die Erde oder auf einen anderen Körper geführt wird. Auf der Maschine für beide Arten von Elektricität werden beide Fluida auf zwei sich gegenüber stehenden Metallcylindern angehäuft. Entwickelt und in positives und negatives Fluidum getrennt, wird hierbei die Elektricität durch das Reiben eines Glascylinders an Lederkissen, welche mit Musivgold oder Zinkamalgan belegt sind. Von diesen Maschinen kann man nun ebenso beliebig wie vom Elektrophor positive oder negative Elektricität auf jeden anderen Gegenstand leiten. Auf diese Art wurde die Kugel in Fig. 1 und in den folgenden Beispielen mit positivem Fluidum geladen, welche dann auf die nebenstehenden Cylinder polarisirend wirkten.

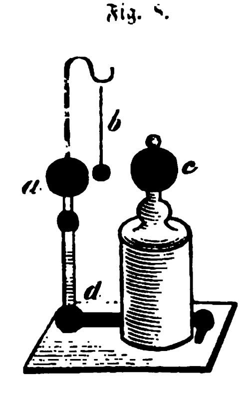
Ein anderer hochwichtiger und dabei sehr billiger Apparat ist die Leydener Flasche, mit der sich auch zahlreiche Experimente ausführen lassen. Eine dünne Glasflasche wird an der äußeren Oberfläche zu zwei Drittheilen oder drei Viertheilen vom Boden an mit Metallfolie überzogen. Im Innern wird sie mit Blattgold, Flittergold belegt oder auch zum Theil mit Eisenfeile oder Wasser gefüllt. Die Oeffnung schließt man mit einem trockenen Korkstöpsel, durch welchen ein an seinem obern Ende umgebogener und in eine Kugel endigender Metalldraht hindurchgeführt wird, der mit der inneren Belegung in Verbindung steht. Der Theil der äußeren Oberfläche der Flasche, welcher nicht mit Metallfolie belegt ist, und der Korkstöpsel werden mit einer dünnen Schicht von Schellackfirniß überzogen, um innere und äußere Belegung von einander völlig zu isoliren.

Will man diese Flasche laden, d. h. in elektrische Spannung versetzen, so hängt man sie vermittelst des umgebogenen Drahtes an den Conductor einer Elektrisirmaschine, welche mit positiver Elektricität geladen ist, und setzt die äußere Flaschenbelegung mit der Erde durch eine Metallplatte in Verbindung. Sogleich geht die positive Elektricität der Maschine durch den Draht in die innere Flaschenbelegung und zersetzt durch Induction das neutrale Fluidum der äußeren Belegung, hält das negative Fluidum an der Seite zurück und stößt das positive ab, welches durch die Kette in die Erde geht. Jetzt ist die Innenseite mit positiver und die Außenseite mit negativer Elektricität geladen.

Auch hierdurch wird es offenbar, daß beide Fluida nicht durch Reibung und Verdünnung der Stoffe erzeugt wurden, sondern daß sie schon an der Flasche existirten und nur durch das Uebergewicht der positiven Elektricität (welche von der Elektrisirmaschine in die Flasche strömt) getrennt, im Gleichgewicht gestört und polarisirt werden. Also auch hieraus folgert, daß beide Fluida der Elektricität als selbstständige Elemente überall in der Atmosphäre verbreitet

sind wie die Luft, und daß sie nur dann bemerkbar werden, wenn sie aus ihrer Vereinigung getrennt und in positives oder negatives Fluidum polarisirt werden. Denn da die Elektrisirmaschine nur mit positiver Elektricität geladen war, also nur positives Fluidum in die Flasche geführt wurde, woher entstand nun das negative Fluidum der äußeren Flaschenbelegung? Unstreitig war es an der Flasche oder doch in der sie umgebenden Luft vorhanden. Nicht nur negatives, sondern auch positives Fluidum existirten vereinigt und im Gleichgewicht an der Flasche; aber das von der Maschine hereinströmende größere Quantum positiver Elektricität hob das Gleichgewicht auf und zersetzte beide Fluida der Außenseite, deren positive wurde nach der Erde gestoßen und die negative festgehalten, ganz nach dem Gesetz, daß gleichnamige Fluida sich abstoßen und und ungleichnamige sich anziehen. Ist die Flasche bis zur Sättigung geladen, so befindet sich die elektrische Spannung des Drahtes, welcher mit der inneren Belegung communicirt mit der elektrischen Spannung der Maschine im Gleichgewicht. Die negative Ladung der Außenseite ist gleich der der Innenseite und wird von dieser so angezogen und festgehalten, oder vielmehr beide Quanta Elektricität haben sich so angezogen, daß das negative Fluidum nicht nach Außen wirkt. Lichtenberg hat mit einer so geladenen Flasche folgendes interessante Experiment gemacht. Auf einem Harzkuchen zog er mit dem Drahte der Flasche Figuren, dann faßte er sie beim Drahte an und zog mit der äußeren Flaschenseite auf demselben Kuchen neben an Linien und Kreise. Hiernach streute er mit einer Streusandbüchse gepulverten Schwefel und Mennig auf die beschriebenen Figuren, worauf sich ergab, daß der Schwefel negativ und der Mennig positiv elektrisch wurden. Ersterer wird von Figuren angezogen, welche mit dem Drahte, also mit der inneren Belegung gezogen wurden, und letzterer von den mit der Außenseite beschriebenen Kreisen oder Linien. Jene Figuren, welche den Schwefel angezogen, erscheinen gelb, und die den Mennig auf sich zogen, roth. Dies erklärt sich dadurch, daß beim Bestreichen des Kuchens positive und negative Fluida in die berührten Theile strömen, da haften bleiben und hernach Schwefel und Mennig anziehen.

Fig. 8.

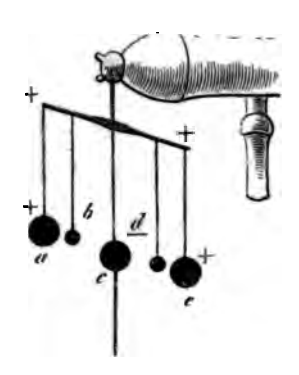


Durch successive Entladung der Flasche läßt sich ein kleines Glockenspiel herstellen, wie Fig. 8. zeigt. An einem Seidenfaden hängt eine kleine Metallkugel b, auf der Flasche steht eine Glocke c mit der inneren Belegung in Verbindung, gegenüber befindet sich eine zweite Glocke a, welche mit der äußeren Flaschenbelegung durch d communicirt. Die Kugel b wird zuerst von der Glocke c angezogen, im Augenblick der Berührung mit positiver Elektricität geladen und sogleich wieder abgestoßen und dann von der Glocke a angezogen; jetzt wird sie ebenso von a überwiegend negativ elektrisch und somit wieder nach c gestoßen. Dieses wechselseitige Anziehen und Abstoßen erfolgt so lange, bis die

Flasche entladen ist, oder richtiger, bis sich die getrennten und in Spannung befindlichen elektrischen Fluida wieder vereinigt und ausgeglichen haben.



Fig. 9.



Man kann auch vermittelst der Elektrisirmaschine ein elektrisches Glockenspiel construiren. Bei Fig. 9 wird an den Conductor einer Elektrisirmaschine mit Hülfe eines metallenen Hakens eine Metallstange horizontal angebracht. An deren Endpunkten hängen zwei Glocken a und e, welche durch Metallkettchen befestigt sind. In der Mitte des Stabes hängt an einem Seidenfaden eine dritte Glocke c, diese steht mit der Erde vermittelst eines Drahtes in Verbindung. Zwischen diesen Glocken hängen zwei Metallkugeln b und d ebenfalls an Seidenfäden. Wird nun die Maschine in Bewegung gesetzt und dadurch mit positiver Elektricität geladen, so strömt das Fluidum durch den Stab in die beiden Seitenglocken a und e. Hierdurch wird die mittlere Glocke c, welche mit der Erde verbunden ist, von den Seitenglocken inducirt und mit negativer Elektricität geladen. Jetzt ziehen die Seitenglocken die Kugeln b und d an, erfüllen sie überwiegend mit positiver Elektricität und stoßen sie sogleich an die mittlere Glocke c, hierdurch werden sie wieder überwiegend negativ elektrisch und abermals an die beiden andern Glocken zurückgestoßen. Diese Bewegungen dauern so lange, als die Maschine thätig ist und fortwährend positive Electricität liefert. Die beiden Kugeln sind zwei Kraftwirkungen ausgesetzt. Abgestoßen werden sie von den beiden Glocken a und e, sobald sie positiv geladen sind; sowie dies geschehen, wirkt aber auch das negative Fluidum der mittleren Glocke c anziehend auf die positiv geladenen Kugeln; und umgekehrt, sobald die Kugeln von der mittleren Glocke überwiegend negativ wurden, werden sie von den andern Glocken wieder angezogen. Alles nach den bekannten Gesetzen, daß sich gleichnamige Fluida abstoßen und ungleichnamige anziehen.

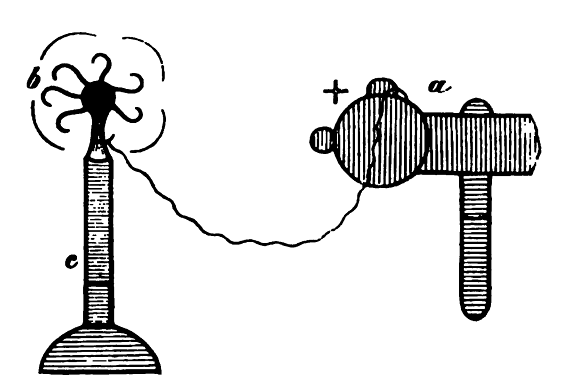
Um wieder auf die Leydener Flasche zu kommen, bemerke ich, daß man statt der Metallkugel b in Fig. 8, auch aus Hollundermark eine Spinne schneidet, deren Beine aus Seidenfäden verfertigt und dieselbe zwischen a und c aufhängt. Vermöge der elektrischen Anziehung und Abstoßung schwebt dieselbe hin und her, bis die Flasche successiv entladen ist. Man kann sie aber auch durch einen elektrischen Auslader plötzlich entladen. Dieser besteht aus einer Zange, deren Arme in zwei Kugeln endigen und mit isolirenden Handgriffen versehen sind. Mit der Kugel des einen Armes berührt man die äußere Flaschenbelegung und führt dann die Kugel des andern Armes in die Nähe der inneren Belegung, z. B. in Fig. 8. an die Glocke c. Sobald die Entfernung zwischen Kugel und Glocke so klein ist, daß der Widerstand der dazwischen befindlichen Luftschicht den Spannungen der Ladungen beider Belegungen nicht mehr das *Gleichgewicht* halten kann, gleichen sich die Elektricitäten aus, indem ein Kni-

stern entsteht und ein starker Funken überspringt, der um so größer wird, je intensiver die Ladung war.

Aus den vorstehenden Experimenten haben wir die Elektricität als bewegende Kraft kennen gelernt. Vermittelst derselben lassen sich große Körpermassen in Bewegung setzen. Aber nicht blos geradlinige Bewegungen werden damit erzeugt, sondern auch rotirende; große runde Metallplatten werden durch elektrische Ströme zur Rotation gezwungen.

Vorläufig gebe ich nur die Abbildung des elektrischen Rades, welches durch einen elektrischen Strom der Elektrisirmaschine in Rotation versetzt wird. Auf das Gestell c bei Fig. 10 wird eine leicht drehbare Zwinge gesetzt, an der mehrere an den Spitzen umgebogene Drähte b befestigt sind. Dieses Rad ruht zunächst auf einer Metallspitze, welche auf dem isolirenden Fuße c steht und ist

Fig. 10.



vermittelst einer Kette mit dem Conductor einer Elektrisirmaschine a verbunden. Läßt man von dieser einen Strom positiver Elektricität durch die Kette in das Rad ziehen, so dreht sich dies in der Richtung der Pfeile. Die Rotation des Rades währt so lange, als die Maschine in Thätigkeit ist. Im Dunkeln sind alle Spitzen leuchtend und bei Annährung der Hand gewahrt man, daß von einer jeden ein Luftstrom ausgeht. Es ist dies die Folge, daß die den Spitzen zunächst schwebenden Luftatome elektrisirt und weil gleichnamig elektrisirt, abgestoßen werden. Auch hierbei muß man wieder staunen über die höchst wunderbaren Wirkungen des elektrischen Fluidums, das weniger bemerkbar als die Luft, also feiner als die ist und doch so kräftig zu wirken vermag, daß durch dessen Strömungen nicht nur die atmosphärische Luft, sondern sogar Metallmassen bewegt werden. Das elektrische Rad gibt uns hierfür nur einen kleinen Beweis. Später will ich Beispiele anführen, wo große und dicke Metallbänder zur Rotation gezwungen werden. Vermöge dieser Eigenschaft hat die Elektricität zwischen Sonnen und Planeten die mächtigsten Funktionen zu vollziehen. Dies habe ich in meinem Werke: „Die Entstehung unseres Sonnensystems, die Bildung der Erde und Erzeugung der Individuen", mit größter Evidenz, durch Facta der Erfahrung und logische Schlußfolgen bewiesen. Auf diese bald er-

scheinende Schrift verweise ich die geehrten Leser; hier gebe ich nur die Resultate der Elektricität, welche aber meiner Theorie vielfach als Beweise dienen, und als Vorstudium nöthig sind. —

Fragen wir nun, wie ist es möglich, daß ein solch feines unsichtbares Fluidum so mächtig zu wirken vermag? So lassen sich noch unserm gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkte drei genügende Antworten geben.

Die ganz außerordentliche, wunderbar schnelle Beweglichkeit der Elektricität, so daß sie in der Stunde 60,000 Meilen durchläuft, ist einerseits dadurch zu erklären, daß dieses Fluidum der feinste, dünnste, fast immateriellste Stoff ist, den wir kennen. Vermöge dieser außerordentlichen Feinheit, sie ist dünner als Wasserstoff, ist auch eine außerordentlich schnelle Beweglichkeit möglich. Aber diese würde dennoch nicht in dem Grade stattfinden können, wenn das Fluidum nicht so eine außerordentliche Anziehungskraft zu gewissen Stoffen hätte. Es ist eine unwiderstehlich zwingende Kraft, welche die Elektricität und die Stoffe schnell zusammentreibt. Eine dritte Ursache dieser wunderbar schnellen Agilität ist die merkwürdige Eigenschaft, daß sich gleichnamige Elektricitäten blitzschnell abstoßen und fliehen, während ungleichnamige sich ebenso blitzschnell anziehen und vereinigen.

Also 1. die außerordentliche Zartheit, Dünne und Feinheit des Fluidums, 2. die große zwingende Hinneigung zu verwandten Stoffen und 3. die empfindliche Eigenschaft, daß sich gleichnamige Elektricitäten abstoßen und ungleichnamige anziehen, — diese drei Haupteigenschaften erklären die wunderbar schnelle Beweglichkeit der beiden elektrischen Fluida. Ebenso ist hierdurch ihre große massenbewegende Kraft erklärlich. Aber noch wunderbarer sind die Wirkungen der Elektricität in den Organismen! Bevor ich aber in das organische Reich gehen kann, muß ich erst alle mechanischen und physikalischen Funktionen darstellen, nur dann können jene verständlich werden. In Betrachtung dieser wunderbaren Wirkungen kamen einige Naturforscher auf den Gedanken, daß die Elektricität die Rolle der Lebenskraft in den Organismen zu spielen habe. Doch wurde diese Ansicht in neuester Zeit widerlegt; auch ich werde später das Irrige derselben aufzeigen. Vorläufig wollen wir aber erst die Wirkungen an den verschiedenen Apparaten und Stoffen betrachten und von den bekannten Erscheinungen zu den noch weniger bekannten forschreiten.

Ein Ausflug zu Pferde an der Küste des kaspischen Meeres. Abschied vom kaspischen Meere.

Von

Bestuscheff.

(Schluß.)

Die letzte Station vor dem alten Schamakha.

Ein teuflischer Weg, — göttliche Aussichten!

Alle Unruhe und Schwierigkeiten werden mir mit Wucher vergolten.

Noch vor Sonnenuntergang habe ich eine kleine Stadt erreicht, deren Name mir entschwunden ist, — die letzte Mensilinn vor Schamakha.

An keinem anderen Orte habe ich so armselige Baracken und Hütten vorgefunden. Da ist kein Baum vor den Wohnungen, kein Garten rund um das Dorf, und ohne allen Zweifel verlassen die Einwohner es während der Sommerhitze, um in die Berge zu gehen. Ueberdies ist in Asien die Nähe großer Städte kein Vortheil für die Dörfer, da sie nicht wie in Europa dazu dient, die Dörfer zu bereichern, sondern arm zu machen. Wenn ein Courier ein Pferd braucht, so nimmt er es außerhalb der Stadt, wenn ein Beg oder Nasir ein Fohlen oder ein Schaf verlangt, sucht man solche in den Dörfern. Wenn ihnen die Lust ankommt, eine Vergnügungspartie in freier Luft zu unternehmen, begeben sie sich gleichfalls in das Dorf. Der Besitzer eines Landstriches bezahlt sowohl der Trauer als der Lust des ersten Provinzialbeamten seinen Tribut. Niemand wagt zu sagen, — ich werde morgen in den Wald gehen, um Holz zu holen, oder meine Tochter soll sicherlich heute sein Weib werden. Dem Bauer ist nichts höher als Stockschläge und Steuern; dafür treffen ihn beide ohne Grund und ohne Noth. Fortwährend sehnen sich die Cirkassier nach der vergangenen Zeit zurück. — „Diese" sagen sie, „war eine goldene Zeit." O, ihr Menschen, wann werdet ihr zufrieden und in Uebereinstimmung mit dem Bestehenden leben!

Die Schluchten erweitern sich hier zu einer Ebene, durch welche

ein klarer Bach sich schlängelt. Die umgebenden Berge sind nicht zerrissen, wie der Styl Derjawine's, sondern abgerundet wie die Verse Jazykoff's und besitzen eine überraschende Vegetation, doch erblickt man nirgends Eichen oder Rosen. Nur hier und da werfen einige vorüberziehende Wolken Poesie auf diesen oder jenen Bergesgipfel. O, ich bin schon durch die Natur verwöhnt, wie ein glücklicher Liebhaber, ich bin hochmüthig wie ein Lord; ich lasse mich nicht herab, etwas Gewöhnliches oder Gemeines zu betrachten. Die brüllenden und wiehernden Heerden kehrten von ihren Weideplätzen zurück. Das Volk, das im Kreise umherlagerte, schwatzte und machte einen gewaltigen Lärm, während ich mich auf meiner Bunka ausstreckte, ruhig meine Pfeife schmauchte und abwechselnd den wohlriechenden Duft Amerikas und die reine Luft Asiens einsog. Um mich herum spielten halbnackte Kinder, weiterhin lagen ungeheure Kettenhunde, die mit ihrem mißtrauischen Knurren die Neuankommenden unterhielten; bisweilen schleppten Weiber Wasser in Krügen herbei und gingen, sie auf ihren Köpfen tragend, hin und her. Durch alle Abstufungen der Natur, von dem Menschen bis zu dem Stein herab, herrschte eine kindliche, so zu sagen biblische Einfachheit. Nur hier, nur im Orient wird man die Schilderungen und die Gebräuche der Bücher des alten Testaments begreifen. Die Hieroglyphe wird hier ein Buchstabe, — das Räthsel ein lebendiges Wort.

In einer Viertelstunde war Alles bereit, — die Pferde waren gesattelt und warteten. „Ist es weit bis zur Stadt?" „Zwei Agatsch Bigum." „Wie, ist das nicht zu viel?" „Vielleicht; wer hat es gemessen?" Es ist eine Entfernung von mehr als sieben Stunden. Gefällt es Gott, können wir zur Nacht nach dem Königreich Silk kommen, nach jener Stadt, die so gefeiert in unseren Liedern und Erzählungen ist, daß weder der Czar Czarewitsch, noch der Kronprinz, noch John der Kaufmannssohn wagen wird, ein Pferd zu besteigen ohne einen kaukasischen Sattel und einen seidenen Zügel von Schamakha.

Es werden zwei gute Pferde herbeigeführt, — gut deshalb nur, weil sie nicht beißen. Den Fuß im Steigbügel, die Peitsche in der Hand, und fort geht es in Eile. Ich reite den jähen Abhang hinauf, einen außerordentlich jähen Abhang eines sehr hohen Berges, ich erreiche den Gipfel, zerstampfe den unter meinen Füßen zerschmelzenden Schnee und eile, die Sonne zu begrüßen, die sich hinter den schwarzen Gebirgen von Karabakh verbirgt. Sie zieht sich wie ein Pascha in die unzugänglichen Thore ihrer Festung zurück, umgeben von ihren Janitschaaren, den von Gold und Purpur überströmenden Wolken. O, es ist durchaus unmöglich, sich ein Bild davon zu machen, ohne es gesehen zu haben, — und unmöglich, nachdem man es gesehen, die ganze Schönheit dieses Zwielichts zu beschreiben. Eine Art von zartem, durchsichtigem, violettem Nebel bedeckt wie ein Schleier diese ganze Gebirgswelt. Wie eine graue Taube, die aus des Himmels Höhen auf ihr väterliches Dach hernieder-

steigt, so senkt sich der Liebreiz des Zwielichts auf die Erde herab, und es scheint Dir, als hörtest Du die Bewegung seines Flügelschlages und als fühltest Du auf Deinen Wangen den Thau, der von seinen duftenden Schwingen herabträufelt. Ringsum ist Alles in Schweigen versunken, — Alles, von der Stimme der Natur bis zu den Leidenschaften des Menschen hinab, die durch das fromme Schweigen des Gebets erstickt scheinen, das der Himmel mit seinem Segen empfängt. Nein, nicht ohne Grund sind die Berge die ursprünglichen Tempel gewesen und Danksagungen die einzige Art von Gebeten. Von der rauhen Hand des Mißgeschickes berührt, hat sich wenigstens mein Gemüth, wie die Mimosa, stets geschlossen, und weder die Stille der Einsamkeit, noch der Weihrauch des Gebets haben es wieder geöffnet. Wenn der Todeslöwe an meiner Seite brüllte, — wenn ein Donnerschlag nach dem anderen mein Herz erschütterte, — dann habe ich, das gestehe ich, es nicht für Kleinmuth gehalten, die Verzeihung des Allerhöchsten zu erflehen; ich meinte die ewige Gerechtigkeit durch den Gedanken zu beleidigen, daß eine späte Reue oder ein Gebet am unrechten Orte die Rathschlüsse der Ewigkeit ändern könnte. Ich beugte dann mein Haupt und sagte: „Dein Wille geschehe." Wenn aber Gott mit seinem Athem die Wellen des Meeres belebte und wenn diese daherrollend sich wie eine Mauer in der Ferne erhoben, bemüht aber unfähig, mich zu verschlingen; wenn der Allmächtige mir solche seltene, höchst seltene, aber mit reiner und heiliger Freude erfüllten Momente sandte, dann war meine Freude ohne anderes Interesse und meine Danksagung ein Echo seiner erhabenen Wohlthat, die sich in Thränen der tiefsten Erregung, in Thränen der Freude ausdrückte, die selbst lang nachfolgendes Mißgeschick nicht zu trocknen vermochte. Das Schicksal hat meine Schritte mitten durch Dornen und Steine, durch Nacht und Sturm geführt; aber auch mir haben die Sterne bisweilen geleuchtet, und ich konnte nicht genugsam jeden Strahl segnen, der auf mich fiel. Gar oft, wenn ich auf den Höhen der Berge umherirrte, haben mich jene Funken der Glückseligkeit erreicht. Dann verstand ich in tiefster Seele den Lobgesang: „Ruhm dem Herrn des Himmels und Frieden auf Erden."

Ich steige nieder und wiederum klimme ich zum Gipfel hinan. Die Erde schlummert in den Armen des Himmels. Wie ist auch der Himmel ein Feuermeer! Ich sehe und kann nicht aufhören zu sehen. Kann ein Mensch die Unendlichkeit erschöpfen? Kann das Herz der ewigen, unnachahmlichen Schönheit überdrüßig werden? Die Sonne gießt aus ihrem unsichtbaren Auge das Scharlachroth von dem Gesicht des Abends aus. Die Wolken spielen am Horizont und verändern jeden Augenblick ihre seltsamen Gebilde, indem sie sich in die nächste Dunkelheit versenken. Ja, der Himmel ist in diesem Augenblick in Nachdenken versunken; jene Wolken gleichen jetzt den Visionen der Gerechten, die nun in den Schlaf sinken, und gehören gleichzeitig

dem Himmel und der Erde, — diesem Leben hinieden und dem Jenseits an.

Siehe! die Nacht ist hereingebrochen und hat den Himmel verschwenderisch mit Sternen besäet, die glänzend, aber auch geheimnißvoll von dieser blauen Decke herabscheinen; die Gedanken des Weltalls sind immer klar, immer unwandelbar; sie sind Buchstaben, aus denen wir mit Mühe ein Wort zusammensetzen können, und dieses Wort heißt Gott!

Wir schreiten unaufhörlich vorwärts, der Weg aber scheint endlos zu sein. Schamakha schien ein oder zweimal mitten aus den Wolkenwogen hervorzubrechen und verschwand dann wiederum. Ich war mehr als einmal nahe daran, in den Morast zu versinken, in jeder Höhlung, die der aufthauende Schnee gebildet hatte. Oft sank auch das Pferd bis an die Brust hinein, und um es wieder herauszuziehen, bedarf es zum wenigsten zehn Peitschenhiebe und zwanzig russischer und tartarischer Flüche. Wenn nur der Mond scheinen wollte! Während von ihm die Rede ist, wird er sichtbar und tritt gerade bei unserem Rufe auf einmal aus den Wolken hervor. Er schreitet ohne zu gehen und leuchtet ohne zu erscheinen; bisweilen macht es ihm Vergnügen, mit den Sternen zu wandern; bisweilen verfolgt er die Sterne und denkt nicht daran, einem anständigen Reisenden das nöthige Licht zu gewähren. O Mond! vergiß Deine Pflicht nicht — schmolle nicht mit mir, oder ich werde Dir einen Proceß an den Hals werfen!

Doch betrachten wir den Mond ganz prosaisch.

Zunächst also: — das Alter dieses koketten Alten ist sehr zweifelhaft. Viele Leute behaupten, daß der Mond der Großvater der Erde sein könne, andere meinen, er habe in früheren Zeiten das Amt eines Kometen verwaltet; wie der ewige Jude sei er im ganzen Weltall herumgewandert und habe en passant das eine Himmelsystem mit einem anderen vertauscht, so wie wir es mit den philosophischen Systemen machen. Sodann hätte die Centripetalkraft der Erde ihn angezogen, er sei ihr beständiger Satellit geworden und ziehe bis zu unserer Zeit der Erde nach; er stehe mit der Ebbe und Fluth und mit den Asylen der Mondsüchtigen in Verbindung und werfe Bruchstücke seiner Vulkane aus, indem er die Erde, seine Herrin, von Zeit zu Zeit mit einer Ladung Luftsteine und Sternschnuppen beschenke.

Man behauptet, daß die Flecke, welche die Dichter für die Augen, die Nase und den Mund des Mondes ansehen und das Volk für das Angesicht Kains — der nach der Sage verdammt wurde, den Leichnam des Bruders, den er getödtet hatte, unaufhörlich fortzuschleppen — nur die Schatten ungeheurer Gebirge auf dem Monde und das Innere unermeßlicher Abgründe sind, welche die Sonne nicht zu beleuchten vermag. Der Wahrheit am nächsten steht jedoch wohl die Behauptung, die diese Flecke für Runzeln des Alters erklärt.

Der ehebrecherische Mond ist nicht nur der Helfershelfer der Ver-

liebten. Leset Basil Hall, und ihr werdet den Mond als den Verbündeten der Schmuggler uud Seeräuber wiederfinden. Was die Landräuber angeht, so könnt Ihr Euch an mich selbst wenden; ich werde Euch so manche interessante Dinge von jenen Mondrittern erzählen, obgleich sie niemals Ritter vom Mondorden gewesen sind.

„Apropos, Tchapar, giebt es keine Räuber hier?"

Von Räubern, antwortete er, hören wir jetzt nichts mehr. Es ist länger als einen Monat her, seitdem ein einzelner Mann getödtet worden ist, — Räuberein kommen hin und wieder vor, — die jungen Leute müssen sich ein wenig unterhalten; das sind jetzt Kleinigkeiten, aber in früheren Zeiten, — ruhig Hund! — hören Sie? — Ruhe, sage ich dir. „Nun was war früher, Tchapar?" Der Hund hört nicht auf zu bellen, er hat die Fährte irgend einer Bestie gewittert.

Mein Windspiel blieb stehen, kratzte den Boden, spitzte die Ohren und sprang dabei rückwärts und vorwärts. Könnten nicht im Ernst Räuber in der Nähe sein? Ich machte mein Pistol schußfertig, spornte mein ermattetes Pferd und ritt den Hügel hinauf, auf den der Hund mit wüthendem Gebell lossprang.

Der Mond schien gerade auf den Gipfel und da ...... Es ist Sitte in allen Bergen des Kaukasus, einen Kiosk auf den Gräbern der Scheiks oder Pins, d. h. der Männer, die sich um Allah wegen ihrer muselmännischen Unbescholtenheit wohl verdient gemacht haben, zu errichten. Diese Kios werden häufig dem Gedächtniß von Pilgern, die zu Mecca gestorben, oder Männern gewidmet, die in auswärtigen Kriegen gefallen sind. Jeder Vorübergehende reißt ein Stück von seiner Bekleidung ab, steckt es auf eine der Stangen, die zu diesem Zwecke da aufgestellt sind, betet für die Seele des Verstorbenen und erfleht eine glückliche Reise vom Himmel. Auf der Spitze des Hügels, den ich gerade erstiegen hatte, befand sich ein roher und flacher Stein und auf ihm ein menschlicher Schädel, der eine blanke Silbermünze zwischen den Zähnen hielt. Ich schauderte, als ich diese leblosen Ueberbleibsel eines menschlichen Wesens erblickte. Es war grauenhaft anzusehen; die Augen des Schädels hatten das Ansehen der Holzkohle und die Zähne die Lage, als wollte er sie eben knirschend zusammenbeißen.

Auf meinen Ruf eilt der Tchapar herbei, sieht und wird bleich wie ein Leichentuch. „Allah, Allah", sagt er, „nach welchem verdammten Platze sind wir hingerathen? Ich hatte absichtlich diesen Hügel vermieden, und nun sind wir doch hier. Aga, dies ist eine böse Vorbedeutung. Lassen Sie uns einen Streifen als Opfer abreißen und lassen Sie uns gehen, daß Allah uns unter seine Obhut nehme."

Und indem der Tchapar seine Gabe abriß, war er bereits davon geeilt, während Entsetzen sich in seinem Gesichte abspiegelte. Als ich ihn wieder erreichte, wandte er sich um und trieb sein Pferd an.

„Wer liegt hier begraben, Tchapar? Aus welchem Grunde ist

der Schädel, dem Gebrauche der Gläubigen entgegen, auf den Leichenstein gestellt?"

„Hier liegt ein großer Verbrecher, und auf dem Flecke ruht ein böser Fluch;" und der Tchapar begann mir die Geschichte eines Uebelthäters zu erzählen, dessen Seele von der Hölle abgewiesen und von der Erde zurückgestoßen worden war.

„Wer da?" rief die Schildwache am Eingange von Schamakha.

Ich rieb die Augen vor Erstaunen, als wenn ich aus den Zeiten der Vergangenheit vor das Thor von Schamakha versetzt worden wäre.

„Ein Soldat," antwortete ich der Schildwache.

„Der Name?" war die weitere Frage, als man bemerkte, daß ich ein Fremder war.

„Alexander Marlinski."

„Ich bitte um Ihren Paß."

Was wird aus Schleswig Holstein?

Von

Dr. L. Köppe.

Glücklich die Völker, welche es verstehen, ihre Aufgaben rasch einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen. In dieser unschätzbaren Fähigkeit besitzen sie die Kraft und die Mittel, nach außen sich Ansehen und Geltung zu verschaffen; ihr verdanken sie die innere Freiheit und das Glück eines festgegründeten, auf sich selbst beruhenden staatlichen Daseins. Der sittliche Wille eines Volks, das sollten wir Deutsche niemals vergessen, prägt sich in seinen politischen Thaten aus; sie allein sind es, die ihm seinen Rang und seine Machtstellung in der Welt anweisen. Was eine Nation werth sei und gelte, erkennt man an den Früchten ihrer Politik, an der Art, wie sie ihre Pflichten zu erfüllen sucht. Ist es ihr gegeben, die großen Aufgaben, die entscheidenden Lebensfragen, welche im Lauf der Jahrhunderte an sie herantreten, bei dem rechten Zipfel anzufassen, fühlt sie sich gebunden, ihre volle Kraft daran zu setzen und nicht eher zu ruhen, bis das Ziel vollständig erreicht ist, so wird sie mit jeder Aufgabe größer werden, mit jedem glücklichen Wurf ihre Macht wachsen sehen. Wie steht es dagegen um die nationale Sache in den Ländern, wo wie bei uns, die Bedingungen des frischen politischen Handelns gar nicht oder nur theilweise vorhanden sind, wo es den Häuptern an gutem Willen oder an der nöthigen Entschlußkraft, den einzelnen Gliedern an den materiellen Mitteln der Macht, dem ganzen Volksorganismus an einer einheitlichen Leitung fehlt. Schwache Anläufe zu einer befreienden That, unbeholfene Versuche, Scheinerfolge, wirkliche Niederlagen und schmerzliche Verluste bezeichnen die traurige Richtung, in welcher hier die politische Thätigkeit der Nation verläuft. Mit jedem Fehlschlag thürmen sich neue Hindernisse auf, welche ihr die Aufgabe erschweren. Aber jede wirkliche Lebensfrage, deren Entscheidung in's Un-

gewisse hinausgeschoben ist, kehrt früher oder später in veränderter Gestalt, mit neuen Verwickelungen, unter ungünstigeren Umständen wieder und fordert gebieterisch ihre Lösung. Das ist eine unabänderliches Gesetz der Geschichte, dem die Völker und die Einzelnen unterworfen sind.

Schleswig-Holstein, gegen das wir selbst in der günstigsten Zeit unsere Pflichten versäumt, es ist jetzt unter Verhältnissen, wie sie schlimmer kaum gedacht werden können, zur entscheidenden Lebensfrage für das ganze deutsche Vaterland geworden. Denn es handelt sich nunmehr darum, ob Deutschland noch im Rathe der Nationen mitzählen oder zum Spielball der fremden Mächte herabsinken soll; ob es ferner eine selbstständige Geltung behaupten oder allmälig der Vernichtung anheimfallen wird; ob es auf seine Zukunft verzichten oder durch eine nationale That von neuem Macht und Ehre gewinnen will. Nicht in dem Drange überschwänglicher patriotischer Gefühle, nicht in der Aufregung einer unklaren Nationalitätsschwärmerei, ruhig und leidenschaftslos sprechen wir die Ueberzeugung aus: Deutschland wird auf lange Zeit aus der Reihe der großen, sich selbst bestimmenden Nationen treten, es wird der ausländischen Diplomatie und Gewaltthätigkeit zur Beute werden, wenn es zum zweiten Male nicht gelingt, das deutsche Recht in Schleswig-Holstein zur Geltung zu bringen. Wir sehen die Dinge wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Wir betrachten sie mit unbefangenen Augen und vergleichen sie mit analogen Erscheinungen unserer Geschichte, um die Räthsel der Zukunft zu deuten. Ein Blick auf die deutsche Vergangenheit lehrt, daß die Auflösung des alten Reichskörpers in dem Augenblick begann, wo die Nation, durch Uneinigkeit geschwächt und tief entmuthigt, nicht mehr die Energie besaß, den frechen Eingriffen in ihr Eigenthum zu wehren. Eine Provinz nach der andern ging dem Reiche durch die Ränke der Diplomatie verloren. Zuerst wurde Elsaß von Oesterreich an Frankreich verkauft, das darauf mitten im Frieden die deutsche Reichsstadt Straßburg besetzte und raubte. Dann wurde Lothringen im vorigen Jahrhundert von Oesterreich an Frankreich abgetreten und dafür das Großherzogthum Toscana eingetauscht. Nachdem man dieses Arrangement getroffen, wurde dem deutschen Reichstage ohne Weiteres eröffnet, daß die beiden Großmächte im Interesse des Friedens und des europäischen Gleichgewichts für gut befunden hätten, Frankreich auf Kosten Deutschlands und Oesterreich auf Kosten Italiens zu vergrößern. Der Reichstag sah sich nach einigem Sträuben genöthigt, zu der Beraubung Deutschlands nachträglich seine Zustimmung zu geben. Freilich fehlte es auch in jener unheilvollen Zeit nicht an echten Vaterlandsfreunden, die ihre mahnenden und warnenden Stimmen erhoben. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, allen als ein Vorbild des entschlossenen und thatkräftigen Patriotismus voranleuchtend, war ohne Unterlaß bemüht, *die Nation* auf den Weg der Ehre und der Pflicht zurückzuführen.

Als in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Franzosen, die Schweden, die Dänen auf ihren verheerenden Raubzügen in Deutschland immer weiter vordrangen, forderte er die deutschen Fürsten auf, gemeinsam dahin zu wirken, daß den Fremden die Lust, das Reich weiter zu invadiren, durch einmüthiges Zusammenhalten der sämmtlichen Fürsten möchte benommen werden." Aber die pflichtvergessenen Führer der Nation waren taub gegen seine Vorstellungen und Mahnungen. Da erließ er in patriotischem Unwillen über die fortgesetzten Vergewaltigungen den berühmten Aufruf an die deutsche Nation, in welchem er sagte: „Wir Deutsche haben unser Blut, unsere Ehre und unseren Namen dahin gegeben und Nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten fremder Nationen und des uralten hohen Namens fast verlustig gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oder anders, als fremder Nationen Gefangene!" Den Worten ließ er die That folgen; sein Schwert war es, das nach dem Gewaltstreich von 1687 die Dänen zwang, den Herzog von Gottorf in seine Rechte zu Schleswig wieder einzusetzen.

Aber sein Beispiel blieb ohne Nachfolge, alle Mahnrufe der Patrioten verhallten wirkungslos wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Die sprichwörtliche Unmacht und Uneinigkeit des Reichs reizte fortwährend die Eroberungsgelüste des Auslandes, Deutschland ward zum europäischen Kriegstheater und zum Spielball der fremden Mächte. Dem schmachvollen Gebahren der Reichsfürsten entsprach die Mißachtung des deutschen Namens, und was das Schlimmste war, die Nation verlor mit dem Glauben an sich selbst und an ihren Beruf auch die Fähigkeit, zu einer rettenden That sich aufzuraffen. Es traf ein, was geschehen mußte, nachdem man ruhig Jahrhunderte lang den Zerstörungsproceß sich hatte vollziehen lassen. Das alte Reich stürzte zusammen, die schwerste Prüfungszeit, eine Periode beispielloser Schmach und Erniedrigung, brach über das Vaterland herein. Schon sah es sich der völligen Verrichtung preisgegeben, als die Nation aus den Tiefen des Untergangs, aus dem Abgrund der Schande an dem gewaltigen Arm der Freiheit sich emporrichtend, das Joch der Fremdherrschaft zerbrach und sich ein neues selbstständiges Dasein schuf. Aber wir alle wissen genugsam, wie wenig die wirklichen Erfolge den ungeheuren Anstrengungen und Opfern entsprachen, welche die Befreiung Deutschlands gekostet. Die früheren Verluste wurden nicht ausgeglichen, die Rechte des Volks auf Selbstbestimmung und Selbstregierung nicht anerkannt, und, was wir besonders heute schmerzlich empfinden, das Gefüge des politischen Neubaues erlangte auch nicht annähernd eine solche Festigkeit, daß den Fremden „die Lust, das Reich zu invadiren," vergangen wäre.

So ist es denn erklärlich, daß der Appetit nach deutschen Provinzen sich allgemach bei unseren Nachbarn wieder eingefunden hat. Seit dem Jahre 1840 schielen die Franzosen mit unverkennbarer Lüsternheit nach den herrlichen Rheinlanden. Italien, das seine Hauptstadt und zwei mäch-

tige Grenzmarken noch immer in den Händen der Fremden steht, tröstet sich schon mit dem Gedanken, den südlichen Zipfel von dem alten deutschen Reichslande Tyrol loszutrennen. Sogar die Polen durften im vorigen Sommer es wagen, alles deutsche Land, das jemals zu Polen gehört hat, als ihr Eigenthum zurückzufordern, während sie selbst mühsam zu einem selbstständigen Dasein sich emporzuringen suchten. Wenn es schon wieder soweit gekommen ist mit der Mißachtung Deutschlands, was Wunder, daß die Dänen gierig ihre Hände nach den Elbherzogthümern ausstrecken; was Wunder, daß die Großmächte, gestützt auf ein diplomatisches Arrangement, ohne Zuziehung des deutschen Bundes über deutschen Grund und Boden verfügen.

Es wird jetzt beinahe achtzehn Jahre, als das kleine Dänemark zum ersten Male Miene machte, uns das deutsche Schleswig-Holstein zu entreißen. Christian VIII. erließ am 17. Juli 1846 den „offenen Brief," der das dänische Erbfolgegesetz auf Schleswig ausdehnte und somit dessen Einverleibung in das Königreich Dänemark aussprach. Die Grundzüge der Gesammtstaatsverfassung waren bereits festgestellt, als der Tod den König ereilte. Friedrich VII. publicirte am 28. Januar 1848 den Entwurf seines Vorgängers und berief zur Berathung Notabele aus allen Theilen des Reichs nach Kopenhagen. Den Schleswig-Holsteinern wurden große konstitutionelle Zugeständnisse geboten, um sie für die Reichseinheit mit den Dänen zu gewinnen. Aber sie widerstanden allen Lockungen, sie erkannten die ihrer Nationalität gelegten Fallstricke, sie wollten Deutsche sein und bleiben. „Was soll Dänemark mit uns, sagten sie, was wir mit Dänemark? In den vierhundert Jahren der Personalunion haben wir nicht gelernt, Kopenhagen als unsere Hauptstadt, als den Mittelpunkt unseres politischen, socialen oder gar geistigen Lebens anzusehen; vielmehr hat die jüngste Zeit in demselben Maaße, als sich in allen Landen die Gravitationen vereinfachten, uns nur mehr und mehr den scharfen Gegensatz empfinden lehren, der zwischen hier und dort ist. Und nun sollten wir unser Antlitz dorthin wenden? Sollten den Mittelpunkt, Heerd und Heerdsflamme unseres staatlichen Daseins dort suchen? Schnell würde und müßte der Verfassung eine raschere, centralisirtere, eingreifendere Administration folgen, und deren Sitz würde Kopenhagen sein; dort würde unsere Jugend die Schule ihres Staatsdienstes, bald die Prüfungen zu denselben, bald die Studien für diese machen; dorthin würde sich aller edler Wetteifer, aller Ehrgeiz wenden, dort sich alle Anknüpfungen persönlichen Einflusses schürzen und bis in die Salons, in die Familien hinein festsetzen; dorther uns alle Impulse des öffentlichen Lebens kommen. Wir würden zu unserer Muttersprache dänisch lernen müssen, um in den beschließenden Reichsversammlungen zu verstehen und verstanden zu werden; die dänische Monarchie würde unser Vaterland, die Lande diesseits der Königsau Departements für *das* Klein-Paris Kopenhagen werden; wir würden Deutsch-Dänen, poli-

tische Zwitter, ein Mulattenvolk. — Nimmermehr! Wir sind nicht gemeint, um welchen Preis auch immer Verrath an uns selber und an Deutschland zu üben. Wir wurzeln in Deutschland; mit aller Liebe, mit aller Kraft, mit dem unerschütterlichen Ernst unseres Willens hängen wir fest an Deutschland."

Das waren keine leeren Worte. Die Schleswig-Holsteiner ergriffen die Waffen für ihr gutes deutsches Recht und sühnten mit ihrem Blute die Treue gegen das Vaterland. Aber wie erfüllte Deutschland seine Aufgaben und Pflichten, als es galt, die schleswig-holstein'sche Frage mit den Waffen zu lösen? Nicht nur von der gesammten Nation, sondern auch von den Fürsten Deutschlands und namentlich von Friedrich Wilhelm IV. wurde die Erhebung der Schleswig-Holsteiner als gerechte Nothwehr, wurde die Verpflichtung Deutschlands anerkannt, dem Bundeslande Holstein sein Recht auf unzertrennliche Verbindung mit Schleswig durch alle geeigneten Mittel zu sichern. Als die Feindseligkeiten im Frühjahr 1848 begannen, war es für Deutschland eine wahre Kleinigkeit, mit einem Schlage dem Kampfe um die Rechte der Herzogthümer ein ehrenvolles und befriedigendes Ende zu bereiten. Diese Rechte konnten nur durch den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund dauernd gesichert werden. Der Bund selbst erkannte dies an und beauftragte unterm 12. April die preußische Regierung, den Eintrit Schleswigs zu erwirken. Das Ministerium Camphausen überließ es der Kamarilla in Potsdam, diesen Auftrag in ihrem Sinne und in ihrem Interesse auszuführen, und erklärte am 24. April zum Erstaunen von ganz Deutschland, die Aufnahme des Herzogthums Schleswig in den deutschen Bund solle nicht durch Waffengewalt erzwungen werden. Gleichzeitig machte der dänische Minister des Auswärtigen bekannt, die Truppenaufstellungen der deutschen Regierungen hätten nur den Zweck, die schleswig-holsteinschen Rebellen im Zaume zu halten; es sei Preußens innigster Wunsch, mit Dänemark in Frieden und Freundschaft zu bleiben. Schon vorher hatte der preußische Gesandte von Wildenbruch dem Kopenhagener Kabinet eine Note übergeben, worin es unter Anderem hieß: „Preußen wünsche vor allen Dingen, die Herzogthümer Schleswig-Holstein dem König-Herzog zu erhalten. Es liege im Interesse Dänemarks, daß die deutschen Fürsten sich der Angelegenheit kräftig annehmen. Das Einrücken preußischer Truppen in Holstein habe den Zweck, zu verhindern, daß die republikanischen Elemente Deutschlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der Selbsterhaltung hätten appelliren können, sich der Sache bemächtigen."

Nach diesem Programme der dynastischen Kabinetspolitik wurde der Interventionskrieg geführt. Die preußischen Truppen in Holstein mußten ruhig zusehen, wie die „deutschen Rebellen" in Schleswig von den Dänen gezüchtigt wurden. Während eine dänische Kreuzerflotille die preußischen Seehäfen blokirte und preußische Handelsschiffe in Be-

schlag nahm, verlor das Ministerium seine Zeit mit leeren Unterhandlungen und weigerte sich aus „christlichen Bedenken", die üblichen Kaperbriefe auszugeben. Erst ein Ereigniß wie das Blutbad von Flensburg, das die in der Nähe befindlichen Preußen leicht hätten verhindern können, war im Stande, den Befehl zum Vorrücken der Truppen zu erzwingen. Aber die künstlichen Zögerungen hatten damit keineswegs ihre Endschaft erreicht. Am 12. April rückte General Bonin in Schleswig ein, aber nur mit zehn Bataillonen und ohne Geschütz. Erst zehn Tage später übernahm General Wrangel den Oberbefehl. Durch die Erstürmung der Dannewirke und durch die siegreiche Schlacht bei Schleswig ward endlich die Ehre der durch die Revolution aus Berlin vertriebenen Garden wieder hergestellt und dem Soldatenthum ein neuer Aufschwung gegeben. Aber es lag nicht im Interesse der Kamarilla, den Krieg mit Ernst und Nachdruck zu führen. Nachdem die geheimen Absichten erreicht waren, that man gewaltig erschrocken über die drohenden russischen Noten, auf die man unter der Hand längst vorbereitet war. Wrangel mußte sich unter dem Hohn der Dänen zurückziehen und sogar Schleswig räumen. Es wurden nicht einmal mäßige Forderungen an Dänemark gestellt, und nach dieser Preisgebung der deutschen Sache unterhandelte man in der ungünstigsten Lage wegen eines Separatfriedens, den man mit dem Schwerte dictiren konnte.

Dies war das Ende des siegreichen Zuges gegen die Dänen, den Preußen angeblich zur Wahrung der deutschen Interessen unternommen hatte. Trotz seiner Siege erlangte es nichts als den schmachvollen Waffenstillstand von Malmoe und den nicht weniger schmachvollen Berliner Waffenstillstand, der, beide Herzogthümer trennend, Schleswig einer besonderen Landesverwaltung unterwarf und Holstein der bisherigen Statthalterschaft überließ. Unbeirrt durch den Abfall Preußens faßte die letztere den heldenmüthigen Entschluß, den Krieg gegen Dänemark allein fortzusetzen. Zu dem Ende berief sie den preußischen General Willisen nach Kiel und übertrug ihm den Oberbefehl über die schleswig-holsteinische Armee. Daß sie hinfort auf die Unterstützung Preußens und Deutschlands nicht mehr rechnen durfte, ward ihr jetzt durch den Präliminar-Friedensvertrag klar, den das Berliner Cabinet mit Dänemark abschloß. In diesem Vertrage war von dem Rechte Schleswigs, mit Holstein ewig und unzertrennlich zusammen zu bleiben, gar keine Rede. Die Schleswiger sollten zu einem „Mulattenvolke", zu einem der Zwitterdinge gemacht werden, wie die Diplomatie sie liebt; Schleswig sollte nicht zu Dänemark und nicht zu Holstein gehören, und doch mit Dänemark einerseits und mit Holstein andererseits verbunden sein. Das nannten die preußischen Diplomaten die Selbstständigkeit Schleswigs begründen.

Auf Grund dieses Vertrags schloß Preußen in seinem und des *deutschen* Bundes Namen am 2. Juli 1849 einen inhaltsleeren Defini-

tivfrieden ab, der den Herzogthümern den Schutz Deutschlands entzog, aber die Fortführung des Krieges ihnen anheimgab. Nach dem Friedensschlusse konnte indessen der König von Dänemark als Herzog von Holstein gemäß dem Bundesrechte die Intervention des deutschen Bundes in Anspruch nehmen, um in Holstein seine legitime Autorität wiederherzustellen. Und wenn der Bund sich der Vermittelung enthielt, oder wenn dieselbe keinen Erfolg hatte, so sollte es dem Könige von Dänemark freistehen, Holstein mit Gewalt unter seine Autorität zu beugen. Nicht genug also, daß man die schleswig-holsteinische Frage um jeden Preis sich vom Halse schaffte, erröthete man nicht einmal, dieselbe gerechte und deutsche Sache, für welche Preußen seine Ehre und das Blut seiner Truppen eingesetzt, für Rebellion und Hochverrath zu erklären.

Die Abtrünnigkeit Preußens zu beschönigen, brachte die Diplomatie, indem sie das Interesse des europäischen Gleichgewichts zum Vorwand nahm, am 2. August in London ein Protokoll zu Stande, worin die Mächte einmüthig den Wunsch aussprachen, daß die Integrität der dänischen Monarchie, wie sie vor dem Kriege bestanden, aufrecht erhalten würde. Den durch die dänische Revolution erst im Jahre 1848 geschaffenen rechtswidrigen Zustand der Monarchie anerkennen, hieß die Uebergriffe und Vertragsbrüche der Dänen billigen, hieß die Einverleibung Schleswigs in Dänemark gutheißen. Daß die Rechte der Herzogthümer nichts mit dem europäischen Gleichgewicht zu thun hatten, sah Jedermann ein, aber wie Preußen einer Erklärung, welche diesen Rechten die Anerkennung weigerte, beitreten konnte, war geradezu unbegreiflich, wenn man nicht die Ursachen seiner politischen Umkehr und das Bedürfniß, sich vor dem eigenen Gewissen und vor der Welt zu rechtfertigen, in Rechnung zog. Das erste Londoner Protokoll sollte der Deckmantel für die Sünden einer Politik sein, die nach einem kurzen Phaetonfluge erschöpft in den alten Schwächezustand zurücksank, und reuig in Olmütz Buße that. Erklärten sich die Mächte, wenn auch nur indirekt und auf verblümte Weise zu Gunsten der dänischen Usurpation, so glaubte das Berliner Kabinet seiner Verpflichtung gegen die Herzogthümer ledig zu sein.

In Folge des Friedensvertrags vom 2. Juli verließen die preußischen Truppen Holstein, und die dänische Regierung hatte nun für die Wiederherstellung ihrer Autorität in den Herzogthümern völlig freie Hand. Ihren Gewaltthaten setzte indeß die Statthalterschaft von Holstein einen energischen Widerstand entgegen. Kaum hatten die Preußen das Land geräumt, so rückte das schlagfertige schleswig-holsteinische Heer in Schleswig ein und drang bis Idstedt vor, während die Dänen Rendsburg besetzten. Zum dritten Mal erneuerte sich das blutige Kriegsspiel, zum dritten Mal in drei Jahren wurde die uralte deutsche Grenzmark mit dem Blute deutscher Jünglinge und Männer gedüngt. Der

Heldenkampf, den das verlassene und verrathene Volk von Schleswig-Holstein gegen die dänische Uebermacht bestand, reinigte wenigstens den Schild der deutschen Ehre von dem Flecken des preußischen Abfalls, so unheilvoll auch der Ausgang war. Zwar wurde der Angriff der an Zahl weit überlegenen dänischen Armee bei Idstedt glücklich abgewiesen, aber die blutige Schlacht endete mit dem von Fabius Cunctator Willisen befohlenen Rückzuge der Schleswig-Holsteiner. Obwohl nun der größere Theil Schleswigs in feindliche Gewalt gerieth, hüteten sich doch die Dänen, es noch einmal auf eine Hauptschlacht ankommen zu lassen. Auf die Vertheidigung sich beschränkend, zogen sie es vor, die Intervention Preußens und Oesterreichs anzurufen. Und diese Intervention wurde gewährt. Das schleswig-holsteinische Volk ward von den deutschen Großmächten, die ein Heer von 56,000 Mann gegen die Herzogthümer anrücken ließen, gezwungen, die Waffen niederzulegen, jedoch unter der wiederholten Zusage, daß die Rechte des Landes gewahrt werden sollten. Schleswig-Holstein fügte sich dem Machtgebote Deutschlands. Das schleswig-holsteinische Heer ward aufgelöst; das ganze Kriegsmaterial den Dänen überliefert und zuletzt, wie man es nannte, die Gewalt des rechtmäßigen Landesherrn wieder hergestellt.

Nach diesem tragischen Ausgange des blutigen Kampfes traten die Diplomaten, sieben Mann hoch, in Downingstreet zusammen, um den Zertretenen auch die Hoffnung auf eine Erlösung für die Zukunft zu rauben. Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 stürzte die bestehende dänische Thronfolgeordnung um, indem es zugleich die Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark zu verewigen suchte. Zerrissen wurden die uralten Bande, welche gemeinsame Abstammung, Sprache Sitte, Gesetzgebung und Verwaltung um Schleswig-Holstein geschlungen. Diese völkerrechtswidrige Unthat ward ohne Sang und Klang von der Diplomatie am grünen Tische vollbracht. Die Integrität der dänischen Monarchie lieferte ihr den Vorwand, die Schwächung Deutschlands war der Zweck, denn was war es für ein Land, um dessen Besitz oder Verlust es sich handelte? Hören wir darüber Georg Waitz, den neuesten Geschichtsschreiber der Herzogthümer. „Schleswig-Holstein, schreibt er, ist der Theil des deutschen Gebiets, welcher fast am meisten an dem Verkehr und den Interessen des Meeres Antheil gehabt hat. Nur die Mündungen des Rheins und die benachbarten holländischen Küsten sind in dieser Beziehung zeitweise voran gewesen. Wenn diese zunächst die Aufforderung hatten, die deutschen Lande mit den fremden Welttheilen in Verbindung zu setzen, so fand dagegen der Verkehr des nördlichen Europa auf jener Halbinsel (zwischen Elbe, Nord- und Ostsee) seinen natürlichen Mittelpunct; man schiffte von hier nach den gegenüberliegenden Küsten der Nord- und Ostsee; ihre Schiffe, ihre Producte begegneten sich in den Stapelplätzen, die hier errichtet waren. Die Größe Lübecks und Hamburgs ist nur der Höhepunct einer Entwickelung, die mit der

ältesten Zeit der Geschichte ihren Anfang genommen hat. Es sind auf diesen Wegen aber auch andere Resultate erzielt worden. Wie diese Lande in den Anfängen der neueuropäischen Geschichte der britischen Insel ihre deutsche Bevölkerung gaben, so sind später die fernen Gestade der Ostsee, Livland und Kurland zum großen Theil von hier aus kolonisirt und in den Kreis des deutschen Lebens hineingezogen worden.

„Darüber ist kein Zweifel, daß eine Erhebung Deutschlands zur See wesentlich von diesen Landen abhängt. Seine größte Handelsstadt Hamburg liegt auf holsteinischem Gebiete; nur hier finden sich Kriegshäfen, nur hier ist eine Verbindung der beiden deutschen Meere ohne fremden Einfluß möglich.“ In ähnlicher Weise urtheilte schon 1847 Graf Bouillé über die maritime Bedeutung Nordalbingiens:

„Eins fehlt Deutschland, alles Das zu sein, was es sein könnte. Die Mündung seiner drei großen Ströme ist in fremder Gewalt; daher hat Deutschland keine Kriegsmarine, keine Handelsmarine*), kann deren nicht haben, im baltischen Meere beherrscht von Rußland und Skandinavien, in der Nordsee von England und Holland; die schleswig-holsteinische Frage, nach dem Wunsche von Deutschland entschieden, würde alles Das gewähren, was Deutschland zur Zeit noch entbehrt.“ Das war der Grund, weshalb die Mächte sich zu dem Versuche vereinigten, die Herzogthümer für immer an Dänemark zu fesseln.

Alle Welt weiß, wie und warum die deutschen Mächte Mitschuldige an dem schnöden Beraubungsversuche wurden, wie und warum sie fortfahren, an den Bestimmungen des Londoner Protokolls und an den Verträgen von 1852 festzuhalten, trotzdem daß Dänemark selbst durch eine Reihe brutaler Gewaltstreiche und zuletzt durch die Oktroyirung der Novemberverfassung sich von denselben losgesagt hat. Die Verabredungen von 1852 waren die traurigen Früchte der schmachvollen Politik von Olmütz. Was dadurch geschaffen werden sollte, der sogenannte dänische Gesammtstaat, war von Anfang an eine nicht lebensfähige Mißgeburt. Der Verrath, den man an Schleswig-Holstein verübt, er kann nur durch die Rückkehr zu dem 1852 verlassenen Rechtsboden gesühnt werden. Durch den dänischen Staatsstreich erlangten die deutschen Mächte das Recht, sich von der Betheiligung an dem schmählichen Handel loszusagen. Sie konnten auf den offenen Vertragsbruch mit der Erklärung antworten, daß die Voraussetzungen, unter denen sie sich auf Verhandlungen über eine gemeinsame Erbfolge eingelassen, durch Dänemarks eigene Schuld weggefallen sind, und daß nach dem Erlöschen des dänischen Mannsstammes die vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein jetzt vollständig, auch dynastisch, von Dänemark getrennt werden müssen. Aber statt den „vorbehaltenen Rechten“ der

*) Das ist ein Irrthum. Deutschland besaß schon 1847 eine Handelsflotte, die hinter der holländischen wenig zurückstand.

Herzogthümer und vor Allem der deutschen Erbfolge Anerkennung und Geltung zu verschaffen, haben Oesterreich und Preußen es vorgezogen, von Dänemark die Aufhebung der Novemberverfassung und die Erfüllung seiner in den Jahren 1851 und 1852 gegen den deutschen Bund übernommenen Verpflichtungen zu verlangen. Sie machen sich zu Richtern darüber, wie viel Rechte König Christian IX. der Bevölkerung Schleswigs und Holsteins zugestehen muß, wenn er ihr Herzog sein will; sie bestimmen die Bedingungen, unter denen er anfängt und aufhört, Souverän und deutscher Bundesfürst zu sein. Ob er zur Regierung in den Herzogthümern berechtigt oder nicht berechtigt sei, soll vorläufig außer Frage bleiben, und erst dann in Erwägung gezogen werden, wenn die Verhandlungen mit dem Kopenhagener Kabinet über das Abkommen von 1852 unfruchtbar bleiben. Dieses Abkommen, wir wiederholen es, war die traurigste Frucht der Politik von Olmütz. Deutschland hat damals die politische und administrative Verbindung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, die der eigentliche Gegenstand des Krieges gewesen war, geopfert. Und heute erleben wir das Unglaubliche, daß Oesterreich und Preußen ein Kriegsheer von 100,000 Mann aufbieten, um auf dieser jammervollen Grundlage mit dem Protokollprinzen zu unterhandeln.

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebähren.

Aber sind es denn die Großmächte, welche allein den Ausschlag geben? Ist nicht die Bundesexekution in Holstein der Pfandnahme Schleswigs vorausgegangen? Sprechen nicht alle Anzeichen dafür, daß die Bundesmajorität das Erbrecht der Augustenburger anerkennen wird? Und hält nicht die Politik der Mittelstaaten gleichen Schritt mit der deutschen Volksbewegung, verfolgt sie nicht diesmal dieselben Ziele, wie die Nation?

In dem Augenblicke, wo Oesterreich und Preußen am Bunde erklärten, daß sie sich den Beschlüssen der Majorität nicht unterwerfen und die schleswig-holsteinsche Sache fortan in die eigene Hand nehmen würden, hat diese Sache aufgehört, eine Rechtsfrage zu sein und den Charakter einer Machtfrage angenommen. Die Entscheidung der Rechtsfrage bleibt dem Bundestage vorbehalten; sie mag dazu dienen, sein ersterbendes Lebensflämmchen noch einmal aufflackern zu machen. Aber durch seine Beschlüsse, durch die Absendung von Bundestruppen und Civilkommissäre wird er unmöglich verhindern, daß Oesterreich und Preußen die Frage in ihrem Interesse und nach den Gesichtspunkten ihrer Sonderpolitik entscheiden. Soll das bundestägige Deutschland seine Truppen gegen Oesterreich und Preußen marschiren lassen, und kann es diese Großmächte zu einer nationalen Politik zwingen? Selbst wenn alle Mittel- und Kleinstaaten vollkommen einig wären, würden sie *gegen die* doppelte Uebermacht Oestereichs und Preußens, die sich, zudem

der Vortheile einer einheitlichen Organisation erfreuen, nicht nur nichts ausrichten, sondern sie würden den Mächten den erwünschtesten Vorwand zu einer neuen Theilung Deutschlands liefern. Uebrigens ist die Einigkeit der Bundesmajorität ein frommer Wunsch, und ihre Uebereinstimmung mit den Plänen der nationalen Partei eine reine Fabel. Die Ansichten und Entschlüsse der Regierungen werden durch dynastische Interessen, durch die Rücksichten des Partikularismus bestimmt. Eine Reihe unvergessener historischer Thatsachen und gewisse Erscheinungen der Gegenwart machen es jedem Unbefangenen klar, was von der schleswig-holsteinschen Begeisterung der Höfe von München, Stuttgart, Hannover und Dresden zu halten sei. Auf keinen Fall werden sie die Wünsche der Volkspartei auf ihre Fahnen schreiben, unter allen Umständen aber darauf bedacht sein, ihren Frieden mit den Großmächten zu machen. Die widerstreitenden Interessen der Bundesregierungen finden sich stets zusammen, wenn es gilt, den berechtigten Forderungen der Nation, oder wie es im feudalen Jargon heißt, der „deutschen Revolution" entgegenzutreten. Es ist sonach mehr als wahrscheinlich, daß man Deutschland die schleswig-holsteinsche Sache wieder aus der Hand nehmen wird, um sie als eine völkerrechtliche Frage zu behandeln und nach den Regeln der diplomatischen Receptirkunst zu entscheiden, was natürlich nicht ohne die Dazwischenkunft des Auslandes geschehen kann.

Angesichts dieser Eventualität, die für Schleswig-Holstein und für ganz Deutschland traurige Aussichten eröffnet, ist es gewiß an der Zeit, ruhig und besonnen zu überlegen, welchen Weg die Nation, einschlagen müsse, um die schweren Prüfungen, die jetzt über sie verhängt sind, glücklich zu bestehen. Nicht umsonst haben wir die düstern Bilder der Vergangenheit heraufbeschworen; sie erinnern uns an die Steine, über die wir vor funfzehn Jahren gestolpert sind. Es ist an uns, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen; es ist an uns, zu verhüten, daß Schleswig-Holstein wiederum verrathen, daß das Vaterland aufs Neue an Ehre und Macht geschädigt werde. Wir sehen heute wie vor funfzehn Jahren dieselben Leidenschaften, dieselben Interessen des Partikularismus und der dynastischen Kabinetspolitik geschäftig, die schleswig-holsteinsche Frage zu verdunkeln, ihre Lösung im nationalen Sinne zu erschweren oder unmöglich zu machen. Aber auch die realen Verhältnisse sind heute so wenig wie damals, oder vielmehr heute noch weniger danach angethan, der deutschen Sache zum Siege zu verhelfen. Es war das Unglück dieser Sache, daß sie 1848 nicht in der Hand einer Centralregierung lag, und sie wird auch diesmal Schaden nehmen, wenn sie wieder von den Großmächten ohne die Mitwirkung Deutschlands behandelt werden wird. Was half seiner Zeit der Bundesbeschluß vom 17. September 1846, was die Exekution in Holstein? Der Krieg mit Dänemark war kaum ausgebrochen, als der Bundestag sein sündenvolles Dasein beschloß. An seine Stelle trat eine provisorische Centralgewalt, die

man füglich die centralisirte Reichsschwäche nennen könnte. Weder diese sogenannte Centralgewalt, noch der später wieder auferstandene Bundestag hat sich mit der schleswig-holsteinschen Sache befaßt. Die deutschen Großmächte, erst Preußen allein, dann Preußen und Oesterreich zusammen, handelten und verhandelten, führten Krieg und schlossen Frieden mit Dänemark und verfügten über die Rechte Deutschlands. Aller Schaden und alle Schande entsprang aus dem Mangel an einer Centralregierung, an einer einheitlichen Leitung.

Wie steht es heute um die schleswig-holsteinsche Sache? Wo ist die Centralbehörde, in deren Hand die Leitung derselben liegt? Es ist wahr, wir haben den Bundestag, der bisher wenigstens einigen guten Willen gezeigt hat, die Frage nach Maßgabe des Bundesrechts einer korrekten Lösung entgegen zu führen. Aber seine wichtigsten Glieder, die „Vormächte," wie sie von den officiösen Journalen genannt werden, sind von ihm abgefallen und haben die Sache „in die eigene Hand" genommen. Während er noch immer mit der Anerkennung der Augustenburger zaudert, haben die Großmächte sich zwischen Deutschland und Dänemark gestellt, um den Streit nach Maßgabe ihrer Sonderinteressen zu entscheiden. Nach diesem offenen Bundesbruch kann vorläufig von einer deutschen einheitlichen Leitung keine Rede sein. Der Bundestag oder seine freiwillige Mehrheit repräsentirt nur noch das sogenannte „dritte Deutschland," jene herrenlose Koaliton von Mittel- und Kleinstaaten, die beim ersten Kanonenschuß oder wahrscheinlich noch früher sich auflösen wird. Wollen die Großmächte nicht majorisirt sein, so sind die kleinen Mächte ihrerseits nicht gesonnen, sich minorisiren, daß heißt mediatisiren oder „pensioniren" zu lassen. Der ganze Bundeswirrwarr, der öffentliche Zustand Deutschlands, das einträchtige Vorgehen Oesterreichs und Preußens erinnert lebhaft an die traurigen Zeiten der ersten Intervention, die von den Großmächten zu dem Zwecke unternommen ward, um Schleswig-Holstein zu „pacificiren," das heißt es wehrlos seinen Unterdrückern zu überliefern. Die Analogie ist unverkennbar, wenn auch die Verhältnisse völlig verschieden sind. Der geschichtliche Kreislauf scheint die Sache in jenes Stadium zurückzuführen, wo wir sie das erste Mal fallen ließen. Wird Deutschland sich nochmals bei Seite schieben lassen? Werden wir es nochmals erleben, daß die sogenannten Großmächte über unser Eigenthum und unsere Rechte verfügen, daß sie uns ohne Federlesen ihre Beschlüsse verkündigen? Wird die Sache der deutschen Nation wiederum einer heiligen Fürstenallianz geopfert werden?

Wir haben keine Ursache, an der guten Sache und an der Zukunft Deutschlands zu verzweifeln, wenn wir alle unsere Pflicht thun, wenn wir selbst das Vaterland nicht verlassen und verrathen. Von unserer Einigkeit, unserem Muthe, unserer Thatkraft, Mäßigung und Besonnenheit, von unserem politischen Verhalten wird zum größten Theile das *künftige Geschick* Schleswig-Holsteins und des ganzen deutschen Vater-

landes abhangen. Darum muß in noch durchgreifenderem Maße, als es bisher geschehen, jede Spur früheren Grolles und Haders auf deutschem Boden verschwinden, jede Saite der Eifersucht bis zum letzen Hauche verklingen, jeder Parteidifferenz auf dem Altare des Vaterlandes geopfert werden, Alles was deutsch ist in wetteifernder Hingebung zum Heile des Ganzen zusammenwirken. Aber darum müssen auch die überspannten Forderungen großmäuliger Politiker, die ohne Weiteres, selbst auf die Gefahr eines europäischen Krieges hin, ganz Schleswig bis zur Königsau für Deutschland in Besitz nehmen wollen, in die Rumpelkammer des abstrakten Teutonismus geworfen werden. Nichts käme den Feinden Deutschlands erwünschter, nichts würde ihren Plänen förderlicher sein, als eine rücksichtslose Politik der Agression und Eroberung, wie sie eine Zeitlang in allen Gassen und von allen Dächern gepredigt wurde. Glücklicherweise sind nach gerade alle Verständige zu der Einsicht gekommen, daß wir gar nicht berechtigt sind, ganz Schleswig in Anspruch zu nehmen. Wir können es nicht begehren auf Grund der Nationalität, denn ein großer Theil Nordschleswigs ist von Dänen bewohnt, die nicht die geringste Lust spüren, sich von Deutschland annektiren zu lassen. Das ist eine durch deutsche ethnographische Berichte erhärtete Thatsache, der sich selbst die eifrigsten Anhänger des Nationalitätsprincips nicht verschließen können. Aber steht uns nicht das Erbrecht der Augustenburger zur Seite? Dies mag für Holstein ein unbestrittener und unanfechtbarer Rechtstittel sein, aber ganz anders verhält sich die Sache, sobald Schleswig in Frage kommt. Die beiden deutschen Großmächte, welche jetzt Schleswig besetzt halten, leugnen geradezu ein solches Erbrecht und bestreiten sogar dem deutschen Bunde das Recht der Entscheidung. Abgesehen von den Rechtsdeduktionen der Dänen, die den deutschen schroff gegenüberstehen, sind uns auch die Anschauungen der auswärtigen Mächte in Bezug auf Schleswig keineswegs günstig. Nach ihrer Ansicht ist durch die Verträge von 1720 und 1721 die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes in Schleswig eingeführt, dieses also unzertrennlich von Dänemark. Die Westmächte behaupten sogar, noch jetzt vertragsmäßig verpflichtet zu sein, Dänemark im Besitze Schleswigs zu schützen. Wollen wir mit diesen Mächten anbinden, um ein zweifelhaftes und bestrittenes Recht zur Geltung zu bringen, oder um den nördlichen Theil von Schleswig, der gar nicht deutsch gesinnt ist, mit Gewalt zum Deutschthum zu bekehren.

Das Problem kann nur durch die Trennung nach den Nationalitäten, oder durch die Personalunion bei vollständiger Gleichberechtigung beider Theile gelöst werden. Den Bevölkerungen der Herzogthümer steht es zu, sich zu erklären. Sie werden einmüthig die letzte Alternative verwerfen, denn sie haben „in den vierhundert Jahren der Personalunion nicht gerlernt, Kopenhagen als ihre Hauptstadt, als den Mittelpunkt ihres politischen, socialen oder gar geistigen Lebens anzu-

sehen; sie sind nicht gemeint, Verrath an sich selber und an Deutschland zu üben." Die Frage wird erst dann richtig gestellt und gelöst werden, wenn man sie als das behandelt, was sie in Wahrheit ist, als einen Streit der Nationalitäten. Nehmen wir den deutschen Theil von Schleswig in Anspruch, so ist das eine Lösung, die dem Geiste der Zeit und den Wünschen unserer Stammgenossen vollkommen entspricht. Fordern wir hingegen ganz Schleswig auf Grund eines streitigen Erbrechts, so laufen wir Gefahr, gar nichts zu bekommen, und bringen unser gutes nationales Recht der sogenannten Legitimität zum Opfer, für welche das Interesse so ziemlich in der ganzen gebildeten Welt erloschen ist.

Schwankend und verworren, wie die politische Lage in diesem Augenblicke ist, läßt sie doch die Hoffnung zu, daß das vernünftige Princip, daß unser gutes Recht den Sieg gewinnen werde. Die Macht der nationalen Bewegung, besonders in Mittel- und Süddeutschland, die volle, nur durch wenige Mißtöne gestörte Einheit der Parteien, war die Grundlage, auf welcher unsere große Nationalsache bisher gediehen ist. Die patriotisch gesinnten Regierungen schöpften daraus ihre Kraft, die schwankenden gewannen die Ueberzeugung, daß eine Täuschung des Volks in seinen heiligsten Gefühlen ihre Existenz gefährden werde; selbst die österreichische und die preußische Regierung finden es gerathen, die Begeisterung des deutschen Volks zum Vorwand für ihre Aktion zu nehmen. Die Einmüthigkeit der Volksbewegung war es auch, die das Ausland zu einer ernsteren Berücksichtigung unseres lange mißachteten Rechts hinführte. Und sie wird mit unwiderstehlicher Gewalt dem Zuge nach Schleswig ungleich höhere nationale Ziele vorstecken, als die Rechberg und Bismark sich träumen lassen. So unerforschlich die Politik dieser Herren ist, sie haben doch der staunenden Welt schon so viel verrathen, daß sie keineswegs über die Zielpunkte ihres Dänenzuges im Klaren und unter sich einig sind. Graf Rechberg betont in der allerschärfsten Weise das Beharren bei den Vereinbarungen von 1852, während die preußische Regierung sich wenigstens das Recht beilegt, von dem Londoner Vertrage nach ihrem Ermessen zurückzutreten und sich mit dem Gedanken an einen solchen Rücktritt beschäftigt. Der preußische Ministerpräsident hat seiner Zeit im Abgeordnetenhause die Personalunion als einen mezzo termino bezeichnet und hinzugefügt, man müsse abwarten, was unter den kommenden Ereignissen und Umständen am besten zu thun sein werde. Bekannt ist das Wort des Königs, daß der erste Kanonenschuß den Londoner Vertrag zerreißen werde. Besteht der Vertrag noch, oder haben ihn die dänischen Kanonenkugeln zerrissen? Die Zukunft wird lehren, ob es Preußen wirklich nur darum zu thun ist, Garantien für die Ausführung der Vereinbarungen von 1851 und 1852 von Dänemark zu erlangen. Sobald diese Garantien, oder auch nur die sichere Aussicht auf dieselben geboten sind, erlischt die österreichisch-preußische Konvention. Ueber die Grenzen oder über eine specielle

Form der Ausführung jener Stipulationen, so wenig als über die Aufrechthaltung der Integrität Dänemarks oder der im Londoner Vertrage bestimmten Erbfolge und dergleichen ist in der Konvention nichts enthalten. Die beiden Mächte haben also völlig freie Hand, die Sache nach Maßgabe ihrer divergirenden Interessen zu behandeln. Von der österreichischen Regierung, die selbst keine höhere Aufgabe kennt, als vierzehn widerstrebende Nationalitäten zu einem Staatsganzen zusammenzuschweißen, wird Niemand im Ernste verlangen, sie solle dem dänischen Gesammtstaate den Garaus machen. Aber Preußen, selbst das Preußen Bismark's hat nicht das geringste Interesse, das Leben dieser hinfälligen Monarchie zu schonen, die an dem Marke Norddeutschlands zehrt. Es ist vielmehr die wichtigste und dringendste Aufgabe einer wahrhaft preußischen Politik, das giftige, von der Diplomatie großgezogene Schmarotzergewächs uns unserem Fleische zu schneiden. Eine solche Operation, rasch und glücklich vollzogen, würde uns eine neue Perspective der Macht und Ehre eröffnen. Das officielle Preußen denkt freilich in diesem Augenblick nicht von ferne daran, sich der deutschen Politik anzuschließen. Es will vielmehr ihr vorbauen, es glaubt die schleswig-holsteinsche Sache als Hebel seiner reaktionären Tendenzpolitik benutzen zu können. Je mehr aber Preußen auf den vorweltlich junkerlichen Standpunkt sich zurückzieht, um so weniger ist für die Herzogthümer zu hoffen. Sie werden wiederum zu Schaden kommen, wenn der Streit vor dem Zusammenbruch des herrschenden Systems entschieden wird. Die völlige Befreiung Schleswig-Holsteins setzt unter allen Umständen ein freies deutsches Preußen voraus, und ein solches ist nicht denkbar ohne ein einiges Deutschland.

Was aus Schleswig-Holstein werden wird? Noch ist die Kugel im Rollen, noch können wir nicht voraussehen, welches der Ausgang sein werde. Möglich, daß die Kriegsereignisse Preußen in eine nationale Bahn drängen werden. Die Macht der inneren und äußeren Verhältnisse hat endlich zu einer That getrieben, durch welche, so hoffen wir, die unheilvollen Gewebe der Diplomatie zerrissen sind. Nach dem Kanonendonner von Missunde ist es kaum noch möglich, den Kampfplatz eher zu verlassen, bis der Feind völlig besiegt ist. Wir glauben nicht, daß man einen solchen Sieg mit dem Blute unserer Brüder erkaufen werde, um schließlich zu einem Resultate zu gelangen, das genau das Gegentheil von dem wäre, für welches allein das Volk zu kämpfen und jedes Opfer zu bringen entschlossen ist. Noch haben wir kein Tüttelchen unseres guten Rechtes geopfert, und wir können uns der Hoffnung hingeben, daß die Ereignisse mit unwiderstehlicher Gewalt zur definitiven Abtrennung des deutschen Schleswig-Holstein von Dänemark führen werden. Ungleich besser stände es um die Sache der Herzogthümer, wenn sie in der Hand einer deutschen Centralregierung läge. Aber wir gehören nun einmal nicht zu den glücklichen Völkern, in deren Hände es gegeben ist, ihre Aufgaben rasch einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Der Hund in der Geschichte, im Roman und in der Sage.

Während die ferae naturae, die eigentlichen wilden Thiere der Wälder und Berge, in der Legende, im Roman und in der Dichtung, im Einklang mit ihren hervorstechendsten Eigenschaften, als Typen des Guten oder Bösen, als Thiere von glücklicher oder übler Vorbedeutung auftreten, ist es bemerkenswerth, daß die Hausthiere, und insbesondere das Pferd und der Hund, welche zu allen Zeiten die unzertrennlichen Gefährten des Menschen waren, in den poetischen Erzählungen der vielfach gemischten und wandelbaren Natur des Menschen selbst theilhaftig und bald zu Genossen der bösen Geister, bald zu Gefährten der guten Genien werden. Es dürfte nicht schwer fallen, zwischen einem diabolischen Rosse wie dem, welches die Hexe von Berkeley davontrug, und dem schneeweißen Pferde, auf welchem der heilige Jakob zuweilen an der Spitze der spanischen Ritterschaft erschien, den Gliedern einer langen Kette zu folgen, in deren Mitte wir den irländischen Phooka stellen möchten. Desgleichen steigt die Katze von der ägyptischen Gottheit, dem wunderlichen Pasht oder Bubastis, indem sie nebenher noch zum erfinderischen Freunde des Marquis von Carabas und zum würdigen Gefährten des Lordmajors Whittington wird, herab bis zum Ruterkin, jenem schwarzen Kobold, der zwischen den Erdbeerbeeten der alten Agnes Flower, der berühmten Hexe von Norfolk, sein Wesen trieb. Wie aber von allen Hausthieren der Hund stets der unzertrennlichste Freund und Gefährte des Menschen gewesen ist, so zeigen sich auch in seiner Geschichte und in den ihn betreffenden Volkssagen die größten Abweichungen und die beiden Charaktere treten in deutlicherer Art und Weise hervor.

Im ganzen Orient, wo man noch gegenwärtig den Hund im wilden Zustande antrifft, ist der Name Hund seit undenklichen, wenn nicht *seit den frühesten* Zeiten ein Ausdruck der Verachtung gewesen. Wir

Alle kennen den Gebrauch, welchen die heilige Schrift davon macht, in welcher der Hund stets als ein geheimnißvoll unreines Thier angesehen wird. Noch hervortretender werden die unvortheilhaften Züge der Hundenatur durch jene Trupps ausgehungerter, wolfähnlicher Hunde, welche sich auf den Straßen und unter den Mauern aller orientalischen Städte herumtreiben und da des Nachts durch ihr Geheul Schrecken verbreiten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Hund in der That ein widerwärtiges Geschöpf und scheint die wenig beneidenswerthe Stellung zu verdienen, welche er im orientalischen Gleichniß einnimmt. Jedoch müssen die edleren Eigenschaften des Hundes, seine Treue und sein Scharfsinn, von Anfang an erkannt worden sein, wie die Wurzel seines Namens in allen indo-europäischen Sprachen bezeugt. Eine sehr alte Geschichte, die in leicht veränderter Gestalt in den Traditionen fast aller Völker der Welt wiederkehrt, reicht wahrscheinlich bis in die Urzeit hinauf: es ist dies die Sage, welche in der wallisischen Version die treuen Dienste und das unglückliche Ende des Hundes Gelert berichtet, dessen letztes Asyl, Beth Gelert, sich in Form eines berasten Hügels den Augen des Reisenden zeigt, wenn er das Thal von Gwynant in der Grafschaft Caernarvon herabsteigt.*) Wir begnügen uns beiläufig festzustellen, daß Gelert, dieser treue Wächter der Wiege, einer der tugendreichsten Hunde der Chronik ist, und führen als einen weiteren Beleg für die gerechte Würdigung seines Geschlechts im Orient die Lieblingshunde Sanherib's und Assarhaddon's an, welche mit diesen Königen aus den Palästen von Ninive ausgegraben, gegenwärtig mit ihren Herren würdige Gäste der modernen Paläste von Paris und London sind. Diese assyrischen Hunde mit ihrem großen Kopfe und dem trompetenförmigen Schwanze gleichen der Bernhardiner Art. Um den Hals haben sie zuweilen ein Halsband von Blättern oder von Leder oder Metall, welches blätterförmig gearbeitet ist, mit der Inschrift des Eigennamens des Thieres, welcher oft nur an irgend eine Heldenthat desselben auf der Jagd erinnert. So waren die Hunde beschaffen, welche die alten Könige hochschätzten; eine vollkommene antike Verherrlichung des Hund-Höflings, wenn wir nicht vorziehen sollten, jenen Dachshund von der Insel Skye, welcher auf dem, gegenwärtig in der Brüsseler Akademie befindlichen reizenden Bilde Breughel's vom Paradies sich zu den Füßen Adam's und Eva's gelagert hat, als einen noch früheren Günstling zu bezeichnen.

Ganz klar ausgeprägt ist der Contrast zwischen dem alten Aegypten, wo der Hund in jedem Hause sich als der Genosse des Menschen be-

*) Man begegnet dieser Geschichte auch in den Gesta Romanorum, in den Fabeln des Pilpay, in der Hitopadesa und im Pancha-Tantra. Es ist zu bemerken, daß in den beiden letzteren Versionen eine Schlange das Thier ist, gegen deren Angriffe der Hund das seiner Obhut anvertraute Kind vertheidigt. In der wallisischen Sage wird dagegen ein Wolf von Gelert erlegt. So ist die ursprüngliche Geschichte der Natur des Landes angepaßt worden, wo man ihr begegnet.

fand, und dem modernen Aegypten, wo das muhammedanische Vorurtheil gegen ihn sich in seiner ganzen Stärke geltend macht, und wo es die höchste Beleidigung ist, wenn man seinen Feind als Hund behandelt (Hund von einem Juden! Christenhund!). Trotzdem aber die Muhammedaner die Berührung des Hundes wie eine Verunreinigung vermeiden, sind auch sie gezwungen, seinen Muth und seine Treue anzuerkennen; ja noch mehr, der Hund ist durch keine geringere Autorität als den Koran in die himmlischen Regionen erhoben worden. Drei Thiere, und einzig diese drei, werden der Freuden des muhammedanischen Paradieses theilhaftig: das Kameel, welches den Propheten auf seiner berühmten Flucht aus Mekka trug, der Esel Bileam's und Kitmer, der Hund der sieben Schläfer, welcher mit seinen Herren Jahrhunderte lang in der geheimnißvollen Höhle schlief und mit ihnen auch auferweckt wurde, um den Lohn für seine Wachsamkeit und Treue zu empfangen. Die muhammedanische Legende erzählt, daß die sieben jungen Leute, als sie sich in die Höhle begaben, wo sie Zuflucht vor ihren heidnischen Verfolgern suchen wollten, Kitmer trafen und sich bemühten, ihn fortzujagen, worauf Gott zugab, daß er sprach und zu ihnen sagte: „ich habe lieb, wen der Herr lieb hat; schlafet ein und ich will über euch wachen." Darauf streckte Kitmer seine Vorderpfoten am Eingange der Höhle aus „und während seines dreihundertjährigen Schlafes wandte er sich, wie seine Herren, bald auf diese, bald auf jene Seite, aus Furcht, daß durch das lange Liegen auf dem Boden das Fleisch sich aufzehren möchte."*)

Ein übertriebener Geiz wird im Orient durch das Sprichwort bezeichnet, daß der Geizige selbst „dem Hunde der Siebenschläfer keinen Knochen zuwerfen würde." Wenn der Name Kitmer auf Briefe geschrieben wird, welche über Meer gehen, so hat er die Wirkung eines Talismanns und macht, daß sie nicht verloren gehen. Leider ist der be-

---

*) Der Koran, Cap. 18: die Höhle. Die christliche Sage, welcher Muhammed seine Erzählung entlehnt hat, findet sich mit einigen romantischen Einzelnheiten in der **Aurea legenda** des Jacob von Voragina. Nach dieser Sage waren die Siebenschläfer junge Neubekehrte aus Ephesus, welche in die Höhle flüchteten, um den Nachstellungen des Kaisers Decius zu entgehen. Der Hund ist eine rein arabische Zugabe. Vielleicht ist es gut, hier noch zu bemerken, daß einer anderen Sage aus Ephesus zufolge der Evangelist Johannes, welcher hier begraben wurde, in dem Grabe, das er sich selbst bereitet hatte, nur schlief, und daß durch seine Athemzüge die ihn bedeckende Erde sich hob und senkte. (Augustinus, Tract. in Joannem.)

Die Geschichte der Siebenschläfer ist in mehr als ein Land verlegt worden. Paulus Diaconus (De Gestis Longobard., I. 4) berichtet, daß die Siebenschläfer Deutschlands in der Höhle eines hohen Felsens am Ufer des Meeres ruhen. Sie tragen das römische Costüm, welches die Zeit verschont hat. Einem Diebe, welcher ihnen die Kleider stehlen wollte, verdorreten Arme und Hände. (Eben so wurden die Männer, welche der Khalif Moawiyah in die Höhle zu Ephesus schickte, von einem heißen Winde getödtet. Fortasse, schließt Paulus Diaconus, horum quandoque (quia non aliter nisi christiani esse putantur) gentes illae praedicatione salvandae sunt.

sonderen Belohnung, welche Kitmer im Paradiese des Propheten vorbehalten ist, keine Erwähnung gethan; doch entschädigt dafür der Umstand, daß dieses gute Geschöpf, bevor es von der Erde verschwand, eine Nachkommenschaft hinterließ, in welcher sein Körper und seine Tugenden fortleben. Der türkischen Sage zufolge war Kitmer ein Samsun oder ein Hirtenhund so groß wie ein Esel.*) Die in Turkestan und in den weiten Steppen Mittelasiens herumziehenden Stämme schätzen seine directen Nachkommen sehr hoch, und Evilya Effendi, ein türkischer Reisender aus dem 17. Jahrhundert, berichtet, daß die Stellvertreter Kitmer's, „groß wie Esel und wild wie afrikanische Löwen, an doppelten und dreifachen Ketten geführt, mit reichen Tuchschabracken und silbernen Halsbändern geschmückt" an dem Aufzuge der Handwerker theilnahmen, welcher drei Tage lang vor dem Sultan zu Constantinopel vorüberzog. „Sie greifen nicht nur die Wölfe an," sagt Evilya, „welche in die Ställe und Schäfereien einbrechen, sondern auch die Schlangen ... sie gehen in's Feuer ... sie jagen den Adler in den Lüften und das Krokodil im Flusse. Sie thun Alles, was man ihnen heißt; wenn man ihnen sagte, sie sollten einen Reiter niederwerfen, sie würden es thun, wie stark er auch sein möchte. Die Hirten," sagt er zum Schluß, „betrachten sie wie ihre Kameraden, wie Brüder, und achten es nicht unter ihrer Würde, mit ihnen aus demselben Napfe zu essen." **)

„Die Griechen," bemerkt Ruskin, der geistvolle Autor der Modern Painters in einem seiner Werke, „scheinen dem Hunde nicht ganz gerecht worden zu sein. Es thut mir leid, daß in der Odyssee Ulysses nicht ein Wort der Liebkosung oder des Bedauerns an Argus richtet." Er hat aber die Thränen des Ulysses vergessen, jene Thränen, welche der König von Ithaka vor dem alten Eumäus verbirgt. Das Ergreifende dieser homerischen Scene wird unserer Ansicht nach noch dadurch erhöht, daß Ulysses „kein Wort der Liebkosung oder des Bedauerns" an seinen Hund richten konnte, ohne Gefahr zu laufen, sofort von seinem treuen Diener erkannt zu werden. Was die modernen Griechen anlangt, so zieht allerdings der Hund nur selten ihre Aufmerksamkeit, und noch seltener eine wohlwollende, auf sich; vielleicht würde dies anders sein, wenn sie öfters die Iliade und die Odyssee läsen.

Der Doctor Maginn, welcher in seinen Ballades homériques eine Uebersetzung dieser berühmten Stelle gegeben hat, vergleicht mit ihr die Scene zwischen dem König Rodriguez und seinem Hunde Thero,***) eine Vergleichung, die ganz natürlich zum Nachtheile Southey's ausfallen mußte. Wir räumen ein, daß der Hund Thero und der König Rodriguez weit unter dem Hunde Argus und dem König von Ithaka stehen; wir

*) Man kann auch vom arabischen Esel sagen, daß er kaum größer als ein Hund sei.

**) Die Reisen des Evilya Effendi Bd. I. S. 145.

***) Don Rodriguez, der letzte Gothenkönig. Gedicht von Southey.

können aber nicht zugeben, daß der Instinct des Hundes stets ein augenblicklicher sei und daß in Folge dessen Southey Unrecht habe, wenn er erzählt, daß Thero seinen Herrn eine Zeit lang beriecht, bevor er ihn wiedererkennt. Dieses allmälige Wiedererkennen ist eben so wahr, eben so natürlich, wie das Wiedererkennen zwischen dem Sohne des Laertes und Argus, dessen Instinct sich nur feiner und schneller zeigt.

Wenden wir uns von der alten Welt des südlichen Europa nach dem freien Lande des Nordens, so befinden wir uns sofort in der Gesellschaft jener prächtigen Jagdhunde, welche zu den verständigsten und edelsten Hunden gehören und das dritte Glied der wallisischen Trias bilden, die als das unterscheidende Zubehör eines Edelmannes sein Pferd, seinen Falken und seinen Hund bezeichnet. Es ist in der That unmöglich, sich ein Geschöpf zu denken, welches mehr im Einklang mit den Heimathsländern der Jagd im nördlichen Europa stände — dichte Waldungen mit ihren in's Unabsehbare sich erstreckenden „melancholischen Schatten," ungebahnte, graue Heiden oder lange Gebirgszüge mit ihren Thälern, ihren Bergströmen und Abgründen. Wäre die Beschreibung der Jagd des Königs Arthur auf der Heide von Tintagel oder im Walde von Caerlion vollständig, wenn die armoricanischen Dichter unterlassen hätten, dem „König von der Tafelrunde" einen solchen Gefährten zu geben wie Cavall („den Hund mit dem furchtbaren Rachen"), dessen Gebell, wie uns der gekrönte Dichter berichtet, die Königin Ginevra vernahm, wenn er mit Gereint auf dem Hügel stand, der die Wellen des Uske überragt? Cavall allein könnte durch seine Thaten bei der Verfolgung des Wolfes, des Ebers oder des Hirsches Stoff zu einem Jagdepos liefern. Bei der Jagd des Ebers von Froynt hinterließ Cavall den Eindruck seiner Pfote auf einem Felsen, der in der Folge in ganz Breconshire ebenso berühmt wurde, wie der Fußabdruck des heiligen Mildred auf der Insel Thanet, oder wie die Hufspur des muhammedanischen Kameels in Mekka. Der König Arthur ließ Steine um den Felsen aufrichten, der selbst nur ein losgesprengtes Stück war, denn der Sage zufolge fand man ihn, wenn er auch noch so weit fortgeschafft worden war, am nächsten Morgen immer wieder auf seinem alten Platze. Ein Berg in Breconshire nahe der kleinen Stadt Rhagader-Gwy ist noch heute unter dem Namen Carn-Cavall bekannt. Zur Unterstützung der merkwürdigen Geschichte des Ebers von Froynt hat Lady Charlotte Guest auf einem Steine, der zu einem der Cairns oder armoricanischen Tumuli auf dem Gipfel des Berges gehört, eine ovale Zeichnung einmeißeln lassen, die so sehr dem Abdruck einer Hundepfote ähnelt, daß man in derselben wohl eine Reliquie von dem Hunde des Königs Arthur erkennen muß.*) Man weiß nicht genau, ob Cavall selbst später unter diesem wunderbaren Mausoleum begraben wurde oder

*) Mabinogion, Bd. II. S. 360.

ob er dem König Arthur auf die verzauberte Insel Avalon folgte. Auf alle Fälle verdiente er „in denselben Himmel" einzugehen, wie sein Herr, eben so wie Gorban, der weiße Hund des wallisischen Barden Ummad, welcher in dem Klagelied auf seinen alten Jagdgenossen sagt, daß beide, Mensch und Hund, sich noch „in dem Gewölk ihrer Ruhestätte" wieder treffen würden.

In verschiedenen Theilen Schottlands findet man Denkmäler zu Ehren eines Hundes, dessen Ruf hinter der Berühmtheit keines anderen Helden aus dem Hundegeschlecht zurückbleibt. Wir sprechen von Bran, dem Gefährten Fingal's. Noch größer als der riesige Genosse der Siebenschläfer muß Bran ein lästiger Hund gewesen sein, wenn es wahr ist, daß so starke Säulen nöthig waren, um ihn im Zaume zu halten, wie die unter dem Namen der „Pfeiler Bran's" bekannten. Der berühmteste dieser Pfeiler ist eine isolirte Felsmasse am Ufer des Meeres, bei dem Schlosse Dunolly, an welche Fingal während seines Kampfes mit einem dänischen Anführer Bran angelegt haben soll. „Bran mit der weißen Brust" war der beste von den „neun großen" und den „neun Hunden vom kleinsten Körperbau zur Aufscheuchung des Wildes," welche Fingal stets auf seinen Jagdzügen begleiteten. Die gälische Sage erwähnt noch Luath, einen anderen Hund Fingal's; er war aber weder so vollkommen, noch von so gefälligem Aussehen wie Bran:

> With his hind legs like a hook or bent bow,
> His breast like that of a garron,
> His ear like a leaf.*)

Bran verschwand eben so geheimnißvoll wie Cavall. Eine irische Sage — denn Bran gehört gleich allen fingalischen Helden eben so sehr Irland wie Schottland an — berichtet, daß Bran mehrere Stunden lang einen schneeweißen Hirsch verfolgte und sich ihm nach in einen kleinen See in der Grafschaft Clare stürzte. Der Hirsch verschwand, sobald er das Wasser berührt hatte; eine schöne Frau tauchte plötzlich an seiner Stelle auf, legte die Hand auf den Kopf des Hundes und zog ihn für immer unter das Wasser. Der Felsen, von welchem er herabsprang, trägt noch heute den Namen Craig-a-Bran, und der ganze Bezirk heißt Fiarnach-Bran, Bran's Gebiet.**) Auch in der Grafschaft Sutherland zeigt man einen „Cairn-Bran," und der gälischen Sage zufolge unterlag und wurde Bran hier begraben, nach einem blutigen Kampfe mit Ilcorp, dem Hunde eines Anführers in Sutherland, dem Fingal selbst aus Rache für seinen Hund das Herz ausriß.***) Endlich existirt noch eine merkwürdige irische Variante dieser Sage: Während

*) Mit seinen Hinterbeinen wie ein Angelhaken oder ein gespannter Bogen, seiner Brust wie ein Jagdpferd, seinem Ohr wie ein Blatt . . . .

**) Notes and Queries, Folk-Lore, S. 103, Legends of the County Clare.

***) Scrope's Deerstalking.

der Kämpfe zwischen den Irländern Fingal's und der Armee von Lochlyn dauerte eine Schlacht so lange und die beiden streitenden Parteien waren beinahe so gleich an Zahl, daß man auf beiden Seiten beschloß, den Ausgang von dem Erfolge eines Kampfes zwischen Bran und einem berühmten Cir dubh oder schwarzen Hunde, welcher dem König der Normannen gehörte, abhängig zu machen. Der Name dieses Hundes wurde einem alten Aberglauben zufolge, der in verschiedenen Gestalten erscheint, sorgfältig geheim gehalten, und das Thier sollte so lange unbesiegbar bleiben, als sein Name nicht bekannt würde. Die beiden Helden dieses Hundeduells kämpften mit einander auf dem Gipfel eines Felsens in der Grafschaft Connaught bis der Granit unter ihren Füßen zu Staub wurde und dann noch so lange, bis er sich wieder in Felsen verwandelte. Der Kampf dauerte bereits mehrere Stunden und der Sieg schien dem Cir dubh zu verbleiben, als Conal der Kahlköpfige, der einzige von den Helden Fingal's, der das Geheimniß der Stärke des schwarzen Hundes kannte, sein Gesicht nach Osten wandte, sich in den Daumen biß (eine Ceremonie, die er nur selten vornahm, die ihm aber die Gabe der Weissagung verlieh) und plötzlich an Bran einen aufmunternden Zuruf richtete, dessen erstes Wort der Name des schwarzen Hundes war, worauf dieser sofort seine Stärke verlor und unterlag.*)

Zahlreiche Stellen der Sagas — jener romantischen Erzählungen, die uns den genauesten Einblick in das wilde Leben der ersten irischen Colonisten im zehnten und elften Jahrhunderte verstatten — beweisen bis zur Evidenz, daß der nordische Jagdhund, namentlich jene Abart desselben, welche in Irland und Schottland ihre höchste Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, ganz besonders von den

---

*) Ein merkwürdiges Beispiel des Aberglaubens, welcher die Nennung des Namens der Kämpfenden während des Kampfes untersagt, findet sich in „Ribolt und Guldborg," dem dänischen Seitenstück oder Original der alten schottischen Ballade von Douglas. Man hat Guldborg empfohlen, den Namen ihres Geliebten nicht auszusprechen, während er mit ihrem Vater und ihren Brüdern kämpfte; sie thut es dennoch und im selben Augenblicke erhält Ribolt eine tödtliche Wunde. In der schottischen Ballade fehlt die Warnung; merkwürdiger Weise erhält aber der Held allem Anscheine nach den Todesstreich in demselben Augenblicke, wie in der dänischen Version, nämlich unmittelbar nachdem Lady Margaret ihn beim Namen gerufen und beschworen hat, seinen Arm zurückzuziehen:

She held his steed in her milk-white hand,
And never shed one tear etc.

(Sie hielt den Zaum ihres Pferdes in der milchweißen Hand und vergoß keine Thräne, bis sie ihre sieben Brüder und ihren Vater niedersinken sah, der sie so zärtlich liebte und so muthvoll kämpfte.

„O, ziehet den Arm zurück, Lord William," sprach sie, „denn eure Streiche sind tödtlich. Wohl kann ich einen treu Liebenden wieder finden, aber niemals könnte mir der Vater ersetzt werden.")

Wikingern geschätzt wurde und daß man ihm einen außergewöhnlichen Scharfsinn zuschrieb. In diesen Sagas erscheint der irische Hund, wie er gewöhnlich genannt wird, als Gefährte der Olafs, der Einars und Kiartans in ihren Höfen, am Zugange zu steinigen Furthen oder in den öden Sümpfen im Innern, zuweilen selbst auf dem Verdeck ihrer „Meerdrachen."

„Ich will Dir," sagt Olaf Paa (der Pfau) zu Gunnar, dessen Geschichte in der Saga von Nial erzählt wird, „ich will Dir dreierlei geben: eine goldene Armspange, ein Kleid, welches dem König Myrkiartan von Irland gehört hat und einen Hund, den ich im nämlichen Lande besaß. Er ist von kräftigem Gliederbau und als Diener gewandt wie ein Mensch. Ueberdies besitzt er den Verstand eines Menschen; er wird Deine Feinde anbellen, niemals aber Deine Freunde. Er wird es jedem Menschen am Gesicht ansehen, ob er Dir wohl oder übel will. Er wird sein Leben für Dich lassen. Sein Name ist Samr. Darauf sprach er zu dem Hunde: Von diesem Tage ab folgst Du Gunnar und dienst ihm, so gut Du kannst. Da lief der Hund zu Gunnar, legte sich ihm zu Füßen und fing an, ihn zu liebkosen."

Samr konnte die Ermordung Gunnar's nicht verhindern; als aber Gizur seinen Herrn zu Hlidarend angriff, that der Hund, was er konnte. Gizur und seine Genossen drangen auf einem zur Seite der Gräben, welche „die Stadt" umgaben (mit diesem Namen bezeichneten die alten Bewohner des Nordens das Haus mit den äußeren Baulichkeiten und den dadurch umschlossenen Höfen), gebahnten Wege vor. Hier hielten sie an, und nur Thorkel, der Sclave, ging weiter. Der Hund lag auf dem flachen Dache „und das Glück wollte," fährt die Chronik fort, „daß er und Thorkel zu gleicher Zeit in den Hof vor dem Hause sprangen. Samr fiel sofort über Thorkel her, packte und zerfleischte ihn dermaßen, daß er starb. Onund von Trollaskog aber schlug Samr mit seiner Axt vor den Kopf, spaltete ihm den Schädel und der Hund sank mit einem lauten Geheul todt nieder."

Wir wissen nur wenig von Samr; gewiß aber war er ein würdiger Gefährte Gunnar's, der selbst zu den tapfersten unter den alten Irländern gehört, und wir beklagen den Axtstreich Onund's.

Ein Hund, welcher Samr in nichts nachsteht, ist Vigr oder Viki, der Hund Olaf Tryggvason's, jenes finstern norwegischen Königs, welcher zuerst das Christenthum mit Waffengewalt bei den Sclaven am Ufer des Meeres einzuführen suchte. Die Skalden und die Compilatoren der Saga von Olaf haben seiner letzten Schlacht etwas von dem geheimnißvollen Charakter beigelegt, welchen auch der verhängnißvolle Kampf des Königs Arthur bei Camlan trägt. Dem allgemeinen Glauben nach fiel Olaf nicht während dieser Schlacht, sondern inmitten des Handgemenges wurde er nach einer unbekannten Gegend entrückt, von wo er gleich dem bretonischen König wiederkehren wird, wenn die ent-

scheidende Stunde für sein Vaterland schlägt. Während des Kampfes lag Vigr, ein Hund, welchen Olaf von den Küsten Irlands mitgenommen hatte, unter dem großen Maste im Vordertheil des Schiffes, dem Platze, welcher stets den vorzüglichsten Streitern überlassen wurde. Nach dem Verschwinden Olaf's wandte sich Einar Thambaskelfir, der erste „Hirdman“ oder Diener des Königs, an den Hund, und sprach: „O Vigr, wir haben deinen Herrn verloren!“ Vigr sprang auf, wie von plötzlichem Schmerz ergriffen, stürzte sich ins Meer und schwamm nach der Küste. Hier legte er sich der Sage nach auf den Gipfel eines grünen Hügels, der die Bucht beherrschte, und wies alle Nahrung von sich, obgleich man ihm im Ueberfluß Futter zutrug, von dem er die andern Hunde und die Raubvögel verscheuchte; Vigr starb freiwillig den Hungertod und seine Glieder erstarrten auf ihrem letzten Ruheplatze. Als der beständige Gefährte des Königs hatte er einmal die Ehre gehabt, den „Drachen“ des Königs, ein langes Schiff mit plumpen Sculpturen, dessen sich Olaf bei tiefen Furthen und bei schmalem Fahrwasser zwischen den Klippen der Inseln bediente, zu leiten. Olaf segelte, nachdem er die Statue Freyr's zerstört hatte, nach Nidaros und forderte den Irländer Thorarinn auf, das Schiff zu führen; dieser aber erklärte, daß Vigr dies besser thun würde als er. Da nahm der König die Pfoten Vigr's, war ihm bei der Lenkung des Steuerruders behilflich, und der „Drache“ langte ohne Unfall an seinem Bestimmungsorte an.

Samr und Vigr sind aber trotz alledem nur gewöhnliche Hunde im Vergleich mit dem wunderbaren S a n e r, welcher dem alten Sorro zufolge, von Eystein aus den Hochlanden zum König von Drontheim gemacht wurde. „Saner war so klug, wie drei Menschen, und wenn er bellte, s p r a ch er ein Wort und bellte zwei. Man machte ihm ein Halsband und eine Kette aus Gold und Silber. Seine Höflinge trugen ihn auf den Armen, wenn das Wetter und die Wege schlecht waren. Wurde Saner von Wölfen zerrissen, trotz seiner Höflinge? Das bleibt in seiner Sage dunkel. Welche Verwandtschaft besteht zwischen ihm und dem „dreibeinigen Hunde“, einer schottischen Sage, oder jenem Barkouf, den Scribe zu einem Helden der komischen Oper machte, oder dem königlichen Hunde des Aethiopiers Ptoembarii, dessen Stimme und Gebahren sorgfältig von einer Schaar auserwählter Priester ausgelegt wurden? Ueberlassen wir andere Punkte den Commentatoren, unserer Ansicht nach haben diese „heidnischen“ Hunde etwas Satanisches, wie die Hunde der Volkssage des Mittelalters insgesammt; so der schwarze Hund mit rothen Ohren, welcher nach der bretonischen Ballade stets den Zauberer Merlin begleitete, und das wunderbare Hündchen, welches der König Triamour von Wallis Sir Tristram zum Geschenk machte:

> What colour he was wrought
> Now I shall you shewe,
> Silken as none so soft,

He was red, green and blewe;
They that him saw oft,
Of him had game and glewe,
I wis,
His name was Peticrewe.*)

Eben so, wie die alten Gottheiten nach der Einführung des Christenthums, anstatt gänzlich zu verschwinden, im Volksaberglauben nur zu mächtigen Dämonen umgestaltet wurden, empfing auch Alles, was in irgend welcher Beziehung zu ihnen gestanden hatte, die geheimnißvollen Attribute, mit denen sie nun umkleidet wurden. Daher ist der Hund in den Sagen des Mittelalters in der That zum größten Theil ein sehr unheimliches Wesen. In den älteren Mythologien hatten seine Wachsamkeit und sein Jagdtrieb ihn zu einem ausgezeichneten Range erhoben; von jetzt ab ist er aber im Bunde mit der Unterwelt, als deren Wächter er zuweilen noch erscheint. Nach Synesius, einem Bischof von Ptolemaïs zu Anfang des fünften Jahrhunderts, behielt Cerberus sein Amt als wachehaltender Hund an den Pforten der Hölle, und Dante schildert den Cerbero il gran veruco — so genannt vielleicht wegen des Drachenschwanzes, in welchen sein Körper auslief — als Wächter am Eingang des dritten Kreises, wo er die Seelen peinigt. Im nördlichen Europa haben natürlich die Glaubenslehren der Normannen und Celten ihre Spuren in den Sagen hinterlassen; die Gebrüder Grimm machen darauf aufmerksam, daß bei dem ersteren dieser beiden Völker häufig der Wolf die Stelle einnimmt, welche anderwärts dem Hunde zugetheilt ist. Ein Paar Wölfe, Geri und Freki, halten sich bei dem Throne Odin's in Asgard auf; der weise Odin mit dem weißen Barte ist aber lange schon in einen bösen Dämon ausgeartet, und wenn er jetzt dem verspäteten Reisenden auf den schwedischen Heiden begegnet, ist er nicht von Wölfen, sondern von einer Koppel schwarzer, feuerspeiender Hunde begleitet. Eine ganze Meute dieser höllischen Kläffer wird von ihrem unheimlichen Meister — einem großen Gespenst, das mit einem Jagdspieß bewaffnet ist — über die Steppen von Dartmoor geführt, wo sich möglicherweise die Ueberlieferungen des sächsischen Heidenthums in gewissem Grade mit denen des celtischen vermischt haben. Auf alle Fälle gleichen die wish hounds, wie man sie in Devonshire nennt, in fast allen Beziehungen gewissen, dem Geisterreiche angehörigen Jagdhunden, über welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein äußerst merkwürdiger Bericht nebst anderen Erzählungen von Erscheinungen von dem ehrwürdigen Edmund Jones in der Grafschaft Monmouth veröffentlicht wurde.

Jones, welcher im Stillen an die von ihm berichteten Wunder

*) Nun will ich euch sagen, wie er aussah. Keiner hatte weicheres Haar; er war roth, grün und blau. Wer ihn oft sah, das weiß ich, empfand Vergnügen und Freude. Er hieß Peticrewe.

glaubt, erzählt uns, daß man, „als das Licht des Evangeliums noch mit der Finsterniß des Heidenthums kämpfte, in der Grafschaft Carmarthen und anderwärts vor und bei Begräbnissen öfters das vernahm, was Einige cron annion (höllische Hunde), Andere cron bendith eu mammau (Feenhunde), noch Andere cron wybir (luftige Hunde) nannten. Je näher sie dem Menschen waren, desto schwächer war ihre Stimme — ungefähr wie das Zirpen kleiner Grillen; je weiter sie aber entfernt waren, desto stärker wurde sie; zuweilen hörte man darunter auch die Stimme eines großen Jagdhundes, die Stimme eines Leithundes — eine starke hohle Stimme. Ihre Jagd fand oft in den Lüften statt, daher die Bezeichnung luftige Hunde. Die cron wybir scheinen in der Luft unsichtbar gewesen zu sein, auf der Erde aber, mochten sie nun einzeln oder in einer Meute beisammen sein, konnte man sie sowohl sehen, als hören. Die folgende Geschichte, welche wir der Sammlung Jones' entlehnen, diene hierfür als Beleg.

„Mr. D. W*** aus der Grafschaft Pembroke, ein frommer Mann, frei von Furcht und Aberglauben, reiste allein durch die Gegend von Cot-Moor, wo in einiger Entfernung von einander sich zwei Steinmassen, die sogenannten „Teufelspferde" erheben, die von bösen Geistern besucht sein sollen, welche die Reisenden necken. Er wurde über eine Hecke geschleudert und war seitdem nie wieder gesund. Mr. W*** kam wieder an die nämliche Oertlichkeit mit seinem Hunde, einem großen Hofhunde von erprobtem Muthe; da sah er plötzlich einen anderen Hofhund auf sich zukommen. Er wollte seinen eigenen Hund auf denselben hetzen, dieser schien aber sehr erschrocken und wollte nicht vorwärts. Mr. W*** bückte sich, um einen Stein aufzuheben, den er auf den Angreifer werfen wollte; plötzlich aber entstand ein feuriger Kreis um den Hund und nun sah er, daß der Hund einen weißen Schwanz und auf der Nase einen weißen Fleck hatte. Da merkte er, daß es einer von den höllischen Hunden war, auf welche David anspielt, wenn er im 22. Psalm (V. 26) sagt: Errette meine Seele von den Hunden."

Der Glaube an den wilden Jäger und seine Meute findet sich in Europa in verschiedenen Formen vor und ist sicher ebenfalls ein Ueberrest des alten Heidenthums. Wenn der Eremit sich in seine einsame Zelle, in desertis, in eremis zurückzog, in die Felsen des Gebirges, in die Verborgenheit des Waldes oder unter die mit Epheu umrankten Ruinen irgend eines seit langer Zeit verlassenen römischen Thurmes, nahm er einen tiefen Abscheu gegen die Welt mit sich, die er verließ, und deren Freuden und Beschäftigungen in seinen Augen sämmtlich von dem höllischen Hauche des bösen Feindes verdorben waren. In seiner tiefen Einsamkeit, unter dem Einflusse des sonderbaren, geheimnißvollen Rauschens in Wald und Berg, rief sich sein Geist ganz naturgemäß die phantastischen Sagen zurück, mit denen er in seiner Jugendzeit bekannt geworden war; und so gesellte sich die Jagd, die

größte Belustigung der Lehnsherren, zu jenem älteren Glauben, welcher die Wälder mit übernatürlichen Schrecknissen erfüllte: das klagende Bellen der Hunde, der Hall der Pferdehufe, das Geheul und Gebell der „Meute Odin's," wenn sie im Sturmwind einherzog. Der „Maisne Hellequin," jene merkwürdige Version der Sage vom wilden Jäger, die in den großen Waldungen Frankreich's und des Elsaß heimisch ist, war augenscheinlich das Ergebniß einer Verbindung des Volksglaubens mit dem eingewurzelten Hasse des Mönches gegen das verschwendete Leben und die Freuden einer Welt, welche er aufgegeben hatte. Der „Maisne" oder das Haus des bösen Ritters Hellequin bestand aus einer zahlreichen, stets im Wachsen begriffenen Schaar von Rittern und Baronen, die zur Strafe für ihre im Leben begangenen schlechten Handlungen verdammt waren, bis zum jüngsten Gericht ohne Unterlaß durch Wälder und Einöden zu schweifen. Hier jagten sie wie bei Lebzeiten, ihre Pferde und Hunde aber waren Dämonen in Gestalt von Thieren, und die größten Bösewichter mußten die Stelle des Jagdwildes vertreten. Sie jagten auch in derselben Rüstung, die sie bei Lebzeiten getragen hatten, der Helm, das Schwert und das Panzerhemd waren aber so schwer geworden, daß kein gewöhnlicher Sterblicher sie nur aufheben konnte. Der strenge Jesuit Delrio hielt ihre Strafe für ganz gerecht und glaubte, daß die Worte des Propheten Ezechiel: „Sie sind hinabgestiegen in das Grab mit ihren Waffen" auf sie Anwendung erleide.

Der Hund des Maisne Hellequin ist zu einem wahren Dämon ausgeartet. Der böse Geist, der in den Mönchssagen auftritt, nimmt beständig seine Gestalt an, ebenso die Hausgeister der Zauberer und Hexen; dies bestätigt der arme Tom, der Hausgeist der Hexe von Edmonstone, der sich darüber beklagt, daß er verdammt ist, das Böse für Rechnung seiner Herrin zu thun.*)

Alles hat jedoch auch seine Kehrseite. Nicht alle Hunde waren Dämonen. Wenn es Eremiten und Einsiedler gab, welche die Jagd für ein verbotenes Vergnügen ansahen und einen dunkeln Schatten auf die dabei thätigen Hunde warfen, so fehlte es auch nicht an Bischöfen und infulirten Aebten, welche die edlen Eigenschaften ihrer Jagdhunde und Falken eben so gut zu schätzen wußten, wie Sir Tristram selbst. Was für eine Bewandtniß es auch mit den übernatürlichen Hunden gehabt haben möge, die gewöhnlichen sterblichen Hunde, wie sie in der Geschichte und im Roman des Mittelalters auftreten, sind in keiner Weise von der Kirche oder ihren Dienern geächtet; sie sind stolz und glücklich wie ihre Gebieter unter dem Schutze des heiligen Eustachius oder des heiligen Hubertus, wofern sie nicht jener weißen, dem heiligen Rochus geweiheten Race angehörten, von der an seinem Namenstage eine große Anzahl vor seinem Altare eingesegnet wurde.

*) „Die Hexe von Edmonstone" von Ford, einem Dichter des shakespearischen Siebengestirns, welcher den Hund Tom nicht zu einer stummen Person machte.

Der heilige Eustachius und der heilige Hubertus waren beide große Jäger. Beide wurden auf wunderbare Art durch schneeweiße Hirsche bekehrt, welche sie bis in den tiefsten Wald verfolgten; dort wandten sich diese plötzlich um und zeigten zwischen ihren Geweihen das Crucifix. Im südlichen Europa ist der heilige Eustachius der große Patron der Jagd. Im Norden steht der heilige Hubertus nicht allein dem Weidwerk vor, sondern auch den Uebungen der Bogen- und Armbrustschützen. Die Geschichte seiner Bekehrung ist in einer großen Anzahl von Fresken, Sculpturen und Glasmalereien dargestellt; sein Reliquienschrein in den Buchenwaldungen der Ardennen war aber der wahre Gegenstand der Verehrung eines jeden treuen Anhängers des heiligen Hubertus. Die Benedictinerabtei, welche dieses Reliquienkästchen besaß, war an derselben Stelle gegründet worden, wo der Hirsch seinen Lauf gehemmt und wo der Heilige sieben Jahre in der tiefsten Einsamkeit zugebracht hatte. Nach Verlauf dieser Zeit begab er sich nach Rom, wo er von dem Papste Sergius I. zum Bischof geweiht wurde und das erledigte Bisthum Mastricht erhielt. Während dieser Ceremonie überbrachte ein Engel dem Papste die berühmte Stola, welche noch heute zu den Kostbarkeiten der Sanct Hubertuskirche gehört.

Der heilige Hubertus verlegte den Sitz seines Bisthums nach Lüttich unter die halb heidnische Bevölkerung von Brabant und der Campina. Sanct Petrus selbst machte der Sage nach ihm einen goldenen Schlüssel zum Geschenk, mit dessen Besitz eine außerordentliche Gewalt über die bösen und unreinen Geister verbunden war, eine Eigenschaft, für welche das Wunder spricht, das der heilige Hubertus an einem Wahnsinnigen verrichtete. Derselbe war in eine Kirche eingedrungen und wurde von dem Heiligen ausgeschickt, um die von der Furcht auseinander getriebene Versammlung selbst wieder zurückzurufen. Vielleicht war dieser Wüthende nur ein toller Hund, was die Anrufung des heiligen Hubertus in allen Fällen von Hundswuth erklären würde.

Der heilige Hubertus soll im Jahre 727 gestorben sein (das Datum ist jedoch mehr als zweifelhaft). Beinahe ein Jahrhundert später wurde der Reliquienschrein, welcher seine sterblichen Ueberreste enthielt, mit Erlaubniß des Bischofs Walrand von Lüttich nach dem Benedictinerkloster übergeführt, welches lange Zeit vorher auf der nämlichen Stelle gegründet worden war, die seine Buße gesehen hatte. Das in Ruinen liegende Kloster wurde damals feierlich wieder hergestellt und die Abtei von Sanct Hubertus wurde einer der berühmtesten Wallfahrtsorte im Norden des französischen und belgischen Gallien.*)

*) Einige Reliquien des heiligen Hubertus, welche bei der Ueberführung von Lüttich aus dem Reliquienschrein genommen worden sein sollen, bilden den Kirchenschatz von Liniés, unweit Soissons. Die Localsage behauptet, daß innerhalb des Gemeindebezirks niemals weder Mensch noch Thier von der Wasserscheu befallen worden

Das Fest des heiligen Hubertus fällt auf den 2. November und an diesem Tage muß der in den Ardennen reisende Fremde, der seine Kirche in ihrem vollen Glanze zu sehen oder, wenn es ihm beliebt, über die Wandelbarkeit dieser Welt nachzudenken wünscht, sich einen Weg durch das hohe Heidekraut nach den Thürmen seines alten Klosters bahnen. Zwar der hochgebietende mächtige Abt, dessen Lehnsherrlichkeit das ganze Land ringsum umfaßte und welcher der erste Pair des Herzogthums Bouillon war, ist verschwunden, und was von seiner Abtei übrig geblieben, ist zum Hauptgefängniß des Großherzogthums Luxemburg geworden; an seinem Namenstage aber kann die Kirche des Heiligen noch immer kaum die vielen Pilger fassen, welche von allen Seiten herbeiströmen, um für sich und ihre Hunde einen Segensspruch zu erlangen. Die kleinen Brodchen, welche an diesem Tage an den Altären des heiligen Hubertus oder des heiligen Rochus geweiht werden, haben, wenn man sie unter die Meute vertheilt, die Kraft, dieselbe ein ganzes Jahr lang gegen die Hundswuth zu schützen. Das Grab oder der Reliquienschrein des heiligen Hubertus selbst befindet sich in der Krypta der Kirche und dem Volksglauben nach soll sein Körper nicht allein wohl erhalten sein, sondern Bart und Nägel sollen fortwachsen, wie bei dem Kaiser Barbarossa in der deutschen Sage. Die wunderbare weißseidene Stola soll den Körper des Heiligen noch bedeckt haben, als bei seiner Ueberführung in die Abtei im neunten Jahrhundert der Reliquienschrein geöffnet wurde. Trotz der Stücken, welche man beständig von ihr wegnimmt, soll sie doch stets ganz und unverkürzt bleiben. Namentlich rechnen diejenigen auf die Heilkraft dieser Stola, welche einen Anfall der Hundswuth zu befürchten haben oder von diesem Uebel befallen sind.

Der Kranke muß sich so schnell als möglich in die Abteikirche begeben, wo man ihm während eines feierlichen Meßamtes einen leichten Einschnitt auf der Stirn macht, in welchen zwei Fäden von der wunderthätigen Stola gelegt werden; dann verbindet man fest den Kopf, welcher bis nach Ablauf der neuntägigen Andacht in diesem Zustande verbleiben muß. Der Kranke muß jeden Tag beichten und communiciren. Er darf Schweinefleisch, Fische (d. h. nur Fische mit Schuppen wie Häring oder Karpfen), harte Eier und Brod essen, Alles, was er genießt, muß aber kalt sein. Sein Getränk ist reines Wasser oder Wein mit Wasser vermischt. Die Tasse oder das Glas, woraus er trinkt, muß für ihn bei Seite gesetzt werden und unter keinem Vorwande darf er aus Quellen oder Bächen trinken. Sein Bettzeug muß von der größten Weiße und Sauberkeit sein. Vom Beginn der neuntägigen Andacht an gerechnet darf er sich vierzig Tage lang nicht kämmen. Am

sei. Am 2. November findet eine große Wallfahrt nach der Kirche von Limé statt, bei welcher Verse recitirt werden, die halb Beschwörung, halb Gebet sind. Die Fenster der benachbarten Kirche von Ferté-Milon sind mit sehr schönen Glasgemälden aus der Renaissancezeit geschmückt, auf welchen die Legende vom heiligen Hubertus dargestellt ist.

zehnten Tage nach gemachtem Einschnitt wird der Verband sorgfältig von einem Priester abgenommen, welcher ihn verbrennen und die Asche in die Piscina der Sacristei werfen muß. Man sagt, daß wer durch diese Behandlung geheilt worden ist, die Macht besitze, die Fortschritte der Krankheit bei Anderen zu hemmen und ihnen so Frist zu verschaffen, bis es ihnen möglich ist, zu dem Reliquienschrein des heiligen Hubertus zu gelangen. Man meinte auch, daß die Nachkommen des heiligen Hubertus die Kraft besäßen, sofort, nur durch das einfache Auflegen der Hände, alle von der Hundswuth befallenen Personen zu heilen. Im Jahre 1649 erhielt ein gewisser Georges Hubert am Hofe Ludwig's XIV. ein Patent, welches ihn „im Namen des Königs" ermächtigte, alle Heilungen, die er auf diese Art bewirken könne, zu vollbringen, und selbst im protestantischen England nimmt jetzt noch mehr als eine Familie, die von dem Heiligen in den Ardennen abstammen will, ein Privilegium dieser Art in Anspruch.*)

Vielleicht ist es nicht unmöglich, noch in irgend einer alten Dorfkirche Luxemburgs oder der Vogesen eine wirkliche Sanct-Hubertus-Messe am Namenstage dieses Heiligen zu hören, eine Messe, welcher ehemals die Jagdaufseher und Förster mit ihren Hunden beiwohnten und wo im Augenblick der Consecration die Sanct-Hubertus-Fanfare ertönte. Wir zweifeln jedoch, ob man heutzutage noch einen von jenen berühmten Hunden findet, von welchen Walter Scott sagt:

> The dogs of black St. Hubert's breed,
> Unmatchet for courage, strength and speed.**)

Alle Jagdhunde standen unter dem Schutze des heiligen Hubertus, namentlich aber wachten die Aebte mit ganz besonderer Sorgfalt über eine Art Hunde, welche der Sage nach von denjenigen Hunden abstammen sollten, von denen der Heilige am Tage seiner wunderbaren Bekehrung begleitet war. Diese Hunde waren schwarz wie Ebenholz, von kräftigem Körperbau und hatten etwas kurze Beine, es waren eher Spürhunde als Windhunde. Sie waren in ganz Frankreich und in den Niederlanden sehr gesucht. Die Herzöge von Burgund rechneten sie zu den größten Schätzen ihrer prächtigen Jagdetablissements, und die Aebte

---

*) Die Nachkommen des heiligen Paulus und der heiligen Katharina sollen sich durch ähnliche Kräfte auszeichnen. „Viele rühmen sich," sagt Reginald Scott, „daß sie zu dem Geschlecht des heiligen Paulus gehören und zeigen an ihrem Körper Schlangenmale, welche den Papisten zufolge das Kennzeichen des Paulinischen Stammes waren. Alle Verwandte des heiligen Paulus sollen überdies mit Schlangen und allen Giften ohne Gefahr umgehen können. Andere hatten das St. Katharinen-Rad am Körper und behaupteten, dem Geschlecht der heiligen Katharina anzugehören, Kohlen in den Händen halten, den Kopf in kochendes Wasser tauchen und in glühende Oefen gehen zu können." (Découverte de la sorcellerie, liv. XIII., chap. 15.)

**) Die Hunde von der schwarzen Sct.-Hubertus-Race, ohne Gleichen in Muth, *Kraft und* Schnelligkeit. (Die Dame vom See.)

von St. Hubert schickten alljährlich drei Paar von diesen Hunden nebst sechs Falken von den Ufern der Maas als Geschenk an den König von Frankreich. Eine ganz weiße Race Hunde, welche die nämlichen charakteristischen Eigenschaften besaß, war ursprünglich dem heiligen Rochus geweiht, auf dessen Altären häufig ein weißer Hund dargestellt ist, der jenes heilkräftige Brodchen in der Schnauze trägt, welches wie das des heiligen Hubertus die Eigenschaft besaß, die Hundswuth vom Hundestall fern zu halten. Man sagt, daß diese Race aus dem Orient eingeführt worden sein soll; sie vermischte sich aber bald mit der alten Race und nun nannte man die weißen und die schwarzen Hunde ohne Unterschied St.-Hubertus-Hunde. Die Grabschrift „Souillart's," eines weißen Hundes von dieser Race, macht uns mit dessen zahlreichen Eigenschaften bekannt. Souillart, welcher während seines Lebens dem französischen Hofe angehörte, war ein wissenschaftlich gebildeter Hund. Man schreibt ihm Sinnsprüche und Memoiren zu, welche leider nicht mehr vorhanden sind und die vielleicht eben so authentisch waren, wie die Mehrzahl der in Frankreich vor und seit der Revolution publicirten Memoiren. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift ist erhalten, und trotz des Mißtrauens, mit welchem derartige Inschriften gewöhnlich aufgenommen werden, möchten wir doch glauben, daß diese nichts Unwahres sagt:

> Ich bin Souillart, der Weiße, ich bin der Jagdhund gut,
> Zu meiner Zeit der beste, und bei der Jagd voll Muth.
> Ich war der Sohn und Erbe von dem, der Souillart hieß,
> Vom guten Hund St. Huberts, der Nachruhm hinterließ.
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Mehr, als es einem Hunde je möglich werden kann,
> War meinem Herrn in Liebe und Furcht ich zugethan,
> Ich hab' ihm Lust bereitet, bei manchem Ungemach,
> Wenn Regen ihn durchnäßte, wenn er der Gluth erlag.
> Der tüchtigste Parforcehund, deß bin ich überzeugt,
> War ich, nach meinem Tode giebts keinen, der mir gleicht,
> Er sei denn meines Blutes, und zweiundzwanzigfach
> Jagt meiner Kinder Schaar im Wald dem Hirsche nach.

Die Verehrer des edlen Weidwerks müssen auf alle Fälle die Aufzählung der vortrefflichen Eigenschaften dieses schönen Jagdhundes achtungsvoll anhören. Wir haben Grund zu der Annahme, daß die Race der Fuchshunde aus einer Kreuzung der weißen St.-Hubertus-Hunde (welche, beiläufig bemerkt, beinahe identisch mit den alten englischen „Talbots" waren) mit einem kleinen italienischen Spürhunde entstanden ist, dessen Nachkommen unter dem Namen Greffier-Hunde bei Ludwig XIV. sehr in Gunst standen und „alle guten Eigenschaften anderer Jagdhunde ohne deren Untugenden besaßen."*)

Die Hunde, welche in den Romanen des Mittelalters auftreten,

*) Colonel H. Smith, Hist. of dogs, vol. II. S. 111.

sind größtentheils Jagdhunde von unzweifelhaftem Werthe. Der Art ist z. B. Hodain, dessen Name in geheimnißvoller Beziehung zu dem Namen der großen sächsischen Gottheit zu stehen scheint, obgleich der Roman, in welchem er vorkommt, ursprünglich unzweifelhaftes Eigenthum der alten heidnischen Bretonen ist. Während der Ueberfahrt Tristan's und der schönen Isolde, als diese Irland verließen, leckte Hodain die Schale aus, welche den Liebestrank enthalten hatte, dessen Genuß die beiden Liebenden so unheilvoll vereinigte. Auch er erlag der Kraft des Trankes und blieb mit dem Geschick des Liebespaares verbunden, in dessen Dienste er mit Peticru (dem wunderbaren bunten Hündchen, welches Tristan aus dem Lande Wallis an Isolden abschickte) eine große Zahl edler Hirsche erlegte, als die Liebenden in ihrer Höhle im Walde zum strengsten Fasten verurtheilt waren, woraus wir schließen können, daß die schöne Königin von Cornwallis keine so gute Köchin war, als Hodain ein guter Jäger. Die Treue und Anhänglichkeit des Hundes treten im ganzen Roman hervor. Als Tristan als Narr verkleidet mit abgeschnittenem Haar und geschwärztem Gesicht auf dem Schlosse Tintagel anlangte, erkannte ihn Hodain und liebkoste ihn, während Isolde selbst mehr als zweifelhaft war; — als die Leichen der unglücklichen Liebenden nach Cornwallis gebracht wurden, um dort begraben zu werden, verließ Hodain den Wald, ohne sich umzuwenden und die Hirsche zu verfolgen, die es dort in großer Menge gab, und lief geraden Weges nach der Capelle, in welche ihn Tristan's Edelknappe, Pernus, der bei dessen Leichnam Wache hielt, einließ. „Hier," sagt der Roman in Prosa, „blieben Pernus und Hodain ohne Speise und Trank, und als ihre Trauer um Tristan beendet war, gingen sie zu der Königin Isolde."

Hodain und Peticru nebst der „lieblichen Isolde" und anderen Personen des Romans waren über der Estrade des prächtigen Speisesaals, welchen der Riese Beliagog für Sir Tristan bauete, dargestellt, und wir können ihre zierlichen Formen noch heute auf einer großen Anzahl sorgsam in Elfenbein geschnitzter Cassetten bewundern, welche ehemals das Boudoir irgend einer Jolande oder Isabelle mit weißen Händen schmückten, und die jetzt mit eifersüchtiger Sorgfalt unter den Kostbarkeiten der Antiquare aufbewahrt werden.

Die außerordentliche Anhänglichkeit Hodains an Tristan und Isolde war Folge eines Zaubertrankes, welchen er mit ihnen getheilt hatte; die rührende Hingebung eines Hundes an seinen Herrn ist aber seiner Natur eigenthümlich, wie die verbürgte Anekdote von dem Hunde von Montargis bezeugt, welche ihr Seitenstück in einer Anekdote aus der Zeit Plutarch's hat. Plutarch führt dieselbe als Beispiel für die Klugheit des Hundes an und verlegt sie in die Zeiten des Pyrrhus. Auch Hesiod erzählt von einem Hunde, der seinen Herrn rächt, und es ist *nicht unmöglich*, daß man eines Tages eine noch ältere Version unter

den literarischen Schätzen des Morgenlandes entdeckt. Man weiß, welchen Nutzen Walter Scott in seinem historischen Roman „der Talisman" daraus gezogen hat.

Der schottische Ariost wußte, daß in dem Roman von Sir Triamour, welcher übrigens ziemlich werthlos ist, der König von Aragonien, getäuscht von den grundlosen Beschuldigungen seines Haushofmeisters Marrock, die Königin verstieß und dieselbe der Obhut eines alten Ritters, des Sir Roger, übergab, welcher einen Jagdhund von seltener Größe und Wildheit besaß.

> So forth they went, in number three,
> Sir Roger, the queen and the greyhound truly:
> Wo, worth the wicked treason!*)

Marrock hatte sich mit achtzehn Helfershelfern in einem Walde, welchen die kleine Schaar durchziehen mußte, in den Hinterhalt gelegt. Hier griff er dieselbe an; der alte Ritter aber, unterstützt von seinem Hunde, welcher full bitterly gan bite (wüthend um sich zu beißen begann), tödtete nach und nach vierzehn von den Angreifern, wurde jedoch zuletzt von Marrock, der ihn von hinten angriff, mit der Lanze durchbohrt. Während des Kampfes flüchtete sich die Königin in den Wald, Marrock sucht sie vergeblich, nachdem er sich aber entfernt hat, erscheint sie wieder, findet ihr Pferd und sucht den Hund zu bewegen, mit ihr zu gehen. Dieser will aber die Leiche seines Herrn nicht verlassen.

> She said: „Sir Roger now thou art dead,
> Who shall now the right way lead?
> For thou may'st speak no more!"
> Right on the ground there as he lay dead
> She kisset him, ere she from him yede;
> God wot, her heart was sore:
> Was for sorrow and for dread,
> Fast away she! Gan her speed
> She wist not nohiter no where.
> The good greyhound for weal ne wo
> Would not from the knight go;
> But lay and licked his wound.
> He weened to have heated him again,
> And theroto he ded his pain;
> Lo! such love is in a hound.**)

*) So gingen sie fort selbdritt, Sir Roger, die Königin und der treue Hund. Wehe, da kam der Verrath!

**) Sie sprach: „Sir Roger, wer wird uns den rechten Weg zeigen, da Du nun todt bist? Denn Du kannst nicht mehr sprechen." Auf dem Boden, wo er todt ausgestreckt lag, küßete sie ihn, bevor sie von ihm ging; Gott weiß, wie betrübt ihr Herz war. Vom Kummer und Schreck verwirrt, ging sie rasch davon, ohne zu wissen, wohin sie sich wandte. Um Alles in der Welt wollte der gute Hund den Leichnam des Ritters nicht verlassen; er legte sich hin und beleckte seine Wunde. Er wähnte, daß er ihn gesund machen könne und that Alles, was er konnte, damit ihm dies gelänge. O, wie groß ist die Liebe bei einem Hunde!

Er scharrte ein Grab aus für den Leichnam seines Herrn, deckte dasselbe mit Moos und Laub zu und bewachte es treulich sieben Jahre lang.*) Jeden Tag suchte er sich Nahrung im Walde, aber jeden Tag mußte er ein wenig weiter jagen gehen, um Wild anzutreffen, und nach sieben Jahren, als der König von Aragonien das Weihnachtsfest feierte, erschien der Hund plötzlich im Festsaale, rannte um die Tische herum und lief wieder davon. Der König erkannte ihn und gab Auftrag, Acht auf ihn zu haben und ihm das nächste Mal nachzugehen. Am dritten Tage des Festes kam der Hund wieder; da war der Verräther Marrock im Saale und der Hund stürzte sich auf den Mörder seines Herrn, „packte den Haushofmeister bei der Kehle und zerfleischte ihn. Aber er wollte nicht da bleiben und lief zu dem Grabe zurück, wohin ihm eine große Menge Leute folgte, einige zu Pferd, andere zu Fuß. Und als er zu der Stelle kam, wo sein Herr war, legte er sich auf den Rasen und bellte die Leute an.**)"

Natürlich sucht man den Leichnam, man findet ihn, er wird mit den nöthigen Feierlichkeiten beerdigt und bald darauf stirbt der treue Hund bei dem für seinen Herrn errichteten Monumente. Der Körper des Haushofmeisters Marrock wird, nachdem er durch die ganze Stadt geschleift worden ist, an einen Galgen gehängt. Für den Schluß dieser Geschichte — wie die Königin ihrem Gemahl wieder gegeben wurde und wie ihr Sohn, Sir Triamour, das Leben und das Reich seines Vaters rettete, — verweisen wir unsere Leser auf den Roman selbst, von dem ein Auszug sich in der Sammlung von George Ellis befindet.***)

Der Orient weist einen anderen Rache übenden Hund auf, den Hund des Hadschi Aivad. Unter der Dynastie der Seldschucken, deren Hauptstadt Brussa war, besorgte Hadschi Aivad den Botendienst zwischen

---

*) Bochart berichtet im Hierozoicon, daß ein Hund, welcher drei Jahre vorher dem Sarge seines Herrn gefolgt war, sich (1660) noch an dessen Grabe auf hielt. „Ein solcher Fall," bemerkt der Oberst Hamilton Smith, „ereignete sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lille; Leute aus der Nachbarschaft ließen voll Bewunderung eine Hütte für den Hund auf dem Grabe seines Herrn aufrichten und ihm täglich Nahrung geben. Das Thier lebte neun Jahre lang an diesem Orte, bis es starb." (Bd. II. S. 87.)

**) Toke the steward by the throat,
And asunder he is bote:
Butthen he would not bide:
Forth to the grave he ran,
There followed him many a man,
Some on horse and some beside.
And when he came where his master was,
He laid him down upon the grass,
And barked at the men again.

***) Vollständig abgedruckt wurde er für die Percy-Gesellschaft, Ausgabe Halliwell, 1846.

dieser Stadt und Mekka, wo er endlich von Arabern getödtet wurde, welche ihn zu Honain begruben. Sein Hund blieb bei den Mördern und ging mit denselben nach Damaskus, wo er sich den Vorübergehenden zu Füßen zu legen und sie an den Kleidern in die Straßen und die Bazars zu ziehen pflegte. Als er so ihre Aufmerksamkeit erregt, fiel er die Araber bellend und beißend an. In Folge dessen wurden diese festgenommen und durchsucht; man fand die Sachen des Hadschi Aivad unter ihrem Gepäck: seine Schleuder, seine Axt, die blutigen Kleidungsstücke und den Briefbeutel. Die überwiesenen Mörder „wurden in einer Reihe auf dem Platze Sunanieh gehängt, während der Hund sich unter sie legte und verschied.*)" Die Geschichte wird von Evilya Effendi erzählt, welcher dabei bemerkt, daß die Vorfahren des Hadschi Aivad unter dem Namen Afeli Oghli bekannt und wegen ihrer großen Hunde zum Stellen (Zaghar) berühmt waren, der Art daß die Phrase „wie die Stellhunde des Afeli Oghli heulen," jetzt zum Sprichwort geworden ist.

Wenn die Romandichter den Hund des Ritters zu dessen Gefährten und treuem Diener machten, so erzählten sie nur der Geschichte des wirklichen Lebens im Mittelalter nach. In der That war die Jagd damals eine so beliebte Belustigung, daß Sudler und Troubadoure, selbst wenn sie die Erde verließen und in die phantastischen Reiche der Zauberei schweiften, sich die großen Persönlichkeiten dieser außerirdischen Welt nicht anders beschäftigt und begleitet vorstellen konnten. Als die Feenkönigin unter den Baum von Eildon herabstieg, um Thomas dem Reimer einen Besuch abzustatten, war ein Paar Schweißhunde an ihrer Seite, und als Sir Orpheus, zu einem Ritter umgestaltet, in das dunkle Reich Pluto's eindrang, um seine verlorene Freundin Dame Eurydike aufzusuchen, begegnete er dort der Meute des „Zauberkönigs:"

„Da sah er oft zu seiner Seite in der heißen Sommerzeit den Feenkönig und sein Volk herbeikommen zur Jagd mit Freudengeschrei und Hörnerschall und lautem Hundegebell.**)"

Der echte Ritter, wie Gaston de Foix, der seinen besten Hunden die Namen von Romanhelden (Brutus, Tristan, Roland und Hektor von Troja) gab, „liebte seine Hunde zur Winter- und Sommerzeit mehr als alle anderen Thiere," und seine Zuneigung wurde nach Um-

---

*) Reisen des Evilya Effendi. Bd. 1, Th. 2, S. 243. Bochart führt im Hierozoicon S. 682 eine ziemlich ähnliche Geschichte von Alzakin an, welche in Ispahan spielt.

**) Then oft he saw, him beside,
In the hot summer tide
The king of fairy and his rout,
Come to hunt all about,
With shouting and horn's blowing,
And houndy great crying.

ständen durch eine eben so merkwürdige Treue belohnt, wie sie irgend im Roman vorkommt. Giraldus, der Chronist von Wales, berichtet von einem Windhunde (leporarius), der dem wallisischen Anführer Owen ap Caradoc gehörte, und der bei der Vertheidigung seines Herrn sieben schwere Wunden erhielt.*) Er wurde darauf zum König Heinrich II. gebracht und erfreute sich hoffentlich um so größerer Achtung vor seinem edlen Muthe, da ihm sein unglücklicher Herr solche nicht bezeugen konnte. Froissart erzählt, daß Richard II. von seinem Hunde Mathe verlassen wurde, welcher beim ersten Zusammentreffen des Königs mit Bolingbroke zu Flint den Monarchen, welchem er bis dahin sehr treu gewesen war, verließ, um dem Usurpator zu schmeicheln und in dessen Dienste zu bleiben. Einmal hätte also auch der Hund, dieser treue Freund, seinen König verrathen, gerade wie ein Höfling mit zwei Beinen; vielleicht ist aber Froissart hier nur Romandichter und in diesem Falle kann man dem ungetreuen Mathe den armen halbblinden Argus des Königs Ulysses und den Thero des Königs Rodriguez entgegenstellen. Wenn Mathe wirklich eine historische Persönlichkeit war, so gehörte er wahrscheinlich zu der großen irländischen Hunderace, der man einen besonderen Instinct für die Erkennung von Personen königlicher oder selbst nur adeliger Herkunft zuschrieb, denen sie sich mit der größten Sanftmuth unterwarfen, wie wild sie auch sein mochten.

Die berühmten Hunde der Rhodiser Ritter, welche durch den Geruch einen Türken von einem Christen unterscheiden konnten und sich demzufolge gegen beide benahmen, waren anglici canes, englische Hofhunde. Diese Race scheint im südlichen Europa sehr hoch geschätzt worden zu sein. Sie galten für Abkömmlinge von dem Hunde des Ritters, welcher mit dem großen Drachen von Rhodus kämpfte, ihn tödtete und dessen Geschichte durch Schillers Gedicht und die Illustrationen von Moritz Retzsch populär geworden ist. Sollte es nicht ein Paar von diesen Hunden sein, das uns auf dem Bilde von Paul Veronese anschaut?

Gleichwohl war der Spürhund der vornehmste Hund im Süden. Er stand ganz besonders in Gunst bei den Spaniern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts; sein wildes, beinahe unzähmbares Wesen machte ihn zum geeignetsten Gefährten für die Ritter des Herzogs Alba oder für die unbarmherzigen Eroberer der neuen Welt. In der That nahmen diese Hunde thätigen Antheil an den blutbefleckten Handlungen ihrer Herren sowohl in den Niederlanden, wie in Mexiko und Peru. Die Namen dieses trefflichen Hundes, Bezerillo, muy excellente perro (allervortrefflichster Hund) und Leoncillo, „der kleine Schatz" und „der kleine Löwe," werden unter den Hunden der Eroberer von Portorico genannt. Sie empfingen regelmäßig ihre Ration ganz so wie die

---

*) G. Cambrensis, Itin. Camb., S. 842.

Soldaten, und eine große Zahl unglücklicher Indianer wurde ohne Zweifel von ihnen in den dichten Waldungen und dem Buschholz aufgescheucht. Der Hund, dessen Grabmal Evelyn am Fuße einer kolossalen Jupiterstatue in den Gärten des Palastes Doria in Genua sah, muß ein Spürhund gewesen sein. Derselbe Evelyn behauptet, daß ein Mitglied dieser Familie, so lange das treue Thier lebte, alljährlich fünfhundert Kronen vom König von Spanien erhielt, um dasselbe zu verpflegen.*) Die Race wurde in Spanien sorgfältig erhalten, und, abgesehen von einem großen, dem dänischen Hunde ähnlichen Jagdhunde, dessen Vorfahren von den Gothen nach Spanien gebracht worden sein sollen, erscheint der Spürhund oft auf den Bildern von Tizian und Velasquez. Diese edlen Thiere von brauner Farbe, sagt Ruskin, hat Velasquez zuweilen so imponirend wie Könige dargestellt. Er bemerkt überdies, daß „die Hunde des Velasquez einen viel düsterern und drohenderen Ausdruck zeigen, als die Veronese's, eine Bemerkung, die auch von den Königen und Admiralen der beiden Maler gilt." Ein großer Theil davon muß jedoch auf Rechnung der Verschiedenheit zwischen beiden Racen gesetzt werden, der lebhaften und leidenschaftlichen venetianischen Race und der ruhigeren und feierlicheren spanischen.

Welche Race der Künstler auch für geeignet zur Bezeichnung der Domini canes, jener weißen und schwarzen Hunde, welche die treuen Söhne des heiligen Dominicus mit ihren schwarzen Capuzen und weißen Scapulieren darstellen, gehalten haben mag, es ist nicht zu bezweifeln, daß sich bei ihnen eine deutliche Vermischung mit der Race der Spürhunde zeigt. In einer der Fresken des Simone Memmi, welche das Capitel von Santa Maria Novella in Florenz schmücken, sieht man eine ganze Meute von Domini canes, welche einen Trupp Wölfe anfallen, unter deren Gestalt man die Häretiker, wie Petrus Waldus, darstellte. Jedoch war die Bezeichnung „Hunde des Herrn," obgleich man sie ganz naturgemäß von dem Namen des heiligen Dominicus**) herleiten könnte, schon vor der Existenz des Dominicanerordens bekannt. „Weil ihr," erwiderte der Kaufmann Samo, der Anführer der Sclavonier, einem Boten des Königs Dagobert, „weil ihr euch Knechte Gottes nennt und wir seine Hunde sind, so bedenket, daß wir berufen sein können, durch Beißen das zu rächen, was ihr als unnütze Knechte gegen seinen Willen thun möchtet."***)

Wenn die Dominicaner und die Inquisition ihre Hunde hatten, so

*) Journal d'Evelyn, I., S. 131.

**) Man sagt, daß die Mutter des heiligen Dominicus geträumt habe, sie würde einen weiß und schwarzen Hund mit einer Fackel in der Schnauze zur Welt bringen. Ebenso behaupteten die Mönche vom Cisterzienser-Orden, daß die Mutter des heiligen Bernhard geträumt habe, sie werde einem kleinen bellenden Hunde von blendender Weiße das Leben geben. Die Kleidung dieser Mönche war weiß.

***) Aimoin. liv. IV., cap. XXIII.

könnte man auch protestantische Hunde anführen, und u. a. den aus der Grafschaft Wiltshire, welcher dem päpstlichen Pantoffel sehr wenig Respect bezeigte. Der alte Fuller berichtet uns, daß bei dem Empfang der englischen Gesandtschaft im Quirinal, 1530, kein Mitglied derselben zu merken schien, daß der Papst ihnen in seiner Grandezza den Fuß zum Kusse darbot. Nur das Wachtelhündchen des Gesandten sprang herbei und biß den heiligen Vater in die Zehe. Der Jesuit Flond, welcher den Vorfall ebenfalls erwähnt, nennt den Hund einen ketzerischen Hund.

Wer kann sagen, von welcher Race die Hunde waren, welche die Königin Isabel zerfleischten? Der Doctor Stanley, der die Nachkommenschaft dieser Hunde unter den Mauern Jerusalems herumstreichen sah, könnte sagen, daß, wie groß auch ihre Gerechtigkeitsliebe war, sie sicher keine Wachtelhunde gewesen sind. Sir Philipp Sidney bezeichnet die Windhunde als die Freiherren, die Wachtelhunde als die Edelleute und die Jagdhunde als die Bauern des Hundegeschlechts.*) Die „Edelleute" waren nach der Meinung König Karl's I. gebildetere Gesellschafter, ohne jedoch deshalb in den Augen Sr. Majestät mehr zu gelten. „Eines Abends, als sein Hund an der Thür kratzte," berichtet der Graf von Warwick,**) „befahl er mir Gipsey hereinzulassen, worauf ich die Kühnheit hatte, zu ihm zu sagen: Ew. Majestät scheinen die Windhunde den Wachtelhunden vorzuziehen. — Ja, erwiderte er, denn sie lieben ihre Herren ebenfalls, und doch schmeicheln sie ihnen nicht so sehr."

In welchem Stande ein Hund aber auch geboren werden mag, die Natur ist für ihn zuweilen eben so wie für den Menschen eine Stiefmutter. Während des Mittelalters waren den Windhunden alle Ehren als Erbtheil zugefallen. Die Hunde einer gewissen Race genossen das Vorrecht, mit ihren Herren vor dem Kaiser Karl dem Großen erscheinen zu dürfen. Die rechte Pfote des Hundes war geschoren, eine minder nützliche Auszeichnung als die damascirten Schilder, mit denen man die Windhunde bekleidete, wenn sie an der Eberjagd theilnehmen sollten, „um sie vor der grimmigen Vertheidigung des Thieres zu schützen," wie Cavendish sagt, welcher sie auf diese Weise bewaffnet zu Compiegne sah.***) Vielleicht muß man theilweise, aber auch nur theilweise, die goldenen, mit Perlen und Rubinen besetzten Halsbänder, welche Windhunde von hoher Trefflichkeit, wie die in den Wallisischen Mabinogions auftretenden, beständig trugen, auf Rechnung der dichterischen Phantasie setzen. Es sind alte, sehr reiche Halsbänder vorhanden; viele prächtige sieht man auf alten Malereien und sehr merkwürdige finden sich an den Hunden, welche am Fuße von monumentalen Bildnissen angebracht

*) Arcadia, book II.

**) Memoiren Karl's I., S. 365.

***) Wolsey's Leben S. 527. (Lebensbeschreibungen von Geistlichen von Wordsworth.) In dem Roman vom Kaiser Octavianus kämpft eine so bewehrte Löwin in *allen Schlachten* zur Seite Octavians.

sind. Die Halsbänder der auf dem Mausoleum des Bischofs Johann von Sheppey in der Kathedrale von Rochester angebrachten Hunde sind zinnoberroth gemalt und haben in Abständen kleine Glöckchen. Dünne Reifen (vielleicht goldene) befinden sich um den Hals der Windhunde in den Malereien des Manuscripts von Froissart im britischen Museum; zuweilen sind sie in lange Mäntel oder in blaue und scharlachrothe, mit Löwen und Lilien verzierte Decken eingehüllt.

Wenn der Hund wirklich der Eitelkeit zugänglich ist, so muß er zuweilen harte Kränkungen derselben aushalten. Es kann für einen zartfühlenden Hund nichts Angenehmes sein, zu denken, daß die lateinische Prosa des unglücklichen Studenten, der zu Oxford oder Cambridge durchs Examen fällt, ganz gleich derjenigen sei, die man im gleichen Falle von ihm selbst erwarten könnte. Er kann kaum erfreut sein, wenn sein Name jenen Varietäten des Veilchens und der Rose beigelegt wird, die weder Schönheit noch Wohlgeruch haben, sobald er nicht daran denkt, daß die Hunderose ihren Namen deshalb erhielt, weil man sie ehemals sowohl für Hunde als Menschen für ein Schutzmittel gegen die Hundswuth hielt, und sofern er nicht den Geschmack jenes alten Piqueurs theilt, welcher sich beklagte, daß seine Hunde nicht mehr die richtige Fährte auffinden könnten, „während diese stinkenden Veilchen blühten." Man kann zweifeln, ob ein empfindsamer Hund mit archäologischem Sinn bei der Entdeckung, daß das Gefäß, welches die berühmte Purpurdinte enthielt, womit die byzantinischen Kaiser ihren Namen zu unterzeichnen pflegten, die Gestalt eines Hundes hatte und der Obhut eines besondern Beamten anvertraut war, oder sogar beim Wiedererkennen seiner eigenen Gestalt in dem verehrten Salzfaß, welches mitten auf dem Tische stand, sich über die Herabwürdigung trösten dürfte, die in jener seltsamen alten Strafe liegt, welche die Antiquare unter dem Namen Cynophoria kennen, und die in einigen Theilen Europa's den Rittern auferlegt wurde, welche sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hatten. Diese Strafe bestand darin, daß der Schuldige barhäuptig und barfuß mit einem Hunde auf den Schultern sich von dem Orte, wo er das Verbrechen begangen hatte, entweder über die Grenze in die nächste Grafschaft, oder an die Kirchthür oder die Pforte des bedeutendsten Klosters im Bezirk begeben mußte.*) Die meisten Beispiele dieser Strafweise finden sich in den Chroniken von Nordeuropa, sie war aber keineswegs auf die fernen Küsten des baltischen Meeres begrenzt. Endlich ist es trotz der Protection der Heiligen Hubertus und Rochus und trotz der Klugheit und Treue des Hundes sicher, daß „etwas

*) Die älteste Erwähnung dieser Strafe findet sich in den fränkischen und schwäbischen Gesetzen, ein hinlänglicher Beweis für ihr Alter. Der Adelige trug einen Hund, der Leibeigene einen Sattel. Der Kaiser Friedrich Barbarossa zwang einen der mächtigsten Grafen mit zehn von seinen Genossen auf diese Weise eine Meile weit zu gehen, jeder mit einem Hunde auf den Schultern.

Entehrendes und Unreines," was unzweifelhaft den orientalischen Anschauungen entlehnt und von da aus weiter verbreitet worden ist, während des ganzen Mittelalters mit dem Namen des Hundes verbunden war und ihm in der Volkssage immer noch anhaftet. Sein Name ist noch heute wie zu den Zeiten, wo er auf die excommunicirten Cagoten (gothische Hunde) angewendet wurde, ein Wort des Vorwurfs, und sein langgedehntes klagendes Geheul ist immer noch von so übler Vorbedeutung wie zur Zeit des großen Concils von Florenz, auf welchem Griechen und Lateiner in der vergeblichen Hoffnung zusammenkamen, ihre theologischen Streitigkeiten in dauernder Weise zu ordnen, und wo der Hund des Kaisers Johannes Paläologus „ganz entsetzlich und kläglich heulte," so lange die Rede seines Herrn dauerte und so die Erfolglosigkeit der Zugeständnisse von griechischer Seite und die nahe bevorstehende Umwandlung der St. Sophienkirche in eine muhammedanische Moschee vorher sagte.

Die Hunde haben eben so gut ihre Grabmale gehabt, wie die Menschen, von dem Cynosema auf dem thraeischen Vorgebirge bis zu dem Bildniß Maidas vor dem Hauptthore von Abbotsford, und wir müssen es einem modernen Theophrast oder La Bruyère überlassen zu bestimmen, welchen Antheil die Eitelkeit an alle dem hatte. Bei der Zerstörung der alten Capelle im Exeter-Collegium zu Oxford fand man eine kleine eherne Tafel mit einer Inschrift auf den Verlust eines Lieblingshundes. Es ist dies wahrscheinlich das einzige Beispiel einer Gedächtnißtafel für einen Hund in einem Kirchengebäude, wenn man nicht als das zweite das steinerne Bildniß Tirri's, des Hundes der Frau Alice Cassey, ansehen will, welche dessen Namen auf der kupfernen Platte ihres Grabmonuments in der Kirche von Deerhurst (Grafschaft Glocester) eingraben ließ. Tirri mag ein ganz vortreffliches und begabtes Thier gewesen sein und seiner Herrin unschätzbare Dienste geleistet haben, die ein dauerhaftes Monument verdienten. Leider ist nur sein Name auf uns gekommen, während man bedauert, den Namen jenes Wachtelhundes nicht zu kennen, dessen marmornes Bildniß zu Füßen Wilhelms des Schweigsamen, des großen Gründers der holländischen Republik, auf dessen Grabmal in der Kirche zu Delft angebracht ist. Wahrscheinlich war er es, welcher den Prinzen durch Gebell und Kratzen im Gesicht bei einem versuchten Angriff das Leben rettete, als zur Nachtzeit eben ein Trupp spanischer Büchsenschützen in das Zelt Wilhelms eindringen wollte. Die Wachen lagen wie er selbst im tiefen Schlafe, und der Prinz hatte kaum Zeit, nachdem ihn der Hund geweckt hatte, ein gesattelt bereit stehendes Pferd zu besteigen und im Dunkel der Nacht zu entkommen; seine Diener und seine Bedeckung verloren das Leben. „Bis zu seinem Todestage," berichtet Motley, „behielt der Prinz einen Wachtelhund derselben Race in seinem Schlafzimmer."

Wer zu wissen wünscht, welche Ehren dem Hundegeschlecht von sei-

nen Bewunderern angethan werden, muß die Nekropolis von Goodwood besuchen. Diese Nekropolis war ehedem ausschließlich für Hunde reservirt, es sind jedoch nur noch ungefähr sechzig Leichensteine übrig geblieben. Auf einem derselben befindet sich folgende Inschrift, die der Herzogin von York zugeschrieben wird, welche die übrigen wieder herstellen ließ:

Pepper, near this silent grotto
Thy fair virtues lie confest,
Fidelity thy constant motto,
Warmth of friendship speak the rest.*)

Es ist nichts Leichtes, eine gute Grabschrift auf einen Hund zu machen; eine der besten, welche wir kennen:

„Life to the last enjoyed, here Pompey lies"**)

setzte Hogarth auf das Grabmal des Hundes seiner Frau, welches noch heute am Ende einer Nußbaumallee in dem Garten des Hauses existirt, worin er zu Chiswick wohnte. Hogarth entlehnte zu dieser Grabschrift für den Hund einen Vers von Churchill, welchen der Dichter für sein eigenes Grab bestimmt hatte. Merkwürdiger Weise stand Pope auf dem Punkte, die Grabschrift eines, Churchill bei weitem überlegenen Dichters für das Grab seines Hundes Bounce zu benutzen, welcher auf dem Portrait von Richardson neben seinem Herrn abgebildet ist. „O seltener Ben Johnson," besagte die Grabschrift des Dichters; und die des Hundes sollte lauten: „O seltener Bounce." Pope gab aber seinen Plan aus Achtung vor dem Gedächtniß des classischen Nebenbuhlers Shakespeare's auf.

Ein Künstler kann seinem Hunde weit sicherer durch den Pinsel als ein Dichter durch die Feder Unsterblichkeit verleihen. Hogarth hat auf seinem Portrait das Bildniß seines Hundes Crab angebracht, des Namensvetters jenes Genossen von Bounce, den sein Herr „den knurrigsten Hund, den es jemals gegeben" nannte.

Trotz der bekannten Anekdote von Sir Isaac Newton und seinem Hunde Diamant wissen wir jetzt aus sicherer Quelle, daß Sir Isaac niemals Hunde und Katzen besaß.***) David Hume schrieb über Rousseau an Blair: „sogar sein Hund hat Namen und Ruf." Hoffentlich war der Philosoph Hume nicht neidisch auf diesen Hund, wie Goldsmith es unzweifelhaft gewesen wäre; denn sicher verdiente der Hund von Jean Jacques eben so gut die Unsterblichkeit, wie Horace Walpole's Pat-à-Pan, oder wie die Pompadour des großen Friedrich, von welcher der

*) Theurer Pepper, nahe dieser stillen Grotte werden deine schönen Eigenschaften stets anerkannt. Treue war dein beständiger Wahlspruch und die zärtlichste Freundschaft behält dich im Andenken.

**) Hier ruht Pompejus, nachdem er bis zum letzten Augenblick das Leben genossen.

***) Sir David Brewster hat in seiner Biographie Isaak Newton's die Anekdote von dem Hunde dieses großen Philosophen widerlegt, welcher eins seiner werthvollsten Manuscripte vernichtet haben soll.

preußische König sagte, „sie koste ihm nicht halb so viel, wie die andere Pompadour seinem königlichen Bruder von Frankreich."

Der drollige Hund, welchen Shakespeare Launce, dem Diener des Proteus, gegeben,*) läßt uns bedauern, daß der große Dichter nicht eine ganze Reihe dramatischer Hunde in seine Trauer- und Lustspiele eingeführt hat. Zur Ausgleichung hat dagegen Walter Scott, der Shakespeare unter den Romandichtern, in seinen Romanen und Gedichten den Hunden eine beinahe homerische Rolle zugetheilt. Wer wird jemals Bran und Buscar vergessen, welche neben Davie Gellatly her laufen, den kleinen Wasp, der der seinem Geschlechte drohenden Verstümmelung entging, oder Juno, die mit den Butterschnitten Mister Oldbuck's davon lief?

Man kann in den Romanen Walter Scott's beinahe alle moralischen Typen des Hundegeschlechts studiren. Mit Recht hat man gesagt, daß der Dichter des Waverley und der Dame vom See vorzugsweise der Edelmann der Literatur gewesen und mit allen Neigungen des alten Ritterthums geboren sei. Sein Geschmack an Hunden war nicht der mindest charakteristische Zug seiner harmonischen Natur. Der Hund, das freundschaftlichste unter den Thieren, weiß auch diejenigen zu würdigen, welche ihm zugethan sind, und die vollkommenste Gegenseitigkeit der Freundschaft besteht vielleicht nur zwischen einem Hunde und seinem Herrn. Derart war die gegenseitige Zuneigung zwischen dem Admiral Collingwood und dessen theurem Bounce, einem Neufundländer. „Bounce," schrieb Collingwood auf der Rhede von Cadix an seine Frau, „ist jetzt mein einziger Liebling; wir verlieren uns nicht einen Moment aus den Augen, er schläft neben meiner Hängematte." Um einem Seemanne zu folgen hatte Bounce eine Art nervöser Furcht überwinden müssen, welche ihm der Kanonendonner verursachte. Bounce war mit bei Trafalgar an Bord des Royal Sovereign, und die Erhebung seines Herrn zur Pairswürde scheint ihn ganz hochmüthig gemacht zu haben. „Ich hoffe," schrieb der neue Baron an Lady Collingwood, „ich hoffe, daß meine Töchter nicht die lächerliche Miene annehmen wie Bounce, seitdem er der Hund eines Lords geworden ist; es beunruhigt mich in der That, wenn ich sehe, wie er zu stolz geworden ist, um noch mit Hunden von Mitgliedern des Unterhauses zu spielen." Lord Collingwood übertrieb vielleicht ein wenig die wichtige Miene, welche Bounce angenommen hatte, um seinen Töchtern Moral zu predigen. Bounce wäre aber nicht der einzige Hund gewesen, welcher wirklich den wohlbegründeten Stolz seines Herrn getheilt hätte, wenn dieser nicht ein so überaus bescheidener Sieger gewesen wäre.

---

*) In den beiden Veronesen.

Ueber die Kelten und Franken.

Von

Rudoph Rost.

In unserer an wahrer Thatkraft so überaus armen Zeit blicken wir gern zurück auf die an großartigen Heldenthaten reiche Vergangenheit unseres Volkes. Sie bietet uns in vielen Fällen ein Muster dar, nachahmenswerth in der so traurigen Gegenwart. Oder sollte vielleicht der Mangel an wahrhaft großen Männern ein Grundzug der Jetztzeit sein, der es vorbehalten wäre, statt einzelner Größen ein großes mächtiges Volk zu schaffen? Doch verlassen wir für jetzt die unerquickliche Gegenwart und kehren wir zurück in die Geschichte unserer Altvorderen, so ist vor allem die Nation den Männern der Wissenschaft Dank schuldig, die es unternehmen, ihr die Zeit einstiger Größe recht lebhaft vor die Seele zu führen. Nothwendig gehört aber zur Einführung in die Geschichte der Deutschen im engeren Sinne auch eine nähere Betrachtung der beim Hereinbrechen des Mittelalters fast ganz Westeuropa beherrschenden Stämme der Germanen. Reiche wurden von ihnen gegründet, von denen zwar viele bald wieder untergingen, einige aber berufen waren, epochemachend in der Geschichte aufzutreten. Eines dieser letzteren und uns am nächsten liegende war das Reich der Franken. Leider ist aber die Geschichte dieses Volkes gerade am stiefmütterlichsten von den deutschen Geschichtsforschern, die die Geschichte ihres Volkes vom Jahre von 843, in welchem die staatliche Trennung der deutschen Nationalität von der romanischen zur Thatsache wurde, zu rechnen pflegen, behandelt worden. Freudig begrüßen wir daher in der „Geschichte der Franken unter den Merowingern von Dr. Gustav Bornhak. (Koch's Verlagshandl.) Greifswald 1863" ein Werk, das diesen Mangel zu beseitigen verspricht. Es liegt uns davon der erste Band vor, welcher außer der Einleitung die Geschichte der Entstehung des fränkischen Völkerbundes, des An-

fangs und der Begründung der fränkischen Monarchie durch Childerich und Chlodowech und der Regierung der Söhne Chlodowech's bis zum Tode Chlothars I. umfaßt.

Der Verfasser bemerkt gleich im Anfange, daß die Arbeit, die Geschichte der Franken zu erforschen, keine lockende gewesen, vielmehr eine mühselige Prüfung eines schlecht gesichteten Materials und ein trostloses Dunkel verworrener, nur selten von einem Lichtfunken unterbrochener Zustände. Das Buch zeugt auch von tüchtigem Quellenstudium, und wenn es nicht überall eine interessante Lektüre gewährt, so liegt die Schuld zum großen Theil wohl an dem Gegenstande selbst, denn der Autor sagt ganz richtig, daß wahrhaft erhebende Momente, die sonst die Geschichten unseliger Zeiten bisweilen erfrischen, hier gar selten sind.

Die umfassendsten Arbeiten in der Geschichte der Merowinger sind bei den Franzosen zu finden, denn „in ihrem Lande war die fränkische Monarchie begründet worden und alle Rechtsverhältnisse gingen bei ihnen von dieser ersten staatlichen Ordnung aus.“ Die Beweggründe jedoch, welche sie dabei leiteten, waren nicht rein wissenschaftlicher Art, denn „nicht der Zweck wissenschaftlicher Forschung an und für sich, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen bloß zu legen sucht, sondern ein sophistisches Streben nach Begründung gewisser Zeitideen war es, welches die französischen Geschichtsschreiber bewog, die alte Geschichte der Franken zu behandeln, um die Fragen ihrer Zeit nach ihrer Weise daraus zu erklären.“ So behagte es einmal dem französischen Nationalstolze, mit den ehemals die Welt beherrschenden Römern sich gleichen Alters und gleicher Herkunft zu rühmen, dann ließ man wieder die Eroberungsfrage fallen, um die Lehre von der Autochthonie der fränkisch-gallischen Bewohner aufzunehmen, alles wie es den jeweiligen Ansichten paßt. Wie konnte es auch der Nationalstolz vertragen, wenn er seine Sättigung in der Vergrößerung des Landes fand, daß das französische Volk zum großen Theil die Nachkommen der Gallien erobernden Franken, eines germanischen Volkes, wären? Mit welchem Rechte hätten es dann die Franzosen wagen dürfen, vom Gebiete ihrer früheren Herren, der Franken, auf deutscher Seite Stücke loszureißen, wie es ihnen doch mitunter beliebte und auch jetzt noch immer einer ihrer Lieblingsgedanken ist? Bei der Vorliebe der Franzosen für die Rheingrenze klingt es allerdings höchst sonderbar, wenn der Verfasser die Behauptung aufstellt, daß der Rhein eine mächtige Scheidewand gegen Germanien bildete und das Land (Gallien) gegen den unvorbereiteten Angriff massenhafter Heere sicherte, während doch anerkannter Maßen nur ein Gebirge eine völkerscheidende Grenze bilden kann. —

Betrachten wir jetzt nach dem uns vorliegenden Werke etwas genauer die Bevölkerungsverhältnisse Galliens mit besonderer Rücksicht des keltischen und fränkischen Elementes, sowie unter Hinweis auf Eigenheiten des französischen Nationalcharakters. Die Bewohner des alten Galliens

waren keltischen Ursprungs. Diese gallische Nation war von Cäsar überwunden worden und zwar „durch ihre Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit, die sie stets beim ersten Mißlingen ihrer Unternehmungen gezeigt und die der geniale römische Feldherr wohl zu benutzen gewußt hatte. Ihre Nationalität ging in Gallien zu Grunde, ohne jedoch nutzlos für das große Werk der Völkerbildung gewesen zu sein. Das keltische Element sollte einen wesentlichen Factor zur Entwickelung der französischen Nationalität gewähren und unter den Römern, die sich seitdem in Gallien so zahlreich niederließen, die römische „gravitas" durch die keltische Leichtigkeit verdrängen. Den Hang zur Wohlredenheit empfingen die gallischen Romanen vornehmlich von den Kelten und er hat sich noch bis auf den heutigen Tag in den Nachkommen derselben und der Franken, den Franzosen, bewahrt. Derselbe leidenschaftliche, leicht reizbare Charakter, der nicht allein seine Befriedigung in hohler Ruhmredigkeit, sondern auch in eitler Modesucht fand, ist von den Kelten auf die Franzosen vererbt worden. Die alte keltische Wanderlust verband sich mit römischer Herrschbegierde und erhielt dadurch eine größere Planmäßigkeit. Noch jetzt streben die Franzosen über ihre Grenzen hinaus und zwar zu ihrem eigenen Nachtheil, denn wie die Kelten das römische Weltreich bedrohten und die Römer zu ihrer Bekämpfung herausforderten, so organisiren die Franzosen gleichsam durch ihr Streben nach dem Besitze deutschen Landes einen Widerstand auf dieser Seite, der wie bei den Römern durch eine fortwährende Befürchtung eines Kampfes zum Angriff gesteigert werden könnte.

Die keltische Sitte erhielt sich; denn auch die Verschiedenheit der französischen Völkerschaften liegt in den keltischen Stämmen begründet, wenn man zunächst von den geographischen Unterschieden der einzelnen Landschaften absehen will. Durch die Verbindung mit dem römischen Elemente ward ein Streben nach geistigem Fortschritt unter den Galliern angeregt, welches die keltische Nationalität für sich nicht in sich trug; Wissenschaft und Kunst erlangten dadurch bei ihnen eine Blüthe, welche in der absterbenden römischen Welt allein nicht mehr möglich war. Der Romanismus, auf den frischen, lebenskräftigen Stamm des Keltenthums gepfropft, sproßte noch einmal auf, um nach seinem Abblühen eine neue Verbindung mit den Germanen einzugehen, welche dem gallischen Volke erst Bestand und Dauer verleihen sollte."

Dem germanischen Stamme der Franken war es vorbehalten, auf den Trümmern der römischen Herrschaft ein mächtiges Reich zu gründen. Natürlich konnte dies erst nach heißen Kämpfen erfolgen, der Versuch der Römer aber, das Frankenvolk allmälig aufzureiben und zu vernichten, wie es ihnen mit andern Stämmen früher gelungen, scheiterte an der kriegerischen Gesinnung, von der jeder einzelne Franke von früher Jugend auf durchdrungen war. Schon ihr Name beweist in wie hohem Ansehen bei ihnen das Kriegshandwerk stand, denn am passendsten

leitet man ja das Wort „Franke" von ihrer vorzüglichsten Waffe, der „framja" (Lanze), wie „Sachse" von „sahs" ab. Sehen wir uns jetzt einmal dieses in der Geschichte so bedeutende Volk der Franken näher an und folgen wir dabei der Schilderung, wie sie uns das vorliegende Werk gibt. „An Sitte und Lebensweise ganz den von Tacitus geschilderten alten Germanen gleich, trugen sie das blonde Haar auf die Stirne gezogen, nur daß der Nacken und das Gesicht glatt geschoren war, da die Sitte nur ihren Fürsten und Königen gestattete, als eine besondere Auszeichnung ihres Standes dasselbe lang zu tragen. Jeder aber pflegte den dünnen Haarwuchs auf der Brust. Ziemlich knappe, buntfarbige Kleider umgaben die schlanken Glieder der Männer, welche zur Erleichterung des Gehens kaum bis an das Kniegelenk reichten und deren Aermel zum bessern Gebrauche der Arme nur den Oberarm umhüllten. Ein breiter Gürtel umschloß die schmale Taille. Die grünen Mäntel, welche bei feierlichen Gelegenheiten den Oberkörper bedeckten, waren berändert mit glatten Säumen. Der untere Theil des Körpers war meist unbedeckt: die Schenkel, Kniee und die bis zum Knöchel behaarten Waden blieben nackt. Die Krieger zu Fuß führten weder Bogen noch Lanze, sondern nur das Schwert, welches von der Schulter an einem herablaufenden Koppel hing, den Schild, dessen Glanz in den Kreisen schneeweiß, auf den Buckel aber gelb schimmerte, und die zum Werfen bestimmte Streitaxt, deren Eisen stark und scharf auf beiden Seiten an einem kurzen, hölzernen Griffe befestigt war; die Streiter zu Pferde führten allein die Lanze. Ebenso kühn auf dem Lande wie auf dem stürmischen Meere war ihnen die nordische Kälte eben so angenehm wie das gemäßigte Klima, und Nichts galt ihnen für ein größeres Uebel, als ein thatenloses Leben, während sie die Kriegszeiten für das höchste Glück priesen. Diesem kriegerischen Charakter gemäß war ihre Beschäftigung im Frieden. Sie übten sich beständig, ihre zweischneidigen Geschosse zu werfen und den Treffort vorauszubestimmen, ja selbst durch Springen denselben voranzueilen, damit sie noch eher den Feind erreichen könnten, als die geschleuderte Waffe. Frühzeitig übte man in diesen Kampfspielen die männliche Jugend und flößte ihr damit einen Geist ein, der sie ihren Feinden gegenüber unüberwindlich machte. Denn mochten sie auch von der Uebermacht des Feindes übermannt und durch die ungünstige Lage des Ortes geschlagen werden, so erreichte sie wohl der Tod, nicht aber die Furcht. Der todte Krieger lag auf dem Platze, den er vertheidigte, nicht auf der Flucht. Ward er im Kampfe verstümmelt, so focht er, so lange er sich noch mit den übrigen gesunden Gliedmaßen vertheidigen konnte. Wurden sie vom Feinde zurückgedrängt, so gingen sie sehr bald wieder zum Angriff über, und die Verfolgung des Sieges war endlos. Ihre ungestüme Tapferkeit gestattete keine vorsichtige Schonung ihrer Streitkräfte. Noch ehe die Feinde von ihrer *ersten* Schlachtreihe zurückgedrängt waren, stürzte sich schon der Führer

der zweiten auf den Feind und vollendete die Niederlage. Oft hätte der Kampf nur mit der Vernichtung der Feinde aufgehört oder die unaufhörliche Verfolgung den sich zerstreuenden Kriegern Verderben bringen können, wenn nicht ihr König, einzig und allein durch das Beispiel größerer Tapferkeit von Einfluß, ihnen Frieden geboten und die Streitenden getrennt hätte. Für ausnehmende Tapferkeit erhielten sie nach den bei ihnen bestehenden Gesetzen Belohnungen und Ehrenbezeugungen. Selbst im Frieden erwarteten sie beständig den Feind. Denn weder nahmen sie Speise zu sich, ohne unter den Waffen zu sein, noch legten sie den Helm vor dem Schlafe ab, ohne sich gegen feindlichen Ueberfall gesichert zu haben." —

Chlodowech, der erste König der Franken, faßte zuerst den Gedanken eines großen ausgebreiteten fränkischen Reiches, den er durch Besiegung auch der Römer, Westgothen und Alemannen, sondern nicht nur durch Unterjochung der übrigen unter eigenen Königen stehenden Franken verwirklichte, wofür besonders günstig die geographische Beschaffenheit Galliens war, da dieses Land durch natürliche Grenzen von andern geschieden in sich ein Ganzes bildet. Hat man sich oft gewundert, daß troß der Unterwerfung Galliens durch die Franken das germanische Element nicht das herrschende wurde, wie es doch seiner Zeit in gewisser Beziehung wenigstens mit dem römischen den Kelten gegenüber der Fall war, so liegt dies unter anderen wol mit daran, daß die Franken unter den Nachfolgern Chlodowechs, bei einheimischen Kriegen, die nicht auf die Vergrößerung des Frankenreichs abzielten, nicht so gefügig waren. Es müssen daher die Könige, „um ihre Kriege unter einander führen zu können, diese fast einzig allein durch ihre Antrustionen und hörigen Leute und überhaupt solche ausfechten lassen, die unter ihrem besondern Schuße lebten. Dadurch erlangten die Romanen, die ihrer abhängigeren Stellung nach dem Könige weit williger folgten, in den Augen desselben eine weit höhere Bedeutung: sie wurden zu Staatsämtern herangezogen, während die Franken zurücktraten. Indem der König sich durch die Romanen eine neue Gewalt im Staate bildete, verloren die Franken nach und nach immer mehr von ihren Rechten und Freiheiten, da ihnen die Gelegenheit zur Ausübung derselben entzogen ward, während das Romanenthum an Macht und Selbstständigkeit wuchs und sich endlich so ausbreitete, daß es im Stande war, eine neue Herrschaft heraufzuführen und das alte Königsgeschlecht zu stürzen."

Der erste Band des uns vorliegenden Werkes schildert noch die Kämpfe der Söhne Chlodowech's unter einander und gegen die Dänen, Thüringer, Westgothen und Sachsen und endet mit dem Tode Chlothars. Den Schluß bildet ein Ueberblick über den Culturzustand Galliens in dieser Periode mit besonderer Berücksichtigung der Sprachbildung und der Bedeutung der katholischen Kirche für Gallien.

Schließen wir unsere Betrachtung mit einer Bemerkung des Ver-

fassers, die sehr viel Wahres, namentlich für die Jetztzeit enthält: „Ein Volk zu besänftigen und zufrieden zu stellen, das eine fremde, nicht selbst gewählte Herrschaft tragen muß und dessen Streben nach Freiheit in blutigen Bürgerkriegen grausam unterdrückt wurde, ist für den neuen Herrscher eben so schwer, wie es für jenes unmöglich ist, der argwöhnischen Strenge zu vergessen, mit der es in Unterwerfung gehalten ward. Auf beiden Seiten fehlt das Vertrauen, das zu einer glücklichen Regierung für den Beherrscher wie die Beherrschten nöthig ist; das Maß und die Rücksicht in der Auffassung der gegenseitigen Stellung geht verloren. Kommt ein solcher Regent über ein solches Land, so ist er zunächst Despot und ein Werkzeug der Partei." —

Mit Verlangen sehen wir dem zweiten Bande dieses Werkes entgegen, welches uns den Sturz des merowingischen Königthums und den Wiederaufbau einer neuen Königsherrschaft, wobei das Germanenthum einen neuen Sieg feierte, zu schildern verspricht. —

Die Sturmsignale als Warnung für die Schifffahrt.

Von

J. Schucht.

Wiederum hat der wissenschaftliche Forschungsgeist der Neuzeit eine Entdeckung gemacht, welche von den segensreichsten Folgen für die Menschheit ist, weil dadurch viele tausend Menschenleben gerettet werden können. Wer hat wohl nicht oft bei den furchtbaren November- und Decemberstürmen an die Schiffer des Oceans gedacht! Jene tobenden Orkane, welche thurmhohe Wellenberge auf die Schiffe treiben und die größten Fahrzeuge wie Nußschalen umherschleudern, — ach! sie haben schon manches Menschenleben in das schauerliche Meeresgrab versenkt. Gar manches Mutterherz verlor den Sohn, die einzige Stütze und den letzten Trost eines freudeleeren Daseins; und gar manche treuliebende Braut beweint noch heute und bis an's Ende ihres thränenreichen Lebens den unersetzlichen Verlust des Heißgeliebten ihres Herzens. Denn gleichgültig und unerbittlich kalt reißen die gigantischen Meeresstürme den Edelsten und Besten wie den Verworfensten und Schlechtesten in ein und dasselbe Wellengrab. Wohl hat man Rettungsboote erdacht und auch schon oft dem Tode seine Beute abgerungen, aber sehr klein ist die Zahl der Geretteten gegen die unzählichen Opfer der wilden Orkane. Mit Freuden müssen wir also eine Erfindung begrüßen, welche als warnende Stimme uns mahnt, nicht auf den Ocean zu gehen, weil große Stürme nahe bevorstehen. Diese Warnungsstimme hat der englische Admiral Fitzroy construirt und in einigen Schriften ausführlich beschrieben. Gewiß wird jeder Leser wißbegierig sein, etwas Näheres über diesen Apparat zu vernehmen; ich übersetze daher einige Notizen aus Fitzroy's Schriften.

Die leitende Idee bei seiner Erfindung war: Die Luft bewegt sich in rotirenden Strömen, in kreisförmigen Bewegungen,

Diese Strömungen gehen fortwährend in mehr oder weniger runder, aber wechselseitiger Gegenbewegung von statten. Bisweilen laufen sie dicht nebeneinander, aber in entgegengesetzten Richtungen fort, wie zwei sich begegnende Eisenbahnwagen, wobei der eine aufwärts, der andere abwärts fährt. Bisweilen gehen sie übereinander fort, aber mit einer Bewegung seitwärts und vorwärts. An verschiedenen Orten angestellte Beobachtungen geben Richtungspunkte der verschiedenartigsten Rotationsbewegungen; — givesa clue (point d'une voile) to the direction of these various currents. — Hierdurch werden Stationen gebildet; durch Berechnungen findet man die annähernde Zeit, wann ein rotirender Luftstrom von einer anderen Beobachtungsstation anlangt. Diese Stationen werden mit einander durch Telegraphen verbunden. Beginnt z. B. bei Calais eine starke Windströmung, so wird sogleich nach Ostende, von da nach Rotterdam, Amsterdam u. s. w. telegraphirt; sobald die Strömung ankommt, notirt man die Zeit, welche sie in ihrem Lauf von Ostende nach der telegraphischen Anmeldung gebraucht hat. Sobald also von Calais ein Sturm nach Rotterdam telegraphirt wird, weiß man dort sogleich, daß er in soviel Stunden da sein wird. Hierdurch benachrichtigt, gehen die Schiffe nicht in See und auf der See befindliche, d. h. die in der Nähe der Küsten sich aufhaltenden, müssen den Hafen aufsuchen. Diese Erfindung ist also nur für die Küstenschifffahrt anwendbar; aber dennoch wird sie segensreiche Folgen haben, weil gerade an den Küsten, oft nicht weit vom Hafen sich die häufigsten Schiffbrüche ereignen, da die Fahrzeuge von den tobenden Wellen an die Klippen geschleudert werden. So eben lese ich den Untergang des Hamburger Schiffes Wilhelmsburg, welches Anfangs December mit 300 deutschen Auswanderern von Hamburg nach Australien wollte und an Hollands Küste Schiffbruch erlitt, so daß von den 300 Passagieren nur 24 Männer und 1 Frau gerettet wurden. Wird aber die Ankunft eines Sturmes an sämmtliche Küsten telegraphirt, so können durch Lärmtrommeln alle Schiffskapitäne gewarnt werden, nicht in See zu gehen; eben so leicht können die an der Küste segelnden Fahrzeuge davon benachrichtigt werden.

Ich gebe jetzt die Beschreibung des Apparates, der so einfach ist, daß es Vielen unglaublich sein wird, wie er die Annäherung eines Sturmes sicher anzuzeigen vermöge. Aber es geht hiermit ebenso wie mit den Erscheinungen des Barometers und Thermometers.

Der Sturmsignalist besteht aus einer Trommel und einem Kegel; beide werden aus grobem Tuch oder Zeltleinwand verfertigt. Das Tuch oder die Leinwand wird schwarz gefärbt und über große Ringe gespannt, so daß eine Trommel entsteht, welche 3 Fuß und 6 Zoll Höhe und 3 Fuß im Durchmesser hat; dieselbe Höhe muß auch der Kegel haben, welcher ebenso wie die Trommel aus grober Leinwand besteht und über Ringe gespannt wird. Der Kegel wird über die Trommel gestellt und

vermittelst Ringe und Bänder darauf befestigt; bei großer Gefahr befestigt man auch einen solchen unter die Trommel, aber in entgegengesetzter Richtung. Steht über der Trommel die Basis des Kegels, so muß unter derselben der andere Kegel mit der Spitze nach der Trommel gerichtet sein. Um die Ankunft der großen Stürme aus Südwest und Nordost zu wissen, errichtet man an den Beobachtungsstationen hohe Stangen und befestigt den Apparat daran vermittelst starker Seile, um die Stellung der Kegel wahrnehmen zu können. Die annähernde Richtung des Sturmes wird nun durch die Stellung der Kegel angezeigt: wird der Apparat so bewegt, daß die Spitze des Kegels nach oben zeigt, so hat man den Sturm von Nordost zu erwarten, dreht sich aber die Spitze nach unten, so läßt er sich von Südwest erwarten.

Große und plötzliche Stürme werden am sichersten durch den Apparat mit zwei Kegeln angezeigt. Dieses Resultat ist durch vielfache Beobachtungen festgestellt. Da aber auch sehr oft die heftigsten Stürme aus Südwest wehen, so wäre es wünschenswerth, auch einen Anzeiger für die Orkane dieser Himmelsgegend zu besitzen. Admiral Fitzroy hofft, seinen Apparat im Verlauf der Zeit noch mehr zu vervollkommnen; vielleicht wird man auch dann die Annäherung der Stürme aus den andern Himmelsgegenden wahrnehmen können.

Diese Sturmanzeiger müssen bei allen Küstenwachen und Telegraphen-Stationen errichtet werden, um die Signale geschwind weiter geben zu können. Hierdurch wird nicht nur das Auslaufen der Schiffe bei annähernden Stürmen verhindert, sondern es können auch alle in Sicht befindlichen Fahrzeuge von der drohenden Gefahr durch Lärmtrommeln und andere Signale benachrichtigt werden. — Nach dieser Darstellung gebe ich noch eine beurtheilende Notiz über Fitzroy's Resultate in der Meteorologie, welche so eben durch einige Zeitungen geht: Der Zweig der Meteorologie, welchen Admiral Fitzroy zu seinem besondern Studium gemacht und zu praktischer Verwerthung zu bringen mit Erfolg bestrebt ist, hat schon die Aufmerksamkeit der Französischen Regierung erregt. Dieselbe läßt sich die Wetterdeutungen des Admirals täglich telegraphiren und die etwa angegebenen Warnungen an achtzehn Stationen der Französischen Küste gelangen. Es hat lange gedauert, ehe die aus den meteorologischen Beobachtungen des Admirals gezogenen praktischen Schlüsse auf bevorstehende Wetterveränderungen allgemeinere Anerkennung fanden. Die Schiffer und Fischer in den englischen Häfen, stets mehr den alten, von den Vätern und Großvätern überkommenen Gebräuchen und abergläubischen Schutzmitteln zu vertrauen geneigt, als neue Verbesserungen anzunehmen, waren anfangs mißtrauisch gegen die von dem Admiral angegebenen Wetterzeichen und Warnungen, nach und nach aber hat das meteorologische Institut immer mehr an Credit gewonnen und schon manches Unglück verhütet. 12, 24, ja 36 Stunden vorher erscheinen jetzt,

schon die Signale, welche ein kommendes Gewitter, einen bevorstehenden Sturm ankündigen. Fitzroy selbst sagt hierüber: Durch Beobachtungen am Barometer, am Thermometer, durch Berücksichtigung anderer charakteristischer Luftverhältnisse, durch die annähernde Kenntniß, die wir jetzt von den Ausgangspunkten und den Wendungen atmosphärischer Strömungen, ihrer relativen horizontalen Breite besitzen, sind wir im Stande, die Luftverhältnisse und Veränderungen in einem Umkreise von etwa 500 englischen Meilen zu bestimmen. —

Auf dieses Wissen gründet sich des Admirals Erfindung der Sturmsignal-Trommel; sie wird nämlich auch durch starke Luftströmungen zum Tönen gebracht und verkündet demnach sehr laut die drohende Gefahr.

Hieraus ersehen wir, daß auch die uralte Wetterprophezeihungslehre weiter ausgebildet und auf einer wissenschaftlichen Basis begründet wird.

Die Verbreitungs-Sphären der Menschheit bedingt durch die Lebensweisen.

Von

Rudolph Rost.

Wenn wir früher (Band VIII. S. 202 flgd.) die hohe Bedeutung der vom indo-europäischen Volksstamm bewohnten Staaten Europa's von der höchst günstigen geographischen Lage dieses Erdtheils mit abhängig gemacht hatten, so versuchen wir jetzt aus den Lebensweisen der fünf Menschenracen ihre Fähigkeit zur größeren oder minderen Verbreitung herzuleiten. Nach dem in Band VI. S. 491 flgd. Ausgeführten wissen wir, daß die kaukasische Race vorzugsweise, d. h. mit ihrem hauptsächlichsten Stamme sich diagonal von Osten gegen Westen durch die Mitte der alten Welt verbreitet, im Ganzen, alle anderen Stämme mitgerechnet, vom Himalaya westwärts bis zum atlantischen Ocean, also über Westasien, Europa und Nordafrika, sich erstreckt, — daß die mongolische den Polarkreis auf allen Seiten umlagert, und von diesem aus durch das nordöstliche Asien mit schmaler werdendem Gebiete den tropischen Ocean erreicht, — daß die äthiopische das Innere Afrikas bewohnt, — daß die amerikanische die vorherrschende Meridian-Ausbreitung ihres Continents theilt und daß die malayische endlich auf dem ihr angewiesenen Gebiete in endlose Weiten auseinanderfließt. Hieraus bemerkt man, daß die beiden letzteren Racen (Amerikaner und Malayen) von allen übrigen oceanisch geschieden erscheinen, während die kaukasische Race mit den beiden anderen in unmittelbare Nachbarschaft tritt, wobei aber die mongolische und äthiopische, von ihr, der kaukasischen von einander geschieden werden. Aus der physischen Beschaffenheit des Continents ergiebt sich, daß die Aethiopier vermöge ihrer einförmigen Heimath, durchaus einartigen, aber *continentalen*, daß die Malayen trotz ihrer großen Verbreitung fast eben so einförmigen, aber *oceanischen* Natureinflüssen unterworfen sind, daß die Amerikaner im Wider-

sprüche mit ihrer einartigen Körperbildung, zweimal alle Klimate durchlaufen, daß die Mongolen mit der ganzen Breite ihres ungeheueren Gebietes an die polarischen Gewässer grenzen und nur mit einer schmalen Verlängerung nach Süden an gesegneteren Klimaten Theil nehmen, daß die Kaukasier endlich in ihrer westöstlichen Verbreitungssphäre unter allen Racen die längste Ausdehnung haben und daß sie vorzugsweise Länder gemäßigter Klimate bewohnen, im Norden den Polarkreis berührend und im Süden noch am Leben der tropischen Welt theilnehmend. Während ferner in den Wohnsitzen der Mongolen wie auch der Amerikaner die größten Bodenkontraste, die kolossalsten Erhebungen und die ausgedehntesten Flächen der Erde fast unmittelbar neben einander liegen, sich auch eine im Verhältniß der Größe des Gebietes, wenn man die polarischen Gestade abrechnet, kurze Küstenlinie findet, ist die Heimath der Aethiopier und Malayen nur einseitig, wenn auch auf die entgegengesetzte Weise entwickelt, indem die ersteren die kürzeste, die letzteren die längste Meeresgrenze besitzen, jenen ein unermeßliches Sandmeer ihre Heimath beschränkt, diese der große Ocean zersplittert und auseinander treibt. Hingegen zeigen die Wohnsitze der Kaukasier einen Formenreichthum, der alle Bodenkontraste in sich vereinigt und sie durch Entwickelung manichfaltiger Uebergangsstufen unter sich vermittelt. Ueberall findet sich hier reiche Ausbildung der verschiedensten Bodenformen, ohne die Starrheit der Contraste Ostasiens und Amerika's, Individualisirung der einzelnen Gegenden ohne afrikanische Abgeschlossenheit, gepaart mit Offenliegen der meergrenzenden Länder ohne australisches Zerfließen. Nothwendig mußte diese Verschiedenheit der Wohnsitze auf die körperliche und geistige Ausbildung der Bewohner den bedeutendsten Einfluß üben und es kann demnach auch nicht überraschen, wenn einer jeder Menschenrace eine gewisse Lebensweise vorzugsweise eigen ist, und wenn sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Verbreitungssphären der Racen und der Lebensweisen ergiebt. Wenn wir nun zuvörderst den Verbreitungsbezirk der angesiedelten Völker bestimmen wollen, so müssen wir zwar zunächst im Allgemeinen die Wohnsitze der Kaukasier dahin rechnen, sodann aber auf der einen Seite gewisse Länder ihrer Verbreitungssphäre davon trennen, auf der anderen Seite noch einige andere, der mongolischen Race zugehörige Länder hinzufügen. Abzurechnen sind alle südwärts des 35. Grades nördlicher Breite liegende asiatische und afrikanische Länder mit Ausschluß Vorderindiens, Syriens und Aegyptens, sowie einiger glücklichen Gegenden Persiens, Arabiens, Armeniens, Kleinasiens und Nordafrika's. Hinzuzufügen sind aber von der mongolischen Race die Reiche China und Japan, sowie die von mongolisch-malayischen oder indo-chinesischen Stämmen bevölkerten unteren Stufenländer Hinterindiens. Diese festen Ansiedelungen, die Grundbedingungen aller Cultur, erblicken wir demnach vorzugsweise in denjenigen Theilen der Erde, deren natürliche Beschaffenheit von allen

extremen Natureinflüssen frei ist, wo daher die geistige und körperliche Entwickelung besonders begünstigt wird. Es sind dies vor allem die mittleren Stufenländer, wo die reichste Manichfaltigkeit der Bodenformen, die im rechten Maße vorhandene Bewässerung, die Abwesenheit klimatischer Extreme den Menschen zu festen Ansiedelungen einlud. Das bestätigt sich auch noch heutzutage an den Kolonisationen. Fast überall nämlich, wo kaukasische Völkerstämme, die Träger der Cultur in alle Theile der Erde, sich in fernen Gegenden niedergelassen haben, sind die von ihnen kolonisirten Länder so beschaffen gewesen, daß sie der Bodenkultur besonders günstig waren. Wir erinnern hierbei an die riesenhaften Kolonisationen der östlichen Hälfte Nordamerika's, der westindischen Inseln, bedeutender Strecken Südamerika's.

Sowie nach dem eben Ausgeführten die kaukasische Race und in ihr vor allem der indo-europäische Völkerstamm den angesiedelten und daher cultivirten Theil der Menschheit bildet, so können die mongolischen Völker vorzugsweise für Nomaden gelten, mit Ausnahme des südöstlichen Theiles ihres Gebietes, der, wie bereits bemerkt, in die Sphäre der festen Ansiedelungen gehört. Die mongolische Lebensweise ist noch ursprünglich nur auf der östlichen Halbkugel heimisch, weil es der westlichen an den nothwendig dazu gehörenden Hausthieren fast gänzlich gebricht. Die Verbreitungssphäre der nomadisirenden Mongolen ist vorzugsweise das Gebiet der Steppen, der klimatischen Contraste. Nur der Nomade vermag der vertilgenden Kälte des Winters, der versengenden Dürre des Sommers auszuweichen, indem er, je nach dem Bedürfnisse, seine Heerden weiter südwärts oder weiter nordwärts, von der kalten Gebirgshöhe in's geschützte Thal, aus der heißen Ebene auf das kühlere Gebirge treibt. Die Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens lassen sich am reinsten in großen Steppen beobachten. An die Mußestunden der Hirten knüpfen sich die Anfänge des Handwerks, was jedoch, des ausschließlichen Betriebes der Viehzucht wegen, welche stete Wanderungen von Weide zu Weide nöthig macht, nicht zu einer über die Anfänge hinausgehenden Vervollkommnung gebracht werden kann. Die Einförmigkeit der sie umgebenden, an Produkten armen Landstrecken auf der einen und die Erhabenheit der ihrem Blicke sich darbietenden Naturkontraste auf der anderen Seite bewirkt vor Allem die große religiöse Productivität der Hirtenvölker — sie sind die Gründer der monotheistischen Religionen. — In politischer Hinsicht gestattet die Lebensweise der nomadisirenden Wandervölker die Vereinigung einer größeren Zahl von verwandten Familien und Stämmen und damit tritt uns das Bedürfniß und der Begriff eines nationalen Volksverbandes entgegen, der sich in patriarchalischen Verfassungen manifestirte. Auf dieser Culturstufe ist der Geist der persönlichen Freiheit noch außerordentlich mächtig, denn es giebt wegen der völligen Gleichheit der Lebensweise Aller keine Standesunterschiede und vor auswärtiger Unterjochung sind die Nomaden

sprüche mit ihrer einartigen Körperbildung, **zweimal** alle Klimate durchlaufen, daß die Mongolen mit der ganzen Breite ihres ungeheueren Gebietes an die polarischen Gewässer grenzen und nur mit einer schmalen Verlängerung nach Süden an gesegneteren Klimaten Theil nehmen, daß die Kaukasier endlich in ihrer weströstlichen Verbreitungssphäre unter allen Racen die längste Ausdehnung haben und daß sie vorzugsweise Länder gemäßigter Klimate bewohnen, im Norden den Polarkreis berührend und im Süden noch am Leben der tropischen Welt theilnehmend. Während ferner in den Wohnsitzen der Mongolen wie auch der Amerikaner die größten **Bodenkontraste**, die kolossalsten Erhebungen und die ausgedehntesten Flächen der Erde fast unmittelbar neben einander liegen, sich auch eine im Verhältniß der Größe des Gebietes, wenn man die polarischen Gestade abrechnet, kurze Küstenlinie findet, ist die Heimath der Aethiopier und Malayen nur **einseitig**, wenn auch auf die entgegengesetzte Weise entwickelt, indem die ersteren die kürzeste, die letzteren die längste Meeresgrenze besitzen, jenen ein unermeßliches Sandmeer ihre Heimath beschränkt, diese der große Ocean zersplittert und auseinander treibt. Hingegen zeigen die Wohnsitze der Kaukasier einen Formenreichthum, der alle Bodenkontraste in sich vereinigt und sie durch Entwickelung manichfaltiger Uebergangsstufen unter sich vermittelt. Ueberall findet sich hier reiche Ausbildung der verschiedensten Bodenformen, ohne die Starrheit der Contraste Ostasiens und Amerika's, Individualisirung der einzelnen Gegenden ohne afrikanische Abgeschlossenheit, gepaart mit Offenliegen der meergrenzenden Länder ohne australisches Zerfließen. Nothwendig mußte diese Verschiedenheit der Wohnsitze auf die körperliche und geistige Ausbildung der Bewohner den bedeutendsten Einfluß üben und es kann demnach auch nicht überraschen, wenn einer jeder Menschenrace eine gewisse Lebensweise vorzugsweise eigen ist, und wenn sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Verbreitungssphären der Racen und der Lebensweisen ergiebt. Wenn wir nun zuvörderst den Verbreitungsbezirk der **angesiedelten Völker** bestimmen wollen, so müssen wir zwar zunächst im Allgemeinen die Wohnsitze der Kaukasier dahin rechnen, sodann aber auf der einen Seite gewisse Länder ihrer Verbreitungssphäre davon trennen, auf der anderen Seite noch einige andere, der mongolischen Race zugehörige Länder hinzufügen. Abzurechnen sind alle südwärts des 35. Grades nördlicher Breite liegende asiatische und afrikanische Länder mit Ausschluß Vorderindiens, Syriens und Aegyptens, sowie einiger glücklichen Gegenden Persiens, Arabiens, Armeniens, Kleinasiens und Nordafrika's. Hinzuzufügen sind aber von der mongolischen Race die Reiche China und Japan, sowie die von mongolisch-malayischen oder indo-chinesischen Stämmen bevölkerten unteren Stufenländer Hinterindiens. Diese festen Ansiedelungen, die Grundbedingungen aller Cultur, erblicken wir demnach vorzugsweise in denjenigen *Theilen* der Erde, deren natürliche Beschaffenheit von allen

extremen Natureinflüssen frei ist, wo daher die geistige und körperliche Entwickelung besonders begünstigt wird. Es sind dies vor allem die mittleren Stufenländer, wo die reichste Manichfaltigkeit der Bodenformen, die im rechten Maße vorhandene Bewässerung, die Abwesenheit klimatischer Extreme den Menschen zu festen Ansiedelungen einlud. Das bestätigt sich auch noch heutzutage an den Kolonisationen. Fast überall nämlich, wo kaukasische Völkerstämme, die Träger der Cultur in alle Theile der Erde, sich in fernen Gegenden niedergelassen haben, sind die von ihnen kolonisirten Länder so beschaffen gewesen, daß sie der Bodenkultur besonders günstig waren. Wir erinnern hierbei an die riesenhaften Kolonisationen der östlichen Hälfte Nordamerika's, der westindischen Inseln, bedeutender Strecken Südamerika's.

Sowie nach dem eben Ausgeführten die kaukasische Race und in ihr vor allem der indo-europäische Völkerstamm den angesiedelten und daher cultivirten Theil der Menschheit bildet, so können die mongolischen Völker vorzugsweise für Nomaden gelten, mit Ausnahme des südöstlichen Theiles ihres Gebietes, der, wie bereits bemerkt, in die Sphäre der festen Ansiedelungen gehört. Die mongolische Lebensweise ist noch ursprünglich nur auf der östlichen Halbkugel heimisch, weil es der westlichen an den nothwendig dazu gehörenden Hausthieren fast gänzlich gebricht. Die Verbreitungssphäre der nomadisirenden Mongolen ist vorzugsweise das Gebiet der Steppen, der klimatischen Contraste. Nur der Nomade vermag der vertilgenden Kälte des Winters, der versengenden Dürre des Sommers auszuweichen, indem er, je nach dem Bedürfnisse, seine Heerden weiter südwärts oder weiter nordwärts, von der kalten Gebirgshöhe in's geschützte Thal, aus der heißen Ebene auf das kühlere Gebirge treibt. Die Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens lassen sich am reinsten in großen Steppen beobachten. An die Mußestunden der Hirten knüpfen sich die Anfänge des Handwerks, was jedoch, des ausschließlichen Betriebes der Viehzucht wegen, welche stete Wanderungen von Weide zu Weide nöthig macht, nicht zu einer über die Anfänge hinausgehenden Vervollkommnung gebracht werden kann. Die Einförmigkeit der sie umgebenden, an Produkten armen Landstrecken auf der einen und die Erhabenheit der ihrem Blicke sich darbietenden Naturkontraste auf der anderen Seite bewirkt vor Allem die große religiöse Productivität der Hirtenvölker — sie sind die Gründer der monotheistischen Religionen. — In politischer Hinsicht gestattet die Lebensweise der nomadisirenden Wandervölker die Vereinigung einer größeren Zahl von verwandten Familien und Stämmen und damit tritt uns das Bedürfniß und der Begriff eines nationalen Volksverbandes entgegen, der sich in patriarchalischen Verfassungen manifestirte. Auf dieser Culturstufe ist der Geist der persönlichen Freiheit noch außerordentlich mächtig, denn es giebt wegen der völligen Gleichheit der Lebensweise Aller keine Standesunterschiede und vor auswärtiger Unterjochung sind die Nomaden

schon durch die natürliche Beschaffenheit ihres Landes gesichert. Unveränderlich verharren die nomadischen Völkerschaften auf der Stufe des Mittelalters mit Fehderecht und Blutrache, Ehrenhaftigkeit des Räubergewerbes, ungeschriebenen Gesetzen, ritterlicher Kampfesmanier, Gottesurtheil und Gottesfrieden. Mitunter erfolgt durch einen talentvollen Häuptling die zeitweilige Concentrirung vieler Stämme, worauf sie alsdann erobernd in die umliegende Culturwelt vordringen, erschlaffte, wenn auch civilisirte Völker ihrer unwiderstehlichen Macht unterjochen, sich in deren Ländern niederlassen, an feste Wohnsitze gewöhnen und durch die Veränderung der Lebensweise dann zu einer höheren Culturstufe emporsteigen. — Asien ist das Mutterland der Nomaden. Es gehört ihnen das ganze mongolische Asien mit Ausschluß China's und Japans, sodann der ungeheure, südlich vom 35. Grade nördlicher Breite gelegene, von Kaukasiern bewohnte, zwischen dem Indus, dem rothen und mittelländischen Meere befindliche Landstrich, mit Ausnahme der alten Culturmittelpunkte Vorderindien und Syrien, sowie einiger persischer arabischer, armenischer und kleinasiatischer Terrassenlandschaften. In Europa trifft man Nomaden nur in den äußersten Nord- und Südost-Grenzen. Ein bedeutendes Gebiet gehört den Nomaden in Afrika. Man kann wohl den ganzen Erdtheil dazu rechnen, wenn man die Culturländer am untern Nil und kleine unzusammenhängende Landstriche Nordafrikas davon ausnimmt. Schließlich ist noch der modernen amerikanischen Nomaden zu gedenken, die sich dort seit der Einführung der europäischen Hausthiere in den weiten Grasflächen der südamerikanischen Pampas und Llanos aus allerlei Volk gebildet haben. —

Auf niederen Culturstufen ist die Natur die Herrscherin, der Mensch ihr Unterthan. In den eisigen Regionen des Poles, im Dunkel düsterer Wälder, in der Dürre unendlicher Steppen, wo die Natur aus freiem Triebe jede zureichende Spende versagt, muß der Mensch mühevoll um sein Dasein ringen, wenn er nicht gelernt hat, seine Umgebung zu meistern und die herrschenden Naturgewalten zu besiegen. Bis dahin geht seine ganze Kraft nothwendig in einseitigen Richtungen auf, die blos auf die Erhaltung des Lebens abzielen. Er, dem keine Frucht reift und keine Saat keimt, versucht als J ä g e r im Kampfe mit dem Thiere der Wildniß seine Kraft, oder als F i s c h e r seine Geschicklichkeit. Dabei treibt ihn das tägliche Bedürfniß von Stätte zu Stätte, ihm fehlt die Heimath. Er flieht jede große Gemeinschaft, denn sie schmälert seine Aussichten auf Beute, den Nachbar muß er bekämpfen oder untergehen. Ein Jägervolk bedarf zu seiner Ernährung eines ungeheuren Raumes, deshalb lebt es nur in kleinen, durch die Bande des Blutes verknüpften Stämmen. Da man gar nichts dafür thut, die Nahrungsquellen zu vermehren, ja nur einmal zu schonen, so kann der Wildstand im Ganzen nur abnehmen und demgemäß hat sich die Volkszahl bei den Jägervölkern immer mehr verringert. Findet nun jetzt die wohl-

thätige Berührung mit Culturvölkern nicht statt, oder bringt sie gar nur Keime des Verderbens hinzu — wie das leider bei vielen, wenn nicht allen amerikanischen Jägervölkern der Fall ist, — dann zeigt sich ein unverkennbares Streben zu noch tieferem Versinken, zu gänzlicher Erlöschung und Vertilgung des Stammes, von dem dann vielleicht nur Einzelne, mit der Verschmelzung in eine andere Nationalität, Rettung finden mögen. Wenngleich die Fischerei im Ganzen noch weniger Thätigkeit erfordert und die Aufsparung noch mehr erschwert, als die Jagd, so läßt doch ihre Lebensweise größere gesellige Vereine zu und beschränkt das heimatliche Gebiet mehr auf engere Grenzen, auf eine bestimmte Meeresküste oder die Ufer eines gewissen Flusses. Hierzu kommt, daß bei Bewohnern von Meeres- und Stromufern eine wohlthätige Anregung von Außen leichter möglich ist, wie bei den in unendlichen, unzugänglichen Landstrecken zerstreuten Jägern. Die Einförmigkeit des Daseins aber, welche mit dem Fischergewerbe noch unzertrennlicher verknüpft ist, als mit dem Leben des manichfaltigen Kämpfen und Gefahren trotzenden Jägers, welcher Muth, Sinnenschärfe, List und Klugheit zeigen muß, drückt dem Fischer demnach einen gewissen thierischen Stempel auf, während bei dem Jäger oft eine gewisse wilde Größe nicht geläugnet werden kann.

Amerika und das Festland von Australien sind die Haupttummelplätze der Jäger und Fischer, wo sie als schwache Wanderstämme auftretend, auf weiten Räumen ihre Streifereien noch heute wie vor Jahrhunderten unternehmen. —

Aus dem Angeführten ergiebt sich nun, daß die kaukasische Menschenrace vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich die angesiedelte, die mongolische und äthiopische in gleichem Verhältniß die nomadische, die amerikanische und malayische die jagende und fischende genannt werden kann und in Bezug auf die Erdtheile, daß Europa fast nur von angesessenen Völkern bewohnt, Asien zwischen angesessenen und nomadisirenden, Afrika, soweit es bekannt, ebenfalls von nomadisirenden, Amerika und Australien zwischen angesessenen (Kolonisten) und jagenden und fischenden Völkern getheilt ist. Räumlich allerdings sehr beschränkt ist das Gebiet der angesessenen oder Culturvölker, hingegen knüpft sich jeder Fortschritt, jede weitere Entfaltung der Civilisation einzig und allein an diese Völkerstämme, unter denen vor allen der indo-europäische in alle Theile der Erde Cultur und Gesittung zu bringen berufen erscheint.

Die deutschen Reichskleinodien.

Von

Dr. Ed. Richter.

Wenn die Bestrebungen des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Zeit vornehmlich auf den Aufbau eines einigen Deutschlands gerichtet sind, so liegt es wohl nahe, daß Erinnerungen an die einstige Größe des Vaterlandes das regste Interesse finden. Ein solches verdient sicher auch die mit reichem Ceremoniell ausgestattete Krönung eines deutschen Kaisers, welche der goldenen Bulle gemäß in dem Dome der Reichs- und Kaiserlichen Hauptstadt Aachen, seit Maximilian II. aber stets in Frankfurt am Main stattfand. Zur Krönung gehörten auch die jetzt in der k. k. Schatzkammer zu Wien aufbewahrten Reichskleinodien, von denen die Reichskrone, das Reichsscepter, den Reichsapfel, das Schwert Karls des Großen, den Fingerring und den Krönungsanzug die Stadt Nürnberg in ihrer Spitalkirche zum heiligen Geiste laut einem alten Privilegium aufzubewahren hatte, während ein altes lateinisches Evangelienbuch in Folio, der Säbel Karls des Großen, ein Kästchen mit Reliquien des Erz-Märtyrers Stephan und die kaiserliche Hauskrone in dem Münster zu Aachen sich befanden. Diese geschichtlich berühmten deutschen Reichsinsignien, welche leider seit der Krönung des letzten Kaisers nicht wieder zum Vorschein gekommen sind und auf die Wiedergeburt eines einigen Deutschlands harren, wollen wir jetzt einer genaueren Betrachtung unterwerfen und mit den in Nürnberg aufbewahrten beginnen, wobei wir uns hauptsächlich an H. v. Maltitz anschließen.

Die von Karl dem Großen oder, nach Anderen, von Konrad dem Zweiten herstammende deutsche Reichskrone ist einen Fuß hoch, von gediegenem Golde, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt und wiegt, mit dem darin befindlichen rothen Sammethäubchen, 14 Mark 11 Loth 3 Quentchen. Außer 4 emaillirten, 24 karätigen Stücken ist der Goldgehalt durchgehends 21 Karat; die rothen Edelsteine sind äußerst mühsam auf kleinen röhrenartigen Erhöhungen durch Krallen

à jour gefaßt und die durchbohrten Perlen mittelst Golddrahtes befestigt. Die 8 Felder, aus denen die Krone besteht, sind oben halbrund und verbunden durch einen schmalen Streifen, den sogenannten eisernen Ring. Diese 8 Platten sind hier offen und in die Höhe geschweift; ihre Breite ist ungleich; die vorderste Stirnplatte $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $4\frac{1}{2}$ Zoll breit, die hinterste aber nur $3\frac{1}{4}$ Zoll breit. Von der Stirnplatte steigt bis zur hintern ein garnirter, goldener, hohler Bügel, zwei Finger breit, an dem sich ein garnirtes, kurzes Kreuz befindet. Die Stirn-, die Hinter- und die beiden mittelsten Seitenplatten sind mit geschliffenen Diamanten und Perlen besetzt, die vier anderen sind von emaillirter Schmelzarbeit und tragen Sinnbilder mit goldenen lateinischen Inschriften. Das Stirnblatt mit dem Kreuze hat 12 große Edelsteine in 4 Reihen, oben in dem nicht völlig gefüllten Raume befindet sich ein gebohrter Saphir, der nicht völlig in die Oeffnung paßt und mit Draht darin festgebunden ist. Rechts ist ein bleicher Rubin, links ein Amethyst. In der zweiten Reihe liegt in der Mitte ein Smaragdopras, von Saphiren eingeschlossen, in der dritten ein Rubin, rechts ein Amethyst, links ein Granat, zu äußerst sind auf jeder Seite 2 Smaragdoprase und über jedem 2 Granaten; in der vierten, untersten Reihe sitzt ein großer Saphir neben 2 Granaten und zu äußerst 2 Amethyste, umgeben von 20 Perlen.

Links das zweite Kronenfeld trägt das Bild des Königs Salomo, umgeben von 10 Saphiren und 14 Perlen, er hält einen dunkelblauen Zettel in beiden Händen, mit der Aufschrift: Time Dominum et regem amato (fürchte Gott und liebe den König.) Oben in rothen Versalbuchstaben liest man: Rex Salomo. — Das dritte Kronenfeld links enthält 10 Saphire und 10 Granaten. In dem untersten, rechten Saphir ist ein Köpfchen tief eingeschnitten; in der Mitte befindet sich ein Smaragdopras. Am Halbbogen dieser Platte sind 3 Röhrchen, die nach unten sich vereinigen und drei andere nach unten, worin die Lemnisci oder Fasciae eingehängt werden, Binden von Perlen, wie sie an den Kronen griechischer Kaiser waren und an der Ungarkrone vorhanden sind. — Die vierte Platte trägt das Bild des Königs David mit 10 Saphiren und Perlen. Auch dieses Bild hält einen blauemaillirten, fliegenden Zettel mit der goldenen Inschrift: Honor regis judicium diligit (ein rühmlicher König liebt ein gerechtes Gericht), und über dem Haupte steht: Rex David.

Das fünfte, hintere Plattenstück trägt oben einen gebohrten Saphir, daneben 2 Smaragdoprase, in der andern Reihe einen bleichen Rubin, zwischen 2 Saphiren, in der dritten Reihe einen gebohrten Saphir inmitten zweier Amethyste. Auf der sechsten Platte steht die Figur des kranken Königs Ezechias, das Haupt auf den Arm gestützt; zur Seite der Prophet Jesaias, mit einem langen, blauemaillirten Zettel in der Hand, worauf geschrieben steht: Ecce adicia super dies tuos

XV annos (siehe, ich will deinen Tagen noch 15 Jahre zulegen). Ueber beiden Häuptern stehen die Namen Isaias Propheta und Ezechias Rex. Zehn Saphire und Perlen umgeben diese Figuren.

Das siebente Plattenstück hat oben 3 Saphire, in der Mitte einen Smaragdopras, dann, neben einander geordnet, Amethysten, Saphire, Granaten und Perlen. Die achte Platte trägt die sitzende, rothgekleidete Figur Christi; auf jeder Seite ein Cherub mit 2 aufwärts und 2 abwärts gerichteten Flügeln. Oben stehen die Worte: P. me reges regnant (durch mich regieren die Könige). Zehn Saphire mit Perlen umgeben das Christusbild. Der Heiland hat hier einen schwarzen, getheilten Bart, ein grüner, blau eingefaßter Heiligenschein mit rothem Kranze umgibt das Haupt; er sitzt auf einem Throne, auf roth, blau und grün schillernden Kissen, mit nackten Füßen; sein Mantel ist dunkelblau mit gelbem Rand, das Unterkleid hellblau mit rothen Aermeln, beide mit Edelsteinen geschmückt. Er hebt Daumen und Zeigefinger der rechten Hand empor und hält mit der Andern ein hellblaues, an den Enden rothes Viereck auf dem Schooße, wahrscheinlich ein Buch vorstellend. — Das goldene Kreuz vorn auf der Krone, das abnehmbar ist, ist 8½ Loth schwer, hat oben einen schönen Saphir, darunter einen weniger schönen und einen Smaragdopras, rechts einen Amethyst, links einen Granat neben andern kleinen Edelsteinen. Auf der hintern Seite ist Christus mit dem Fußbrete des Kreuzes an dieses selbst ausgespannt, Blutstropfen an Händen und Füßen und mit der Kreuzesinschrift darüber. Das Gesicht ist bartlos, die Augen geöffnet. Endlich ist der obere, von vorn nach hinten laufende Kronenbügel achtfach getheilt, trägt viele Edelsteine und in den 8 Abtheilungen zu beiden Seiten die aus Perlen geformten Buchstaben:

Ch. Uon. Rad. Us. Dei. Gr. At. Ia.
Ro. Ma. Nor. Um. Im. Pe. Ra. Tor. Aug.
(Conradus Dei gratia Romanorum Imperator Augustus.)

Der Reichsscepter, der an die Stelle der frühern, dem zu Krönenden überreichten Lanze trat, ist nur von 15 löthigem Silber, dünn vergoldet, 2 Fuß lang, 1 Mark 11 Loth schwer, inwendig hohl und aus zusammengelötheten sechseckigen Röhrchen verfertigt. An der Spitze endigt er mit einer Eichel, worunter 4 Eichenblätter befindlich, 2 nach oben, 2 nach unten gekehrt.

Der Reichsapfel ist eine, von einer Manneshand zu umspannende hohle Kugel von 3¾ Zoll Durchmesser, 3 Mark 4 Loth schwer und vom feinsten Golde. Ein senkrechter und horizontaler Ring, der erstere nur halb, der letztere ganz mit Steinen besetzt, umgeben die Kugel. Auf derselben befindet sich ein goldenes, größtentheils mit geschliffenen Edelsteinen geziertes Kreuz. Auf einem Saphir in der Mitte des Kreuzes ist ein Monogramm.

Das Schwert Karls des Großen ist ohne Bügel am vier-

eckigen starken Griff von Holz, mit Goldblech und Draht-Arbeit überzogen und mit großen silbernen, leicht vergoldeten, runden Knöpfen. Die breite, in der Mitte etwas hohl geschliffene, zweischneidige Klinge ist spitz und sehr biegsam. Auf der einen Seite des Knopfes ist ein rundes Stück eingelöthet, das in einem dreieckigen Schilde einen einfachen, schwarzen Adler trägt; auf der andern Seite befindet sich auf gleichem Schilde der doppelt geschwänzte böhmische Löwe, den Kaiser Karl IV. einst auf dieses Schwert setzen ließ. Die Scheide des Schwertes ist aus Holzspahn, mit feinem Leder überzogen, worüber weiße Leinwand befindlich, auf der verschiedene, auf Goldblech geschmelzte Stücke und Farben als Schmuck dienen. Die Länge des Schwertes mit der Scheide beträgt 3 Fuß 7 Zoll, das Gewicht 10 Mark 4 Loth. Mit diesem Schwert verrichtete der Kaiser, jedesmal nach geschehener Krönung, den feierlichen Ritterschlag an solchen, die dazu auserseben sind.

Das Schwert des heiligen Mauritius hat einen runden, dicken, leicht vergoldeten Silberknopf, der spitz zuläuft und in einem kleinen Knöpfchen endigt. Auf einer Seite desselben ist ein einfacher Adler mit aufgerichtetem Kopfe eingegraben, der die Umschrift zeigt: Benedictus Dos. Des. M. — auf der andern Seite ein getheilter Schild mit halbem Adler, drei übereinander stehenden Löwen und mit der Fortsetzung des auf der entgegengesetzten Seite mit M. abgebrochenen Bibelspruches: Eus qui docet manus (dominus deut meus, qui docet manus); der Griff ist von Holz mit starkem Silberdraht umsponnen, das $7\frac{1}{2}$ Zoll lange Schwertkreuz, von schwach vergoldetem Silber und auf der einen Seite mit der Inschrift: Christus vincit, Christus reinat (regnat), auf der andern Seite mit denselben Worten aber mit dem Zusatz: Christus imperat, versehen. Die 3 Fuß 1 Zoll lange Klinge ist oben am Griff $1\frac{3}{4}$ Zoll breit, in der Mitte etwas hohl geschliffen und nicht spitz, sondern rund endend. Die hölzerne Scheide mit Goldblechen und erhabenen Figuren, durch Nägel darauf befestigt, hat auch zwischen den Blechen emaillirte Stücke; die Bilder sind in das Blech eingeschlagen, wie auf den Blechmünzen. Die emaillirten Stücke bilden auf jeder Seite 7 Felder, in denen Könige ohne Degen mit Sceptern und Reichsäpfeln stehen; die Scepter laufen theils in Lilien, theils in Kreuze und Hände aus, alle Reichsäpfel tragen ein Kreuz, außerdem ist die Scheide mit Perlen und Steinen besetzt. Das ganze Schwert ist 3 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll lang und wiegt etwas über 9 Mark 11 Loth. Dieses Schwert wird bei der Krönung dem Kaiser vorgetragen.

Diejenigen Reichskleinodien, welche die Stadt Aachen aufbewahrt, sind: Das Evangelienbuch. Es ist ein Foliant in lateinischer Sprache mit goldenen Buchstaben und soll im Grabe Karls des Großen gefunden worden sein. Der Einband ist vergoldetes Silberblech mit Edelsteinen besetzt; in der Mitte ist das Bildniß Karl's des Großen zwischen der heiligen Jungfrau und dem Engel Gabriel, und an jeder

der 4 Ecken das Zeichen eines Evangelisten. Die Blätter sind himmelblau. Auf dieses Evangelienbuch leistete jeder deutsche Kaiser den Krönungseid.

Der Säbel Karls des Großen, der sammt der Koppel ebenfalls in dieses Kaisers Grabe gefunden sein soll, ist ein kurzer, arabischer Säbel mit hörnener Scheide, die, nebst Gehenk und Gürtel, mit Gold und Edelsteinen reich verziert ist.

Das Kästchen mit einigen Resten der Gebeine des Erzmärtyrers Stephan und der mit seinem Blute getränkten Erde — hat die Gestalt einer Kapelle, ist mit Goldblech bekleidet, mit Perlen und ungeschliffenen Edelsteinen besetzt und wird unten geöffnet. Oben ist in der Mitte Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes. Es stand während der Krönung neben dem Evangelienbuche auf dem Insignien-Altare an der Epistelseite des Hochaltares.

Früher hatten die gekrönten Kaiser diese Reichskleinodien immer bei sich; erst Kaiser Richard gab sie der Stadt Aachen zur Aufbewahrung; Kaiser Ludwig der Baier führte sie aber auf seinen Zügen wieder bei sich; die hussitischen Unruhen in Böhmen veranlaßten erst den Kaiser Sigismund 1424, die Reichskleinodien aus Böhmen wegzuschaffen und sie durch einen Gnaden- und Rechts-Brief der Stadt Nürnberg zur Aufbewahrung zu überliefern.

Göthe und der Fürst von Dessau.

Von

Dr. A. Fränkel.

Die bekannte Doppelseitigkeit in dem Wesen und Benehmen Göthe's hat bekanntlich bei seinen Zeitgenossen zwei schroff sich widersprechende Urtheile über seine Persönlichkeit hervorgerufen. Während Leute der verschiedensten Art und Bedeutung, Männer wie Schiller, Wieland, Jean Paul, der jüngere Voß, Felix Mendelssohn, Holtei, Rellstab u. s. w. in Briefen und Denkwürdigkeiten von der bezaubernden Wirkung seiner Nähe, von seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, Theilnahme und herzerobernden Güte sprechen, wurde er von unzähligen Anderen, welche ihn aufsuchten oder mit ihm in Berührung kamen, kalt, gleichgültig, schroff, herzlos, ja geradezu grob genannt. Beide Ansichten beruhen unstreitig nicht auf vorgefaßten Meinungen, sondern auf thatsächlich empfangenem Eindrucke, je nachdem der Dichter, aus Gründen, die nicht immer zu Tage liegen, die eine oder die andere Seite seines Wesens hervorkehrte. Ja wohl, er war in vielen Fällen und gegen manche Personen offen, hingebend, vertraulich, anregend und liebenswürdig bis zur Berauschung, konnte aber auch sehr häufig durch schroffe und schweigende Zurückhaltung sein Uebergewicht fühlbar machen bis zur unbarmherzigsten Herabdrückung und Versteinerung des Armen, der sich ihm in zitternder Verehrung genähert hatte. Und wissen wir auch durch viele neuere Enthüllungen und Aufschlüsse, was uns die Schöpfungen des Meisters längst hätten zeigen sollen, daß die letztere Eigenschaft nicht seiner innersten Natur, seinem großen und milden Dichterherzen, sondern nur seiner angenommenen Manier, seinem äußeren Benehmen, einem in seinen Regeln uns unbekannt gebliebenen Verhaltungscodex angehörte, so ist es doch sicher und ausgemacht, daß es neben vielen untergeordneten Menschen, neugierigen und zudringlichen Reisenden, auch gewichtvolle, bevorzugte, von

ihm selbst respektirte Persönlichkeiten gab, die sich durch seine Nähe keineswegs erwärmt und angezogen fühlten.

Zu diesen gehörte auch der Fürst — nachmalige Herzog — Franz von Anhalt-Dessau, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts, ein Mensch und Weiser in der edelsten Bedeutung des Wortes, inniger Freund und Genosse Karl August's — der 1780 u. A. von ihm an Knebel schrieb, „er ist eine der schönsten Seelen, die ich kenne, so rein und lauter, man wird ordentlich besser bei ihm" — auch Freund und Schüler Winckelmann's, bei dem er in Italien seine Kunststudien machte, der ihm sein Hauptwerk widmete, ihn in seinen Briefen (an Berendes, 27. Brief) einen „aus Gott geborenen", „einen göttlichen Mann" nannte und auf der Reise zu ihm begriffen war, als er im Jahre 1768 in Triest ermordet wurde.

Dieser wahrhaft erleuchtete, hochsinnige und menschenfreundliche Fürst, dem während seiner beinahe sechzigjährigen Regierung (1758—1817) die Förderung allseitiger Bildung und Kultur, die Veredlung und Humanisirung seines Volkes nicht Befriedigung kleinfürstlicher Eitelkeit und oberflächlicher Prunkliebe, sondern Sache des Herzens, mit aufopferndstem Ernst und genauer Sachkenntniß erfaßte Angelegenheit und Aufgabe des Lebens war, auf welche selbst seine umfaßenden künstlerischen Schöpfungen sich bezogen, kam schon durch seine freundschaftliche Verbindung mit dem Großherzoge — der ihm im Weimarischen Park einen Denkstein errichtete — dann aber auch als Freund der Literatur, als gründlicher Kenner der schönen Künste und Schöpfer großartiger Bauwerke und Parkanlagen in mannichfache Berührungen mit den Ilm-Athenischen Berühmtheiten. Auch Göthe war in den achtziger und neunziger Jahren, besonders bei Festlichkeiten, Jagden, Maskenbällen, oft ein Gast des damals sehr belebten, heiteren, allem Hohen und Schönen zugewendeten dessauischen Hofes, und in den dortigen Archiven mögen sich wohl noch werthvolle Briefe von ihm, vornehmlich an die geistreiche Gemahlin des Herzogs finden, eine geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, welche auch mit Lavater befreundet war, in dessen Hause sie später längere Zeit, unter dem schlichten Namen „Louise" als Glied der Familie lebte.

Daß der Ruhm des Fürsten schon zu ihm gedrungen, als er (1765—68) in Leipzig studirte, erzählt Göthe selbst in seinem Leben (2. B. Ausg. v. 1829 S. 180). Nur möge zur Bezeichnung mancher anderen Mittheilung dieses Buches hier die beiläufige Bemerkung dienen, daß der greise Verfasser an dieser Stelle einige erst später eingetretene Umstände anticipirt hat. So war der Erbprinz Friedrich, als dessen Erzieher er den bekannten Behrisch nach Dessau gehen läßt, damals noch gar nicht geboren, das dessauische Land aber, nach welchem die Leipziger Studenten wallfahrten wollten, um dort Winckelman mit dem Fürsten („zwei über uns so erhabene Männer") umherwandeln zu sehen,

noch „durchaus keine schöne, durch Kunst verherrlichte Gegend." Der Plan, auf den wüsten, elenden, noch gänzlich unkultivirten Bodenstrecken, welche sich vor ihm ausbreiteten, eines der anmuthigsten Landschaftsbilder, ein lächelndes Idyll voll pittoresker Schönheit und wechselnder Scenerie hervorzuzaubern, lag vielmehr zu jener Zeit noch unausführt in der Idee des jungen Fürsten, und offenbar war es also nur der Ruf seiner imposanten und doch humanen Persönlichkeit, seiner wissenschaftlichen Reisen, seiner Verbindung mit ausgezeichneten Männern, seiner Kenntnisse, Talente und Absichten, welche bereits die Blicke aller Gebildeten auf ihn lenkte.

Als Göthe, vielleicht zehn bis zwölf Jahre später, mit dem Fürsten bekannt wurde, hatten die Entwürfe desselben schon Gestalt und Leben gewonnen. Was er ihn zwischen den engen Grenzen seines Ländchens mit rastloser Energie, selbstständigem Geschmack und detaillirtester Sach- und Fachkenntniß von idealen Gesichtspunkten aus künstlerisch vollführen sah, war in dieser planmäßigen und umfassenden Weise etwas damals so Neues und Unerhörtes, daß es unzweifelhaft, wie auch aus einer Notiz der „Tages- und Jahreshefte" hervorgeht, die Theilnahme des Dichters erwecken mußte, dem hier in bestimmtester „Beschränkung" sich das Walten eines „Meisters" zeigte. Dennoch scheint, trotz häufigen Verkehrs, ein vertrauliches, gegenseitig förderndes Verhältniß zwischen Beiden nicht bestanden zu haben. Die Schuld dieses auffallenden Umstandes wollen wir nicht Göthe allein beimessen. Zum Theil lag das Hinderniß einer wärmeren Annäherung wohl auch in dem Fürsten selber, der ein Mann der Aufklärung und des „gesunden Menschenverstandes," zwar allem Seichten, Flachen, Phantasie- und Gemüthlosen, aber auch allem „Ueberschwenglichen" abhold, ein Freund bürgerlicher Tugenden und häuslichen Glückes, im Uebrigen eine durchaus praktische, den unmittelbaren Erfolgen, der Verbesserung realer Zustände zugewendete Natur war. Mit seiner Bildung in dem zweiten Viertel des Jahrhunderts wurzelnd, begeisterter Verehrer Lessings, Rousseau's, Herders, Mendelssohns, Spaldings u. s. w., hat er für den später aus wildem „Sturm und Drang," und allerhand unklaren Excentricitäten sich hervorarbeitenden Umschwung unserer Literatur, den er ironisch als „Geniewesen" bezeichnete, sicher Teilnahme und einiges Verständniß, aber keine eigentliche Sympathie gehabt. Seine Urtheile über neuere poetische Erscheinungen mögen daher zuweilen kalt, zuweilen etwas „hausbacken" und altmodisch erschienen sein, so daß nach dieser Seite hin ein Anknüpfungspunkt nicht gegeben war.

Hierzu kam eine Verschiedenheit der Kunstansichten. Obwohl durch Winckelmann, so wie durch eigenes Studium auf italienischem Boden, ein Kenner und Bewunderer der antiken Kunst, hatte Franz doch aus England eine besondere Vorliebe für die gothische Bauart mitgebracht, eine Richtung, die zum Verdruße des Fürsten, von Göthe oft durch Aus-

stellungen und Einwendungen bekämpft wurde. Mit der Unterwürfigkeit und Servilität des Letzteren gegen fürstliche Personen muß es also wohl so arg nicht gewesen sein. „Wir besprachen diesen Gegenstand oft genug", erzählte der Fürst später dem ihm sehr nahe stehenden Probst Reil zu Wörlitz, „Griechen und Römer sollten entscheiden und der mir befreundete Clerisseau den Ausschlag geben; ich aber hielt es mit den Gothen und Erwinen von Steinbach, von welchem Göthe doch selbst sagt, was sein Genius ihm eingegeben habe." (S. Reil, Leopold Friedr. Franz, Dessau, 1845). „Während Lavater" sagte er ein anderes Mal über die Anschauungsweise Göthe's „den Christen über den Menschen stellte und dem Himmel-Bürger zuführen wollte, die der liebe Gott in seinem Reiche noch nicht brauchen konnte, setzt Göthe Kunst und Natur über die Menschheit, macht das Mittel zum Zweck, hebt nur die sinnliche Seite am Menschen hervor und hat sich wenig oder gar nicht um die sittlich-religiöse Bildung des Volkes bekümmert."

Es ist klar, daß die letztere, nur zum Theil richtige Ansicht, weniger dem Studium Göthe'scher Werke, als dem persönlichen Umgange, gelegentlichen Gesprächen und gewiß oft recht lebhaft geführten Streitigkeiten ihren Ursprung verdankt. Zur Vermehrung der leisen Spannung und Mißstimmung, welche dadurch hervorgerufen wurden, mochte aber sodann noch ein thatsächlicher Umstand von Einfluß gewesen sein.

Um nämlich den nachher so verrufenen Kaufmann, den er selber einen „Lump" nannte, aus Weimar los zu sein, hatte ihn Göthe für das bereits wankende Basedow'sche Philanthropin nach Dessau empfohlen, wo dieses prahlerisch-gleißnerische, rohe und unfläthige „Kraftgenie" — Lavater nannte ihn sogar ein „Universalgenie" — trotz seines wilden und abenteuerlichen Aussehens vom Fürsten freundlich aufgenommen und angestellt wurde. Probst Reil erzählt von ihm: „In grüner Friesjacke und eben solchen Hosen, die Brust bis auf den Nabel nackt, mit mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock in der Hand, kam er sogar in der Fürstin Zimmer und an des Fürsten Tafel. Ich erinnere mich recht wohl, ihn in diesem Aufzuge an der Spitze der Philanthropisten auf der Muldbrücke gesehen zu haben. Ich staunte ihn wie ein wildes Thier an und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, den jungen Leuten das Schlittschuhlaufen zu lehren." Kaufmann rechtfertigte natürlich die auf ihn gesetzten Hoffnungen keineswegs, sondern erregte durch seine tolle Wirthschaft so viel Verdruß und Aergerniß, daß man sich bald gezwungen sah, ihn fortzuschicken. Wie aber Göthe im Anfange der Achtziger Jahre bei seinem damals schon erwachten Widerwillen gegen allen wüsten Genialitätsschwindel solch einen cynischen Renomisten einem gebildeten, ihm befreundeten Hofe empfehlen konnte, ist kaum begreiflich und wird sicher in der Seele des Fürsten einige Empfindlichkeit zurückgelassen haben.

Trotz alledem hätte aber weder ein derartiger Zwischenfall, noch

eine theilweise Verschiedenheit, ein mitunter sich äußernder Widerstreit der Kunst- und Lebensansichten eine innere Entfernung zweier bedeutenden, häufig mit einander verkehrenden, in ihren Interessen, auch in der Neigung zu heiterem Sinnengenusse sich doch vielfach berührenden Zeitgenossen dauernd herbeiführen können, wenn Göthe nur dem menschlich-schlichten, treuherzigen, in Bezug auf widersprechende Ueberzeugungen Anderer stets sehr milden und duldsamen Fürsten sich offen und natürlich gegeben, nicht die steife und undurchsichtige Maske des Geheimen Raths angelegt, sondern die ganze Tiefe und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines eigentlichen Wesens ohne Rückhalt entfaltet hätte. Daß er dies nicht gethan und dadurch einen für die deutsche Kultur- und Geistesentwickelung jener Zeit so eingreifend bedeutsamen Regenten zu einer Verkennung ihres größesten und erhabensten Genius selber veranlaßt hat, zeigt uns eine in dem oben angeführten, wenig verbreiteten Buche enthaltene Mittheilung des Fürsten, die wir als einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik beider Männer hier wiedergeben wollen.

Als einst der Fürst im Jahre 1811, also in seinem 71 Jahre, während einer seiner weiten Spazierfahrten, welche er mit Probst Neil unternahm, einen wehmüthig-trüben Rückblick auf sein vergangenes Leben warf, von der ihn wenig befriedigenden Unvollkommenheit seiner mit so vieler Begeisterung begonnenen Werke und Unternehmungen sprach und namentlich hervorhob, wie ihm hier und dort auch durch die Schuld seiner Mitarbeiter mancher schöne Plan gescheitert, manche Idee verpfuscht, wie er oft getäuscht, betrogen, gemißbraucht und ausgebeutelt worden sei und die Gelehrten, die Künstler, die Handwerker und Schulmeister — wie er Basedow und seine Genossen nannte — ihm unsägliche Noth bereitet hätten, erwiderte Probst Neil u. A.: Ew. Durchlaucht müssen doch aber auch unter den ausgezeichneten und hochgestellten Fremden, die Ihnen fast täglich zuströmten, Männer gefunden haben, die Ihres Umgangs werth waren und Ihnen gewiß jetzt noch theuer sind. Ich denke hierbei namentlich an Göthe. Doch wundere ich mich, daß ich ihn in den letzten 20 Jahren hier nicht gesehen habe!

„Göthe, mein lieber Probst," entgegnete der Fürst „paßte nicht für mich; er paßte besser zum Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund des Alterthums stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er weiter gekommen, er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzoge, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessirte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte zu jener Zeit mehr und Anderes zu thun. Nur was die gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte

er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm. Wir sind so auseinandergekommen. Kennen Sie den Vorfall mit Kretschmar?"

„Nein, Ew. Durchlaucht."

„Nun den muß ich Ihnen doch mittheilen. Sie haben doch Kretschmar gekannt?"

„Ja wohl, Ew. Durchlaucht." *)

„Ich hatte befohlen," fuhr der Herzog fort, „einen Jagdwagen bereit zu halten, der Göthe'n, welcher zu einer genau bestimmten Stunde in Dessau ankommen würde, sofort nach Wörlitz bringen solle. Auch sollte Kretschmar benachrichtigt werden, sich bei Zeiten auf dem Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich noch nicht und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine Zeit lang saßen sie, Göthe gerade feierlich wie ein Licht, Kretschmar leicht und beweglich, wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich dreht Göthe ein wenig den Kopf nach Kretschmar'n und frägt über die Schulter: „Wer ist Er?" Schnell und barsch, Göthe'n den Rücken zukehrend, erwiedert Kretschmar: „Und wer ist Er?" So kamen sie an. Ich stand mit Louisen am Eiserhart, wo ich kleine Anhöhen auffahren ließ. „Gieb Acht, Louise," sagte ich „die beiden haben sich unterwegs gezankt." Göthe stieg links aus, und kam in steifer Haltung auf uns zu, Kretschmar rechts, uns nur grüßend, nach der Stadt eilend. Ich schickte ihm einen Diener nach, der ihn nach dem Schloß bestellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir sagen: er äße nicht mit dem Menschen, habe in Dessau schwere Kranke, die er noch besuchen müsse. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war sehr entrüstet und wollte schlechterdings nichts von Göthe wissen. Ich brachte sie aber doch endlich zusammen."

Das Charakteristische, für den Geist jener Zeit Bezeichnende an diesen Aussprüchen ist, daß es ein regierender Fürst gewesen, der hier dem Dichter Inhumanität, Aristokratismus, Mangel an liberalen und volksfreundlichen Gesinnungen zum Vorwurf machte. Zur richtigen Würdignng dieses Vorwurfs aber dürfen wir nicht vergessen, daß ja selbst Schiller, ehe er später das große und edle Gemüth Göthe's erkennen und bis zur hingebendsten Liebe verehren lernte, durch die Art und Weise desselben zu den härtesten Urtheilen verleitet, ihn „einen Egoisten in ungewöhnlichem Grade" nannte, der „ihm verhaßt, an nichts zu fassen sei und selbst für seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung habe."

*) Hofrath Dr. Kretschmar, Leibarzt des Fürsten, der am Hofe sowohl, wie im ganzen Lande eine seinem Wissen, seinem Charakter und seinen vielen Verdiensten entsprechende Verehrung genoß.

Zum Schlusse möge übrigens noch hier einer interessanten Analogie in dem Leben beider, durch Mißverständniß nicht mit einander sympathisirender Männer gedacht sein. Beide gehörten nämlich zu der äußerst geringen Zahl von Personen, welche Napoleon auf seinem Siegeszuge durch Deutschland Achtung abnöthigten und zu einer freundlichen Behandlung zwangen. Der Eine, ein König und Herrscher nur im stillen Reiche der Schönheit und des Gedankens, der Andere, ein wehr- und machtloser Fürst eines politisch ganz unbedeutenden Ländchens, imponirten sie doch dem übermüthigen Gewalthaber, um dessen Gunst damals die Herrscher großer Reiche buhlten, einzig und allein durch den unwillkührlichen Eindruck, die stolze und furchtlose Majestät ihrer geistdurchleuchteten Persönlichkeit. Auch waren sie Beide längere Zeit hindurch in gleicher Weise für ihn eingenommen, voll idealen Glaubens an seine völkerbeglückende Mission, an ein durch ihn herbeizuführendes Reich des allgemeinen Friedens, der Freiheit und Civilisation. Göthe's Unterredungen mit Napoleon im Jahre 1808, die Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeugungen, welche ihm derselbe zu Theil werden ließ, setzen wir als bekannt voraus. Sehr wenig bekannt dürfte aber sein Benehmen gegen den Fürsten von Dessau sein.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und dem Gefecht bei Halle war natürlich das benachbarte dessauische Land durch das Hereinfluthen der Truppen in großer Gefahr und Bedrängniß. Schon hatten die fliehenden Preußen die erst nicht lange vorher für 80,000 Thaler erbauete schöne Elbbrücke bei Roßlau abgebrannt und von den nachrückenden Franzosen hatte der Fürst, wenn nicht den gänzlichen Verlust seines Landes, so doch die Plünderung und Verwüstung desselben, den Untergang seiner mühsam durch eine mehr als dreißigjährige Arbeit hergestellten Schöpfungen mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten. Bangigkeit und Zittern ergriff alle Gemüther, Heulen und Wehklagen ertönte in den Straßen und Häusern, als die Ankunft des gefürchteten Siegers durch französische Officiere in Dessau gemeldet wurde. In ernster und gefaßter Haltung empfing ihn der Fürst an der Thür des Schlosses; er trug seine Hof-Uniform und hatte den schwarzen Adlerorden des besiegten Preußens angelegt. Das Gefühl des Kaisers zeigte einen finsteren und drohenden Ausdruck: „Haben Sie ein Contingent zur preußischen Armee gestellt?" fragte er in barsch-soldatischem Ton. Der Fürst fühlte, daß jetzt an jeder seiner Antworten das Schicksal seines Hauses und Volkes hänge. Mit sicherer Stimme, das Haupt aufgerichtet, aber ruhig und sicher erwiderte er: „Nein!" „Und warum nicht?" fragte der Kaiser weiter. „Weil man es nicht verlangt hat?" „Wenn man es aber verlangt hätte?" „So würde ich es gestellt haben; Ew. Majestät kennen ja das Recht des Stärkeren!"

Es muß doch ein eigenthümlich gewinnender Zauber in der ganzen Erscheinung und Redeweise des bereits 66jährigen Mannes gelegen haben.

Denn der im Anfange so barsche Napoleon wurde sofort nach dieser kurzen Unterredung milder, heiterer und von der einnehmendsten Freundlichkeit, scherzte mit dem Fürsten wie ein alter Bekannter und lud ihn dringend ein, nach Paris zu kommen, wo sie fleißig mit einander umgehen und jagen wollten. Beim Abschiede sagte er noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Fürsten von Dessau nützlich sein, so wünsche ich es gleich zu erfahren, denn ich habe Geschäfte." Der Fürst erwiederte: „Ich für meine Person bedarf nichts, wünsche nur zu behalten, was ich besitze. Nur um Schonung meiner armen Unterthanen bitte ich, denn sie sind alle meine Kinder." Sogleich erhielt Berthier mündlichen Befehl, alle bereits gestellten Forderungen wurden zurückgenommen, jede Gewaltthätigkeit untersagt und das Land für neutral erklärt. Wörlitz und andere Anlagen, Gebäude und Domänen erhielten Schutzwachen. Die lüsternen Marschälle und beutelustigen Truppen staunten nicht wenig, hier plötzlich an der Elbe ein so kultivirtes, wohl eingerichtetes und blühendes Land zu finden; dasselbe war aber vor allen ihren Begierden und Angriffen glücklich gerettet.

Göthe hat bekanntlich seinen Wunsch und Plan, der dringenden Einladung Napoleon's nach Paris zu folgen, niemals ausgeführt. Der Fürst von Dessau aber hielt es, trotz seines Alters und seiner echt deutschen Gesinnung, für angemessen, der wiederholten Aufforderung des Kaisers nachzukommen. Er ist längere Zeit in Paris gewesen und dort mit freundschaftlicher Auszeichnung aufgenommen worden. Gern erzählte er, wie er zu jeder Stunde, „selbst in Stiefeln," in das Gemach Napoleons habe treten dürfen, der ihn auch als vorzüglichen Jäger und Reiter bewundert habe, „da die Franzosen, den Kaiser ausgenommen, nicht reiten und jagen können."

Die russischen Finanzen.

Von

Dr. L. Köppe.

„Rußland ist ruhig, majestätisch und mächtig. Europa sah es durch eine trügerische Wolke und erkannte nicht, was es in der Wirklichkeit ist. Wir haben auf diese Wolke, die unsere Größe verdunkelte, gehaucht und sie ist zerstoben." So sprach Fürst Gortschakow am 22. December 1863 im englischen Klub zu St. Petersburg. Ist es erlaubt, die Lage Rußlands nach diesen hochtönenden Worten zu beurtheilen, oder thut man nicht besser, sich an die amtlichen Aktenstücke zu halten, die weit davon entfernt sind, eine solche Sprache zu rechtfertigen? Eine unbefangene Prüfung der Thatsachen, die sich überall auf die von der russischen Regierung veröffentlichten Dokumente stützt, wird ohne große Mühe die Lösung der Frage bringen. Es gilt, die Gesammtproduction und die Ausgaben des russischen Reiches zu ermitteln, seine Kreditverhältnisse kennen zu lernen, die Zeugnisse zu sammeln und sie durch die Thatsachen zu kontroliren.

Fürst Gortschakow rühmt sich, die trügerische Wolke, welche die Hülfsquellen Rußlands verhüllte, weggeblasen zu haben. Aber hat nicht die russische Diplomatie im Gegentheil mit unleugbarer Geschicklichkeit daran gearbeitet, die Hindernisse aller Art, mit denen das Czarenreich fortwährend zu kämpfen hat, künstlich zu verschleiern? Die Welt fängt an, über Fragen klar zu werden, die der Mangel an genügender Oeffentlichkeit bisher ihren Blicken entzog. Wir können jetzt ganz genau die produktiven und die militärischen Kräfte, die Einnahmen und die Ausgaben jedes einzelnen Staates, ja selbst die wirklichen Finanzzustände Rußlands ermitteln. Der blaue Dunst, den die Gortschakowsche Klubrede darüber zu breiten versucht, ist unter dem Hauche der wissenschaftlichen Forschung zerronnen. Die geübte Hand eines Fachmannes, des

bekannten Nationalökonomen J. Wolowski entrollt in der Revue des deux mondes ein düsteres aber treues Bild von der finanziellen Lage Rußlands. Sehr begreiflich, daß interessirte Finanziers, wie der Baron Stieglitz in Petersburg, in leidenschaftlicher Erregung gegen die völlig unparteiische und objektive Darstellung des Pariser Nationalökonomen eifern. Eine Widerlegung von dem wissenschaftlichen Standpunkte hat bis jetzt nur der Professor Bunge in Kiew versucht. Aber auch dessen Entgegnungen laufen sämmtlich auf den Vorwurf hinaus, daß Wolowski einer pessimistischen Tendenz huldige. Sei dem, wie ihm wolle, dem berühmten Verfasser gebührt unstreitig das Verdienst, den Schleier von dem Finanzgeheimniß Rußlands gezogen zu haben. Dies ist ein Resultat, welches uns alle gleichermaßen interessirt. Der Westen Europas muß wissen, über welche Hülfsquellen die Macht verfügt, die ihn fortwährend bedroht und der er früher oder später in Waffen entgegentreten wird. Aber vielleicht ist es noch ersprießlicher für die russische Regierung, sich nicht länger Täuschungen hinzugeben, die sie in das Maß- und Ziellose fortzureißen drohen. Sie scheint Europa herauszufordern, indem sie fort und fort auf ihre eingebildete Macht und Größe pocht. Dieses Schreckbild nimmt in der Form riesige Verhältnisse an, aber bei jedem Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit schrumpfen sie sofort zusammen. Ein naheliegendes Beispiel der Gefahren, welche die Selbsttäuschungen der Moskowiter über Rußland heraufbeschwören, ist das Kriegsunternehmen von 1854, das auf einer gründlichen Verkennung der wirklichen Verhältnisse beruhte.

Im Beginn des Krieges ließ sich der Kaiser Nikolaus zu einem unmöglichen Widerstande fortreißen, weil er hoffte, die Welt durch eine Schaustellung seiner scheinbaren Hülfskräfte zu blenden. Die Geschichte wird berichten, was dieser Traum den Kaiser gekostet hat. Und doch war Rußland damals stärker, als es heutzutage ist; es schien zum Erobern völlig gerüstet, es hatte im Voraus für Mannschaften und Geld gesorgt, es besaß eine zahlreiche und kriegsgeübte Armee; seine Finanzen rechtfertigten zwar gewisse Bedenken, aber keineswegs ernstliche Besorgnisse, und der unbeugsame Wille des Kaisers begegnete auf dem ganzen Gebiet seines ungeheuren Reichs nur einem blinden und leidenden Gehorsam. Kongreßpolen und die russisch-polnischen Provinzen standen nicht in Flammen; die Freilassung der Leibeigenen, dieser denkwürdige Akt der Regierung Alexander's II., der später die schönsten Früchte tragen wird, hatte nicht für den Augenblick die Grundlagen der Produktion und des Staatseinkommens erschüttert. Rußland war noch nicht in jene gefahrvolle Uebergangsperiode eingetreten, in der die Wohlthaten des alten Regime versiegen und die neue Ordnung der Dinge noch nicht im Stande ist, einen reichlichen Ersatz dafür in den ungleich heilsameren Zuständen zu bieten, die man von der Zukunft erwartet. Dennoch hat ein kaum zweijähriger Krieg hingereicht, alle die unseligen

Folgen herbeizuführen, an welche der Kaiser Nicolaus in maßloser Selbstverblendung nicht glauben wollte.

Wie stand es bei dem Ausbruch des Krimkrieges und wie steht es gegenwärtig um die russischen Finanzen? Sind die Hoffnungen Tengoborski's, der 1854 eine wachsende Prosperität Rußlands vorhersagte, in Erfüllung gegangen? Wolowski sucht die Frage zu lösen, indem er die Finanzlage von 1854 mit der von 1863 zusammenstellt. Ein lehrreicher Vergleich, der auch für uns von großem Interesse ist.

Im Jahre 1854 betrug die Gesammtmasse des cirkulirenden Papiergeldes 345,927,000 Rubel*), und der Baarvorrath bedeckte noch 42 Procent dieser Summe; er belief sich auf 146,563,000 Rubel. Die Noten wurden jederzeit eingelöst. Heutzutage übersteigt der Papierumlauf bereits 634 Millionen, während der Baarvorrath auf 56 Millionen gesunken ist, denen noch 12 Millionen in Staatspapieren hinzutreten. Die Noteneinlösung, 1855 eingestellt und 1862 wieder aufgenommen, ist im November 1863 von neuem sistirt worden; der Papierrubel ist somit zum Range der berüchtigten Assignaten hinabgesunken.

Die konsolidirte Staatsschuld belief sich am 1. Januar 1853 auf 400 Millionen; im Beginn des Jahres 1863 hatte sie bereits die Höhe von 650 Millionen erreicht. Die Serienbillets (Schatzscheine) überstiegen 1854 noch nicht 60 Millionen, am 1. Januar waren sie schon zu der enormen Summe von 120 Millionen angeschwollen. Diese Serienbillets nebst den vier und fünfprocentigen Schatzobligationen bilden die kleinere Hälfte der schwebenden Schuld, deren Gesammtbetrag, einschließlich der Bankbillets, gegenwärtig eine Milliarde weit überschreitet.

Unser Gewährsmann erläutert diese Ziffern durch eine Detailprüfung, die 1854 noch sehr mühsam war, aber seit dem Jahre 1862 bedeutend erleichtert worden ist. Die russischen Finanzen waren bis dahin eine terra incognita, völlig unzugänglich für jeden Nichteingeweihten. Es erschien daher als eine große Reform, als ein Schwindel erregendes Wagstück, als der damalige Finanzminister Kniajewitsch die Staatshaushaltsrechnung für 1862, wennschon in höchst unvollständiger und fehlerhafter Form, der Oeffentlichkeit übergab. Eine ungleich sorgfältigere Arbeit ist das Budget, welches der jetzige Minister v. Reutern für 1863 entworfen hat. Beide Aktenstücke haben indeß das mit einander gemein, daß sie mit einem ansehnlichen Deficit abschließen: 14,780,000 Rubel in 1862, 15,700,000 Rubel in 1863. Wenn die russischen Budgets unter normalen Verhältnissen mit einem wachsenden Deficit abschließen, trotz des Eifers und der technischen Kenntnisse der mit der Finanzleitung betrauten Männer, so ist das ein unzweideutiges Symptom der gespannten Lage und der Unmöglichkeit, sie mit den bisherigen Mittel zu beherrschen. Wird diese Lage sich verschlimmern, oder

*) Der Papierrubel = 1 Thaler 2 Silbergroschen.

arbeitet man ernstlich daran, sie zu verbessern? Vermehrung der Einnahmequellen, Beschränkung der Ausgaben, das ist der Weg, den der gesunde Verstand empfiehlt. Betrachten wir zunächst die Einnahmequellen.

Ein Budget von 1300 Millionen ist eine erdrückende Last für ein Land, dessen Hülfsquellen im Verhältniß zu seiner Größe nicht sehr bedeutend erscheinen. Die russische Industrie ist trotz aller Anstrengungen den Kinderschuhen noch nicht völlig entwachsen; der Handel, wenig entwickelt, beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Verkauf der Rohprodukte; der Ackerbau leidet unter den Wirren, welche die Abschaffung der Leibeigenschaft hervorgerufen hat. Der Adel ist zu Grunde gerichtet und besitzt nicht das nöthige Kapital, um einen neuen rationellen Wirthschaftsbetrieb auf seinen Gütern einzuführen. Die Zeiten sind vorbei, wo er den Bauer mit Knutenhieben bezahlte; er muß jetzt die Arbeit mit baarem Gelde bezahlen, und überall fehlt es an Händen; dem drückenden Mangel kann nicht durch landwirthschaftliche Maschinen abgeholfen werden, denn diese erfordern beträchtliche Summen und technische Kenntnisse, die man nicht besitzt. Einigermaßen bemittelte und strebsame Pächter giebt es fast gar nicht; ein tüchtiger Bauernstand ist noch weniger vorhanden als ein Bürgerstand. Mit einem Worte Rußland ist arm. Kein Wunder, daß es unter dem Druck eines Ausgabenbudgets von mehr als 1300 Millionen furchtbar leidet. Und dieses Budget beschränkt sich keineswegs, wie in den westeuropäischen Staaten, auf einen Theil des Reineinkommens, das durch die rasche Bewegung der Production fortwährend gesteigert wird; es greift die Arbeitssubstanz selbst an, es vernichtet alle Keime des nationalen Wirthschaftskapitals, ohne welches die produktiven Kräfte eines Volkes zum Brachliegen verurtheilt sind. Schlechte Bestellung der Aecker, jämmerliche Ernten, dürftige Industrie und stockender Handel sind die Folgen dieser unwirthschaftlichen finanziellen Ueberbürdung.

Rußland ist arm, aber das darf uns nicht abhalten, den Anstrengungen der Verwaltung, um es zu einem reichen Lande zu machen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man thut der russischen Regierung offenbar Unrecht, wenn man ihr allein die Korruption zur Last legt, die wie ein zerstörendes Gift durch alle Zweige des öffentlichen Dienstes schleicht. Sie sucht in ihrer Weise dem scheußlichen Unwesen zu steuern; ihre Maßregeln haben indeß wenig gefruchtet. Nur durch eine energische und durchgreifende Reform könnte das Reich von dem freßenden Krebsschaden befreit werden. Aber der vollkommensten Organisation, der besteingerichteten Maschine würde doch immer die Seele, würde die treibende Kraft fehlen, die allein das Räderwerk in Bewegung setzt. Persönliche Initiative, intelligente Thätigkeit sucht man vergebens in einem Gemeinwesen, das noch in den Windeln des Kommunismus liegt, vergebens in einem Lande, wo der Geist der Freiheit, wo die Bürgschaf-

ten des persönlichen Eigenthums die größte Mühe haben, sich Anerkennung zu verschaffen.

Rußland, wir wiederholen es, ist arm; das ist eine Thatsache, die jeder aufgeklärte und gebildete Russe, wenn falscher Nationalstolz ihn nicht verblendet, bereitwillig zugiebt. Der „russische Bote" (Ruski Wiestek), ein sehr geachtetes Blatt, schrieb im September 1862: „Man beklagt den Geldmangel, der uns drückt, und macht die Regierung dafür verantwortlich, um nicht zu gestehen, daß die Armuth Rußlands die eigentliche Ursache ist. Es ist stets genug Geld in einem Lande, welches gedeihet, ohne daß man die Notenemission für ein Element des Reichthums ausgiebt. Und — setzt der Verfasser hinzu, indem er seinem Gedanken durch eine kühne Metapher Ausdruck giebt — erst in der neuesten Zeit ist man auf den Einfall gekommen, ein Paar Stiefeln anzufertigen, um Jemanden, der keine Beine hat, zum Gehen zu bringen."

Ist es gewiß, daß Rußland wenig producirt, so steht nicht weniger fest, daß es viel ausgiebt; Volk und Regierung halten in dieser Beziehung gleichen Schritt. Die Sparsamkeit, diese Tugend der aufstrebenden Völker, zählt weder in den hohen noch in den niederen Gesellschaftskreisen Verehrer, und es ist bezeichnend für den wirthschaftlichen Zustand der Massen, daß früher die Branntweinsteuer allein mehr als den dritten Theil der ganzen Staatseinnahme brachte.

Was die Produktion betrifft, so wissen wir aus den Berichten völlig unparteiischer Augenzeugen, daß die mächtigen Hindernisse, welche Klima und Bodenbeschaffenheit in den meisten Provinzen ihr in den Weg legen, nur durch saure Arbeit und reichliches Kapital beseitigt werden können. Große Bodenflächen sind nur dann ein Reichthum, wenn sie durch die Arbeit einer zahlreichen und fleißigen Bevölkerung befruchtet werden. Wie der Mensch, so ist auch der Boden, den er bebaut. Die russischen Bauern, kaum aus den Fesseln der Leibeigenschaft erlöst, bedürfen der Zeit, um die Lasten der Unwissenheit abzuschütteln und sich zu einem sittlichen Dasein, zu einer vernünftigen wirthschaftlichen Thätigkeit aufzuraffen. Bis dahin kann die landwirthschaftliche Production, diese Hauptstütze des russischen Nationalreichthums, begreiflicher Weise nur schwächer werden. Der Bauer wird fortfahren, seine Aecker mit dem gewohnten Leichtsinn auszubeuten, und der große Grundbesitzer wird sich genöthigt sehen, seine Aussaat einzuschränken. Mit dem Mangel an Handarbeitern wird auch der Tagelohn steigen. Dazu rechne man die unglaubliche Menge Feiertage, die den Bauer förmlich zu Grunde richten. Von einer Erhöhung der Steuern kann also auf lange Zeit keine Rede sein, die Einnahmen werden stationär bleiben, und man wird sich zu einer Herabsetzung des Ausgabeetats entschließen müssen.

Die Staatsschuld allein absorbirt nahezu 57½ Million Rubel. Statt auf eine Reduction hinzuarbeiten, sucht die Regierung diesen

Posten zu erhöhen, indem sie bemüht ist, neue Anleihen zu Stande zu bringen. Die Ministerien des Kriegs und der Marine erfordern einen Aufwand von 134 Millionen. Auch hier zeigt sich die gefährliche Neigung zum Hinaufschrauben der Etats. In Rußland ist alles theurer geworden, besonders in Folge der Entwerthung des Papiergeldes; und da man den Unterhalt der Soldaten ein wenig aufgebessert hat, so ergiebt sich eine doppelte Ursache der Mehrbelastung des Ausgabebudgets.

Rußland pflegt auf das Gewicht seiner militärischen Kräfte zu pochen, wenn es gilt, sich vor der Welt als eine vorherrschende Macht zu geberden. Die famose „Million Soldaten," die in den Köpfen und Büchern vieler Statistiker spukt, existirt in der Wirklichkeit nur auf dem Papier. Der polnische Insurrectionskrieg zeigt deutlich, wie weit die Zahl der wirklich verfügbaren Truppen hinter dem phantastischen Sollbestand der Armee zurückbleibt. Und wie könnte es anders sein? Seit 1856 hat keine Militärausheben stattgefunden, und die Rekrutirung des vergangenen Jahres wird erst später einmal kriegstüchtige Truppen liefern, denn das Soldatendrillen erfordert in Rußland mehr Zeit und Mühe als bei uns. Wie steht es nun gegenwärtig um die Militärkräfte Rußlands? Kolb*) berechnete 1862 die wirkliche Stärke der aktiven Armee auf nicht mehr als 385,000 Mann, die der irregulären Korps (Kosaken und Militärkolonisten) auf ungefähr 150,000 Mann. Diese Zahlen scheinen der Wirklichkeit nahe zu kommen. Im Beginn des Krimkrieges sollte die große Operationsarmee 550,000 Mann zählen, ungerechnet die Armee des Kaukasus, deren Bestand zwischen 116,000 und 165,000 Mann angegeben wurde, und noch 126,000 Mann irreguläre Truppen. Bei diesem angekündigten Effectivbestande war es dem Czaren nicht möglich, auch nur 200,000 Mann in's Feld rücken zu lassen. Die Gesammtstärke der Truppen, für deren Verpflegung die Militärintendantur zu sorgen hatte, ward 1856 auf 796,795 Mann veranschlagt. Dieser rein nominelle Bestand ist in Folge der unterbliebenen Aushebungen und der vielen Abgänge begreiflicher Weise sehr zusammengeschmolzen.

In allen Ländern erscheint die Armee auf dem Papiere ungleich stärker als im Felde. Am auffallendsten ist dieser Unterschied in Rußland, wo er dazu dient, zahllose Verwaltungssünden und Unterschlagungen zu bemänteln. Nur die Stäbe sind vollständig vorhanden. Im Jahre 1862 gab es, nach einer Notiz des „russischen Invaliden", 387 Generale und 30,051 Offiziere; davon standen 334 Generale und 19,025 Offiziere nebst 698,354 Soldaten im aktiven Dienst; aber damals waren die Cadres noch lange nicht ausgefüllt. So viel steht jedenfalls fest, daß die russische Armee, obschon eine ganz respektable Macht, in der Wirklichkeit doch keineswegs den übertriebenen Vorstellungen entspricht,

*) Handbuch der vergleichenden Statistik.

die man sich von ihrer Furchtbarkeit zu machen pflegt. Der Feldzug gegen Polen im Jahre 1831 und der heldenmüthige Widerstand, den dieses unglückliche Land noch in diesem Augenblicke leistet, beweisen zur Genüge, wie schwer es bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und bei dem ewig fortglimmenden Kampfe im Kaukasus ist, für einen Krieg im Westen einen Effektivbestand von 200,000 Mann verfügbar zu machen. Um ihn zu erhöhen, bedarf es finanzieller Hülfsquellen, die man weder durch Steuern noch durch Anleihen schafft. Zu dem äußersten Mittel der Notenemission kann man nicht greifen, da Rußland schon an einer Ueberfülle von Papier leidet, die es mit einer furchtbaren Krisis bedroht. Dies führt uns zu der Betrachtung der Schwierigkeiten, die ihm seine Kreditverhältnisse bereiten können.

Die allergewöhnlichste Vorsicht gebietet, die Papiergeldausgabe auf den dritten oder vierten Theil des Gesammtbetrags der Einnahmen zu beschränken; sie würde sich also für Rußland auf höchstens 100 Millionen Rubel stellen. Aber sie ist hier schon nahezu auf das Siebenfache dieser Summe gestiegen, ohne daß eine Möglichkeit sich zeigt, die schwankende Grundlage einer so ungeheuren Papiercirkulation durch Baareinlösung der Zettel zu befestigen. Nichts ist so interessant und lehrreich wie die Geschichte des russischen Papiergeldes; sie erscheint, als das völlige Widerspiel der Principien, auf die man einen gesunden Kredit basiren kann; der Kühnheit der Unternehmungen entspricht die Leichtigkeit, mit der man den feierlichsten Verpflichtungen sich entzieht.

Das Papiergeld erscheint zum ersten Mal in Rußland unter Katharina II.; das kaiserliche Manifest vom 29. December 1768 rechtfertigt dessen Einführung durch den Umstand, daß die Kupfermünze, damals das hauptsächlichste Cirkulationsmittel für den Handelsverkehr, zu Versendungen sehr wenig geeignet sei. Um den neugeschaffenen „Assignaten" die Cirkulationsfähigkeit des Metallgeldes zu geben, verordnet dasselbe Manifest, daß alle öffentliche Kassen bei Bezahlung der Steuern sie zum vollen Werth wie baares Geld annehmen sollen. Man that noch mehr, man zwang sogar die Steuerpflichtigen, wenigstens ein Zwanzigstel des Betrages in Assignaten zu entrichten. Außerdem wurden Auswechslungskassen in Moskau und Petersburg errichtet. Dieser erste Versuch hatte einen so glänzenden Erfolg, daß die Staatskassen $1/4$ Procent Prämie bei der Papierausgabe gewannen.

Ein Ukas vom 10. Januar 1774 hatte verordnet, in keinem Falle mehr als 20 Millionen Assignaten zu emittiren; aber man kehrte sich nicht an das Verbot. Die Bedürfnisse des türkischen Krieges bestimmten die Regierung, das bequeme Mittel der Papiergeldfabrication zu benutzen, um sich die nöthigen Summen zu verschaffen. Ein neues Manifest von 28. Juni 1786 enthielt die feierliche Versicherung, daß künftig die Summe der Assignaten niemals 100 Millionen überschreiten würde. Das Manifest behauptete, die vorhandene Papiermasse entspräche keineswegs

den Bedürfnissen des Verkehrs; aber die Erfahrung zeigte bald, daß 100 Millionen weit über diese Bedürfnisse hinausreichten, denn der Werth der Assignaten sank sofort unaufhaltsam. Schon im Jahre 1787 ward der Silberrubel (= 100 Kopeken) mit 103 Kopeken in Assignaten bezahlt, der Cours stieg im folgenden Jahre auf 108 und 1789 auf 109 Kopeken. Die Ausgaben für den türkischen und den polnischen Krieg führten zu neuen Emissionen, und dies hatte ein weiteres Steigen des Silberagios zur Folge. 1796 zahlte man 147 Kopeken Schein für den Silberrubel. Es trat ein, was unter derartigen Verhältnissen stets und überall geschieht: die auswärtigen Wechselcourse stellten sich immer ungünstiger, alle Artikel wurden theurer, die nominellen Preise stiegen unaufhaltsam. Die Regierung fand sich deshalb bewogen, die Kopfsteuer der Bauern zu erhöhen, „weil die allgemeine Preissteigerung ihnen erlaube, durch den Landbau und durch andere Arbeiten mehr zu verdienen.“ Die übrigen Steuern und Abgaben wurde aus demselben Grunde nach und nach zu einer unerschwinglichen Last hinaufgeschraubt.

Die Kaiserin Katharina hat indeß auch die zweite Grenze, die sie der Papiergeldausgabe gesteckt, nicht respektirt. Bei ihrem Tode belief sich die Summe der Assignaten auf 157,703,000 Rubel. Ihre Nachfolger sind auf dem trefflichen Wege, den sie zuerst betreten hat, noch eine tüchtige Strecke weiter gegangen. Im Jahre 1810 stieg die Papiercirculation auf 577 Millionen. Alexander I. erkannte diese Papiermasse als Staatsschuld an, setzte das gesammte Staatsvermögen als Unterpfand ein und versprach, keine neue Emission zu gestatten. Dieses Versprechen wurde sowenig wie die früheren gehalten: im Jahre 1817 betrug die Totalsumme des Papiergeldes 836 Millionen Rubel.

Nach diesen Vorgängen wird wohl Niemand leugnen, daß die Leichtigkeit, Papiergeld zu schaffen, der stärkste Anreiz zu jener unheilvollen Finanzwirthschaft war, die wie ein giftiger Krebsschaden an dem Marke Rußlands zehrt. Schrickt man vor der Anwendung eines Radicalmittels zurück, so wird das Uebel schlimmer werden, sich ausbreiten, und zuletzt den ganzen Staatsorganismus zerstören. Die neuen Emissionen haben überdies die gleichen Resultate wie die früheren: das Silberagio steigt, die Wechselcourse werden ungünstiger, alle Waarenpreise gehen in die Höhe, dadurch werden eine Menge Privatleute zu Grunde gerichtet und der Staat erleidet namhafte Verluste.

Von 1789 bis 1817 hatte sich die Papiergeldmasse mehr als vervierfacht, und in Folge davon war der wirkliche Werth des Papierrubels auf ein Viertel des Nominalwerthes und darüber hinaus gesunken. Um indeß das durch eine maßlose Papierausgabe gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen, hatte die Regierung 1810 beschlossen, zu einer Anleihe im Inlande und zum Verkauf eines Theiles der Staatsgüter zu schreiten. Aber erst im Jahre 1817 kamen diese Pläne theilweise zur Ausführung. Es wurde eine Anleihe zu 83½ Procent in 6 procentigen

Obligationen aufgelegt; man nahm nur Papiergeld in Zahlung, so daß also ein Theil der unproduktiven Schuld mittelst einer verzinslichen Schuld konsolidirt wurde. Diese Operation wiederholte man 1818 mit einem etwas erhöhten Procentsatze. Im Jahre 1820 ward eine neue fünfprocentige Anleihe im Auslande zu 72 Procent abgeschlossen, das heißt die Regierung empfing nicht volle 29 Millonen gegen eine Schuldverbindlichkeit, die sich auf 40 Millionen belief. Es folgten andere ähnliche Anleihen zu 77 und 77½ Procent, und ein Theil der auf diese Weise erlangten Summen wurde der Staatsschuldentilgungskommission überwiesen, damit sie eine gewisse Quantität Papiergeld aus dem Verkehr ziehe. Die Papiermasse sank denn auch im Jahre 1822 auf 59½ Million Rubel.

Es war um diese Zeit, als der Graf Cancrin die Leitung der Finanzen übernahm. Er weigerte sich standhaft, eine unverzinsliche Schuld in eine Schuld zu verwandeln, die dem Schatze jährlich bedeutende Lasten aufbürde. Er zog es vor, den Cours des Papiergeldes solange zu halten, bis man im Stande sein würde, die Baarzahlungen wiederaufzunehmen, ohne Gefahr zu laufen, durch ein fortwährendes Opfer die Aussicht auf neue Papieremissionen und neue Preiserschütterungen zu erkaufen. Er blieb seinem Entschlusse treu, und diese Festigkeit, an der bis zum Jahre 1839 jedes Anleihe- und Emissionsprojekt scheiterte, gereicht ihm um so mehr zur Ehre, als die Finanzlage durch den türkischen und den persischen Krieg, sowie durch den Feldzug in Polen die heftigsten Stöße erlitt.

Es gehört zu den schwer zu erklärenden Sonderbarkeiten jener Zeit, daß die öffentlichen Kassen den Papierrubel zum vollen Nominalwerth, den Silberrubel zu 3 Rubel 60 Kopeken Schein und die halbe Imperiale zu 18 Rubel 25 Kopeken in Zahlung nahmen, während der Handel und das Publikum nach einem andern Cours rechneten, nämlich den Papierrubel zu 1 Rubel 27 Kopeken, den Silberrubel zu 4 Rubel 30 bis 40 Kopeken, die halbe Imperiale zu 23 Rubel. Man hielt diese Schwankungen, die in verderblichster Weise auf den ganzen Verkehr zurückwirkten und über die das Land laut sich beklagte, für eine Frucht des Agiospiels. Diesem traurigen Zustande der Dinge ein Ende zu machen, ward durch das Manifest vom 1. Juli 1839 der Silberrubel für die einzige gesetzliche Reichsmünze erklärt, und sein Werth ein für allemal auf 3½ Papierrubel festgesetzt. Alle Verbindlichkeiten zwischen Privatpersonen und gegen den Fiskus sollten künftig nach dem Silberrubelfuße eingegangen und erfüllt werden. Es war streng untersagt, den Assignaten einen andern als den in dem neuen Manifest vorgeschriebenen Werth beizulegen, und verordnet, daß alle Course in Silber notirt werden sollten. Dieser Maßregel folgte die Einziehung der Assignaten auf dem Fuße; an ihre Stelle traten die neuen Staatskreditscheine, welche die Herstellung der Valuta und die Rückkehr zum System der Baarzahlungen

ermöglichen sollten. Es sind dies dieselben Kreditbillets, die noch heute in Rußland cirkuliren, aber leider immer weiter von dem schönen Ziele sich entfernen, das ihnen Graf Cancrin gesteckt hatte. Durch das Manifest vom 1. Juni 1813 wurde die Einziehung der Assignaten verfügt, „um die Cirkulationsmittel zu vereinfachen und im Allgemeinen die Einheit des Metallwerthes herzustellen." Statt der 595½ Millionen Papierrubel sollten nur noch 170 Millionen Silberrubel zu dem gesetzlichen Fuße von 3 Rubel 50 Kopeken Schein cirkuliren.

Für die Kreditbillets haftete der Staat mit seinem gesammten Vermögen; aber um ihnen einen regelmäßigen Cours zu geben, mußte man eine andere wirksamere Bedingung erfüllen, indem man ihre uneingeschränkte Baareinlösung sicher stellte. Auf Befehl des Kaisers schaffte man im December 1844 unter der Aufsicht von vierundzwanzig Mitgliedern der Börsendelegation eine Baarsumme von 70½ Million Rubel nach der Petersburger Citadelle. Dieses Depot wurde am 14. Juli 1845 durch 12,180,000 Rubel verstärkt. Man glaubte auf diese Weise eine hinreichende Sicherheit für die regelmäßige Einlösung der 170 Millionen Papierrubel bestellt zu haben, da der Reservefonds ungefähr die Hälfte der Papiercirkulation erreichte.

Aus dieser Periode (1844—45) datirt der Glanz, der eine Zeit lang die russischen Finanzen umgab. Um das Blendwerk zu vollenden, legte der Kaiser Nikolaus 100 Millionen in ausländischen Staatspapieren an. Wer erinnert sich nicht der ungeheuren Sensation, die der Ankauf von 50 Millionen fünfprocentiger Rente zum Course von 117 Franken 75 Centimes in ganz Europa hervorrief? Die Ereignisse von 1848 und der ungarische Feldzug zerstörten den blendenden Schein: neue Emissionen öffneten wieder die traurige Bahn, welche Graf Cancrin für immer zu schließen geglaubt hatte. Man that für die Reichskreditbillets, was man für die Assignaten Katharinas und Alexanders I. gethan hatte, mit dem Unterschied, daß man der Papiercirkulation einen größern Aufschwung gab. 1849 überschritt sie bereits die Summe von 300 Millionen. Der Krimkrieg brachte eine wahre Papiergeldlauine. Anfangs bewies man noch eine gewisse Mäßigung bei der Anwendung des gefährlichen Hülfsmittels, und die Regierung war bestrebt, den Baarvorrath auf einer der Papiercirkulation entsprechenden Höhe zu halten. Aber schon im Jahre 1857 erreichte sie die fabelhafte Summe von 735 Millionen, und nun wurde die Baareinlösung gänzlich sistirt. Sofort begannen die Ursachen, welche die Entwerthung der Assignaten beschleunigt hatten, in gleicher Weise zu wirken, und so sieht sich denn heute Rußland in Folge derselben Irrthümer von einer gleichen Kalamität bedroht.

Eine Papiermasse, die sich in vier Jahren mehr als verdoppelt hat, ist eine sehr beunruhigende Erscheinung. Möge man zu mehr oder *weniger geistreichen* Erklärungen greifen, möge man uns Rußland als

eine aparte Welt schildern, in der Alles anders ist als bei uns: ein Land, das drei Milliarden nicht einlösbares Papiergeld besitzt, während die Noten aller englischen, schottischen und irischen Banken zusammengenommen nicht eine Milliarde übersteigen, ein solches Land ist von ernsten Gefahren bedroht, zumal wenn es Rußland heißt. Wer sich nicht durch Trugschlüsse blenden läßt, wird wissen, was von einer so abnormen Lage zu halten ist. Oder soll man es für einen normalen Zustand erklären, wenn ein Land, dessen mangelhafte Kultur gar keinen Vergleich mit dem kolossalen Reichthum und dem entwickelten Handelsverkehr Großbritaniens zuläßt, ungefähr 3 Milliarden Papiergeld besitzt, wovon kaum der zweite Theil durch den Baarvorrath gedeckt ist. Es ist bekannt, daß der Mangel an Vertrauen in Rußland alle größern Kredit-Unternehmungen verhindert; man braucht nur die traurige Lage des Portefeuilles der Reichsbank zu betrachten, um darüber klar zu werden. Aber selbst die mit baarem Gelde gegründeten Unternehmungen bedürfen einer andern Sicherheit als die ist, welche eine schwankende, halb entwerthete und von immer stärkerer Entwerthung bedrohte Papiervaluta bieten kann. Nichts vermag den natürlichen Gang der Dinge zu hemmen; in dem Verhältniß, wie die Adern des Verkehrs mit Papiergeld sich füllen, wandert das baare Geld zum Lande hinaus, die Edelmetalle folgen nach, und der Wechselcours fällt, während die Nominalpreise der Waaren in die Höhe gehen. Das Gold- und Silberagio ist denn auch bereits wieder auf $14\frac{1}{2}$ Prozent gestiegen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Baareinlösung selbst vor dem Krimkrieg nicht uneingeschränkt stattfand. Kapitel 13 der Verfügung vom 1. Juni 1853 bestimmte, daß die Staatskassen in den Gubernien nur kleine Beträge von 1 bis 100 Rubel einlösen sollten. Der Moskauer Bank war die Einlösung bis zur Höhe von 300 Rubel gestattet, die Petersburger Kasse allein wechselte ohne Vorbehalt jede beliebige von derselben Person präsentirte Summe aus. Dennoch behauptete sich der Cours bis zu dem Augenblick, wo ein Katarakt von Emissionen ihn unaufhaltsam herabdrückte. Und nun geschah, was man am wenigsten erwartet hatte: die Depots der alten Kreditanstalten des Reichs schwollen an, nicht in Folge des größern Vertrauens der Privatleute, sondern gerade wegen der Papierüberschwemmung und wegen des Mangels an anderweitiger Verwendung. Unternehmungsgeist, industrielle Bewegung, Operationen, welche viel Zeit und Geld erfordern, Alles was im Westen der Kapitalienbildung ein sicheres Feld öffnet, fehlt in Rußland entweder noch ganz, oder ist nur in sehr bescheidenem Maße vorhanden. Das Kapital, statt die lebendigen Kräfte der Civilisation zu ernähren, zeigt in diesem Lande stets eine bedenkliche Neigung, auf die eine oder die andere Weise sich festzulegen. Da man die Einlösbarkeit unterdrückt hatte, mußte der Papierflut ein andrer Abzugskanal geöffnet werden. Die Leichtigkeit, mit der man die unverzinslichen Kreditbillets

gegen zinstragende und gleichfalls auf den Inhaber lautende Depositenscheine umtauschen konnte, bewirkte, daß das Papiergeld unaufhaltsam in die Bankkassen strömte. Die Regierung ließ von Zeit zu Zeit den Banken die verfügbaren Summen abfordern, vermehrte sie nach Belieben durch neue Emissionen und kam auf diesem Umwege zu einer verblümten Anleihe, die in der gefährlichsten Form abgeschlossen wurde. Denn diese ganze Depositenmasse bildete in der That eine stets fällige Verbindlichkeit, während der nicht für die Bedürfnisse des Fiskus verwendete Theil den Grundbesitzern auf längere Zeit geliehen wurde. Diese fanden nur in den Staatsbanken die Kapitalien, deren sie bedurften, denn die Gesetze über den persönlichen Kredit und der Mangel an einer redlichen und geordneten Rechtspflege hatten die Quellen der Darlehnsgewährung unter Privatleuten ausgetrocknet und selbst einem Tengoborski das traurige Geständniß entlockt: „In Rußland zahlt der Schuldner nur, wenn er will, was er will und wie er will."

Die ehemaligen Reichskreditanstalten sind bekanntlich zu der Staatsbank in Petersburg vereinigt worden. Gegründet am 31. Mai 1860 mit einem Kapital von 15 Millionen Rubel, bezweckt diese Bank nichts Geringeres, als das Papiergeldsystem zu konsolidiren. Aber die ihr zur Verfügung gestellten Mittel entsprechen keineswegs der Größe einer solchen Aufgabe. Nach dem Bankausweis vom 1. Mai 1861, in welchem besonders die Dürftigkeit des Portefeuilles (etwas über $13^1/_2$ Million) auffällt, stand ein Baarvorrath von nur 86 Millionen einem Notenumlauf von mehr als $714^1/_2$ Million Rubeln gegenüber. Kein Wunder, daß der Wechselcours fortfuhr, in beschwerlichster Weise auf allen Transaktionen zu lasten. Der Unternehmungsgeist, der einen Augenblick sich zu regen schien, erlahmte bald unter dem Druck der sich häufenden Verluste. Alles bedingt einander und ist eng verkettet in dem Gefüge des gesellschaftlichen Organismus. Um der Arbeit einen kräftigen Impuls zu geben, muß man das Vertrauen wieder herstellen, und die erste Bedingung dazu ist die Regelung der Valutaverhältnisse, deren unaufhörliches Schwanken den größten Theil der finanziellen Schwierigkeiten verschuldet, mit denen Rußland zu kämpfen hat. Die Kreditbillets sind trotz ihres Zwangscourses dem Gold und Silber gegenüber, welche Waaren in des Wortes strengster Bedeutung geworden sind, den stärksten Schwankungen unterworfen. Um sich aus der Finanzklemme zu ziehen, in der sie jetzt steckt, muß die russische Regierung aufhören, die Vermehrung des Papiergeldes als eine Finanzquelle zu betrachten; sie muß dem Zwangscours ein Ende machen durch die Wiederaufnahme der Baarzahlungen, die allein schon hinreichen würde, um der Papierflut einen Damm entgegenzusetzen und die Verwaltung zu zwingen, mit den wirklichen Finanzkräften des Landes zu rechnen.

Es sind jetzt ungefähr zwei Jahre, daß die Regierung einen *Versuch machte*, die Baarzahlungen wiederaufzunehmen, indem sie die

Lewinski'sche Idee der Einlösung nach einer beweglichen Skala ausführte. Es ward eine fünfprocentige Anleihe von 15 Millionen Pfund Sterling abgeschlossen, deren Ertrag dem Baarvorrath zufließen sollte. Die eingelösten Scheine sollten sofort vernichtet, neue nur gegen baares Geld oder im Austausch gegen alte ausgegeben werden. Ein Reskript des Finanzministers befahl, die Einlösung am 1. Mai 1862 zu beginnen. Bis zum 1. August sollte der Silberrubel zu 110½ Kopeke, die halbe Goldimperiale zu 5 Rubel 70 Kopeken ausgewechselt werden. Nach diesem Termine wurden die Preise auf 108½ Kopeke für den Rubel und auf 5 Rubel 6 Kopeken für die halbe Imperiale herabgesetzt. Weitere Preisermäßigungen sollten nach und nach den Paricours herbeiführen. Es war eine förmliche Zahlungsfrist, die empfindliche Verluste für die Staatsgläubiger nach sich ziehen mußte. Das Manifest von 1839 hatte den Silberrubel für die unwandelbare Münzeinheit erklärt, die Maßregel von 1862 übertrug diese Eigenschaft auf den Papierrubel. Das Manifest von 1839 setzte den Preis der Halbimperiale auf 5 Rubel 15 Kopeken fest, das neue Reglement erschütterte diese Grundbasis. Das Manifest von 1839 verbot ausdrücklich, dem Papierrubel einen anderen Werth als den gesetzlich festgestellten zu geben; die Regierung setzte sich offen über ihr eigenes Verbot hinweg und berief sich zu ihrer Rechtfertigung, wie so häufig, auf das bekannte Sprüchwort: „Noth kennt kein Gebot.“ Hätte wenigstens diese Rechtsverletzung nach einer kurzen Uebergangsperiode zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung geführt! Einen Augenblick glaubte man es hoffen zu dürfen. In Folge anderweitiger Entschließungen wurde der Auswechslungstarif für Gold und Silber derart modificirt, daß bis zum 1. Januar der Paricours erreicht werden konnte. Dadurch erreichte man den doppelten Zweck, daß der Wechselcours sich hob und die Geldnachfrage nachließ. Es gewann in der That den Anschein, als würde Rußland entschieden zu dem allein wahren System des Geldumlaufs zurückkehren; die hoffnungsreiche Stimmung prägte sich sofort in dem günstigern Stande der auswärtigen Wechselcourse aus. Um das Vertrauen zu heben, ward der Termin für die Einlösung zum Paricourse um einige Monate näher gerückt. Es war ein süßer aber kurzer Traum, den man mit offenen Augen am Rande eines Abgrundes träumte; ihm folgte ein furchtbares Erwachen, ein jäher Sturz, der das Glück zahlloser Menschen zertrümmerte. Dieses letzte Kapitel der Geschichte des russischen Papiergeldes ist nicht das am wenigsten interessante und lehrreiche. Die Staatsbank erlitt Schiffbruch in dem Augenblicke, wo sie in den Hafen einzulaufen schien. In Folge einer kaiserlichen Entschließung vom 19. November 1863 stellte sie plötzlich die Baarzahlungen ein; der Zwangscours erschien wieder mit seinem Gefolge von Entwerthung, Verlusten, ungünstigen Wechselcoursen rc. Wie soll man sich diesen gefährlichen Rückfall erklären?

Seit dem 1. Mai 1862, wo die Auswechslung zu herabgesetzten

Preisen begann, bis zum 1. Januar 1863 hatte die Bank über 10 Millionen baares Geld mehr ausgegeben als empfangen. Der Specieabfluß, namentlich des Goldes, nahm in den ersten Monate des Jahres 1863 derartige Verhältnisse an, daß die Bank sich gezwungen sah, vom 5. August ab nur noch gegen Silber einzulösen. Zwar legte sich der Sturm auf die Realisationskasse ein wenig, aber um so lebhafter wurde jetzt die Nachfrage nach Wechseln, was wieder störend auf die Course zurück wirkte. Die Bank beschloß sie zu halten, indem sie die Wechsel zu einem Satze ausgab, der dem Silbercourse sich näherte. Sei es, daß sie dem Sturm Trotz bieten wollte, indem sie ein unbedingtes Vertrauen affektirte, oder daß mächtige Interessen sie zu diesem Entschlusse trieben, genugsam sie gab auf die im Auslande noch verfügbaren Summen der Anleihe im Tausch gegen Kreditbillets Tratten auf verschiedene Plätze aus, statt baares Geld in Petersburg zu zahlen. Sie begab ihre Tratten zu einem Course, der zwei Monate hindurch auf Pari gehalten wurde. Sie hat es also während dieser Zeit einem jeden freigestellt, Tratten auf das Ausland zum Paricourse zu kaufen, oder wirkliche Rubel zu nehmen. Haben nicht die eingeweihten und die begünstigten Kreise aus dieser Wahl den größten Vortheil gezogen? Die Bank trifft jedenfalls der Vorwurf, daß sie eine unklare Lage geschaffen und den Staat in schwere Verluste gestürzt hat. Der Bankgouverneur Baron Stieglitz schiebt zwar die Schuld auf die Finanzwirren und auf die Unruhe, welche durch die politischen Verwickelungen in die Welt gekommen ist; aber existirt denn diese unbehagliche Stimmung erst seit dem November 1863?

Die Einsichtigen haben sich keinen Augenblick über die verwerflichen Mittel getäuscht, durch die man die Course zu halten versuchte. Der tiefe Stand der auswärtigen Wechselcourse ist die beste Kritik des thörichten Unternehmens, gegen welches die Russen selbst in den heftigsten Ausdrücken protestirt haben. Sie konnten indeß voraussehen, daß früher oder später ein ähnliches Unglück hereinbrechen würde. Der bloße gute Wille, das Geldwesen in eine geregelte Bahn zu leiten, konnte unmöglich zum Ziele führen Angesichts der fast heillos zerrütteten Finanzverhältnisse. Der Metallvorrath nahm in einem ungleich stärkern Verhältnisse ab als der Notenumlauf. Nachdem ersterer im Oktober 1862 auf 93 Millionen gestiegen war gegenüber einer Cirkulation von ungefähr 690½ Million, fiel er im November 1863 auf 68 Millionen, wovon 56 in Baarschaft und 12 in Staatspapieren bestanden, während eine Papiermasse von mehr als 634½ Million in Umlauf blieb. Nach dem Bankausweis vom 30. November 1863 war also das Verhältniß des Metalls zum Papier wie 1: 11.

Wenn man diesen Status sorgfältig studirt, so findet man, daß er Rußland keineswegs glänzende Aussichten eröffnet. Wäre Fürst Gortschakow aus den Wolken, in denen er zu schweben scheint, auf den Boden

der wirklichen Finanzwirthschaft hinabgestiegen, so würde er sich wohl mit etwas mehr Bescheidenheit ausgedrückt haben.

Die Aktien der Bank enthalten unter andern einen Posten von 568 Millionen Rubeln: es ist dies die Schuldforderung an die Staatskasse wegen der Kreditbillets; ihr reihen sich noch 152 Millionen an, die der Staat den Filialbanken schuldet; also im Ganzen 780 Millionen Rubel für den einen Posten der schwebenden Schuld, welche die Hauptressource der Anstalt bildet, denn wie könnte sie in den gegenwärtigen Verhältnissen auf den Eingang der 357 Millionen rechnen, die sie Privatpersonen vorgeschossen hat, und die in Terminen von 15 bis 37 Jahre rückzahlbar sind? Das Portefeuille enthält nur 5 Millionen und außerdem nahezu $\frac{1}{4}$ Million in protestirten Wechseln. Welch düstere Schlagschatten werfen diese Zahlen auf die kommerzielle Lage des Reichs!

Unter den Passiven erscheinen außer den 634 Millionen Kreditbillets, die eine wirkliche unverzinsliche Staatsschuld bilden, mehr als 268 Millionen fünfprocentige und 47 Millionen vierprocentige Billets. Die Depositen erreichen nahezu die Höhe von 100 Millionen. Die Bank schuldet in laufender Rechnung 27 Millionen an Private, 45 Millionen an Komptoirs und 43 Millionen an diverse Gläubiger. Das sind die Hauptposten des kolossalen Passivbestandes, der sich auf mehr als 2 Milliarden beläuft, abzüglich des Kapitals der Bank und des Metallvorraths, und der allein durch unsichere hypothekarische Forderungen mit langen Fälligkeitsterminen gedeckt ist.

Hält man dieses Resultat mit dem wenig erbaulichen Bilde des Staatsbudgets zusammen, das regelmäßig mit einem wachsenden Deficit abschließt, so kann man sich nicht über die allgemeine Zurückhaltung wundern, an welcher die letzten Anstrengungen Rußlands, um eine neue Anleihe im Auslande zu Stande zu bringen, gescheitert sind. Aber man muß allerdings über die Sicherheit erstaunen, mit der die Staatsmänner an der Newa von der Größe und der Macht ihres Landes sprechen, und noch mehr über den Leichtsinn, mit dem sie es in die Gefahren eines furchtbaren Kampfes zu stürzen scheinen. Wie vermöchte es, die schweren Opfer eines Krieges zu tragen, während es seine Einnahmen nicht erhöhen kann, während es die Quellen seines auswärtigen Kredits versiegen sieht und bereits Gefahr läuft, unter der doppelten Last einer enormen schwebenden Schuld und einer übermäßigen Papiercirkulation zu erliegen? Wenn es ein Land giebt, dem gegenwärtig eine neue Entfaltung seiner Kräfte versagt scheint, so ist es Rußland. Es hat mehr als jedes andere Land nöthig, sich im Frieden neu zu stählen, um die dornenvolle Periode der ersten Jahre der Bauernemancipation glücklich zu überstehen. Alles gebietet ihm, sich neuzugestalten, ehrgeizigen Plänen und ungerechten Forderungen zu entsagen, wenn es nicht entschlossen ist, sich in einen kolossalen Bankerott zu stürzen, der eine furchtbare Zerstörung anrichten würde, ohne irgend eine Aussicht auf Rettung zu eröffnen.

Das Weihnachtsfest in Schweden.

Von

Rudolph Rost.

Das schönste der jährlich wiederkehrenden Feste, das Weihnachtsfest, das bei den verschiedenen Völkerstämmen gewisse nationale, mitunter aus den frühesten Zeiten des Heidenthums stammende Eigenthümlichkeiten vor allen andern Gedenkfeiern noch am längsten bewahrt hat, rechtfertigt sicher ein kleines Ausschauen in die Ferne, um einmal zu erfahren, wie man anderwärts seinen Christabend feiert, da ja gerade in der Art der Begehung der Festtage der Charakter eines Volkes sich am treuesten offenbart. Richten wir einmal unsern Blick in die nördlichen Gegenden unseres Erdtheils, sehen wir uns im kalten Schweden um. —

Einige Wochen schon vor dem Feste rührt und regt es sich in den Dörfern, überall wird gebacken und gebraut — in kälteren Himmelsstrichen, auch schon bei uns, sind Weihnachten und Neujahr ja so recht eigentlich Feste des Magens, ein gewisser Ersatz für die Naturfreuden. Rücken die Feiertage näher heran, so wird das ganze Haus von oben bis unten gescheuert und gesäubert, die Wände der Stuben werden mit papiernen oder leinenen Tapeten, deren gemalte oder gewirkte Bilder sich natürlich auf die Geburt des Heilandes und die damit zusammenhängenden Ereignisse beziehen, geschmückt und der Fußboden fein säuberlich mit Stroh bedeckt. Ist nun der Weihnachtsabend endlich herangekommen, so wartet Alles, Jung und Alt, auf das ersehnte Zeichen zum Anfang des Festes. Mit einbrechender Dämmerung (auf die man in diesen Gegenden im Winter nicht lange zu warten braucht) ertönt der Schall der Festglocke vom Kirchthurm und flugs eilt Jedermann zum manichfach geschmückten Weihnachtstisch. Hier ist nun Alles aufgetragen, was das Herz und den Magen des Schweden erfreut, vor allem viel Fisch, Schinken und Fleisch. Als Hauptzier prangt auf dem Tische eine thurmhohe Pyramide, gebildet aus vielen über einander geschichteten, flachen, dünnen Brodscheiben,

aus einem großen Käse, verschiedenem Backwerk und ganz oben aus einem Aufsatz von Aepfeln. Ringsherum sind Nüsse und Aepfel in nicht geringer Anzahl aufgeschichtet, Brodkuchen in allerlei Formen, namentlich in Gestalt von Thieren gebacken; die bei keiner festlichen Gelegenheit im Hause des schwedischen Bauern fehlenden Branntweinflaschen und viele andere Dinge tragen mit bei zur Vielfältigkeit des Schmuckes eines solchen Weihnachtstisches. Niemals aber dürfen die beiden Hauptweihnachtsgerichte fehlen: Lutfisk d. i. Stockfisch mit Butter und Julgröt (süße Weihnachtsgrütze.) Letztere wird gekocht und dann siebenmal gebraten, d. h. man thut jedesmal in Milch gekochte Grütze mit Zucker und Zimmet hinzu. Neben dieser also geschmückten und wohlbesetzten Festtafel hängt eine aus Stroh geflochtene, äußerst fein verzierte Krone herab. Allerhand Lichter, deren jedes der Kinder eines erhält, erleuchten die schön geschmückte Stube. Fröhlich und unter Scherzen gruppirt sich Alt und Jung um die zum Genuß einladende Tafel. Das Festmahl beginnt, Alle sprechen den ihnen wohlbekannten, schmackhaften Speisen tüchtig zu, Niemand aber darf Etwas von der Weihnachtsgrütze anrühren, ohne vorher einen Reim hergesagt zu haben — so verlangt es eine alte Volksgewohnheit. Nach beendigter Mahlzeit wird feierlichst das große Weihnachtslicht angezündet, welches die ganze Nacht hindurch brennt. Weihnachtslieder werden angestimmt und unter Sang und Klang die Nachtstunden verbracht, denn schon 5 Uhr Morgens beginnt die Christmette, von der Niemand zurückbleibt und zu welcher, da bei der dünnen Bevölkerung Schwedens die Dörfer weit auseinander liegen, der Weg oft ziemlich weit ist. Die Landstraßen sind angefüllt mit Schlitten, Reitern und Fußgängern, welche alle, wenn kein Mondschein ist, mit Fackeln nach der Kirche ziehen. Letztere ist in jeder Beziehung äußerst sinnig geschmückt und glänzend erleuchtet, gewinnt aber ein wahrhaft gemüthliches Aussehen noch dadurch, daß jeder der Pilger ein kleines Wachslicht vor sich auf seiner Bank anzündet. Von diesem Wachslichtchen bringt man gern noch einen Ueberrest, welcher als geweiht gilt, mit nach Hause. An die Christmette schließt sich der Hauptgottesdienst an, welcher um 8 Uhr beendet ist. Nun aber regt und rührt es sich in der bis jetzt in Andacht versunken gewesenen Menge, es beginnt ein Eilen, ein Rennen, ein Stoßen, ein Drängen, was immer ärger wird, je weiter man sich von der Kirche entfernt. Die Landstraßen gleichen Rennbahnen, ein jeder bestrebt sich, vor dem Andern das ersehnte Ziel zu erreichen, es ist als ob es gelte, einen großen Gewinn zu erjagen. Und dem ist auch so. Denn glückverheißend ist es für denjenigen, welcher zuerst im heimischen Dorfe anlangt und als Siegeszeichen einen Schuß löst — er wird, so ist des Volkes Meinung, auch zuerst seine Ernte einbringen. — Der übrige Theil des Weihnachtstages wird in Gesellschaft von Freunden auf die heiterste Weise verlebt. Die Hauptlustbarkeiten, in Schmausereien und Tänzen, welche, da es natürlich an großen Salons fehlt, auf Stroh ausgeführt werden, be-

stehend, dauern nun bis zum sechsten, in manchen Gegenden Schwedens gar bis zum dreizehnten Januar. —

Auf andere Art als bei den Landleuten feiert man das Weihnachtsfest in den höheren Ständen. Obgleich es hier an Freuden der Tafel ebenfalls nicht gebricht, wenn auch die Schmausereien mehr auf die Familienglieder und wenige geladene Freunde sich beschränken, während die Landleute sich am Weihnachtsabend gern in fremden Häusern bewirthen lassen, so herrscht doch hier noch eine andere, der unseren mehr ähnliche Sitte, die sogenannten Julklappar (Weinachtsgeschenke). Dieselben werden aber nicht wie bei uns auf Tafeln ausgebreitet und zur offenen Beschauung hingelegt, sondern sie werden auf die sorgfältigste Weise verpackt, und um jedem Errathen, von wem sie kommen mögen, vorzubeugen, läßt man sie überdies wohl auch noch durch verkleidete Personen überbringen, weil, je versteckter die Gabe, desto größer die Freude ist. Dasselbe wiederholt sich am Sylvesterabend. —

So feiert man zwar auf ähnliche, doch aber von der unserigen verschiedene Weise das Weihnachtsfest, ein Fest der Freude und Fröhlichkeit, im Norden Europa's, bei den Schweden.

Feuilleton.

(Zur Geschichte der „glänzenden Existenzen".) Im Katalog der Werke des berühmten französischen Malers Ingres ist unter dem Namen „La dame de 1806" ein Portrait aufgeführt, das kürzlich in Paris ausgestellt war und in ungewöhnlichem Grade die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Ueber die Geschichte dieses Bildes bringt ein Correspondent des „Morgenblattes" folgende authentische Mittheilung: Vor einigen Jahren erschien eine alte Frau in jämmerlichem Zustande vor der Wohnung des genannten Malers und begehrte Einlaß. Der Portier wies sie mehrmals ab, weil er in der kümmerlich gekleideten Matrone eine Bettlerin witterte; sie bat indeß so dringend, daß er den Künstler davon in Kenntniß setzte und dieser gab Befehl, sie vorzulassen. Als sie eintrat, fuhr er bei ihrem Anblick entsetzt zurück: „Sie kennen mich nicht mehr, Monsieur Ingres?" sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Sie haben mich gemalt im Jahre 1806." Damals war sie eine der schönsten Frauen von Paris, und jetzt! Erloschene Augen, zahllose Runzeln, hängende Lippen, bleich vor Hunger. — „Damals aß ich auf goldenem Teller mit meiner Chiffre — und jetzt esse ich nicht immer, wenn mich hungert. Mit den Jahren ist die Schönheit verflogen. Kutsche und Pferde habe ich längst verkauft, und so Eins nach dem Anderen; mir bleibt nichts als mein Parträt: kaufen Sie es mir ab!" Ingres sprach mit einem wohlhabenden Kunstliebhaber; dieser zahlte ihm für das Bild 15000 Franken, eine Summe, mit welcher sich die Frau im Hotel St. Përina einkaufte und noch ein gut Stück Geld übrig behielt. So starb ganz bequem und behaglich vor einigen Tagen „la belle Zelie"; unter diesem Namen war sie im Jahre 1806 bekannt. Das Portrait hatte ein italienischer Diplomat malen lassen, der am Hofe Napoleon's I. eine glänzende Rolle spielte.

Unwissenheit französischer Schriftsteller. Der französische Schriftsteller Baron Mortemart thut folgende Aeußerung in seinen Schriften: „Alle Schriftsteller haben Paris als Hauptstadt der Welt anerkannt, nur nicht Schiller, dessen géni naïf et hyperbolique Wien höher gestellt durch die von ihm herrührenden Verse: „'S gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien." Die französischen Schriftsteller besitzen doch eine bewundernswürdige Naivetät der Unwissenheit und Kritiklosigkeit.

(Katzenhandel in Paris.) Die Pariser Gerichtszeitungen melden nachfolgenden ziemlich komischen Vorfall: Vor den Schranken des Gerichts erscheint als Angeklagter ein gewisser Leclas; er tritt fest auf und blickt seinem Richter stolz und zuversichtlich in's Gesicht. Präsident: Was treibt Ihr für ein Geschäft? — Angeklagter: Ich kaufe todte Katzen. — Präsident: Man beschuldigt Euch aber, zwei Katzen gestohlen zu haben, deren Felle bei Euch gefunden wurden. — Angeklagter: Nicht zwei, sondern fünfzehn, die ich alle bezahlt habe. Die zwei, um welche es sich handelt, habe ich einem jungen Chiffonnier Namens Jules abgekauft, den Familiennamen weiß ich nicht. Die Klägerin beschwert sich, daß sie keine Katzen behalten könne, die Ratten und Mäuse kann sie dagegen nicht los werden. Sobald eine Katze fett sei, käme sie auch abhanden. Eine Zeugin sagt aus, daß der genannte Jules der eigene Sohn der Klägerin, Madame Dupont, sei. Ueber die moralische Führung des Monsieurs Leclas legt sie das beste Zeugniß ab. „Ein braver Mann," sagt diese Zeugin, Madame Schmidt, „der sein Katzengeschäft ehrlich betreibt. Das Fett verkauft er an die Frituriers (welche die Fische auf offener Straße backen), das Fleisch an die Garköche und den Pelz an die Kürschner. Außerdem ißt er das Jahr durch kaum selbst etwas Anderes." Leclas wird freigesprochen und verläßt den Sitzungssaal mit triumphirender Miene.

(Schiller über die Predigt.) In den Briefen an Körner, aus dem Jahre 1787 findet sich folgende Aeußerung Schillers bei Gelegenheit einer Predigt von Herder: „Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt. Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und zu ungleich, als daß seine Manier eine allgemein befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächlichen Theil nicht ignoriren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er gibt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisiren oder verwirren, um den ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler." — Eine sehr beachtenswerthe Aeußerung, deren Wahrheit schwer zu bestreiten wäre, oder die namentlich in unsern Tagen recht sehr verdiente, Vielen an's Herz gelegt zu werden.

Einige Tage unter den italienischen Briganten.

Von

V. Cramer.

Das neapolitanische Regierungssystem mit seinen gräuelhaften Folgen besprechen zu wollen, wäre überflüssige Mühe; denn die seit 30 Jahren enthüllten Facta und der endliche Sturz dieses Verdummungssystems haben auch den reactionärsten und ignorantesten Staatsmännern mit unwiderleglicher Evidenz bewiesen, daß man mit einer solchen bourbonischen Herrschermanier keinen Staat und kein Volk auf die Dauer zu regieren vermag. Was sind die Ueberbleibsel der ehemaligen neapolitanischen Regierung?! — Räuberbanden!! Ich gebe hier den Bericht eines jungen Mannes, der das Unglück hatte, von einer solchen gefangen zu werden. Er ist interessant und belehrt uns hinreichend, wie sehr man sich im Irrthum befindet, wenn man diese Briganten mit den heroischen Märtyrern des unglücklichen Polens vergleicht.

Der gefangen genommene Italiener, welcher sein 20. Jahr noch nicht erreicht hatte, ist der Sohn einer reichen adeligen Familie und heißt Enrico Lombardi. Er ist von schwächlicher Gestalt, weiß wenig von der Welt und hat bisher unter der Obhut seiner ihn sehr liebenden Mutter gelebt. Mit dieser bewohnte er die durch die Saracenen, Friedrich II. und Manfred berühmt gewordene Stadt Lucera, deren Nachbarschaft er noch nicht verlassen hatte. Am Nachmittag des 14. October v. J. besuchte Enrico mit einigen Freunden sein in der Nähe der Stadt liegendes Landhaus. Als sie sich dort ihren harmlosen Vergnügungen überließen, erschienen auf einmal 5 Briganten an den Fenstern. Enricos Freunde entwischten, er selbst aber, schwach und unfähig zur Vertheidigung, ward gefangen und fortgeschleppt. Die Reise ging zu einer Farm, wo er das Hauptquartier der Bande und deren Chef, Caruso, fand. Dieser Gurgelabschneider commandirt über eine Truppe, welche aus 36

Mann und 3 Frauen bestand. Er selbst repräsentirt eine wahrhafte Räuberfigur; kurz von Gestalt, aber mit einem ungeheuer großen, unregelmäßigen Kopfe, rother Gesichtsfarbe und stechenden Augen begabt, wirkt schon seine Erscheinung abschreckend. Und da sein Gesicht noch mit großen Blatternarben stark markirt ist, so kann man sich keine charakteristischere Teufelsgestalt denken, als diesen Caruso, dessen Anblick schon den größten Abscheu einflößt. Als Enrico dem Banditenhäuptling vorgestellt wurde, nahm er ihm sogleich seine Uhr, sein Geld und sogar die Stiefeln ab; dann mußte er ein Pferd besteigen und mit der gesammten Bande nach einer andern Farm — Afflitto genannt — marschiren. Man ersieht also hieraus, daß die Herren Banditen auch zugleich Gutsbesitzer sind. — Die Reise ging in regulärer Colonne vor sich, welche Caruso anführte und bald auf der rechten, bald auf der linken Seite erschien. Gegen Mitternacht erreichten sie La Mazzana, wo ein Halt gemacht ward. Caruso sagte jetzt zu Enrico: „Junger Mann, hier ist ein Bogen Papier, schreiben Sie Ihrer Mutter, daß sie uns sogleich 20,000 Ducaten senden soll, oder wir würden ihr im Weigerungsfall Ihren (d. h. Enricos) Kopf senden". Enrico schrieb ohne Widerspruch, was ihm dictirt ward, und hierauf mußte ein Courier die Botschaft nach Lucera an Enricos Mutter tragen.

Als sich der Schrecken und die Todesfurcht des Gefangenen etwas gelegt und er ruhigeren Geistes geworden war, beobachtete und musterte er seine Umgebung genau und fand an ihr die phantastischste Schaar, die er jemals gesehen hatte. Caruso hatte einen Adjutanten mit Namen Schiavone.

Jeder Wink des Häuptlings ward sogleich befolgt; sein Revolver würde aber auch sogleich die geringste Verzögerung bestraft haben. Schiavone ist zwar sein Vertrauter, muß aber eben so pünktlich gehorchen wie die übrige Bande. Man sieht also, daß die Disciplin vollkommen ist.

Von den drei Frauenspersonen, welche der Bande folgen mußten, war eine ein würdiges Seitenstück des Häuptlings. Konnte man diesen für Mephisto halten, so war diese, seine nächste Gehülfin, eine alte abscheuliche Hexe, welche jeder Greuelthat fähig schien und bei kaltem Blute die größten Schandthaten verübte; an ihr war nichts Menschliches mehr zu erblicken; jeder Zug eine teuflische Hexe. Die zweite, die Frau eines Briganten, war nicht weniger häßlich; sie diente der Bande als Köchin und war aber dabei so schmuzig, schmierig, und ganz abscheulich häßlich, daß schon ihr Anblick Eckel erregte. Dagegen contrastirte die dritte wie Himmel und Hölle; es war ein Mädchen von 18 Jahren, schön wie Madonna von Guido Reni und fein gekleidet, aber ihre ganze Gestalt war die personificirte Schwermuth; tiefschmerzlicher Gram, unheilbares Seelenleid offenbarte jeder ihrer himmlisch schönen Gesichtszüge. Sie schien kaum zu bemerken, was um ihr herum vorging. Ihr Stolz und

ihre ganze vornehme Haltung zwangen sogar der verworfenen Bande Achtung ab. Sie hieß Philomene Ciccaglione de la Riccia und war von Caruso geraubt worden, nachdem er ihren Vater getödet hatte. Dieses schöne Engelsbild ward von den beiden Hexen Tag und Nacht bewacht, um einen Selbstmord zu verhindern, denn sie hatte sich schon mehrmals zu tödten versucht.

Wir sehen also hieraus, daß auch noch heutzutage die Räuberromane in Italien nicht nur erdichtet und geschrieben, sondern auch in Wirklichkeit gespielt werden. Die Zeiten des Fra Diavolo, Rinaldini und vieler andern berüchtigten Banditen sind dort noch nicht vorüber; sie sind die Früchte des Verdummungssystems, denn aus zelotischen Betbrüdern gingen sehr oft Räuber und Betrüger hervor.

Nach kurzer Rast marschirte die Bande weiter; gegen Abend stieß sie auf eine Patrouille der National-Garde, wechselte einige Schüsse mit ihr und ergriff dann die Flucht; dabei änderte sie sehr oft ihr Marschlinie. Im Felde fanden sie einen arbeitenden Bauer „Hast Du Soldaten gesehen?" fragte ihn Caruso. „Nein, ich habe keine gesehen," erwiderte der Bauer. Kaum hatte er seine Worte vollendet, als ihn ein paar Schüsse niederstreckten. Caruso feuert sehr gut, prahlt aber auch, daß er bei Attaquen stets den commandirenden Officier niederschieße. Später begegneten sie einer Patrouille Lanciers; es begann wieder ein Scharmützel, wobei Caruso dem commandirenden Lieutenant den Arm zerschoß und dann mit der Bande die Flucht ergriff; die Marschroute wurde abermals gewechselt und schnell weiter gallopirt. Enrico, Zeuge dieser Thaten, mußte folgen. — Mitternacht war kaum vorüber, als die Briganten von einem solch fieberhaften Durst gequält wurden, daß sie nicht weiter zu ziehen vermochten. Sie führten nur etwas Rum bei sich und einige Schwarzbrote, welche sie den Bauern abgenommen hatten. Bei einer Farm angelangt, hielten sie in einem Stalle Rast, ausgenommen Caruso, welcher im Schafpelz gehüllt, auf einer Anhöhe Posto faßte, um die Umgegend übersehen zu können. So wachte der Brigantenhäuptling für seine Schaar, während diese sich dem Schlaf überließ. Nach einigen Stunden entdeckte er einen Trupp Soldaten, er gab ein Alarmzeichen und im Nu saßen die Räuber wieder zu Pferde. Sie nahmen sogleich eine vortheilhafte Position ein und begannen das Gefecht, in welchem ein Brigant getödet und zwei verwundet wurden. Die Soldaten verloren drei Pferde, erbeuteten aber auch drei von der Bande. Als der Kampf unentschieden blieb, commandirte Caruso wieder zur Flucht, ließ aber die zwei Verwundeten mitnehmen, nicht aus Mitleid, sondern aus Politik, damit sie nicht zu Verräthern an ihm werden konnten. Als unterwegs einer der Verwundeten starb, warfen sie ihn unter eine Hecke und marschirten weiter. Gegen Abend bivouakirten sie wieder in einer Farm und auch diesmal hielt Caruso Wache, während seine Mannschaft schlief. Dieser Mann gleicht einer wahren

Eisengestalt, besitzt eine Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes, welche in Erstaunen setzt. — Am Morgen des 17. October war der Horizont mit düstern Wolken umhüllt, ein schwarzgraues Leichentuch umflorte Himmel und Erde. Beim Erwachen der Bande hörte man Geräusch, Caruso legte sich rasch auf den Boden und vernahm Pferdegetrappel. Sogleich waren die Briganten zur Flucht bereit. Sturm und Gewitter brachen los, wobei zahlreiche Blitze den Pfad erleuchteten und der Truppe gleichsam als Führer dienten. Als sie einen großen Wald erreichte, verbarg sie sich unter dem Gebüsch vor dem strömenden Regen bis gegen 9 Uhr, wo das Unwetter nachließ und der Horizont sich aufklärte. Jetzt ward die Reise wieder bis gegen 3 Uhr Nachmittag fortgesetzt, um welche Zeit sie die Farm Monachella erreichten und dort 19 Bauern fanden. Caruso begann sogleich ein echtes Banditenstück, er schnitt 13 Bauern die Hälse mit einem Rasiermesser ab und sagte dabei zu einem Jeden: „Dies ist die Lehre und Warnung für Eure Genossen, sich nicht in die Patrouille der Nationalgarde aufnehmen zu lassen." Philomene hielt sich Augen und Ohren zu, fiel aber beinah in Ohnmacht; die Kinder der Bauern, darunter ein taubstummer Knabe flüchteten schutzflehend zu ihr. Caruso schonte sie, worüber aber die alte Hexe sehr erbittert ward und ihren Zorn durch ein hundeartiges Grunzen offenbarte. Nach dieser Schandthat ging die Reise weiter; vermöge ihrer genauen Ortskenntniß entkamen sie einigen Cavalerie-Detachements, welche in der Umgegend lagen, aber dennoch die Räuber nicht bemerkt hatten. Gegen Mitternacht hielten sie bei Montauro, wo Caruso das Lösegeld von Enricos Mutter erwartete und sehr ärgerlich ward, als der erwünschte Bote nicht erschien. Am Morgen des 18. kam ein anderer Brigantenführer, Namens Varanelli mit 10 Mann zu Caruso, um vereint mit ihm zu operiren. Nachdem er seinem Collegen einige Worte ins Ohr gesagt, marschirten sie weiter, trotzdem daß die ganze Bande ermüdet und ausgehungert war. Selten gab es etwas Gutes zu essen, höchstens ein halbgeröstetes Stück Ziegenfleisch; dabei ganz gewöhnliches Schwarzbrot und zuweilen Käse. Als Getränk führten sie Branntwein und Rum. Auch fehlte es an Fourage für die Pferde. Caruso vertheilte zwar reichlich Geld unter seine Leute, aber sobald sie einen Moment Ruhe hatten, spielten sie Landsknecht (lansquenet), wobei der Einsatz niemals unter 100 Gulden betrug.

Gegen 4 Uhr Abends gelangten sie wieder bei einer Farm in der Nähe von Reseto an, welche von den Bewohnern verlassen worden war. Nur ein einziges Schaf fanden sie im Hofe fressend, sogleich ward es getödet und mit dem Felle geröstet. Die Abwesenheit der Bewohner benutzend, glaubten sie sich gehörig ausruhen und gütlich thun zu können. Es wurden den Pferden die Sättel abgenommen und Menschen und Thiere begannen zu essen. Aber kaum war eine halbe Stunde vergangen, da ertönte ein Alarmzeichen von der Schildwache und im Moment war ein

Detachement Nationalgardisten in der Nähe. Alles war in der größten Verwirrung, Caruso commandirte sogleich zur Flucht, worin überhaupt seine ganze Taktik bestand. Einige rannten zu Fuße fort, andere auf ungesattelten Pferden und fast Alle ließen Waffen und Mäntel liegen. Caruso griff sogleich nach Philomenen, riß sie auf sein Pferd und legte sie darauf wie der Metzger ein Kalb; fort jagte er im rasenden Galopp, so schnell wie der Sturmwind. Alles was folgen konnte, folgte. Zwei Briganten wollten Enrico mit fortnehmen, als aber die Soldaten näher kamen und zahlreiche Schüsse feuerten, ergriffen auch sie die Flucht und ließen ihren Gefangenen stehen. Die alte Hexe suchte vergebens nach einem Pferd, um zu fliehen; sie heulte wie eine Hyäne, ihre Gesichtsfarbe ward todesgelb, mit stieren Augen wollte auch sie davon eilen, aber ein paar wohlgezielte Schüsse der Nationalgardisten machten ihrem Leben ein Ende. Enrico Lombardi allein blieb stehen und reiste dann unter dem Schutze der Befreier zu seiner Mutter.

Hufeland über sein Leben.

„Des Königs Gnade wollte mich und meine Kinder in den Adelstand erheben, aber ich entschied mich das abzulehnen und zwar aus verschiedenen Gründen: 1) Es wird dadurch den Kindern mit dem Blute das Prinzip des Stolzes eingepflanzt, sich mehr und höher, ja wirklich aus anderem Blut bestehend zu denken, folglich Andere geringer zu achten, als sich. 2) Ebenso wird ihnen mit dem Blute das Prinzip eingeflößt, keine Beleidigung der sogenannten Ehre ungeahndet zu lassen, ja sie nur mit dem Leben des Beleidigers zu vergelten und auszulöschen, d. h. also das Prinzip der falschen Adelsehre, beides Principien, die den Geboten des Christenthums zuwiderlaufen. Außerdem lehrt noch in irdischer Rücksicht die Erfahrung und liegt in der Natur der Sache, daß adelige Jungens weniger lernen, als bürgerliche, auch weniger Aussicht haben, durch ein ehrliches Gewerbe und Handwerk ihr Brod zu verdienen, und adelige Mädchen weniger Aussicht zum Heirathen haben. Endlich hielt ich es für meine Pflicht, den ehrlichen Bürgerstand, in welchem ich geboren ward, zu ehren und ihm das bischen Ehre und Verdienst, was ich etwa in der Welt erworben, zuzuwenden."

Einer erst vor Kurzem (Berlin, bei G. Reimer) im Buchhandel erschienenen Selbstbiographie, welche der berühmte Verfasser der „Makrobiotik" im Jahre 1831, als ein beinahe erblindeter Greis, diktirt und seiner Familie im Manuscript hinterlassen hat, haben wir zunächst die obige Stelle entnommen, weil sie treffender, als eine wortreiche Schilderung es zu thun vermöchte, die hervorragenden Charaktereigenschaften, den hohen und klugen Sinn, die unbeirrte Schlichtheit und liebenswürdige Bescheidenheit des Mannes bezeichnet, der als Arzt und Gelehrter, als *Schriftsteller* und Patriot beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch zu

den glänzendsten Zierden der deutschen Nation gehört und sich durch seine vielseitige Bildung, sein segensreiches Wirken, seine wahrhaft bleibenden Verdienste auf dem geistigen und sittlichen, dem wissenschaftlichen und praktischen Gebiete die bewundernde Liebe und Verehrung der Mit- und Nachwelt in ungewöhnlichem Maaße erworben hat. Was ein solcher Mann am Abend seines Lebens von sich selbst, seinem Entwickelungsgange, seinen gewichtigen Erlebnissen und Beziehungen erzählte, kann überhaupt noch heut keinem Gebildeten gleichgültig sein. Ist auch Manches davon schon durch frühere Mittheilungen Anderer bekannt, so bietet doch das Ganze durch Ton, Haltung und Zusammenhang eine sehr werthvolle Ergänzung des bedeutsamen Charakterbildes, während es andererseits auch Vieles enthält, was nicht ohne Wichtigkeit für die Kenntniß der Zustände, Begebenheiten und Persönlichkeiten des langen Zeitraums ist, den der Verf. in meistens hohen und einflußreichen Stellungen durchlebt hat. Wir hielten es deshalb für angemessen, unseren Lesern aus dieser interessanten Selbstbiographie einiges Speziellere mitzutheilen.

Christian Wilhelm Hufeland ist am 12. August 1762 in Langensalza geboren worden, wo sein Vater als ein viel beschäftigter praktischer Arzt lebte. Sein Großvater war Leibarzt des herzoglichen Hofes in Weimar und dorthin wurde im Jahre 1765 auch der Vater mit dem Titel Hofrath als Leibarzt der regierenden Herzogin Amalie berufen. Unstreitig war es von hoher Bedeutung für die ganze Entwickelung und Zukunft des Knaben, daß er seine weitere Kindheit und Jugend unter den Eindrücken der Musenstadt und zwar zur Zeit ihres heraufsteigenden Glanzes verlebte. Was er daher über seine Erziehungs- und Bildungsgeschichte mittheilt, ist von besonderem Interesse wie Alles, was unter den Zauber dieses Kreises fällt.

Sein erster Informator, ein lustiger Mensch, vertrat das milde Prinzip des sogenannten spielenden Unterrichts, wurde aber, weil der wilde Knabe bei dieser Methode nichts lernte, nach einem Jahre durch einen entgegengesetzten Charakter, den ernsten und wortkargen Kandidaten Restel aus Zörbig, einen ächten Repräsentanten des prosaischen und verknöcherten Magisterthums jener Tage, ersetzt. Dieser nannte seinen Zögling Er, forderte die pünklichste Ordnung, den unbedingtesten Gehorsam, den anhaltendsten Fleiß von ihm und steigerte seine Strenge selbst bis zu körperlicher Züchtigung.

Daß ungeachtet dieser pedantischen Unterjochung die nach freier Bethätigung des Individuums strebende Richtung der Zeit schon frühe in dem geistig begabten Knaben mächtig war, zeigen die selbstständigen Privatbeschäftigungen, denen er außerhalb der Schulstunden oblag. Mit Vorliebe schrieb er Theaterstücke, zeichnete, malte und gab auch ein aus eigenen und abgeschriebenen Artikeln bestehendes Wochenblatt heraus, das gegen eine Jahrespränumeration von zwei Thalern an drei alte Tanten vertheilt wurde.

Zwölf Jahre mochte er alt sein, als der von Basedow hervorgerufene Kampf gegen die Unnatur der bisherigen Erziehungs- und Unterrichtsweise begann. Auf seinen Reisen durch Deutschland kam der genugsam bekannte Reformator auch nach Weimar, um Subskribenten für sein Elementarwerk und zugleich Zöglinge für sein Philantropin in Dessau zu suchen. Zwischen seiner neuen Lehre und den Grundsätzen Restel's entbrannte im Hufeland'schen Hause ein leidenschaftlicher Streit. „Niemals vergesse ich den Vormittag," erzählt uns der Greis, „wo Basedow zu uns kam, um mich zu sehen und zu prüfen. Ich sehe ihn noch, den großen, starken, etwas plumpen Mann, wie er vor mir stand, den Knopf seines dicken spanischen Rohrs unter die breite Nase drückte und mich ausfragte. Er fragte, was ich im Lateinischen lese. Ich antwortete: den Cornelius Nepos. Er fragte weiter: welcher von den großen Männern mir am Besten gefiele. Ich antwortete: Aristides. Und auf die Frage: warum? sagte ich: wegen seiner Gerechtigkeit. Dies schien ihm zu gefallen und er erneuerte seine Anträge, mich in sein Institut zu bekommen. Aber der Vater blieb fest und ließ mich unter Restel's Zucht."

Dennoch gelang es dem Letzteren nicht, seinen Zögling gegen die immer mächtiger herandringenden Einflüsse einer neuen Zeit zu schützen. Kaum war er den revolutionären Basedow los geworden, so stand ihm eine weit härtere Prüfung bevor. Im Jahre 1775 zog nämlich Göthe in Weimar ein. „Dieser junge feurige Herr Doktor — denn so hieß er damals — brachte eine wunderbare Revolution in dem Orte hervor, der bisher ziemlich philisterhaft gewesen war und nun plötzlich genialisirt wurde. Alle jungen Leute legten auf einmal Göthe's Uniform: gelbe Weste und Beinkleider und dunkelblauen Frack an, und spielten junge Werther; die Alten murrten und seufzten. Alles kam aus seinen Fugen. Auch so die Erziehungsmethode, die in einem Hause, mit welchem Göthe in genauer Verbindung lebte, dem Stein'schen, und mit dessen Jugend ich auch vereint war, gänzlich in's Geniale umgeschaffen wurde, unter ihres Hofmeisters Kästner Leitung, der durchaus auf die neuen Ideen einging. Aber mein Restel hielt Stand und ließ sich nicht irre führen. Jedoch wohl übte jene Zeit auf mein Inneres bedeutenden Einfluß. Ich stand im 16. Jahre. Einige Jahre lang hatte Siegwart's empfindsame, weinerliche Periode geherrscht; ich hatte ihn gelesen und bittere Thränen auf dem Grabe des vor Liebe Verschmachteten vergossen. Nun kam Werther, der uns eine andere Art von Empfindsamkeit, die mehr heroische darstellte, und beide vereinigt gaben meinem Gefühl die Richtung."

Unter den Männern, welche auf seine Bildung von entscheidendem Einfluß waren, nennt Hufeland auch Herder. Mit wenigen Strichen entwirft er ein sprechendes Bild dieser eindrucksvollen Persönlichkeit. „Dieser große, herrliche, schon durch seine äußere edle Gestalt imponirende Mann," sagt er „trat jetzt als Prediger auf. Noch nie hatte ich

solchen Prediger gehört. Denn von ihm konnte man sagen, er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Wie ein Apostel stand er auf der Kanzel, die Hände gefaltet vor ihm liegend, mit dem Gesicht gen Himmel, ohne alle Gesten, ja ohne alle Deklamation, ruhig aber kräftig, mit seiner tiefen Baßstimme Worte der Salbung und des höhern Lebens aussprechend, nicht als wenn es seine Worte wären, sondern ihm von Oben zuflössen, als wenn er nur das Organ wäre, durch welches eine höhere Macht zu uns spräche. Durch ihn lernte ich ein höheres Christenthum (das bisher nur dogmatisch gewesen war) kennen, durch ihn wurde mein Geist näher zu Gott und zum ewigen Leben gehoben."

In Jena, dessen Universität er im Jahre 1780 bezog, verlebte Hufeland ein etwas wildes Fuchsjahr, ging aber 1781 nach dem stilleren Göttingen, wo er — auch unter Lichtenberg und Blumenbach — so fleißig studirte, daß er schon 1783 (also 21 Jahr alt) als Doctor der Medizin nach Weimar zurückkehrte und hier sofort die große Praxis des fast erblindeten Vaters übernehmen mußte, eine Aufgabe voll Sorge, Anstrengung und kaum zu überwältigender Arbeit. Lange Zeit hindurch war damals sein Leben ein so hartes und niederdrückendes, daß er Abends in seiner tiefen Erschöpfung oft den Wunsch hegte, es möchte die letzte Nacht sein. Was ihn aufrecht erhielt nnd entschädigte, war das traulich gemüthvolle Leben im stillen Vaterhause, so wie der Umgang mit den Männern, denen Weimar seinen damaligen Glanz und Ruhm verdankte. Als ein noch so junger Mann stand er mit Wieland, Göthe, Herder und Schiller nicht blos in beneidenswerthem Verkehr, er war auch ihr Arzt und konnte sie genauer kennen lernen, als mancher Andere. In solchen Beziehungen konnte daher der schon in seinen Knabenjahren erwachten Lust zu schriftstellerischer Thätigkeit die Anregung nicht fehlen. Sein erster Aufsatz, gegen Mesmer gerichtet, erschien 1785 im „deutschen Merkur" und Wieland schickte ihm dafür ein sehr schmeichelhaftes Schreiben nebst zehn schönen glänzenden Dukaten. Von dieser Zeit an begann die Reihe seiner literarischen Leistungen; aber seine sonstigen Angelegenheiten wurden dadurch nur wenig gefördert, obwohl er sich verheirathet hatte, und sein Vater 1787 gestorben war. Erst als er im Herbst 1792 in Göthe's Freitagskränzchen ein Fragment aus seinen Arbeiten über Makrobiotik las, wurde der anwesende Herzog aufmerksam und sagte gleich nachher zu Göthe: Der Hufeland paßt zu einem Professor, ich werde ihn nach Jena versetzen. Dieser Antrag entsprach seinen Neigungen. Schon Ostern 1793 trat er seine Professur in Jena an.

Man weiß, daß der Scharfblick Karl August's sich nicht getäuscht, daß Hufeland bald unter die ersten Sterne der damals durch eine Reihe der berühmtesten Lehrkräfte sich auszeichnenden Hochschule gerechnet wurde und hier im freundschaftlichen Umgange mit Fichte, Griesbach, Paulus, Schiller, Schelling, Schlegel u. A. eine in der Geschichte der Wissen-

schaft Epoche machende Wirksamkeit entfaltete. Seinen Weltruf begründete er 1796 durch Herausgabe seiner Makrobiotik, die er bis dahin vor einem Auditorium von regelmäßig 500 Zuhörern gelesen hatte. Dieses Aufsehen erregende Buch wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und verschaffte auch dem gleichzeitig begründeten „Journal der praktischen Heilkunde" eine große Verbreitung.

Interessant ist, daß es die eifrige Vertiefung in ein poetisches Produkt gewesen, welcher der viel beschäftigte Arzt im Jahre 1798 ein körperliches Unglück zu danken hatte. Bei schlechtem Wetter war er am 20. November d. J. drei Stunden weit in offenem Wagen zu einem Kranken gefahren und Abends durchkältet und durchnäßt nach Hause gekommen. Hier fand er Göthe's so eben erschienenes „Hermann und Dorothea" vor, fiel darüber her, durchlas das Gedicht bis Mitternacht unter großer Anstrengung seiner Augen, schlief dann bis sieben Uhr und war, als er erwachte, auf dem rechten Auge völlig blind geworden. Das Uebel konnte troß aller angewandten Mittel nicht gehoben werden; aber das linke Auge diente ihm noch dreißig Jahre mit ungeschwächter Kraft.

Der große Ruf, den er erlangt hatte, führte natürlich die mannichfachsten Berufungen, oft ganz abenteuerlicher Art, herbei, die er von der Hand wies. Nur für den ehrenvollen Antrag des Königs von Preußen glaubte er sich endlich aus gewichtigen Gründen entscheiden zu müssen. So zog er im April 1801 nach Berlin, wo ihm ein seinen Kräften und seiner Bedeutung angemessener Wirkungskreis eröffnet wurde. Was er hier geleistet, wie groß die Liebe und Verehrung, Bewunderung und Dankbarkeit war, die ihm hier in einer langen Reihe von Jahren bei Hofe, im Publicum und in den hervorragendsten Kreisen der Wissenschaft und Kunst zu Theil geworden, ist im Allgemeinen bekannt, auch vielen Lebenden noch genugsam erinnerlich. Um so anziehender war es uns, aus dem Munde des ausgezeichneten Mannes selber zu vernehmen, was er über diesen längsten und bedeutsamsten Abschnitt seines Lebens zu berichten für werth gehalten hat. Wir verweisen auf diese Mittheilungen, aus denen wir hier nur noch einige abgerissene Notizen geben können.

In Weimar und Jena hatte Hufeland eine der denkwürdigsten Perioden unserer nationalen Entwickelung durchlebt, an der literarischen Befreiung und Wiedergeburt des deutschen Genius in vorderster Reihe mitgewirkt. In Berlin war es ihm vorbehalten, auch den politischen Geschicken des Vaterlandes, seiner Erniedrigung und nachmaligen Erhebung in eingreifender Weise nahe zu treten. Schon einige Jahre nach seiner Ueberſiedlung fand er Gelegenheit zur Bethätigung des mannhaften Muthes, der edlen und selbstverleugnenden Energie, welche ein vorherrschender Grundzug seines Characters war. — Am 17. Oktober 1806 hatte man, einer falschen Nachricht zufolge, im Hause Fichte's

einen angeblichen Sieg bei Jena gefeiert. Am 18. jedoch wurde Hufeland früh um 6 Uhr zur Königin Louise gerufen, die eben in der Nacht vom Jenaer Schlachtfelde angekommen war. Er fand die hohe Frau mit verweinten Augen, aufgelöstem Haar, in voller Verzweiflung. Alles sei verloren, sagte sie, sie müsse fliehen, Hufeland müsse sie und ihre Kinder auf der Flucht begleiten. Um 10 Uhr schon hatte er sich mit schwerem Herzen von den Seinigen losgerissen und saß im Wagen. Man weiß, daß er einer der Treuesten gewesen, welche in den Jahren der Schmach der unglücklichen Königsfamilie mit aufopferndster Treue zur Seite standen. Als er nach Königsberg kam, wurden fast alle Geflohenen vom Nervenfieber ergriffen, auch die Königin legte sich endlich. „Nie" sagt er, „werde ich die Nacht des 22. Dezembers vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und dabei ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herunterriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, noch auf der See war. Aber meine Kranke fing langsam an, sich zu bessern. Da kam plötzlich die Nachricht daß die Franzosen anrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen!" Und so wurde sie am 8. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Quartieren zu — gleich die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und Schnee ihr auf's Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung! Aber Alles ertrug die edle Dulderin und endlich erblickten wir Memel."

Bei der späteren Rückkehr nach Königsberg nahm Hufeland sehr lebhaften Antheil an der neuen Organisation des Staats, besonders der Errichtung der Berliner Universität. Daß die projektirte Hochschule überhaupt in Berlin errichtet wurde, schreibt er seiner Befürwortung zu. Weihnachten 1809 kehrte er mit dem Hofe nach Berlin zurück, wo er bereits im März 1810 das Poliklinikum, das erste Collegium der neuen Universität errichtete. Er war der erste Dekan der medizinischen Fakultät, sein Sohn Eduard der erste Student. Von dieser Zeit an verflossen ihm noch viele Jahre in ruhiger und segensreicher Wirksamkeit, von welcher er sich erst trennte, als auch das andere Auge erblindet war.

A. Fr.

Neu-Seeland und der Krieg der Engländer mit den Maories.

Ein Beitrag zur Länder- und Völkerkunde.

Von

J. Schucht.

Das meerbeherrschende Albion hat in allen 5 Welttheilen und auf zahlreichen Inseln soviel Land occupirt, daß es gegenwärtig einen Flächenraum von 108,000 Quadratmeilen mit etwa 143,000,000 Einwohnern besitzt. — Es läßt sich nicht leugnen, daß die höher gebildeten Völker nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, die schlaffen, trägen Asiaten und die Wilden Australiens und Afrikas aus ihrer Barbarei zur höhern Civilisation zu führen, unter ihnen eine wohlgeordnete Staatsregierung zu gründen und europäische Geistescultur zu verbreiten. Aber um so schmachvoller ist es, wenn die dorthin geschickten Beamten ihre Stellung mißbrauchen, die wilden und halbwilden Völker barbarisch behandeln, unterdrücken und sich mit Millionen bereichern; wenn der größte Theil jener Beamten nur mit dem Vorsatz hingeht, einige Jahre dort zu weilen, Schätze zu sammeln, um sodann wieder in Europa von deren Interessen leben zu können! Daß dies sich vielfach ereignet hat, und zwar in so abscheulichen Unterdrückungen und Betrügereien, daß sogar die höchsten Beamten von Ostindien im Englischen Parlament angeklagt wurden, ist ein Factum, das selbst kein Engländer abzustreiten vermag. Und als der große Aufstand in Ostindien ausbrach, behaupteten sämmtliche englische Zeitungen, daß er nur die Folge und Gegenwirkung der unerhörten Ausbeuterei der sich bereichernden Beamten sei. Kein Regierungsorgan hat dies in Abrede gestellt, denn es war von den Beamten selbst zu offenkundig bewiesen worden. Menschen, die mit Nichts nach den schönen Ländern des Ganges geschickt wurden, kamen nach einigen Jahren als reiche Nabobs wieder zurück. Wer konnte sie deshalb anklagen! — Was wurde aber dadurch ausgesäet?! — blutdürstiger Rachedurst und unauslöschlicher Haß gegen alle Europäer.

Geht es etwa auch gegenwärtig in Neu-Seeland (New-Zealand) so her?! Denn dort haben sich im vorigen Jahre viele Eingeborene gegen die Briten empört und englische Soldaten meuchlerisch gemordet. Es liegen uns hierüber noch keine zuverlässigen Facta vor, nur die Metzeleien werden uns durch die Zeitungen Australiens berichtet. Ich übersetze einige Notizen für unsre deutschen Leser und gebe zugleich eine Charakteristik der Neuseeländer. —

Neu-Seeland besteht aus zwei nebeneinander liegenden Inseln, welche nur durch einen hindurchfließenden Meeresstrom — Cook's Straße genannt — voneinander getrennt werden. Dieses nicht weit von Australien liegende Land erstreckt sich über einen Flächenraum von 118 Quadratmeilen und hat gegenwärtig etwa 40,000 Einwohner. Es liegt zwischen dem 32 und 46 südlichen Breite-Grade und ist ganz von England in Besitz genommen; englisches Militär ist dort stationirt, aber von Europäern haben sich bisher nur wenige angesiedelt, obgleich das Klima gut und das Land fruchtbar ist. Die Wildheit der dortigen Eingeborenen, welche nackt gehen und nur die Geschlechtsorgane verhüllen, mag allerdings abschreckend wirken, jedoch wird auch die große Entfernung von Europa und die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen dieser Insel bisher die Ursache gewesen sein, weshalb sie von Europamüden weniger aufgesucht wurde als viele andere Erdzonen.

Die australischen Zeitungen und ganz besonders die „Overland Mail“ aus Neuseeland brachte folgende Notizen über Scharmützel zwischen den stationirten Truppen und den Maories, die ich mit unbedeutenden Abkürzungen hier wörtlich übersetze. Sie lauten allerdings der Ansiedelung nicht günstig. — Die Provinz Taranaki ist wieder ein Schauplatz des Blutvergießens gewesen, wobei 8 Engländer von ganz unerwarteten Feinden meuchlerisch gemordet wurden. Am Morgen des 4. Mai d. J. marschirte ein Trupp vom 57. Regiment, bestehend aus Dr. Hope, Lieutenant Tragett mit 2 Serganten, 1 Corporal und 5 Privatleuten, von Tatarinaku nach New-Plymouth (Neu Plymouth). Als sie den Wairau-Strom überschritten, wurden sie von einem Haufen wilder Maories in einer Entfernung von 20 Yards (60 Schritte) mit Speeren, Aexten und andern Waffen beworfen. Dieser erste Wurf stürzte drei Personen, worauf sogleich 30 Maories erschienen, welche die Verwundeten durchstachen und mit Aexten zerhieben. Binnen wenigen Minuten gab es 8 Todte auf englischer Seite, der Neunte ist verschwunden und nur Einer rettete sein Leben durch die Flucht, um den traurigen Ueberfall berichten zu können. Es war ein Insulaner in englischen Diensten, denn das Gouvernement hat viele Eingeborne ins Militär aufgenommen und somit aus den nackten Wilden ganze Compagnien gebildet. Sämmtliche Gefallene waren allgemein beliebt und geachtet, ja man hielt sie für die ausgezeichnetsten des Regiments. Sogleich beim Eingang der traurigen Nachricht wurden Alarmkanonen gelöst und in alle Farmen

Boten gesandt, um die dortigen Arbeiter zusammenzurufen. Ebenso ward das zerstreut liegende Militair eilig versammelt, so daß vor Einbruch der Nacht 200 Mann zum Kampf bereit standen. Die Angreifer gehören zu den Stämmen von Taranaki. Jedoch haben neulich auch die Waikatos, welche als die bestorganisirten Truppen der Maories betrachtet werden und die Führerschaft ausüben, sämmtliche Europäer aus ihren Districten vertrieben, deren eingeborene Weiber und farbige Kinder genommen und letztere zum Kriegsdienst bestimmt, um ihre Provinz Taranaki zu vertheidigen. Zu diesem Zwecke haben sie auch an der Stelle jenes Gemetzels ein Gebäude errichtet, es mit einem Graben umgeben, um gleichsam eine Art Festung (Pah in der Landessprache genannt) als Sammel- und Vertheidigungsplatz zu besitzen. Hierauf hat auch der dort commandirende englische General Cameron seinen Marsch in's feindliche Gebiet begonnen, eine Redoute bauen lassen und Verstärkung an sich gezogen.

Bevor ich zu den neuen Nachrichten übergehe, gebe ich erst die Ansichten der dortigen Colonisten über die Politik des Gouverneurs in Bezug auf die blutigen Vorfälle. Die eine Partei, welche die milde Politik des Gouverneurs verwirft und überhaupt bisher vielfache Opposition machte, verlangt ein kriegerisches Vorgehen gegen die Maories, wünscht aber zunächst bedeutende Verstärkungen der Militärmacht, um dann gleichsam einen Vernichtungskrieg gegen die Eingeborenen beginnen zu können. Sie ist es auch, welche stets mit Strenge aufgetreten und hauptsächlich dadurch den Haß jener Wilden gegen die europäischen Eindringlinge zur hellen Flamme angefacht hat. Da sie die Mehrzahl repräsentirt, so wird wahrscheinlich ihrer Ansicht gemäß verfahren werden. Jedoch glaubt man auch, daß der Gouverneur sich nicht sogleich zu übergroßer Strenge hinreißen lassen, sondern wie bisher gehörige Balance zwischen der Kriegs- und Friedenspartei halten werde. Letztere, die Schlauheit der Eingeborenen erwägend, ist überhaupt den kriegerischen Maßregeln entgegen und wünscht durch Liebe und Güte zu gewinnen und hierdurch die nackten Wilden auf eine höhere Civilisationsstufe zu führen. Auch der Gouverneur hat dies System der Humanität bisher befolgt und seit 2 Jahren große Erfolge errungen, denn die Mehrzahl der Wilden ist gegen die Engländer friedlich gesinnt und zahlreiche Maories dienen als Soldaten und in andern Stellungen der britischen Regierung. Daß aber einzelne Beamte und auch zahlreiche Colonisten jene armen Wilden verächtlich und oft barbarisch behandelt haben, wird ebenfalls berichtet und mag die Erbitterung gesteigert haben, welche nun als räuberischer Ueberfall zum Ausbruch kam. Während nun so die Friedenspartei auch den neuesten Conflict in Liebe und Güte ausgleichen möchte, hat der Gouverneur 8 Tage nach dem erwähnten Ueberfall eine Proclamation erlassen, worin er auf ein streitiges Stück Land in Waitara — Teira's Block genannt — *Verzicht leistet*. Ueber diesen Landstrich war schon früher ein Krieg aus-

gebrochen. Diese Bekanntmachung wird an die Häuptlinge des Stammes Waitak in Waitara gerichtet, um sie von den feindlichen Taranakis zu trennen und auf Seite der Engländer und in deren Interesse zu ziehen. Hierauf schickte der Gouverneur Georg Grey den Oberst Cameron mit einer starken Truppenmacht in das Gebiet der Tatarnakis, um diese räuberischen Stämme für den Ueberfall der Escorte züchtigen zu lassen. Colonel Cameron erstürmte eine ihrer stärksten Positionen in Tataraimaka und errang einen vollständigen Sieg. Die Tatarnakis, welche sich noch durch einen anderen sehr kriegerischen Stamm verstärkt hatten, wurden mit Bayonneten verfolgt, 75 von ihnen getödet und eine große Zahl verwundet. Die Engländer hatten hierbei 3 Todte und 8 Verwundete. Bei der Zerstörung der Maori-Festung am Kalikara-Fluß wirkte auch ein englisches Kriegsschiff im Verein mit den Landtruppen. Zugleich ward berichtet, daß sich der Volksstamm Mataitawa mit den Maories zum Widerstand gegen die Europäer verbunden habe. Auch die Waikato's haben den Engländern den Krieg erklärt und sind mit 5000 Mann in's Feld gezogen. Nach den Berichten vom 25. Juli v. J. hat sich Cameron mit seinen Truppen zurück nach Auckland gezogen, um diese Stadt gehörig vertheidigen zu können. Demzufolge hatten hitzige Kämpfe zum Nachtheil der Engländer stattgefunden. Der Argus aus Melbourne schreibt hierüber: „Camerons Rückzug aus Taranaki hat die Eingebornen sehr ermuthigt; demzufolge erhoben sich 5000 Mann vom Stamme der kriegstapfern Waikatos und bedrohten Auckland, und die rebellischen Maories haben sogar einen englischen Schooner erbeutet und segeln vor dem Gouvernementhause trotzig auf und ab." Hierdurch war die Stellung der Engländer sehr schwierig geworden; jedoch lebten die Colonisten in der Hoffnung, General Cameron werde den Aufstand der Wilden besiegen und die britische Oberherrschaft wiederherstellen. Er forderte die Maories auf, die Waffen niederzulegen und der englischen Regierung Treue zu schwören; aber vergebens, die Feindseligkeit wurde noch heftiger. Hierauf schickte er das Kriegsschiff Elipse nach New-Plymouth (Neu-Plymouth, am südlichen Theile der Insel), um 350 Mann Verstärkung, mehrere Armstrong-Kanonen und ein Artilleriekorps zu holen, worauf wieder zahlreiche Gefechte erfolgten. Der Taranaki Herold (Neuseeländer Zeitung) berichtet: daß sich auch die Wanganui erhoben haben in der prahlerischen Absicht, die Engländer zu schlagen und in den Ocean zu werfen. Lieutenant-Colonel Logan erstürmte eine feste Position der Eingeborenen, ward aber wieder durch 700 Maories daraus vertrieben, welche sodann den Platz noch stärker befestigten und so die ganze Gegend beherrschten. Diese Erfolge haben die Eingeborenen noch mehr ermuthigt und in sämmtlichen Wilden der Insel eine Kampflust hervorgerufen, wie sie die Engländer bei den Neu-Seeländern noch nicht erlebt haben. Zahlreiche Propheten erheben sich und verkündigen die Befreiung von der Fremdherrschaft und die bisherigen Siege

werden von den Maories als Beglaubigung der Prophezeihung angesehen.

Eine Depesche aus Neu-Seeland vom 25. August berichtet, daß sich der Krieg immermehr ausbreite und Cameron den Aufstand ohne bedeutende Verstärkungen nicht bewältigen könne, trotzdem daß fast sämmtliche europäischen Colonisten zu den Waffen gegriffen haben. Eine neuere Nachricht schreibt sogar, daß Cameron Truppen aus Australien und Indien erbeten, gegenwärtig von den Maories bei Moremore eingeschlossen sei, und daß er sich nicht eher durchzukämpfen wage, bis er 2000 Mann unter seinem Commando habe. Hieraus ersehen wir, daß die britische Truppenzahl dort sehr schwach ist, was allerdings die siegreichen Erfolge der Eingeborenen befördern muß. Demzufolge ist der Kampf noch nicht beendigt; ich gebe jetzt eine Charakteristik der Neu-Seeländer nebst einigen speciellen Nachrichten über die dortigen Verhältnisse. —

Neu-Seeland ist reich an Hügeln und steilen Bergen, welche den verschiedenen Stämmen als Zufluchtsorte dienen. Auf solchen Bergen haben sie ihre Dörfer erbaut und mit Pfählen und Gräben umgeben, so daß diese wie kleine Festungen eine Schutzwehr gegen andringende Feinde bilden und auch stets aufgesucht werden, wenn sie im Kampfe unterliegen. Diese Festungsdörfer werden auch stets mit der größten Tapferkeit vertheidigt und sollen wirklich bei den neulichen Scharmützeln von nicht geringer Bedeutung gewesen sein. Sie werden, wie schon gesagt, in der Landessprache Pah's genannt. Die Pah's der Puketakauere bestehen sogar aus zwei Pfahlwerken, eines innerhalb der Gräben und das andre außerhalb derselben. Sie stehen auf vereinzelten Bergesspitzen, haben rundum Vertiefungen, welche in das sumpfige Waitara-Thal münden und bilden gewöhnlich ein langes Y, dessen Spitze dem Flusse zugewendet ist.

Hursthouse beschreibt in seinem Werke über Neu-Seeland das Leben, die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen mit folgenden Worten: Ein Stamm lebt gewöhnlich in kleinen Gemeinschaften von 50 bis 200 Individuen zusammen; sie behalten ihren gewählten Distrikt und haben sich innerhalb desselben auf geeigneten Bergesspitzen oder Hügeln ihre Pah's (Dörfer) erbaut. Auch findet man dieselben an Abgründen in Nähe der Meeresküsten und auf großen Flußklippen. Je nach dem Terrain ist auch ihre Ausbreitung verschieden; manche bedecken $1/2$ Acker, andere 2 bis 3 Acker. Ein gemeinschaftlicher Pah ist gewöhnlich mit zwei oder drei Reihen sehr starken Pfahlwerkes umschlossen; die Pfähle sind 10 bis 12 Fuß hoch und mit Seilen von Flachs und Bast von Zaunreben verbunden. Zwei bis drei versteckt liegende Thüren, welche innerhalb in Labyrinthstraßen und Höfe münden, dienen zum Ein- und Ausgang, werden aber von Fremden nicht aufgefunden. In diesen *Umpfählungen* findet man lauter kleine Hütten, welche aus mit Binsen

verbundenen Stangen erbaut sind und weder Fenster noch Schornsteine haben. Die Giebel dieser Hütten sind mit aus Holz geschnitzten fratzenhaften Menschenköpfen versehen; Menschenköpfe, welche die Zunge herausblöken, und auch andere Figuren findet man fast an jeder Hütte. Das Innere derselben bildet nur ein Zimmer und dient als Wohn- und Schlafstube, als Küche und Speisekammer; darin sind aufgespeichert: Kartoffeln, Mais, Weizen, Wurzeln und Beeren; getrockneter Aal und andere Fleischreste hängen in der Höhe, um sie vor den darin logirenden Hunden und Ratten zu sichern. Das Feuer wird in der Mitte angemacht und der Rauch kann sich nach Belieben einen Ausgang suchen. Außer den menschlichen Bewohnern versammeln sich in diesen Hütten auch noch die zahlreichen Hausthiere, als Ziegen, Hunde, Hühner und Hähne, sogar Kälber und Fohlen und führen nicht selten ein abscheuliches Concert auf. Jedoch sind die Wohnungen der Häuptlinge und reichen Insulaner etwas besser und sauberer, haben Pfeiler und viel Holzschnitzwerk zur Verzierung; zahlreiche Figuren sollen wirklich mit künstlerischer Fertigkeit ausgeführt sein; sie beziehen sich auf die Heldenthaten der Besitzer und stellen gleichsam Monumente dar.

Die Engländer haben durch ihre Missionäre viele Eingeborene zum Christenthum bekehrt und unter ihrer Leitung eine Kirche in Otaki erbauen lassen. Sie ist ganz das Werk der Insulaner, nach ihrem Baustil construirt und binnen kurzer Zeit mit Liebe und Eifer vollendet worden. Diees Gotteshaus ist 80 Fuß lang, 36 Fuß breit und 40 Fuß hoch, so daß 700 Personen bequem darin Platz finden können. Es ist an jeder Seite mit lanzethohen Fenstern versehen, deren Scheiben an der Ostseite roth kolorirt sind. Merkwürdig hierin sind die 80 Fuß hohen Säulen, deren jede aus nur einem Baume geschnitten ist. Oben an der Decke sind sie mit Strebebalken und Klammern verbunden, wodurch sie eine außerordentliche Stärke repräsentiren. Das Dach ist zum Theil mit Schilf ausgefüllt. Verschiedene Ornamente im Innern, wenn auch in roher Form, bekunden den Kunstsinn der Neu-Seeländer. Sämmtliche Maories haben die Arbeit freiwillig, ohne Lohn vollbracht. Die Oberaufsicht führte der Archidiakonus Hadfield und ein H. Williams. Das Bauholz mußte mit großer Mühe aus mehreren Meilen entfernten Wäldern geholt werden. So einfach dieser Bau auch ist, so giebt er doch einen hinreichenden Beweis von der Geschicklichkeit der Neu-Seeländer und ihrer Vervollkommnung unter Lehre und Leitung der Europäer. Dem Gottesdienst am Sonntage wohnen sie theils in selbst gewirkten Tüchern, theils auch in europäischer Tracht bei.

Ich theile noch einige Bemerkungen über ihren moralischen Charakter aus Hursthouse's „New Zealand, the Britain of the South“ mit: Durch oberflächliche Beobachtungen, aus denen kein zuverlässiges Urtheil hervorgehen konnte, sind die Neu-Seeländer über- und unterschätzt. Enthusiasmirte Missionäre besuchten ein Dorf und schilderten dann das

Volk als eine edle Race, fähig der höchsten Geisteskultur. Voreingenommene Gegner charakterisirten sie als gefräßige Wilde, welche ausgerottet werden müßten. Die guten Eigenschaften der Maories sind im allgemeinen eher zu hoch als zu niedrig geschätzt. Eingenommen und imponirt durch ihre Tapferkeit, haben wir ihre grausame Wildheit vergessen. Bezaubert durch ihre Gespräche mit Missionären, haben wir ihre List und Käuflichkeit entschuldigt. Getäuscht durch ihre Neigung für Civilisation, haben wir ihren angeborenen Trieb zur Barbarei übersehen. Möglich ist es, daß sie in 30 Jahren civilisirter sind. Aber gegenwärtig zeigen sie sich räuberisch, listig, rachsüchtig, undankbar, leidenschaftlich und kampfeslustig. Doch sind sie im gewöhnlichen Leben heiter, vergnügt und sogar humoristisch, empfindlich bis zur Lächerlichkeit, aber dennoch Liebhaber eines guten Spaßes. Sie bekunden Wißbegierde, aber auch viel Neugier, sind weiblich mittheilsam und zugänglich, vermögen aber wegen ihrer Schwatzhaftigkeit kein Geheimniß zu bewahren. In geistiger Hinsicht zeigen sie Begabung und stehen mit den europäischen Nationen auf gleicher Stufe. Ja, ich glaube, sagt Hursthouse, ein Maorie-Kind lernt schreiben und lesen leichter und schneller als ein englisches Kind. Und wollte man einen englischen Knaben von 15 Jahren und einen der Maories von gleichem Alter in die Lehre eines Zimmermeisters geben, und beide Knaben zeigten gleiche Lust und Liebe zur Baukunst, so würde dennoch der junge Neuseeländer in kurzer Zeit den Anglo-Sachsen an Geschicklichkeit übertreffen. —

Ich bemerke hier ausdrücklich, daß Hursthouse selbst ein Engländer ist und dies Urtheil also nicht aus Groll gegen die Briten ausspricht. —

Sowohl die Schulen der Missionäre als auch der Eingeborenen haben wirklich in einigen Jahren erstaunenswerthe Erfolge in den Anfangsgründen der Wissenschaften gehabt. Die Bibel ist zum Familienbuch geworden, obgleich sie nicht durchgehends biblisch und im christlichen Geiste von den Maories ausgelegt wird. Dies geschieht ja aber auch bei uns in Europa. Außer der Bibel sind noch einige andere Werke z. B. Robinson Crusoe in die Maorisprache übersetzt; gegenwärtig erscheinen sogar ein paar Zeitungen in diesem Dialekt und werden von den Eingeborenen eifrig gelesen. Geographie nebst Arithmetik sind unter ihnen verbreitete Lieblingsstudien. — Es versteht sich, daß dieser Anfang der Civilisation nur bei denjenigen Eingeborenen begonnen hat, welche der britischen Herrschaft unterworfen sind und sich von den Engländern haben civilisiren lassen. Die 104 Maorie-Arbeiter im englischen Ingenieur-Departement zu Auckland waren sämmtlich fähig, das Neue Testament in ihrem Dialekt zu lesen und 102 davon konnten auch schreiben. Ein Resultat, das man unter englischen Arbeitern nicht findet. — Soweit Hursthouse über den Culturstand der Maories. — Jetzt übersetze ich noch dessen Schilderung über Auckland, die Hauptstadt der Briten auf Neu-*Seeland*. Auckland ward vom ersten Gouverneur Capitain Hobson im

Jahre 1840 gegründet. Die Stadt und Nachbarschaft mag ohngefähr 10,000 Einwohner enthalten. Der ländliche Distrikt in einem Umfang von 30 Meilen besitzt etwa 12,000. Ein Blick auf die Karte belehrt uns über die hochwichtige, wahrhaft beherrschende merkantilische Bedeutung Aucklands. Die Stadt liegt auf der Ostseite der Insel und und breitet sich auf einer 6 Meilen langen Ebene zwischen zwei Häfen aus; der eine heißt Waitémata, der andere Manakau. In dem ersten münden die Flüsse Thames und Piako, welche 50 Meilen landeinwärts schiffbar sind und hierdurch eine große Landfläche mit dem Meere verbinden; in den letztern führen ebenfalls zwei Ströme, Waikato und Waipa, auf denen Kähne einige hundert Meilen ins Land gehen und die fruchtbarsten Thäler durchfahren, um deren Produktenreichthum auf die großen Schiffe des Oceans zu bringen. Kleine Kanäle und Einschnitte führen in die Stadt und verursachen innerhalb derselben Fahrstraßen zu Wasser, wie in Venedig. Man könnte beide Häfen durch einen 4 Meilen langen Canal miteinander verbinden und so herstellen, daß eine Fregatte durch denselben von einem Ende des Oceans zum andern segeln könnte. Hierdurch würde Auckland ein wirkliches Antipoden-Corinth des Südens.

Der östliche Hafen Waitémata ist der schönste von Neu-Seeland und gegenwärtig der bequemste, ja der Hauptstapelplatz für die Schifffahrt. Der westliche Manakau kann als ein merkwürdiger Meereseinschnitt bezeichnet werden, welcher sich sehr gut für Dampfschiffe eignet und von da aus als Straße nach New-Plymouth, Nelson, Wellington und andern Niederlassungen des Südens benutzt wird.

Auckland ist auf die südlichen Gestade des Hafens Waitémata an der Ostseite der Insel erbaut. Von da aus führt eine Eisenbahn durch das Land nach Westen zu dem Dorfe Onéhunga, wo der Landungsplatz des westlichen Hafens, Manakau, liegt. Wie schon bemerkt, kann diese Landstrecke mit einem Kanal durchschnitten werden, so daß die Ost- und Westküste vermittelst einer Wasserstraße verbunden würden. Die Stadt liegt gleichsam an einer langen Linie von Landungsplätzen, enthält viele Straßen mit Läden, Waarenhäusern nebst schönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, ein Bankgebäude, das Gouvernement-Haus 2c. Die Häuser sind theils aus Backsteinen, Holz und theils aus Steinen massiv erbaut. Ein botanischer Garten und prächtige Landhäuser der reichen Kaufleute schmücken die Gegend und gewähren die schönsten Spaziergänge. Die Landschaft besteht aus mit Bäumen bepflanzten Hügeln, Thälern und kann als eine der schönsten bezeichnet werden.

Auckland ist noch gegenwärtig die Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs, der Missionsgesellschaft, des Hauptquartiers der britischen Militairmacht, der Schifffahrt, des großen Handels und aller Verkehrsverbindungen. Die Civilisation dieser Körperschaften, die eifrige commerzielle Thätigkeit des Volks, die zahlreichen ankommenden und

abgehenden Schiffe, welche die Landesprodukte in alle Welttheile führen und andere Handelsgegenstände zurückbringen, — dies rastlose Thun und Treiben gewährt einen höchst erfreulichen Anblick und hat die Colonie binnen einigen Jahren in großen Wohlstand gebracht. Hier pflanzten die Missionsväter das erste Kreuz auf und predigten den kanibalischen Wilden die Lehren des Christenthums. Diese Stadt des Nordens von Neu-Seeland ist also von historischer Bedeutung. Auch die erste Colonie ward hier gegründet und Sitz des ersten Gouverneurs, welcher die ersten Verträge mit den Maorie-Barbaren abschloß. Hier ward auch die erste Druckerei errichtet und die Bibel zuerst in der Sprache der Eingeborenen gedruckt. Hier flatterte das erste rothe Kreuz in die Luft und gab den Engländern ein Britanien des Südens kund. Die Wälder von Kauri spenden das schönste Nutzholz in Ueberfluß; Lager von Gummi sind unerschöpflich; aus hunderten von Thälern werden täglich die vortrefflichsten Produkte exportirt. Dort wächst der feinste Flachs und die feinste Wolle, gedeihen nicht nur gewöhnliche, sondern sogar die Nektarpfirsiche, Birnen und Maulbeere, Granaten und Citronen, Oliven und Pomeranzen, ebenso Korn und andre Getreide; süßer Honig fließt in Ueberfluß. —

Dies wäre nun allerdings auch ein schönes Land zur Ansiedelung für Europäer; jedoch die neuesten Nachrichten von dort lauten zu trübe. Die Verschwörung der Eingeborenen gegen die Engländer ist jetzt zu allgemein und wird zu systematisch betrieben, als daß sie mit der dort stationirenden Militärmacht niedergekämpft werden könnte. Demzufolge wurden vom Gouverneur nicht nur aus Australien, sondern auch sogar aus Indien Hülfstruppen erbeten. Da aber die neuesten Posten berichten, daß sich auch in Indien die indischen Bergvölker erhoben haben, um die englische Herrschaft in Hindostan zu stürzen, so werden aus Europa neue Truppen in jene Welttheile gesandt werden müssen, wenn die Engländer nicht vertrieben werden wollen. Die Grausamkeiten der Neuseeländer sind so abscheulich wie die der Russen in Polen. Wehrlose europäische Colonisten werden von den Maories eben so erbarmungslos hingeschlachtet, wie die Thiere des Waldes. Möchte es den Briten recht bald gelingen, den Frieden wieder herzustellen, auf daß die Civilisation ihre Arbeit aufs Neue beginnen kann, um auch in jenen fernen Erdzonen eine höhere Geisteskultur zu erzeugen und einen Bund der allgemeinen Menschenliebe zu begründen. —

Ein genialer Vagabond.

Keine Zeit ist der Erzeugung und Entwickelung origineller Persönlichkeiten ungünstiger gewesen, als die unsrige; namentlich wollen in ihrer Temperatur, auf ihrem socialen Boden nicht mehr jene lüderlichen Genies, jene absonderlichen und monströsen Käuze gedeihen, wie sie die Periode der Genialität und Romantik auf den Gebieten der verschiedenen Künste, besonders des Theaters, so massenhaft und in oft ganz ungeheuerlichen Exemplaren hervorgebracht hat. Freilich wird eine Neigung zu dissolutem Leben und mehr oder weniger verhängnißvollen Excentricitäten niemals in Kreisen aussterben können, in denen die Pflege, resp. Steigerung der Gefühle und Leidenschaften ein wesentliches Element der Berufsthätigkeit bildet und sich von hier aus leicht auch auf die Privatexistenz überträgt. Wo aber jetzt noch in diesen und anderen Sphären eine solche Neigung vorhanden ist, erscheint sie nicht mehr in abstoßend barocken Formen, sondern hüllt sich vorsichtig in die glatte und elegante Maske des Tages. Auch in der Theaterwelt, welche früher einem verwilderten Cynismus den bequemsten Spielraum bot, ist das Streben nach bürgerlicher Respektablität und geordneten Verhältnissen vorherrschend geworden und die Romantik des Lumpenthums und der Landstraße allmälig in Mißkredit gerathen. Ein Schauspieler ersten Ranges z. B., der aus freier Wahl das Leben eines niedrigen Landstreichers führt, Jahre hindurch in schäbig groteskem Aufzuge, Komödie spielend, bettelnd und schwindelnd von Dorf zu Dorf wandert, im Freien oder auf Heuböden nächtigt, dann plötzlich wieder auf einer großen Bühne erscheint und ein gebildetes Publicum durch seine Meisterschaft entzückt, ein solcher Mensch würde heut geradezu eine Unmöglichkeit sein. Dennoch hat es bis in die dreißiger Jahre hinein noch einzelne Ueber-

bleibsel dieser Gattung gegeben. Einer der namhaftesten unter ihnen war der Oesterreicher **Reitzenberg**, über dessen oftgenannte Persönlichkeit wir in einer kürzlich erschienenen überhaupt sehr interessanten Schrift des Schauspielerveteranen Hysel („Geschichte des Theaters in Nürnberg von 1612 — 1863) die nachfolgenden Notizen und Anekdoten finden. — Reitzenberg, der eigentlich v. Reitzenstein hieß, hatte ursprünglich als Oberlieutenant in der österreichischen Armee gestanden, jedoch wegen eines Liebesverhältnisses den Dienst verlassen und war zum Theater gegangen. Er besaß ein jeder Modultation fähiges Organ und das hervorragendste vielseitigste Darstellungstalent. Hysel lernte ihn zuerst im Jahre 1820 in Linz kennen. Dort sollten „die Räuber" gegeben werden. Reitzenberg, der Engagement suchte, stellte sich dem Direktor vor und fragte, ob er den Carl Moor spielen könne. Diese Rolle sei schon besetzt, hieß es. „Dann spiele ich den Franz Moor." „Ebenfalls besetzt." „So lassen Sie mir den Schweitzer." „Auch nicht mehr zu haben — nur Spiegelberg ist noch vakant." „Gut so bin ich Spiegelberg" rief er und gab Abends die Partie mit einem Sturm von Beifall. Wegen seines Extemporirens gerieth er jedoch bald in Conflikt mit der Censur, bekam Arrest und mußte Linz verlassen. Als er später in Teplitz engagirt war, sang er einmal den Grafen in der „Schweizerfamilie." Wie nun Richard Boll und Gertrude sich bei ihm über die zunehmende Traurigkeit Emmelinens beklagen, fragte er ganz ernsthaft: „Ist denn gar nichts im Stande, sie aufzuheitern? Wie wäre es, wenn wir ihr ein halbes Sommerbenefiz in Teplitz geben würden?" Schallendes Gelächter und die Oper war für den Abend verdorben. In Gotter's Lustspiel „Der schwarze Mann" spielte er den Wirth. Als nun der in diesem Stück vorkommende Dichter, der gerade ein Trauerspiel schreibt, ihn fragt: „Auf welche Weise soll ich meinen Tyrannen sterben lassen? Gift, Dolch, Alles war schon oft da" — antwortete Reitzenberg: „Uebergebt ihn der österreichischen Censur, da krepirt der Kerl gewiß." Den andern Tag mußte er auch Teplitz verlassen. — Im Jahre 1826 fand ihn Hysel in Pilsen wieder; er war noch immer der große Künstler, aber auch noch immer derselbe Mensch. Als er eines Abends den Karl Moor spielte, sagte er in der Garderobe: „Heute rufe ich mich selbst heraus!" Sobald er nun zu den letzten Worten: „Dem Manne kann geholfen werden!" gekommen war, warf er schnell seinen bereit gehaltenen Straßenmantel um, schlüpfte unbemerkt in's Orchester und fing zu rufen an: „Reitzenberg heraus." Die Gallerie stimmte bald mit ein und dann das Parterre. Kaum erfolgte die Acclamation, so stand Reitzenberg schon wieder auf der Bühne und heraustretend sprach er folgende Dankesworte an das Publikum; „Der hoffnungsvollen Jugend von Pilsen meinen innigsten Dank!" Da erhoben sich Stimmen im Parterre, welche riefen: „Auch *Männer* haben gerufen!" „Ah," erwiderte Reitzenberg, gehorsamer

Diener, auch diesen meinen Dank!“ Endloser Jubel folgte dem Nachspiel. —

Daß dieser so bedeutende und berühmte Künstler in der That ganze Zeiten hindurch von Dorf zu Dorf zog und den Bauern für ein paar Groschen seine Kunst zum Besten gab, wird durch die Mittheilungen Hysels vollkommen bestätigt. Der Schauspieler Glasbrenner war der Genosse, mit welchem Reitzenberg diese Vagabondenzüge unternahm. Einst kamen sie in ein großes Dorf und kündigten mit riesigen Buchstaben an: „Heute wird in der und der Scheune eine schöne Vorstellung gegeben, betitelt: Christus und Petrus auf der Flucht!“ Die Scheune wurde hergerichtet, mit einer Gardine von Betttüchern versehen, die wenigen Dorfmusikanten acquirirt und das Schauspiel nahm unter großem Zulauf seinen Anfang. Nachdem die ohrzerreißende Ouvertüre zu Ende war, ging der Vorhang auseinander und bald erfüllte die Bühne und die ganze Scheune eine Aschrauchwolke, während die Musik immer fortspielte. Da erschien auf einmal Reitzenberg als Christus, in ein weißes Tuch gehüllt, und schritt mit majestätischem Anstand über die Bretter. Als er beinahe die andere Seite erreicht hatte, drehte er sich um, winkte einige Male, sprach mit feierlicher Stimme: „Petrus, folge mir!“ und ging ab. Hinter ihm erschien nun Glasbrenner, gleichfalls mit einem Leinwandtuche bekleidet, einen Kasten unter dem Arm tragend (in welchem sich die Kasse befand) und folgte Christus eiligen Schrittes nach. Die Scheune führte auf offenes Feld hinaus, welche günstige Gelegenheit sie benutzten, um mit den entliehenen Tüchern zu verschwinden. Die Musiker spielten noch immer drauf los und die Bauern warteten der Dinge, die da kommen sollten. Es kam aber nichts. — Nach Jahren traf Hysel Reitzenberg noch einmal in Nürnberg in demselben blauen Zeugrock mit gelben Schnüren besetzt, mit übergeschlagenem Hemdkragen und schwarzem Sammetbaret wie er ihn seit Jahren nicht anders kannte. Im Uebrigen entsprach das Ende des allgemein als großartig anerkannten Genies der ganzen Art seines Lebens. In Prag fand man ihn eines Nachts todt auf der Straße.

A. Fr.

Zu den mancherlei interessanten Mittheilungen, welche das erwähnte Buch des Schauspielers Hysel enthält, gehört auch die folgende: Auf einer Ferienreise lernte der Verf. Frau von Nießen, die Wittwe Mozarts kennen. „Sehr ergriff mich,“ schreibt er „im Laufe des Gesprächs eine von ihr gleichsam an den Todten gerichtete Frage, ob wohl der unvergeßlich theure Mann wisse, daß es ihr jetzt so gut gehe, bei seinem Sterben seien zwölf Kreuzer im Hause gewesen.“

Die neuen Regulative der englischen Freiwilligen Regimenter.

Von

J. Schucht.

Als ich im vorigen Jahre die Nachrichten über die englischen Freiwilligen-Regimenter aus verschiedenen Londoner Zeitungen übersetzte und im 6. Hefte dieses Bandes veröffentlichte, hatte ich nicht die Ahnung, daß sich auch in unserm schönen Vaterlande patriotische Jünglinge und Männer zu Waffenübungen vereinigen und diese von den Regierungen gestattet werden würden. Um so größer war meine Freude, als es sogleich nach Veröffentlichung meines erwähnten Artikels geschah. Zwar haben einige Regierungen ihr Veto dagegen eingelegt, andere aber die Nützlichkeit derselben erkannt und die Waffenübungen erlaubt. Ich bemerkte damals am Schlusse meines Artikels, daß im englischen Parlament ein neues Gesetz über die Organisation der Freiwilligen-Regimenter berathen werde. Es ist zu Stande gekommen, und jetzt in einem eighteenpenny volume veröffentlicht. Ohnstreitig hat dasselbe sowohl für unsre Regierungen als auch für die Waffenvereine Interesse, deshalb übersetze ich aus dem kleinen volunteer code einige der wichtigsten Paragraphen nebst Bemerkungen englischer Kritiker über diese Wehr-Institution. Das kleine Büchelchen enthält den Parlamentsact der letzten Session und die Regulative, welche die Königin sanctionirt und in Kraft gesetzt hat.

Als sich Englands Jünglinge und Männer zu Wehrvereinen constituirten, um einer etwaigen eroberungssüchtigen räuberischen Invasion entgegen treten zu können, wurden nach und nach einige hierauf bezügliche Verordnungen und Gesetze erlassen, so daß jeder neue Vorfall innerhalb der Freiwilligen-Regimenter auch zugleich eine neue Verordnung hervor-

rief. Alle diese Gesetze und Erlasse, welche durch verschiedene Parlamentssitzungen proclamirt wurden, waren in zahlreichen Blättern und Circularen zerstreut, so daß das Aufsuchen derselben Mühe und Zeit erforderte. Es war dies der natürliche Gang der Ereignisse, denn Niemand glaubte, daß die Truppen länger bestehen würden als die drohende Invasion dauerte. Die Regierung selbst verhielt sich zuerst dabei mehr passiv, ließ die Waffenübungen gewähren und gab erst später im Verlauf der Zeit mehrere Gesetze und Verordnungen. Jetzt aber sind Englands Freiwilligen-Regimenter eine permanente Institution, deren gesetzliche Bestimmungen festgestellt und in einem kleinen Code veröffentlicht wurden. Englische Journale bezeichnen diesen Act sogar als eine neue Epoche des Verfassungslebens. Jeder Freiwillige kann jetzt sein kleines Gesetzbuch in der Tasche tragen und wird daher nicht leicht sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, weil er stets nachlesen kann, wenn ihm ein Paragraph entfallen ist; denn die zahlreichsten Gesetzübertretungen erfolgen aus Unkenntniß derselben. Aber auch die Vorgesetzten können und dürfen sich nicht unterstehen, ihren Mannschaften Zumuthungen zu machen, wozu sie nicht gesetzlich berechtigt sind. Sie können und dürfen sie nicht quälen und chikaniren wie jener verrückte preußische Hauptmann v. Besser es mit seiner Compagnie that und wie es auch in der englischen Armee vielfach vorgekommen ist. Wer sollte es wohl glauben, daß in der freiesten constitutionellen Monarchie solche barbarische Strafen, wie die mit der neunschwänzigen Katze existiren könnten!! Und doch ist es der Fall. Noch heute werden englische Soldaten mit der neunschwänzigen Katze geprügelt, mit einer Knute, welche viel stärker als die russische ist. Noch heute werden englische Soldaten, wie der Sergeant-Major Lilley in solch ungesunde Arrestlocale gesteckt, worin sie nach einigen Wochen dem Tode verfallen. Aber solche Schandstrafen sind für die Freiwilligen-Regimenter unmöglich, weil ihr Code sie nicht zuläßt und auch sämmtliche Bestimmungen für alle Fälle enthält, wodurch der Officierwillkür Schranken gesetzt werden. Jedoch werden auch diese neuen Gesetzesbestimmungen von einigen Journalen als zu „scharf" und „streng" bezeichnet. Das Illustrated Paper" sagt: Wir sind im Allgemeinen sehr zufrieden mit unserer Regierung, daß sie der Wehrkraft unsres Landes die größte Aufmerksamkeit widmet und durch den neuesten Code den Freiwilligen-Regimentern eine festere Organisation gegeben hat. Aber anstatt, daß wir eine größere Geldzulage für die „Bedürftigern" erwarteten, bekommen wir strengere Regulative. Jedoch leben wir der Hoffnung, daß das allgemeine Interesse der Vaterlandsvertheidigung darüber wegsehen und daß aber auch jede zu strenge Bestrafung veröffentlicht werden wird. —

Nach den neuen Regulativen muß jeder eintretende Freiwillige innerhalb 18 Monaten 30 Tage exercieren. Hat er diesen Rekrutenstand

überwunden, so braucht er dann nur 9 Tage jährlich zu exercieren. Dabei wird aber verlangt, daß er ein vollständiges Wissen über Detachements- und Compagnie-Exercitien habe, Fertigkeit in allen Handgriffen und in Behandlung der Büchsen besitze, im Peletonfeuer bewandert sei und daß er sämmtliche Evolutionen der Infanterie kenne. Da die Freiwilligen-Regimenter alljährlich von einem General der Linientruppen inspicirt werden, so muß auch Jeder bei der Inspection zugegen sein; im Verhinderungsfalle hat er sich einen schriftlichen Urlaub zu erbitten. Alle Freiwilligen, die den eben aufgestellten Ansprüchen der ausexercierten Mannschaft entsprechen, was der Adjutant der Truppe bescheinigen muß, bekommen für jedes Jahr ein Certificat, gleichsam eine Legitimation ausgestellt, wodurch sie als active Mitglieder beglaubigt und berechtigt werden. Jeder Träger eines solchen Certificats ist von der Verpflichtung, in der Miliz zu dienen, befreit und hat die Berechtigung, ein Unterscheidungszeichen zu tragen, welches in einem $^{3}/_{4}$ Zoll weiten Ringe von Silbertresse besteht und auf der rechten Schulter angeheftet wird: es gilt als Regimentszeichen. Die Freiwilligen der Artillerie erhalten eine Remuneration von 30 Schilling pr. Kopf, also 10 Thaler; die Infanteristen aber nur 20 Schilling = 6 Thlr. 10 Ngr., haben letztere aber 60 Schießübungen in einem Jahre durchgemacht, so bekommen sie noch eine Zulage von 10 Schilling, vorausgesetzt, daß sie eine Klasse höher avancirt sind, denn es bestehen unter den Regimentern Klassenunterschiede. Diese Geldzahlungen sollen nur eine Entschädigung für die Bedürftigen sein, welche durch die Exercitien ihre Geschäfte versäumen. Administrativ-Bataillone d. h. solche Freiwilligen-Truppen, welche zu Verwaltungszwecken verwendet werden, Wachtdienste thun, locale Aufstände unterdrücken müssen 2c., bekommen noch 4 Schilling mehr pr. Kopf, um etwaige Reise- und andere Unkosten decken zu können. Die außerordentlichen Ausgaben für Waffen, Schießbedarf, Kleider 2c. sind dem Regiments-Commandeur anvertraut, dagegen werden die regelmäßigen Auszahlungen an die Mannschaften von dem Adjutanten besorgt. Dieser Officier muß eine Caution von 500 Pfd. Sterling stellen, wenigstens 2 Jahr in der regulären Miliz gedient und ein Examen durchgemacht haben; gekauft kann und darf eine solche Stelle nicht werden. Er bedarf als Adjutant die Bestätigung der Königin, bekommt täglich 16 Schilling und darf keine andere Profession oder Geschäfte treiben. Die andern Officiere werden durch den Lord-Lieutenant bestätigt und auch dazu ernannt. Sie müssen ein competentes Wissen aller militärischen Pflichten besitzen und hinreichend befähigt sein, sämmtliche Exercitien leiten zu können. Auch müssen sie bei allen militärischen Uebungen ihres Corps zugegen sein, die etwa fehlenden Mitglieder notiren und genau aufmerken, welche Mannschaften hinreichend ausexercirt sind, um das Certificat ihrer Wirksamkeit empfangen zu können. Diejenigen Officiere, welche nicht hinreichend über ihre Mann-

schaft unterrichtet sind, die Exercitien versäumen und daher nicht genau angeben können, welche Personen als ausexercirt betrachtet und attestirt werden können, werden nach Jahresschluß nicht wieder in ihrer Charge bestätigt, es sei denn, daß der Lord-Lieutenant besondere wichtige Gründe hätte, bei einigen Officieren eine Ausnahme zu gestatten. —

Dies sind die wichtigsten Bestimmungen der neuen Regulative. Sie werden in allen Blättern sehr hart getadelt. Wenn man auch die Exercitien von 30 Tagen nicht allgemein als gar zu kurz findet, obgleich auch dies von einigen Stimmen behauptet wird, so wird es doch geradezu als lächerlich erklärt, bei neuntägigen Exercitien jährlich in Uebung bleiben zu können.

Wie sollen Schuhmacher, Schneider, Kaufleute u. a. bei neuntägigen Waffenübungen jährlich hinreichende Gewandheit erlangen können?! Ja selbst ausexercirte Mannschaft der Linie würde durch ein solches Minimum ihre erlangte Fertigkeit nicht behaupten können. Blos 9 Tage jährlich zu exerciren, wird als Unsinn bezeichnet; solch ein paar Exercierstunden seien so viel als gar keine. Ich gebe gern zu, daß diese Frist zu kurz ist, und man hätte ganz gut auch wohl jährlich 30 Tage den Waffenübungen widmen können, ohne daß die Geschäftsleute in ihrer Thätigkeit zu sehr beeinträchtigt worden wären. Während aber das englische Publikum mit seinen Freiwilligen-Regimentern im nöthigen Fall Schlachten schlagen will, während dem betrachtet sie die Regierung nur als Wächter des häuslichen Heerdes gegen unerwartete Ueberfälle und als etwaige Reservetruppen, wenn die Linie nicht mehr ausreicht. Mit solchen Mannschaften in den Kampf zu ziehen und ihnen dieselbe Stellung wie dem regulären Militär geben zu wollen, wird freilich keinem General einfallen; aber als Haus und Hof bewachende Reserve, welche auch erforderlichen Falls activ werden kann, wird eine solche Volkswehr unermeßliche Dienste leisten können. Wenn man uns aus den Befreiungskriegen erzählt, daß einige alte Männer und Frauen sehr oft mit Mist- und Heugabeln kleine Plünderungstruppen aus den Dörfern jagen mußten, so würden diese Ueberfälle viel erfolgreicher abgeschlagen worden sein, wenn jene Dorfbewohner bewaffnet und nur etwas einexercirt gewesen wären. Durch zu viele Waffenübungen, wie sie 1848 unsere Bürgerwehren ausführten, leiden allerdings die bürgerlichen Geschäfte bedeutend, aber 20 — 30 Exercitien können jedem Sommer abgehalten werden. Es liegt zu sehr im Interesse unserer Staatsregierungen, daß sie ihr Mißtrauen gegen Bürgerwehr und Communalgarde beseitigen, deren Wiedererstehen gestatten und die Organisation gesetzlich reguliren.

Das Waffenspiel muß sowohl eine Beschäftigung der Jugend, wie der Greise werden. So lange unter den antiken Völkern noch jeder Bürger Soldat war, vertheidigten sie nicht nur Haus und Heerd erfolgreich, sondern machten auch großartige Eroberungen. Und je mehr ein

ganzes Volk in Waffen geübt ist, desto kleiner brauchen die besoldeten Truppen zu sein, weil sie im nöthigen Fall leicht verdoppelt und verdreifacht werden können. Daß aber auch das Feuer der Begeisterung aus dem Ungeübten einen tapfern Kämpfer zu machen vermag, haben nicht nur unsere Befreiungskriege, sondern auch die Schlachten aller Völker von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart mit unwiderleglicher Gewißheit bewiesen. Liebe und Begeisterung fürs Vaterland und dessen gute Regierung sind von jeher die Triebfedern aller großen Heldenthaten gewesen. —

Nachdem ich vorstehende Zeilen niedergeschrieben, empfing ich die Nachricht, daß sich auch in den englischen Colonien Australiens Freiwilligen-Regimenter nach englischer Organisation gebildet haben. Wir haben uns auch hier die Praxis jener Insulaner zum Muster zu nehmen, nur ihre egoistische Politik bleibe fern von uns. Wenn aber noch heutzutage ohne Schamröthe erklärt wird: „Politische Fragen seien keine Rechtsfragen, nur Machtfragen", — so zeigt dies von einer Demoralisation der Gesinnung, wie sie eben nur unter jenen geist- und kenntnißlosen Individuen vorkommt, deren ganze Lebensbeschäftigung im Intriguenspinnen, Salonleben und im Genießen der Diners, Soupers und Bälle besteht. Daß aber noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts solche unmoralische Personen sich in ihren Positionen zu halten vermögen, giebt uns den Beweis, daß die Humanität und wissenschaftliche Bildung unserer Zeit noch nicht in jene Regionen gedrungen ist. Wie soll dies auch möglich sein, da ihre Zeit kaum ausreicht, die zahlreichen exclusiven Vergnügungen zu genießen; für gediegene wissenschaftliche Studien haben sie weder Lust noch Muse. Daher erklärt sich jene unmoralische Erscheinung, die aller Logik und Moral Hohn spricht und der Humanität auf die frivolste Art und Weise den Krieg erklärt. Wie unendlich tief gesunken ist eine Partei, welch durch ihr Organ erklärt: „Daß nur da, wo die Macht ist, auch das Recht lebt, und daß die Macht allein das Recht schafft, nicht den philosophischen Begriff, sondern das geltende historische Recht." — Wahrlich! eine solche Politik haben die Bluthunde der französischen Revolution nicht auszusprechen gewagt!! Welches legitime Recht der Fürsten und Völker ist bei einer solchen Politik gesichert?! Doch der Glaube an die moralische Weltordnung gewährt uns den Trost, daß auch für jene Männer die Stunde der Vergeltung doch einmal schlagen werde; denn die geheiligten Rechte der Fürsten und Völker stehen höher begründet als die elenden Sophismen eines gewöhnlichen Salonmenschen. Die wahre Philosophie und Weltgeschichte hat uns zu deutlich gelehrt, daß Recht und Moral nur zeitweise von einer demoralisirten Macht unterdrückt werden können. Daß aber dieser Gewaltmißbrauch sich hierdurch selbst seine Grube gräbt und endlich *schmach*voll untergeht, auf daß die Morgenröthe der Humanität und

des Rechts aufs Neue zu erscheinen vermag, um die Tage des Friedens begründen zu können. Ehe aber dieses ideale Ziel auf Erden erreicht ist, müssen wir uns im Gebrauch der Waffen üben, denn ein in Waffen geübtes Volk wird nicht so leicht von eroberungssüchtigen Feinden heimgesucht werden, als eine Nation, die sich blos auf ihre stehenden Truppen verläßt, und wo es sogar polizeilich verboten ist, zu schießen, wo also nicht einmal jährliche Schießübungen abgehalten werden dürfen. —

Deutsche Städte und deutsche Dichtung im Mittelalter.

Von

Dr. Ernst Bruno Fischer.

Da zu allen Zeiten und bei allen der Civilisation fähigen Völkern die Symptome der höhern Cultur und zwar sowohl gute als böse in den Städten zuerst sich zeigten, wie denn auch das Christenthum zuerst in den Städten durchdrang, weshalb man ja die Heiden pagani, d. i. Dorfbewohner nannte, wie später die Reformation allenthalben in den Städten begann und dann erst das Land erfaßte, so kann man an der größern und geringern Anzahl Städte, die ein Land hat, die Culturstufe, auf der ein Volk sich befindet, leicht mit Bestimmtheit erkennen. So wohnen in Rußland nur 9 Procent der ganzen Bevölkerung in Städten, während in England, wo das Städtewesen wol am meisten ausgebildet ist, fast das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Dasselbe gilt von dem städtereichen Oberitalien und den östlichen Küstentheilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Besonders reich gesegnet mit Städten ist auch unser deutsches Vaterland. Gleich den Sternen am nächtlichen Himmel strahlen im Ruhmesglanz die deutschen Städte, die köstlichsten Juwelen in Deutschlands Kaiserkrone. Und diese Städte, die Sitze und Verbreiter der Cultur und echt deutschen Sinnes, verdanken wir nicht, wie leider so vieles andere, den Fremden, nein! unsere Altvordern bildeten sich ihr Städtewesen selbst. Die Städte entstanden theils durch das Bedürfniß des Schutzes vor feindlichen Angriffen, theils an den Orten, wo der König Hof hielt, theils an den Pflanzstätten des Christenthums und den mittelalterlichen Hüterinnen der Wissenschaft, den Klöstern. Bekanntlich wurden ja zur Zeit der großen Kirchenfeste gewöhnlich Jahrmärkte abgehalten, zu welchen die umwohnende Bevölkerung herbeiströmte und von ihnen gewiß eben so sehr angezogen wurde, als von der kirchlichen Feier. Ein so reger

Verkehr rief dann mannigfache Bedürfnisse hervor, die Besucher hielten sich wol auch mehrere Tage, ja Wochen dort auf und die Veranlassung zur Vergrößerung und Hebung des Ortes war damit gegeben. Die Blüthe der deutschen Städte beginnt mit dem sinkenden Ritterthum. Die Kaiser waren den Städten durchaus nicht hold, was wohl in den schweren und langen Kämpfen, welche namentlich die Hohenstaufen mit den mächtigen italienischen Städten und Städtebündnissen zu bestehen hatten, begründet war, und was sie befürchten ließ, auch in Deutschland einen ähnlichen Widerstand zu finden, wenn die Städte noch zu größerer Macht gelangen sollten. Dem Emporblühen der Städte günstig wurde das Interregnum. Während dieser kaiserlosen Zeit boten ja ihre Mauern allein hinreichenden Schutz gegen die Angriffe und Raubzüge des Adels. Die Kämpfe, die sie mit diesem und den Fürsten zu bestehen hatten, gaben den Bürgern Gelegenheit, kriegerischen Muth zu entwickeln; die glückliche Abwehr mächtiger Feinde weckte in ihnen Selbstgefühl und männlichen Stolz; die vergleichungsweise große Ruhe, deren sie sich hinter ihren Mauern erfreuten, erlaubte ihnen, sich ihren Berufsgeschäften zu widmen, und so wuchs ihr Wohlstand sichtlich durch Handel und Gewerbefleiß. Dieses materielle Wohlbefinden erzeugte wiederum ein politisch und geistig reges Leben. Vernehmlich klopfte überall die neue Zeit an, die Städte öffneten ihr bereitwillig ihre Thore, die Ritter grollten auf ihren Burgen und erlagen endlich, nicht nachgebend, dem ungleichen Kampf mit den unwiderstehlichen Anforderungen der in den Städten mehr und mehr erwachsenden Intelligenz und Gesittung. Auch die Kunst fand an den Bürgern mächtige Beförderer, besonders wenn sie mit dem praktischen Leben oder den Bedürfnissen der Stadtgemeinden zusammentraf: Vor allen wurde die Baukunst gepflegt. In fast allen größeren, aber auch selbst in vielen kleineren Städten wurden die herrlichsten Kirchen, in vielen die prachtvollsten Rathhäuser errichtet, die wie von dem edlen, künstlerisch gebildeten Sinn, so auch von dem Reichthum und Selbstgefühl der Bürger rühmlichst Zeugniß ablegten. Dieses zeigte sich auch darin, daß beinahe in allen Städten die bisherige aristokratische Regierungsform, das Regiment der Patricier, mit einer demokratischen, dem Regiment der Zünfte, vertauscht wurde, und daß viele von der Oberherrlichkeit der Fürsten oder Bischöfe gänzlich sich befreiten oder doch von ihren Landesherrn dadurch, daß sie deren Verlegenheiten, namentlich in finanzieller Hinsicht, benutzten, wichtige Freiheiten und Gerechtsame erzwangen. Jene Freiheit, jenen Wohlstand und jene Gesittung hatten die Städte allein dem tüchtigen Sinn ihrer Bürger zu verdanken, denn die Ritter, die Fürsten und selbst, wie wir schon bemerkten, die Kaiser sahen nur mit scheelen Blicken auf die stets wachsende Macht der Städte, wie sich denn selbst in dem die goldene Bulle genannten Reichsgesetz, durch welches Kaiser Karl IV. die Verfassung des Reiches festzustellen suchte, die Absicht zeigt, dem Emporblühen der

Städte entgegenzuarbeiten und ihre immer bedeutender werdende Macht einzuschränken. Zwar hatte sich Maximilian I. in dem sogenannten „Schwabenkriege" mit den schwäbischen und auch andern Städten gegen die schweizerischen Eidgenossen verbündet, es galt aber sein Kampf offenbar nich blos diesen, sondern auch den übrigen freien Städten und Städtebündnissen Deutschlands, die er ohne Zweifel ebenfalls bekriegt haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, die Eidgenossenschaft zu besiegen. —

Das rege Leben, welches besonders von den Städten der Niederlande und der Hansa in Norddeutschland ausging, reißt uns zu wahrer Bewunderung hin, die Kraftanstrengungen, welche sie machen konnten, die Bewaffnung ganzer Heere und die Ausrüstung gewaltiger Flotten, zwingen uns gerechtes Staunen ab. In die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt auch die Ausbildung der großen Hansa, welche mit Dänemark und Norwegen wiederholt Kriege zur See führte und im Frieden 1370 große Rechte und Freiheiten erwarb.

Die frische Entwickelung der Städte und des freien bürgerlichen Sinnes ihrer Bürger war der einzige glückliche Punkt in der damaligen an betrübenden Ereignissen jeder Art so überaus reichen Zeit und diesem Umstand allein haben wir es auch zu verdanken, daß unser Vaterland nicht in die roheste Barbarei verfiel. Und wie die Bürger beinahe ausschließlich die Bewahrer und Träger besserer Sitte und Bildung waren, so fand auch die Poesie in den Mauern der Städte ihren letzten Zufluchtsort. Mit dem Falle des Kaiserthums hing eng zusammen der Verfall der höfischen Dichtkunst. Wie konnte sie auch noch ferner gedeihen, da das Reich in tausend Theile auseinander ging, Fürsten und Ritter blutigen Fehden nachhingen, Faustrecht und Raublust überhand nahmen, der ritterliche poetische Sinn hinstarb, die Geistlichen gleich den weltlichen Ständen verderbt waren, die Wissenschaft ohne Geist und Sinn nur von Wenigen betrieben wurde, die noch dazu sich pedantisch abschlossen und blos lateinisch schrieben, Gemeinsinn und Erhebung fehlten, Phantasie und Begeisterung dem kalten Formelwesen wichen und die Sprache selbst in Verfall gerieth? Mit dem Uebergang der Bildung von den höhern Ständen auf die Bürger mußte die Literatur einen neuen, den nunmehrigen Trägern derselben entsprechenden Charakter annehmen. An die Stelle des phantastischen Elements, welchem man in den höfischen Dichtungen fast durchgängig begegnet, trat der auf das Praktische gerichtete Sinn. Wenn man die Zeit der Minnesänger im Allgemeinen eine Zeit der Schwärmerei nennen kann, weshalb denn auch die mächtigsten Bewegungen jenes Zeitalters, wie Kreuzzüge, Römerzüge und andere ohne äußere unmittelbare Einwirkung auf die öffentlichen Verhältnisse blieben; so war die nachfolgende Zeit, in der die Städte zu ihrer Entfaltung gelangt waren, eine Zeit *der Thatkraft*, welcher nur der größere Spielraum, vor allen aber der

Gedanke des Zusammengehörens aller deutschen Stämme fehlte, um das Größte, die Einheit und Untheilbarkeit des Vaterlandes, hervorzubringen. Aus diesem praktischen Sinn der Bürger erklärt es sich auch, daß der Gedanke immer mehr Kraft gewann, daß sich eben deshalb die Poesie beinahe ausschließlich zur Didaktik, ja sogar zur Satire neigte, wo Leben und Kirche mit den Anforderungen der Vernunft und Gesittung in Widerspruch standen, und daß endlich jetzt die Prosa, die schon erfreuliche Fortschritte gemacht hatte, als die dem praktischen Sinne, angemessene Darstellungsform immer kräftiger sich entwickeln und endlich vorherrschend werden mußte. Der bürgerliche Charakter zeigte sich mehr in dem Inhalt, als in der Form der Dichtungen. Denn die von den höfischen Dichtern überlieferte Form wurde mit strenger Gewissenhaftigkeit bewahrt, was jedoch der Poesie der Meistersänger zum großen Nachtheile gereichte. Dem einfachen, schlichten, mehr auf Belehrung gerichteten Sinn der bürgerlichen Dichtung konnte die reiche Mannigfaltigkeit der höfischen Minnelieder nicht mehr entsprechen und es mußte sich demgemäß ein Widerspruch zwischen Form und Inhalt ergeben, der um so mehr auffiel, je ängstlicher man an jener hielt und je weniger die härter und gröber gewordene Sprache sich ihr anschmiegte. Die schöne Form des höfischen Gesanges war ein getreues Spiegelbild des höfischen Lebens, seiner leichten Beweglichkeit, äußern Schönheit und Anmuth; als dieses nun mit der Bildung des Adels zugleich verschwand, hatte jene keinen innern Halt mehr und sie mußte nothwendig steif und unwahr werden.

Es ist daher sehr zu bedauern, daß die bürgerlichen Sänger sich so ganz von der überlieferten, aber bei den veränderten Lebensverhältnissen und der veränderten Weltanschauung völlig abgestorbenen Form beherrschen ließen und sich nicht lieber an die einfachen, dem Volke mehr zusagenden und künstlerisch leicht zu handhabenden Formen des Volksgesanges hielten, welche dem Inhalte ihrer Dichtungen vollkommen angemessen gewesen wäre.

Standen nun auch die Leistungen der Meistersänger oft unter der Mittelmäßigkeit, so haben aber doch diese Vereine von schlichten Bürgern und Handwerkern zur Beförderung der deutschen Dichtkunst gewiß viel Gutes gewirkt, wenn auch nicht genau das von ihnen Beabsichtigte. Ihnen namentlich ist der religiöse und sittliche Geist zu verdanken, der die Bewohner der Städte in jener Zeit so sehr vor dem rohen Adel auszeichnet. Aber auch auf die geistige Bildung der Städte wirkte die Genossenschaft der Meistersänger segensreich: die Beschäftigung mit der Kunst, war sie auch oft noch so handwerksmäßig, mußte den schlichten Handwerker geistig erheben, seinen Verstand schärfen und vor allem ihn für höhere, geistige Genüsse und Verhältnisse des Lebens empfänglich machen. Gewiß ist es nicht blos zufällig, daß gerade die Städte, in denen sich Meistersängerschulen befanden,

vor allen zuerst der Reformation sich zuwandten. — Die so kräftige Entwickelung der Städte zeugt aber unverkennbar von der tüchtigen Gesinnung und dem freien Geist des deutschen Volkes. Es zeigt sich in ihnen eine so gewaltige und zugleich auf das Praktische gerichtete Thatkraft, die gerade unserer Zeit in so hohem Maße fehlt, daß wir nicht umhin können den Wunsch auszusprechen, es möchten Züge aus der Geschichte der deutschen Städte dem Volke in treuer, lebendiger Schilderung wieder vor die Seele geführt werden, damit es aus dem, was seine tüchtigen Ahnen leisteten, ersehen möge, was es zu thun habe, um das zu sein, was es sein sollte: Ein einig Volk von Brüdern!

Eine barbarische Strafe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

J. Schucht.

Die hohe Geistesbildung und Humanität, welche die edelsten Geister unsers Jahrhunderts sich durch vieljährige Studien in Tagen und Nächten errungen haben, — diese hohe Geistesbildung, welche die allgemeine Menschenliebe überall durch edle Thaten zu verwirklichen strebt, kämpft auch mit unermüdlichem Eifer gegen alle Rohheiten, Schlechtigkeiten und gegen alle Barbareien, die wir noch aus vergangenen Zeiten der Unkultur ererbt haben. Ja, es ist eine der wesentlichsten Aufgaben unserer Geistescultur, überall die Lügen, Schurkereien und alle Schandthaten an die Oeffentlichkeit zu bringen, auf daß sie vor dem Richterstuhle der Vernunft verurtheilt und verdammt werden. Alle der heutigen Civilisation unwürdigen Gebräuche und Vorrechte gewisser Kasten werden gesetzlich abgeschafft, hier mehr und dort weniger. So sehr nun auch der sittliche Geist unserer Zeit alle Barbareien, Lügereien und alle Ungesetzlichkeiten verabscheut, so ist er dennoch in der Bestrafung derselben viel milder gesonnen, als in früheren Jahrhunderten. Während man früher jedes Vergehen mit einer entsprechenden Strafe belegte und hauptsächlich bestrebt war, die großen Verbrechen mit wahrhaft barbarischen Strafarten zu ahnden und sich dabei in den abscheulichsten Quälereien erging; währenddem ist man jetzt darauf bedacht, den gefallenen Menschen nicht zu quälen, sondern zu bessern und die Strafanstalten in Besserungsanstalten, in Schulen der Besserung umzuwandeln. Gewiß ein Riesenschritt im Fortgang der Geistescultur. Daher empört sich mit Recht die ganze civilisirte Menschheit, wenn noch heute in irgend einem Lande solch' barbarische Strafen vollstreckt werden, wie sie im Mittelalter und in andern Jahrhunderten der Rohheit üblich waren. Aus diesem Grunde waren auch edle Regenten und wohldenkende Staatsmänner eifrig bestrebt, die Strafrechtspflege zu reformiren und die grausamen Torturen und Schindereien abzuschaffen; die grausamen Gefängnißstrafen

in elenden ungesunden Löchern wurden gemildert und gesündere Locale gewählt. Aber alle diese der Humanität unserer Zeit entsprechenden Reformen erstreckten sich nur auf die Civilstrafrechtspflege; die Militärstrafen sind fast in allen Ländern noch dieselben wie zur Zeit des 30jährigen Krieges. Daß auch hierin sehr dringend Reformen nöthig sind, wurde schon von allen edel denkendenden Geistern unsers Jahrhunderts vielfach öffentlich ausgesprochen. Wollte man hier eine Zahl barbarischer Militärstrafen her erzählen, so könnte man ganze Bogen füllen. Nur eine gar zu grausame Strafart der englischen Armee will ich hier zur Besprechung bringen, welche neulich zu Woolwich ausgeführt ward und im Publicum die größte Entrüstung erregte. Die berüchtige russische Knute herrscht nicht blos im despotischen Rußland unter halbwilden Völkern, sondern auch im freiheitstolzen England. Es ist dies die neunschwänzige Katze. Der englische Schriftsteller Marshall beschreibt diese Strafart in seinen „Military Miscelany" wie folgt:

Ein Kriegsgericht spricht die körperliche Strafe dahin aus: daß der Zubestrafende mit der neunschwänzigen Katze auf dem entblößten Rücken gepeitscht werden soll in der gebräuchlichen Art. Zuweilen wird diese Bestrafung je nach Gutbefinden der Offiziere auch auf dem bloßen Hintern ausgeführt. Nachdem nun der Zubestrafende in Sicherheit gebracht, muß der Tambour-Major eine Anzahl Trommelschläger auswählen, welche die Strafe auszuführen haben. Hierbei macht sich auch noch etwas militairische Pedanterie geltend, denn es wird auch sogleich befohlen, in welcher Kleidung die Trommelschläger erscheinen sollen. Der Zubestrafende wird dann vor eine senkrecht stehende Leiter oder Triangel gebunden und der Rücken entblößt. Dann ruft der commandirende Offiziere: Go on! Tambour-Major habt Acht, daß die Trommelschläger ihre Pflicht gehörig erfüllen. Der Tambour-Major gibt nun das Zeichen und ruft in kurzer Zeit eins, zwei, drei!! Jetzt beginnt der erste Trommelschläger und gibt mit der neunschwänzigen Katze 25 Hiebe auf den entblößten Rücken. Beim fünfundzanzigsten ruft der Tambour-Major: Halt! fünfundzwanzig. Hierauf wird ein zweiter Trommelschläger an des ersteren Stelle kommandirt. Dieser muß wieder 25 Hiebe ausführen, worauf der Tambour-Major abermals ruft: Halt!! fünfzig. So wird die Strafe weiter bis über 200 Hiebe ausgeführt, je nach dem gefällten Urtheil des Kriegsgerichts. Der in der Nähe stehende Adjutant hat die Pflicht, die applicirten Hiebe einzuschreiben. Bei dieser Operation hat man weiter nichts als etwas Wasser zur Hand, um den etwa eingetretenen Durst des Gepeitschten stillen oder bei einer Ohnmacht ihm das Gesicht besprengen zu können.

Bevor ich den Zustand des so Gepeitschten schildere, gebe ich erst eine Beschreibung dieser furchtbaren, wahrhaft kanibalischen Knute, genannt: „cat o' nine tails" oder die neunschwänzige Katze. Sie besteht aus *einem 18 Zoll* langen Handgriff, an dem neun ebenso lange Peitschen-

schnuren befestigt sind; aber man erstaune! in jeder dieser neun Peitschenschnuren befinden sich neun Knoten!! so daß diese ganz abscheuliche Knute 81 Knoten enthält!!!

Und damit werden heutzutage in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht etwa wilde, bestialische Afrikaner gepeitscht!! Nein, englische Soldaten! Vertheidiger der meerbeherrschenden Britania erhalten hiermit ihre Strafe; und man erstaune! zuweilen 200 Hiebe! man bedenke, mit einer einundachtzigen Knotenpeitsche zweihundert Hiebe!!! —

Oben bemerkte ich, der Zubestrafende werde vor eine Leiter oder Triangel gebunden. Diese Triangel ist aus Hellebarden construirt, gleicht einer Malerstaffel, und wird von vielen Regimentern gleich der Fahne mit herum geführt. Häufiger ist aber der Gebrauch der Leiter. Zu bemerken ist noch, daß der Deliquent in gerader Stellung vor die Leiter oder Triangel gebunden wird und zwar doppelt, oben mit den Händen an eine Leitersprosse oder Hellebarde und unten mit den Füßen eben so geknebelt, daß er sich gar nicht regen kann. In der Infanterie haben die Trommelschläger die Peitschung auszuführen und in der Cavalerie die Hufschmiede. Gleich der erste Schlag dieser bararischen Knute verursacht eine totale Hautentfärbung und das Blut ergießt sich sogleich in Strömen. Während der ersten 150 oder 200 Hiebe fließt das Blut am reichlichsten und der arme Gepeitschte scheint hierbei am furchtbarsten zu leiden; während bei den nachfolgenden Hieben ein gewisser Stumpfsinn und eine Gefühllosigkeit eintritt, welche dadurch entsteht, daß die sensiblen Nerven gänzlich zerstört werden. Auch mag der ohnmächtige Zustand des Gepeitschten eine gänzliche Bewußtlosigkeit zur Folge haben. Linkische Trommelschläger und die im Peitschen noch nicht recht geübten sollen die Schmerzen durch ihr Herumfahren auf verschiedenen Körperstellen bedeutend vermehren. Der Tambour-Major hat den Auftrag, darauf zu sehen, daß die neun Seile der Peitsche stets im unverletzten Zustande bleiben und sich auch nicht verwirren, damit die Hiebe stets mit der gehörigen Kraft ausgeführt werden können. Sind sie zu sehr mit Haut und Blut durchweicht, so werden sie gewaschen. Nun kann man etwa denken, daß mitleidige Tamboure nicht so stark schlagen werden; aber sehr gefehlt, der Tambour-Major hat auch einen tüchtigen Prügelstock zur Hand, den er auf den Rücken des peitschenden Trommelschlägers legt, wenn dieser nicht stark genug aufhaut, gleichsam um anzudeuten, daß er ebenfalls bestraft werde, wenn er die Hiebe nicht mit gehöriger Kraft ausführt. Ein dabeistehender Arzt hat zu beobachten, ob solche Krankheitszustände eintreten, welche es wünschenswerth machen, daß die Execution einstweilen suspendirt werde. Ist dies der Fall, so muß er es dem commandirenden Officier melden, welcher den Befehl zur Einstellung giebt, worauf der Gepeitschte von der Leiter oder Triangel abgebunden wird. Hierauf und auch wenn die ganze Strafe vollstreckt ist, wird ihm sein Hemd lose über die Schulter geworfen und er muß im

halbnackten Zustande in das Hospital wandern. Erst im Hospital darf er seine Kleider anziehen, die aber vorher mit einer Flüssigkeit, in welcher Bleizucker aufgelöst wurde, durchnäßt werden. Hier wird auch ein Verband auf die Wunden gelegt. In Ceylon und Indien gebraucht man dazu Paradiesfeigenblätter.

Unsere geehrten Leser werden sich veranlaßt finden zu fragen, ob man noch nicht an die Abschaffung dieser grausamen entehrenden Strafe gedacht habe? Man sollte doch glauben, der durch seine Geistesbildung ausgezeichnete Prinzgemahl und die Königin nebst so vielen vortrefflichen Staatsmännern müßten sie schon längst verbannt haben. Aber dies geht in einem wahren constitutionellen Lande nicht ohne Zustimmung sämmtlicher Faktoren der Gesetzgebung. Im letzt vergangenen Winter ward im Parlament ein Antrag auf Abschaffung dieser Greuelstrafe gestellt, aber von der Majorität verworfen. Hauptsächlich waren es die Offiziere, welche sich gegen Abschaffung derselben sträubten und dabei noch unwissender Weise behaupteten, in Preußen existire die Prügelstrafe auch noch. Dies ist allerdings ein großer Irrthum, obgleich auch in Preußen und in manchen anderen Staaten theils zu strenge, theils zu gelinde Strafen herrschen. Man denke an die vieljährige Festungsstrafe der armen Soldaten und Unteroffiziere, welche die Befehle eines wirklich verrückten Hauptmanns nicht respektirten! Und dann an die leichte Festungshaft jener zwei Offiziere, welche einen Hausknecht erstachen und dann nach ihrer Flucht mit nur 50 Thr., wer erstaunt nicht! mit nur 50 Thlr. Strafe belegt wurden!! Und wer wird diese Bagatellstrafe bezahlen?! Preußens König hat endlich die armen Unteroffiziere und Gemeinen von ihrer vieljährigen Festungsstrafe begnadigt; hoffentlich wird er auch die bessernde Hand an das ganze Militärstrafsystem legen.

Ich selbst gebe zu, daß unter jeder Armee die strengste Disciplin herrschen muß und daß unter rohen, halbwilden Truppen auch strenge Strafen in Anwendung gebracht werden müssen, wenn unverbrüchlicher Gehorsam erzielt werden soll. Aber unter den Engländern, Deutschen, Franzosen und Italienern, wo selbst die untersten Volksklassen, wenn auch nicht ganz, so doch zum Theil durch Schulen gegangen sind und vernünftige Ueberlegung besitzen, — unter diesen Volksklassen dürfen nicht mehr solch' barbarische Strafen zur Anwendung gebracht werden, wie sie zur rauhen Zeit des 30jährigen Krieges üblich waren. Ja nicht einmal die Strafgesetze des vorigen Jahrhunderts dürfen in Geltung bleiben. Möchten einflußreiche Personen diese Zeilen beherzigen und in ihren Kreisen dahinwirken, daß auch in dem Militärstrafrecht dem humanen Geiste unserer Zeit entsprechende Reformen eingeführt werden. Die barbarischen Zeiten des 30jährigen und 7jährigen Krieges sind vorüber, größere Aufklärung und mildere Sitten verlangen auch mildere Gesetze. —

Rettung vom Feuertod durch unverbrennliche Kleider.

Ein Resultat der Chemie.

Von

Dr. Ernst Merker.

Wenn man die zahlreichen Todesfälle notirt hätte, welche sich seit etwa zehn Jahren durch Entzündung der Damenkleider ereignet haben, so würden wir eine staunenerregende Liste bekommen und die so schon vielfach verdammte Crinoline noch mehr verdammt werden. Aber was auch alte hypochondrische Ehemänner und sonstige Weiberfeinde hierüber sagen mögen, — eine Dame mit geschmackvoller Crinolinenkleidung ist und bleibt dennoch eine schöne, ja wahrhaft ästhetische Erscheinung. Ich schreibe dies wahrhaftig nicht deshalb, um mir hierdurch die Gunst und die Herzen der Schönen zu erringen und endlich auch einmal so glücklich zu werden, einen solchen holden Engel als meine Gemahlin umarmen zu können, — nein! ich schreibe dies, weil es mir das ästhetische Gefühl dictirt. Aber wie viel ausgezeichnete Künstlerinnen haben nicht schon oft ihre Kleider auf der Bühne an den Lampen entzündet und dadurch den qualvollsten Tod erlitten, oder doch schauderhafte Verwundungen davon getragen! — und wie viel liebenswürdige Damen erlitten dies Unglück am häuslichen Herd, am Kaminfeuer oder an einer Lampe?! Und an allen diesen qualvollen Unglücksfällen ist nur die verhaßte Crinoline schuld! abgesehen davon, daß sie uns den so schon sehr engen Erdenraum noch mehr beschränkt durch ihren bauschigen Umfang! So rufen die Crinolinenfeinde täglich aus. Aber es hift nichts, unsere schönen Damen opfern eher alles Andere als die Crinoline. Und ich verdenke sie auch nicht, nur muß sie nicht zur Carricatur werden und einen gar zu großen Umfang in Anspruch nehmen. Aber die große Feuersgefahr und noch so manche andre Aber!! — Nun! Dagegen hat man ein Mittelchen entdeckt. Kennt doch der Chemiker mancherlei Stoffe, welche das Feuer zu dämpfen vermögen, und hat doch der deutsche Erfindungs-

geist eine Feuerlösch-Dose construirt, die, in ein brennendes Zimmer geworfen, sogleich durch Explosion und Ausbreitung ihres Dampfes das stärkste Feuer zu löschen vermag! Warum sollte sich nun nicht auch ein Präservativmittel entdecken lassen, wodurch das gar zu leichte Entzünden der Kleiderstoffe verhindert wird?! In der That, es ist dies schon gelungen. Ein Engländer, Professor Pepper, hat diese Erfindung gemacht.

Als vor einigen Monaten das Musselinkleid einer Ballet-Dame vom Londoner Pavilion-Theater sich an einer Lampe entzündete und das junge Mädchen unter den qualvollsten Schmerzen verbrannte, da trat Professor Pepper mit seiner Erfindung in die Oeffentlichkeit. Er lud eine große Zahl Zuschauer in das Königl. Polytechnische Institut (Royal Polytechnic Institution,) um zu zeigen, wie solch eine furchtbare Katastrophe zu vermeiden sei. Er bekleidete eine Figur mit einem Musselinkleid, ließ es mit einer Flamme berühren und in demselben Moment loderte auch das Feuer rund um die Figur empor. Sogleich wurden bereit gehaltene nasse Tücher darum geworfen, um das Feuer zu ersticken, dies hatte aber schon sein Zerstörungswerk vollbracht und vom Kleide nichts weiter als die Asche übrig gelassen. Eine darin gekleidete Dame wäre in dieser kurzen Zeit dem Tode erlegen, denn die Flamme umschlang sogleich mit größer Schnelligkeit die ganze Figur.

Nach dieser Operation erschien eine wirklich lebende Dame in dieselbe Art Musselin gekleidet und wandelte zwischen zwei Feuer hindurch, deren Flammen ihr Kleid auf beiden Seiten stark berührten, ohne daß der Stoff sich auch nur im geringsten entzündete. Sie wandelte unverletzt durch die Flammen, zum Staunen der Zuschauer, die diesen gefahrvollen Gang nicht ohne Herzklopfen und Angst mit angesehen hatten. Was war nun mit diesem Kleide geschehen, daß es keine Flamme zu fassen vermochte? Wodurch war es unverbrennlich geworden? — Professor Pepper hat eine Flüssigkeit bereitet, welche er Patent Incombustible Starch nennt, also eine unverbrennliche Stärke, in welche das Musselinkleid der Dame vorher getaucht worden war. Man brachte dann die Flamme noch an beliebige andere Stellen des Kleides, aber Alles vergeblich, das Kleid entzündete sich nicht. Die Bewunderung der Zuschauer war groß und viele Londoner Illustrirte Zeitungen brachten Abbildungen dieses höchst interessanten Experiments.

Professor Pepper hat ein Patent auf seine Erfindung genommen und läßt jetzt diese unverbrennliche Stärke durch zahlreiche Kaufleute in London verkaufen. Sie ist sehr billig und kann daher auch von Unbemittelten angeschafft werden. Da man bis jetzt die Zusammensetzung der Flüssigkeit und deren Bestandtheile noch nicht zu erforschen vermochte, so war auch eine Nachahmung bisher nicht möglich. Doch wird auch dies Geheimniß sehr bald erforscht werden, denn der heutige Stand unserer Chemie kann und muß das Räthsel lösen. Man wird gewiß in ganz kurzer Zeit durch chemische Analyse die Elemente der unver-

brennlichen Stärke und deren Zusammensetzung so genau kennen lernen, daß sie mehrfach nachgemacht und auch in Deutschland fabricirt werden kann. Gegenwärtig wäre es aber wünschenswerth, daß unsere Theaterdamen sich dieselbe von London kommen ließen, um sich damit vor Feuersgefahr zu schützen. Daß sie wirklich hohe Beachtung verdient und auch bei uns eingeführt werden sollte, möge folgendes Schreiben an sämmtliche Londoner Theaterdirectoren vom Lord Chamberlain beweisen, worin der allgemeine Gebrauch der unverbrennlichen Stärke anempfohlen wird. Da dessen Rathschläge auch von unsern Theaterdirectoren betrachtet werden sollten, so gebe ich die vollständige Uebersetzung des Schreibens.

Bei der Versammlung sämmtlicher Londoner Theaterdirectoren am 5. Februar a. c. war die Ansicht ausgesprochen, daß eine (Ordre) Verordnung betreffs der allgemeinen Einführung und des beständigen Gebrauchs der unverbrennlichen Musselinkleider, auf einige Schwierigkeiten und Widersetzlichkeiten stoßen würde; daher kann der Lord Chamberlain eine solche Ordre nicht erlassen. Jedoch wünscht er, daß die Theater-Direktoren sie wo möglich überall anwenden und auf die Damen einwirken sollen, dieselben zu gebrauchen, so daß sie gleichsam verpflichtet würden, das einfache Mittel anzuwenden, weil sie sich durch ihre Weigerung den größten Gefahren aussetzen. He would wish, however, that managers should employ it whenever possible, and should generally impress upon the ladies engaged by them the dangers to which they expose themselves by refusing to avail themselves of this simple precaution.

Ueber anderseitige Vorsichtsmaßregeln heißt es dann: Der Lord Chamberlain (Kammerherr) ist erfreut, zu finden, daß fast alle unter seiner Aufsicht stehenden Theater bei sämmtlichen Lichtern und Feuern Wächter angestellt haben. Er hat es für nothwendig erachtet, eine allgemeine Ordre über diesen wichtigen Punkt zu erlassen. Er bittet, allen Theaterdirectoren einzuprägen, daß das Publikum sie für solche Unglücksfälle verantwortlich macht und eine eilige und strenge Bestrafung derjenigen Diener fordert, welche durch Nachlässigkeit die Feuersgefahr herbeiführten. Durch dergleichen Unglücksfälle würden sie auch ihr Publikum verlieren. Doch hat er mit Vergnügen bemerkt, (der Lord spricht beständig von sich in der dritten Person) daß in den letzten Jahren Viel geschehen ist, aber dennoch ist noch Manches zu ändern und Vieles zu vervollkommnen. Daher lebt er der Hoffnung, daß seine Vorsicht beachtet und er bei der nächsten Inspection die gehofften Verbesserungen finden werde. Zugleich erläßt er folgende Regulative, welche an allen in die Augen fallenden Stellen in den Theatern angeheftet werden sollen. 1) Alle fixen und beweglichen Gaslichter sollen unter sie bewachende Personen gestellt werden, welche dieselben reguliren, anzünden und vorsichtig auslöschen müssen. 2) Die Fluthen (künstliche Wasserfluthen

auf der Bühne) müssen vermittelst Drähten von den Wächtern gehörig regiert werden können und die erste Grundschnur (Cordon de Pêche) darf nicht mit Gaslichtern verbunden sein. Auch muß ein hinreichender Zwischenraum zwischen den Wellen vorhanden sein, daß sich die dabei befindlichen Personen gehörig bewegen können. 3) Die Lichter müssen von feuerfänglichen Gegenständen wenigstens 4 Fuß entfernt sein. 4) Müssen stets durchnäßte wollene Decken und Gefäße voll Wasser an mehreren Stellen bereit gehalten und bestimmte Personen mit deren Handhabung beauftragt werden. 5) Jede Vernachlässigung und Nichtbeachtung der angegebenen Punkte soll mit Entlassung bestraft werden.

Daß nun hierüber auch die Londoner Zeitungen noch einen großen Sermon machen und verschiedene andere Vorsichtsmaßregeln einschärfen, erklärt sich aus den dort so häufig sich ereignenden Unglücksfällen. Man kann aber hierbei nicht immer die Schuld auf die betreffenden Personen werfen, und darf das Entzünden ihrer Kleider nicht stets der Gedankenlosigkeit oder Nachlässigkeit zuschreiben. Eine wahrhafte Künstlerin, sei sie nun Sängerin oder Tänzerin, ist während ihrer Production meist in solch hoher Begeisterung und lebt so ganz hingegeben in dem Charakter ihrer Rolle, daß sie an gar nichts andres denken und weder das Publikum noch die Lampen beachten kann. Schon jeder eifrige Geschäftsmann, ja sogar jeder fleißige Arbeiter ist so ganz in den Gegenstand seiner Beschäftigung versunken, daß er seine Umgebung vergißt und auch nichts merkt, was um ihn herum vorgeht. Wie um so mehr der Künstler! Jede Sängerin oder Tänzerin muß ihre ganze Geistesthätigkeit stets auf den Charakter ihrer Rolle richten, muß sich ganz hinein leben und denken, um die psychologischen Situationen vollständig zur Darstellung bringen zu können; wie soll sie hierbei an ihre Kleider, Lampen und andere profane Gegenstände denken können?! In solchen Extasen ist es nun gar zu leicht möglich, daß das Kleid einer Gasflamme zu nahe kommen kann und im Nu entzündet wird. Die unverbrennliche Stärke des Prof. Pepper kann daher nur als eine segensreiche Erfindung aufgenommen und muß überall eingeführt werden. Da aber unsere Theaterdamen außer den Musselinkleidern auch noch andere Stoffe tragen, so ist es wünschenswerth, daß auch diese durch ein Mittel vor Entzünden geschützt werden können. Ob nun diese unverbrennliche Stärke dies auch bei Atlaßkleidern und andern Stoffen zu bewirken vermag, davon steht nichts geschrieben, es werden nur ausdrücklich Musselinkleider genannt. Nun! Die Erfindung ist noch neu; vielleicht erfindet man noch Mittel, um alle Kleider vor dem Entzünden schützen zu können.

Rettungsboote und Rettungsapparate für Schiffbrüchige.

Von

J. Schucht.

Manche Erfindungen und Entdeckungen anderer Völker und sogar diejenigen unserer Nachbarnationen werden zuweilen erst sehr spät in Deutschland bekannt; was wohl daher kommen mag, daß so wenig ausländische wissenschaftliche Zeitungen bei uns gelesen werden. Auswärtige politische Zeitungen hält fast jedes große Redactionsbureau, bevor aber neue Entdeckungen oder Erfindungen darin aufgenommen werden, müssen sie erst weltepochemachend geworden sein. Dann erfahren wir auch etwas davon. Aus diesem Grunde fand ich mich veranlaßt, einige beachtungswürdige Resultate, z. B. die Verarbeitung eines Seegrases zur Baumwolle, die Lärmtrommel als Sturmanzeiger 2c. unsern geehrten deutschen Lesern mitzutheilen. Die erfundenen Rettungsboote und hierauf bezüglichen Apparate haben zwar für eine binnenländische Nation nicht das hohe Interesse, wie für eine seefahrende, welche zahlreiche Häfen und Küsten besitzt, aber dennoch gewähren sie auch uns höchst schätzbare Erfolge und sogar in allernächster Nähe. Wer wird es wohl glauben, daß ich bei einer Rheinfahrt nebst zahlreichen andern Passagieren einen Schiffbruch erlitt, so daß ich dem Ertrinken nahe war?! Bei einem heftigen Sturme war das Schiff auf einen Pfahl oder Stein geworfen worden und hatte ein solches Loch bekommen, daß es im Nu voll Wasser stand und auf den Grund sank. Glücklicher Weise war es auf eine Sandbank gesunken, so daß das Wasser nur einige Fuß hoch auf dem Verdeck stand und das Schiff auch in gerader Lage stehen blieb. Da sich nur ein Kahn am Schiffe befand, so mußte noch andere Hülfe requirirt und die Passagiere nach und nach ans Ufer gefahren werden, was aber beinahe zwei Stunden währte. Einige Rettungsboote der Engländer würden uns hierbei sehr gute Dienste gethan haben. Aber

die waren damals noch nicht erfunden, sondern sind erst eine Arbeit der Neuzeit. Die Engländer nennen diese Rettungsboote: Life-Boat, also Lebensboot, und es hat sich dort eine Gesellschaft gebildet, welche sich National Life-boat Jnstitution nennt und dergleichen Boote und andere Rettungsapparate in großer Zahl anfertigen läßt. Bevor ich dieselben näher beschreibe, gebe ich erst einen Brief des Admirals Fitzroy über die Sturmanzeiger, welche ich in einem andern Artikel beschrieb und die am 28 Oktober v. J. heftige Stürme anzeigten, welche auch wirklich erfolgten, zahlreiche Schiffe an den Küsten zerschmetterten und alle Rettungsboote in Thätigkeit versetzten.

„Am 28. Oktober gab der Sturmanzeiger solch beachtungswürdige Zeichen, daß wir uns veranlaßt fanden, sämmtlichen englischen und französischen Küsten Warnsignale zu schicken. Der Abend war noch sehr schön und wir erblickten als Folge unsrer Anzeige an allen sichtbaren Küsten zahlreiche Warnungslichter. Aber nach Mitternacht kam von Westen der erste Sturm gezogen und wälzte sich ostwärts weiter. Von der Zeit bis zum 4. November folgten successiv heftige Stürme, welche nicht nur über die britischen Inseln, sondern über den ganzen westlichen Continent von Europa, einschließlich der Ostsee und des nördlichen Theils vom mittelländischen Meer, zogen und überall die furchtbarsten Verheerungen anrichteten. Alle diese Luftströme hatten in ihren Bewegungen eine solch entschiedene Aehnlichkeit, daß es gar kein Wunder ist, wenn alle Beobachter sie durch dieselben Zeichen angezeigt finden. (Andere, wie Lowe, wollen aber sehr verschiedenartige Bewegungen bemerkt haben.) Hauptsächlich gehen zwei Hauptströmungen, eine von Norden und die andre von Süden aus und begegnen sich in unserer temperirten Zone, wodurch nicht selten Wirbelwinde entstehen. Diese beiden Strömungen liegen sehr oft miteinander in den heftigsten Kämpfen, einmal streichen sie dicht nebeneinander vorüber und dann wieder übereinander; sobald sie aber aus den entgegengesetzten Richtungen zusammentreffen, entstehen die heftigsten Wirbelwinde, welche am verheerendsten wirken. So war es in den Tagen vom 28. Oktober bis zum 6. November, wo die entgegengesetzten Luftströmungen sich ausgeglichen hatten und die Atmosphäre ruhiger wurde. Das Barometer stand hoch mit Aussicht auf schönes Wetter, die Luft wehte nur noch mäßig aus Nord. Alle unsre Küsten, sowie sämmtliche nördlichen und westlichen Küsten von Frankreich und überhaupt von ganz Westeuropa wurden zeitig gewarnt, mit welchem Erfolg, kann ich noch nicht sagen, doch läßt er sich denken. Diejenigen Schiffe, welche eben aussegeln wollten und zeitig die Warnung bekamen, werden sicherlich nicht in See gegangen sein. Auch ist es sehr bemerkenswerth, daß bei diesen ganz außerordentlichen Stürmen, wobei das Barometer 28 Zoll fiel, dennoch verhältnißmäßig weniger Unglücksfälle an unsern Küsten vorgekommen sind als früher bei ähnlichen Orkanen. Unsere meteorologische Correspondenz findet jetzt jeden Tag regelmäßig statt.

Morgens um 10 Uhr empfangen wir Signale aus Rochefort, Lorient, Irland und Schottland, Paris u. a. O. und geben auch sogleich unsere Beobachtungen wieder zurück. Wir begannen unser Warnungssystem früher damit, daß wir bei Empfang westlicher Signale nach Osten telegraphirten, kamen sie von Süden so gaben wir sie nordwärts und umgekehrt; gegenwärtig aber werden alle Signale, mögen sie nun Stürme aus O. S. W. oder N. anzeigen, nach allen mit uns in Verbindung stehenden Stationen telegraphirt."

Aus diesem Schreiben des Admirals ersehen wir, daß das Warnungssystem nicht nur bedeutend vervollkommnet ist, indem jetzt die nahenden Stürme aller Himmelsgegenden angezeigt werden, sondern daß es sich auch über sämmtliche Küsten Englands, Frankreichs und sogar bis in das Mittelländische Meer hinein nach Spanien erstreckt.

Aber trotz allen diesen Warnungen werden immer noch zahlreiche Schiffbrüche solcher Fahrzeuge vorkommen, welche aus andern Weltgegenden kommen und sich dem heimatlichen Ufer nähern. Und solche ereignen sich am häufigsten. Gar oft kömmt der Seemann oder sonstige Reisende aus weiter Ferne, alle Meere wurden durchschifft und sämmtliche Erdzonen gesehen, alle diese Fahrten gingen glücklich von statten auf dem großen Ocean, und endlich ist's erreicht, endlich wird die heimatliche Küste erblickt und in wenigen Stunden glaubt man sich im Schooße der heißgeliebten Familie zu befinden, — hui! Da saust ein furchtbar tobender Orkan daher und wirft im Nu das größte Fahrzeug vor die Klippen, an denen es zerschellt wie ein Topf. In Todesangst kämpfen die armen Seefahrer mit thurmhohen Wellen und in Todesangst blicken die am Ufer harrenden Angehörigen nach ihren heißersehnten Gatten, Vätern und Brüdern und sehen sie endlich — in den Wellen ihren Tod finden, ohne ihnen Trost und Hülfe gewähren zu können. Doch nein! so ganz ohne Hülfe läßt man die mit den tobenden Meereswellen Kämpfenden nicht. Man hat Rettungsboote oder Lebensboote (wie der Engländer sagt) erfunden, mit denen man auch bei den gefährlichsten Stürmen den Ocean befahren und sie leicht von eingeflossenem Wasser wieder befreien kann. Und da die sehr reiche National Lifeboat Institution dergleichen Boote zu Tausenden bauen läßt, so kann an allen Küstengegenden den armen Schiffbrüchigen Hülfe geleistet werden. Die vorzüglichsten Eigenschaften eines solchen Fahrzeuges sind:

1) Große Festigkeit an beiden Seiten,
2) schnelle Beweglichkeit in stürmender See,
3) man kann damit sehr schnell und leicht das Ufer erreichen,
4) das Boot läßt augenblicklich das hineingeflossene Wasser wieder ausfließen, d. h. es befreit sich selbst (ohne Hülfe Anderer) von den einstürzenden Wasserwellen,
5) beim Umsturze richtet es sich von selbst wieder in die rechte Lage,
6) Raum für eine große Zahl Personen und

7) leichtes Transportiren des Bootes zu Lande, denn das construirte Fuhrwerk ist diesem Zwecke bewunderungswürdig angepaßt. Aber es wird nicht nur ohne Passagiere mit Leichtigkeit zu Lande fortgefahren, sondern sogar mit denselben. Vermittelst einer höchst genialen Erfindung wird das ans Ufer kommende Boot nebst sämmtlichen Passagieren mit Leichtigkeit auf den dazu construirten Wagen gehoben und fortgefahren.

Dergleichen Eigenschaften könnten uns wunderbar erscheinen, wenn wir nicht durch Erfindung der Näh-, Dresch- und so vieler anderer Maschinen an diese Wunder des menschlichen Scharfsinns gewöhnt wären. Ausführliche Beschreibungen des merkwürdigen Mechanismus dieser Rettungsboote sind meines Wissens noch nicht erschienen. Abbildungen derselben und einige Andeutungen über deren Construction liegen mir vor. Gegenwärtig haben die Herrn Wood und Pogers in Blackwall wieder eine neue Konstruction gemacht, welche durch den Lord der Admiralität gelobt und zum allgemeinen Gebrauch empfohlen ward.

Mitten unter dem Boote läuft ein galvanisirter Eisenschaft, eine Art Spindel quer unter dem Boote hin, daran befindet sich ein Hebel. An beiden Enden dieses Schafts sind Kurbel-Platten angemacht, welche mit zwei langen, unter dem Boote hingehenden Stäben verbunden sind. Letztere sind wieder am vordern und hintern Ende des Bootes mit Ketten an demselben befestigt. Der Heber wird zum Boden des Kahns gedrückt und kann vermittelst einer Vorrichtung von einem einzigen Manne regiert und dadurch das Schiff gelenkt werden. Die schnellsten Dampfschiffe werden mit diesem Boote eingeholt, es segelt mit Leichtigkeit und Sicherheit, ist sehr dauerhaft und kann selbst dann n i c h t u m g e w o r f e n w e r d e n, w e n n a l l e P a s s a g i e r e n u r a u f e i n e r S e i t e s i t z e n. Der daran befindliche Mechanismus bewirkt, daß auch beim gestörten Gleichgewicht das Boot nicht umschlagen kann. In Hinsicht der Schnellsegelei wurden Versuche angestellt mit der Irene, dem Mithridates, Compaß und noch vielen andern Dampfschiffen. Während diese großen Schiffe 8 und 9 Knoten in der Stunde machten, wurden sie sämmtlich eingeholt von dem kleinen Boote.

Mit solchen Rettungsbooten haben die Engländer an ihren Küsten schon Tausende von Menschenleben aus der wild tobenden See gerettet. Ein einziges Boot hat schon mehrere hundert Personen aus den Wellen geholt. Wenn nun der Ocean am heftigsten tobt und kolossale Wellenberge mit Riesengewalt gegen die Küsten donnern und wenn dabei die wüthendsten Orkane auch die größten Schiffe wie Eierschalen zerschmettern, — da segeln die Rettungsbote mit unverzagtem Muthe hinaus in die wilde Meeresbrandung und kämpfen mit thurmhohen Wasserwellen und furchtbaren Wirbelwinden, um die armen, dem Tode nahen Menschenkinder ans Ufer zu holen. Gewiß eine höchst *segensreiche* Erfindung!! In den vorjährigen Novemberstürmen wurden

von den Rettungsbooten der National Life-Boat Institution, welche an zahlreichen Küsten dergleichen stationirt hat, 24 Passagiere aus folgenden Schiffen gerettet: 4 Personen vom Schooner Arion aus Workington, vier desgleichen vom Schooner Northern Lights aus Preston, vier desgl. vom Schooner Gipsy aus Drogheda, sieben Passagiere von der Barke Providence aus Danzig, vier vom Saucy Jack aus Inverneß und einer von der Brig Marietta. Im ganzen vergangenen Jahre wurden durch diese Lebensboote 210 Menschen gerettet! Und während ihres Bestehens hat die Gesellschaft bis jetzt 14,000 Personen dem tobenden Ocean entrissen!! Diese höchst schätzenswerthe Erfindung muß demnach nicht nur an sämmtlichen deutschen Küsten, sondern auch bei den kleinen Strömen (Rhein, Elbe u. a.) möglichst bald eingeführt werden. Eine Erfindung, die binnen einigen Jahren 14,000 Menschen vom Wassertode rettet, verdient wahrhaftig allgemeine Beachtung!! Hierdurch hat die Wissenschaft der Neuzeit wieder ein großartiges praktisches Resultat erzielt.

Außer den Rettungsbooten hat man aber auch noch einen andern Apparat construirt, der so einfach und leicht ist, daß jedes Schiff eine große Zahl davon stets mit sich führen kann. Ebenso können dergleichen an jeder Küstengegend zahlreich vorhanden sein. Dieser Rettungsapparat besteht aus einem sehr langen Seile, in dessen Mitte sich eine Art Korbgeflecht von starken Stricken befindet, in welchen ein Mensch bequem sitzen kann. Vor und hinter dem Sitze befinden sich zwei sehr große Korkkugeln, um das Untersinken zu verhindern. Das Seil wird nun mit einem Ende entweder vom Schiffe ans Ufer oder an ein anderes noch nicht beschädigtes Fahrzeug geworfen, dann setzt sich ein Passagier in das Korbgeflecht und wird hierdurch von den am Ufer oder auf dem andern Schiffe harrenden Personen hingezogen und so aus den Wellen gerettet. — Auch diese ganz einfache Erfindung hat sich als praktisch bewährt, es wurden damit schon mehrere Personen von gescheiterten Schiffen durch die wildeste Meeresbrandung hindurch ans sichere Ufer gezogen. Hoffentlich werden durch diese und noch manche andere Erfindungen die Todesfälle der Schiffbrüchigen von Jahr zu Jahr immer seltener werden. Und vielleicht naht sich uns eine Zeit, wo der denkende Menschengeist noch solche Erfindungen macht, daß dem Poseidon gar keine Menschenopfer mehr fallen werden.

Die Sprachen, ihre Eintheilung nach Stämmen und ihr grammatischer Bau.

Von

Rudolph Rost.

Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Racen, Völkerstämme, Völkerzweige u. s. w. und die Verschiedenheit der Sprachen stehen in einem unmittelbaren Zusammenhange. Die Geschichte zeigt uns ja eine Sprachverwandtschaft zwischen Nationen, die weit von einander wohnend ursprünglich in sehr naher Beziehung waren, während andere, die noch jetzt nahe neben einander leben, eine völlig verschiedene Sprache reden. Diese geistige Verschiedenheit ist aber sicher von so großer Bedeutung, wie die leibliche, ja sie ist in der Regel noch greller, wie bald eine Vergleichung zwischen Chinesen und Hindus darthut. Sie wird übrigens selbst ein naturgeschichtliches Element, wenn sie zeigt, daß die überall gleichfarbigen Amerikaner auch alle einem einzigen Sprachstamme angehören, und die große Verschiedenheit der Gesittung, welche zwischen den verschiedenen amerikanischen Nationen bei Entdeckung ihrer Heimat gefunden wurde, keineswegs, wie auf der östlichen Halbkugel, mit nationalen Differenzen, die durch Habitus und Sprachverschiedenheit unterstützt werden, innig verbunden ist. Die Sprachen sind verglichen unter einander und als Object der Naturkunde des Geistes betrachtet, nach der Analogie ihres innern Baues in Familien gesondert, eine reiche Quelle des historischen Wissens geworden. Eben weil sie das Produkt der geistigen Kraft des Menschen sind, führen sie uns mittelst der Grundzüge ihres Organismus in eine dunkle Ferne, in eine solche, zu welcher keine Tradition hinaufreicht. Das vergleichende Sprachstudium zeigt, wie durch große Länderstrecken getrennte Volksstämme miteinander verwandt und aus einem gemeinsamen Ursitze ausgezogen sind; es offenbart den Weg und die Richtung alter Wanderungen; es erkennt, den Entwickelungs*momenten* nachspürend, in der mehr oder minder veränderten Sprach-

gestaltung, in der Permanenz gewisser Formen oder in der bereits fortgeschrittenen Zertrümmerung und Auflösung des Formensystems, welcher Volksstamm der einst im gemeinsamen Wohnsitze üblichen, gemeinsamen Sprache näher geblieben ist.*) Wenn man nun die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, so geschieht zwar wol die Erklärung des Baues der einen aus der andern mit größerer oder geringerer Leichtigkeit; es tritt aber wol auch der Fall ein, daß Sprachen wahrscheinlich verwandter Völker durch eine wirkliche Kluft von einander getrennt erscheinen; eine Kluft, welche allerdings häufig, doch keineswegs immer und nothwendig, eine wirkliche ursprüngliche Geschiedenheit voraussetzt. — Soll nun unsere Aufgabe dahin gehen, einen Ueberblick über alle uns bekannte Sprachen zu geben, wobei wir freilich uns nicht verhehlen dürfen, daß nur ein der Zahl nach verhältnißmäßig geringer Theil derselben genügend erforscht ist, so bedürfen wir vor allen Dingen zuerst einer Eintheilung der Sprachen, bei der wir zunächst und vorzugsweise der aus den inneren Gesetzen der Sprachbildung entspringenden Sprachverschiedenheit folgen, wie sie uns einer der tiefsten Denker unseres Jahrhunderts, Wilhelm v. Humboldt, in der Einleitung zu seinem unsterblichen Werke „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" dargelegt hat. —

Das Wesen der Sprache beruht im Allgemeinen in der Art und Weise, wie in ihr Bedeutung und Beziehung durch den Laut ausgedrückt wird. Der lautliche Ausdruck der Bedeutung heißt Wurzel und er ist in den Sprachen von allen Beziehungslauten zu trennen. Beziehung und Bedeutung zusammen geben das Wort, vom lautlichen Ausdrucke beider hängt die Gestaltung des Wortes, die Wortbildung, und von dieser wieder der Bau des Satzes und der ganze Charakter der Sprache ab. Nur der lautliche Ausdruck der Beziehung läßt eine Wurzel in einer bestimmten Weise erscheinen, als Verbum, Substantivum u. s. w., als in einem bestimmten Casus, Tempus u. s. w. stehend. Zur Wortbildung rechnen wir hier auch Declination und Conjugation, denn auch sie beruhen auf der Verknüpfung und dem lautlichen Ausdrucke der Bedeutung und Beziehung. —

Es kann nun auch vorkommen, daß blos die Bedeutung ausgedrückt und die Beziehung lautlich ganz übergangen wird. Hierher gehören nun die isolirenden oder einsilbigen Sprachen. Eine solche einsilbige Sprache besteht blos aus Wurzeln, aus Bedeutungslauten; die Wörterklassen sind lautlich nicht geschieden, derselbe Laut kann Substantivum, Verbum, Partikel, Nominativ, Präsens, Conjunctiv u. s. w. sein, die Stellung im Satze deutet hauptsächlich die jedesmalige Beziehung an. Diese Sprachen sind einsilbig, da die Wurzeln wol aller Sprachen einsilbig sind.

Wird nun die Beziehung durch Laute ausgedrückt, die dem unver-

*) Alex. v. Humboldt, Kosmos II. S. 141.

änderten Bedeutungslaute lose angehängt werden, so ist eben das, was die einsilbigen Sprachen charakterisirte, in sein Gegentheil umgeschlagen: Die Beziehung ist zur Existenz für sich selbst gelangt. Der Uebergang von der ersten Sprachklasse zur zweiten ist ein nur sehr allmäliger, denn zwischen der bei den einsilbigen Sprachen mitunter stattfindenden Zusammensetzung zweier Bedeutungslaute und der Agglutination eines zum Beziehungslaut herabgesunkenen Bedeutungslautes ist kein großer Unterschied, und doch stehen beide Arten im schroffen Gegensatz. Diese zweite Klasse, die der agglutinirenden (anleimenden) Sprachen, läßt nun viele Abstufungen zu, je nach der mehr oder minder engen Verknüpfung der angehängten Laute mit der Wurzel und unter sich, ja oft geschieht es, daß diese Laute noch besonders ausgedrückt und wohl auch als gesonderte Worte empfunden werden, oft auch ist die Verschmelzung eine so innige, daß sie an die dritte Sprachklasse anstreift. Wie alle Mittelstufen in der Natur, so ist auch diese Klasse der Sprachen außerordentlich zahlreich vertreten; zu ihr gehören die meisten der uns bekannten Sprachen. In allen diesen Sprachen gliedert sich das Wort in Theile, dies der Unterschied von der ersten Klasse, diese Theile sind aber nicht fest zu zu einem Ganzen verschmolzen, dies der Unterschied von der folgenden Klasse, sondern das Wort ist noch eine Verbindung mehrerer Wortindividuen. —

Die erste Klasse zeigte uns strenge Worteinheit, es fehlte jedoch die lautliche Bezeichnung der Beziehung, in der zweiten Klasse wird die Beziehung und zwar oft eine höchst complicirte Beziehung durch angehängte Laute recht deutlich, aber auf Kosten der Worteinheit bezeichnet, jetzt bleibt nur noch ein drittes übrig: Bedeutung und Beziehung erhalten ihren lautlichen Ausdruck und die Einheit des Wortes wird dennoch gewahrt. Diese Stufe ist die höchste, sie entwirft das treueste Bild des geistigen Processes, des Denkens, in welchem ja auch Bedeutung und Beziehung sich innig durchdringen. Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniß der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen.*) Wir nennen diese Klasse die der flectirenden Sprachen. Sie stehen auf der Stufenleiter der Sprachen am höchsten, — denn sie streben alle grammatische Form mitunter bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben. Auch diese Sprachklasse ist mit der vorigen durch Uebergangsformen verbunden, namentlich bieten wesentlich agglutinirende Sprachen nicht selten einzelne flexionsartige Erscheinungen.

Wenn wir dieser Eintheilung gemäß mit Fug und Recht erwarteten,

---

*) W. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache etc. Einleitung S. CXXXVIII.

daß die Sprachen, die wir geschichtlich zu verfolgen im Stande sind, von der Einsilbigkeit zur Agglutination und endlich zur Flexion aufsteigen würden, so zeigt sich uns auf den ersten Blick gerade das Gegentheil. Denn je weiter zurück wir eine Sprache verfolgen können, desto vollkommener finden wir sie, so ist z. B. das Sanskrit reicher an Formen als das Lateinische, dieses wieder vollkommener als die romanischen Sprachen u. s. w. Es ist eine Erfahrung, daß es in historischen Zeiten mit den formellen Schönheiten der Sprachen nach und nach abwärts geht. Daß aber beim Beginn der Geschichte die Sprache bereits fertig sein muß, beweist eben ihr Entstehen vor der Geschichte und daher die Unmöglichkeit unsererseits, die Sprachbildung zu belauschen. Geschichte und Sprachbildung sind daher sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes. — Mit dem Eintreten der Geschichte schleift sich der Laut mehr und mehr ab, es fällt demnach der Verfall der Sprachen in die historische Zeit. Wir unterscheiden demnach zwei völlig gesonderte Theile, die vorhistorische oder Entwicklungsperiode und die historische Periode. Letztere zerfällt wieder in zwei bestimmt zu unterscheidende Epochen, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andere, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äußeren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. —

Die vorgeschichtliche Periode kann nur aus dem Wesen der vorhandenen Sprachen in etwas erschlossen werden. Eine solche Untersuchung liefert uns den Beweis, daß die Einsilbigkeit das Ursprünglichste war, daß dann erst Agglutination und endlich Flexion kam. Am frühesten in der Entwickelung blieben die einsilbigen Sprachen stehen. — Daß nicht alle Sprachen sich bis zur höchsten Stufe (Flexion) emporgeschwungen haben, dafür liefert uns die Natur selbst den besten Beweis darin, daß nicht alle organische Substanz sich zum animalischen Organismus entwickelt hat. — Auch im Verfallen der Sprache zeigt sich Regel und Gesetz. Je freier der Geist in der Geschichte sich entfaltet, desto mehr entzieht er sich dem Laute, in Folge dessen schleifen sich die Formen ab, alles irgend Entbehrliche fällt weg. Je reicher und bewegter nun die Geschichte eines Volkes erscheint, desto mehr büßt die Sprache von ihrer Vollkommenheit ein. —

Bei den höher organisirten, flectirenden Sprachen zeigt sich überdies, außer den durch die Lautgesetze im engern Sinne angerichteten Verheerungen, ein Streben nach Vereinfachung der grammatischen Form. Namentlich in den Bildungen der Declinationen und Conjugationen werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen (z. B. an Stelle der bestimmenden Endungen treten Artikel oder Fürwörter, amas, du liebst, homini, dem Menschen), je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt.

Daß diese Lautveränderungen mehr in den flectirenden, also den Sprachen der eigentlichen Culturvölker stattfinden, ließe sich wohl mit daraus erklären, daß, je gereifter sich der menschliche Geist fühlt, er desto zuversichtlicher die Brücken abwirft, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Hierzu gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden Reizes. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer, intellectueller Stimmung des Gemüthes, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Ebenso kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständniß bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Recht deutlich zeigt sich das stete Verändern der Laute in dem Verhältnisse von Buchstabenschrift und Aussprache. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß die Buchstabenschrift uns ein wesentlich richtiges Bild der Aussprache gebe, wie diese zur Zeit der Einführung oder Erfindung jener Schrift war.

Ehe wir nun mit der Betrachtung der einzelnen Sprachen beginnen, wollen wir noch Etwas darüber, in welcher Art und Weise wir eine jede behandeln, bemerken. Eine ausführlichere Besprechung werden diejenigen erfahren, welche gewissermaßen als Repräsentanten eines Sprachstammes gelten. Bei den meisten Sprachen haben wir die persönlichen Fürwörter, als diejenige Classe von Wörtern, in der sich die ältesten Sprachformen am besten erhalten haben, und das Präsens des Verbum sustantivum als Proben angeführt. Wo uns dies nicht möglich war, wie bei den afrikanischen, haben wir die Zahlwörter in den Kreis der Beobachtung gezogen.

Wenn auch die folgende Betrachtung der uns bekannten Sprachen weder auf Vollständigkeit, noch auf Ausführlichkeit Anspruch machen kann, so ist es jedoch ihr Bestreben von jeder einzelnen einen Begriff ihres grammatischen Baues, sowie ihrer Verbreitung zu geben. Im Allgemeinen haben wir dabei die Ansichten Wilh. v. Humboldt's, Schleichers, Prichards und Roons zu Grunde gelegt, während wir bei der Behandlung der einzelnen Sprachstämme und Sprachen den betreffenden Fachgelehrten gefolgt sind.

A. Isolirende Sprachen.

Zu den isolirenden oder einsilbigen Sprachen gehört das Chinesische und die Sprachen Hinterindiens. Es gilt hier das Prinzip, daß durch den Laut blos die Bedeutung und zwar einheitlich ausgedrückt wird, die Beziehung aber der Stellung jener Laute vorzüglich dem Accent überlassen bleibt. Dabei ist es durchaus nicht als eine Abweichung vom Princip anzusehen, daß sich Spuren von Zusammensetzung zweier solcher Laute finden, von denen dann einer die Beziehung ausdrückt. Denn bei einer solchen Verknüpfung zweier Worte ist der die Beziehung ausdrückende Laut als ein ursprünglicher Bedeutungslaut aufzufassen. Da nun die Bedeutungslaute wol aller Sprachen einsilbig sind, so müssen daher auch Sprachen, die nur die Bedeutung lautlich ausdrücken, einsilbig sein. Wir theilen sie geographisch in zwei Classen:

I. Chinesische Sprachen.

Sie werden verstanden in dem weiten Länderraum, der sich von dem West- und Nord-Rande des hinter-asiatischen Hochlandes nordostwärts durch die Mandschurei bis nach Kamtschatka, ostwärts bis nach Korea, Japan und zu den Philippinen, südwärts bis zur Straße von Malacca und bis Java ausdehnt. Die chinesische Sprache ist daher für ganz Hinterasien nicht nur die allgemein verbreitete Schrift-, sondern auch die Verkehrssprache, deren Verständniß hier den Austausch zwischen den Völkern verschiedenen Stammes bedingt.

Man unterscheidet, außer zahlreichen Mundarten,

1) die alt-chinesische Sprache (Ku-wen), die Sprache des Wu-King oder der klassischen Schriften und Monumente, die nicht mehr Volks-, sondern nur noch Schrift- und Gelehrtensprache ist, und in welcher die Schriften des Kongfutze geschrieben sind.

2) die neu-chinesische Sprache (Kuan-Hoa), der sogenannte Mandarinen-Dialekt, die gewöhnliche Umgangssprache. Sie hat sich zwar ebenfalls zur Schriftsprache erhoben, ist jedoch, als solche, bei den auf Gelehrsamkeit und höhere Bildung Anspruch machenden Classen außer Gebrauch.*)

3) die Schrift- oder Büchersprache (Wen-tschhang), die Sprache der Literatur, die aus einem Gemisch der alten und der jetzt üblichen Sprache besteht. Sie ist nicht so gedrängt, kurzgefaßt und vieldeutig als die alte, nicht so weitschweifig als die jetzt herrschende Sprache; und sehr verschieden, nachdem sie sich mehr oder weniger der älteren oder neueren Schreibart nähert.

Wir gehen jetzt zur nähern Betrachtung der chinesischen Sprache,

---

*) Vergl. W. Williams, das Reich der Mitte 2c. aus dem Englischen von Collmann (1852) I, 1 S. 449 — 589.

als der wichtigsten der isolirenden Sprachen, über, wobei wir auf das treffliche Werk von St. Endlicher, Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, Wien 1845 hinweisen.

In der chinesischen Sprache, als einer Sprache, welche nur die Bedeutung lautlich ausdrückt, sind die Worte ungegliederte, untrennbare Einheiten. Die strenge Durchführung dieses Princips resultirt daraus, daß nur die einfachste Gestaltung, die eine Silbe überhaupt haben kann, in der Sprache zulässig ist, nämlich die Verbindung eines anlautenden Consonanten mit einem vocalischen Auslaute.

Die Grammatik zählt 36 anlautende Consonanten, die sich aber, da manche Laute doppelt gerechnet zu sein scheinen, auf eine geringere Anzahl wirklich verschiedener Laute zurückführen lassen. Nur ein Consonant kann das Wort beginnen, Consonantengruppen kennt die Sprache nicht (tsch und andere Zusammensetzungen gelten als einfache). Manche unserer Consonanten fehlen im Chinesischen ganz, so r, d, b und andere. Manichfaltiger sind die Auslaute, da neben einfachem Vocale auch Diphthonge vorkommen und diesem noch ein i oder u oder beides zugleich vorgeschlagen, überdies der auslautende Vokal auf zweifache Art in einen Nasenlaut übergehen kann. Demnach entstehen Auslaute wie — iuan, — iang, — iao u. s. f. Da jedoch nicht alle Zusammensetzungen der Anlaute und Auslaute in der Sprache wirklich vorkommen, so besteht diese nur aus vierhundertundfünfzig Lautverbindungen. Der gesangähnliche Accent (es gibt fünf Arten der Betonung), der im Chinesischen eine mehrfache Aussprache jeder Silbe möglich macht, erweitert zwar bedeutend die Anzahl der Worte, deren Masse aber, da nicht jede Lautverbindung aller dieser verschiedenen Betonungen fähig ist, zu einer ziemlich geringen zusammenschmilzt. — Weil nun eine einzige Silbe oft sehr viele Bedeutungen in sich vereinigen kann, so muß demgemäß der Zusammenhang im Chinesischen nicht nur immer die Beziehung, sondern auch oft die Bedeutung an die Hand geben. Wie die gesprochene Sprache, die Umgangssprache, die durch die große Armuth des Wortvorraths bedingte Undeutlichkeit zu beseitigen sucht, werden wir noch besprechen; in der geschriebenen Sprache müßte, falls die Schrift eine rein phonetische wäre, die Vieldeutigkeit der Wörter dem Verständnisse sehr oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Nur Sprachen, bei denen der Grundsatz herrscht, daß die Verschiedenheit der Bedeutung einer Verschiedenheit im Laute entspreche, können und müssen eine phonetische Schrift haben, während hingegen Sprachen, wie die chinesische, bei denen eine einzige Silbe vielfache Bedeutungen in sich schließt, phonetisch geschrieben, in vielen Fällen rein unverständlich sein würde. Die Sylbe tscheu z. B. bedeutet u. a. Schiff, Wasserbecken, Deichsel, Flaum, Pfeil, Seidendecke u. s. w. Hier würde selbst in den meisten Fällen der Zusammenhang nicht ausreichen, um über *die Bedeutung* des Wortes endgiltig zu entscheiden. Hieraus folgt, daß

die chinesische Sprache gar keine Buchstabenschrift, keine rein phonetische Schrift haben kann; ihre Schrift muß nothwendiger Weise vor allem den Begriff, die Bedeutung an die Hand zu geben im Stande sein.

Es war daher auch im Anfange die chinesische Schrift eine reine Bilderschrift. Die Begriffszeichen bestanden in rohen Zeichnungen und Abbildungen von wirklichen Gegenständen, von Sonne, Mond, Berg, Baum, Fisch u. s. w. Ein Berg, auf dem ein Einsiedler ist, bedeutet Einsiedler; Mund und Vogel Gesang, Hand und Besen Hausfrau; Ohr und Thür Hören; Wasser und Auge Thränen u. s. w. Erst später fing sie an, auch den Laut neben der Bedeutnng wenigstens einigermaßen zu berücksichtigen. Sie besitzt für jede Bedeutung ein besonderes Zeichen, die Schrift ist also durchaus verständlich und bestimmt; derselbe Satz, der gesprochen vielleicht eine Menge von Deutungen zuläßt, wird geschrieben nur eine einzige darstellen, weil für jede der vielen Bedeutungen, die eine Silbe haben kann, die Schrift ein bestimmtes, von andern streng geschiedenes Zeichen besitzt. Solcher Schriftzeichen hat nun das Chinesische gegen 50,000, von denen aber nur eine geringe Anzahl in gewöhnlichem Gebrauch ist. Beim Schreiben setzt man dieselben senkrecht unter einander und die dadurch entstandenen Reihen folgen sich von der Rechten zur Linken. Die Schriftzeichen sind:

a. reine Bilder, also Begriffs- und Lautzeichen zugleich, wie z, B. ⊙ Sonne; ☽ Mond; ⊙☽ (Sonne und Mond zusammen) Glanz; ∸ oben; —̣ unten; ф Mitte; — Eins; ═ Zwei; u. s. w. — Diese, in der ältesten Gestalt noch wohl erkennbaren Figuren haben sich jedoch im Laufe der Zeit sehr verändert, so daß sie in der heutigen Schrift meist nicht mehr zu erkennen sind; den mitgetheilten Bildern z. B. entsprechen die heutigen Schriftzeichen: 日 jĭ (nach französischer Aussprache) Sonne; 月 iuĕ Mond; 明 ming Glanz; 下 scha'ng oben; 上 hià unten; 中 c'ung Mitte; — ĭ Eins; ‾ eùl Zwei.

b. die chinesische Schrift besteht größtentheils aus sogenannten Schriftcharakteren, das sind Zeichen, welche zusammengesetzt sind aus einem Lautzeichen (phonetisches Element), und aus einem Begriffszeichen (ideographisches Element), durch welches letztere der dem Laute zukommende Begriff bestimmt wird. Bilder werden auch zu Begriffszeichen verwendet, so daß demnach die Schriftcharaktere aus zwei Bildern bestehen, von denen jedes für sich genommen einen bestimmten Gegenstand darstellt und einen bestimmten Laut bezeichnet, also sowohl Begriffszeichen als Lautzeichen ist. Ein jedes dieser Bilder verliert nun in der Zusammensetzung einen dieser beiden Werthe. Indem das eine den Werth als Begriffszeichen aufgibt und nur als Lautzeichen dient, ist das phonetische, während wenn das andere aufhört, ein Lautzeichen zu sein und allein seinen Werth als Begriffszeichen beibehält, das ideographische Element vorherrschend. Das vorhin erwähnte, vieldeutige Wort tscheu z. B. wird nur in der Bedeutung Schiff mit einem Bilde

geschrieben, 舟 welches also zugleich Laut- und Begriffszeichen ist. In andern Bedeutungen nun dient es blos als phonetisches Element, gibt also dem Zeichen, mit dem es zusammengesetzt wird, den Laut tscheu, aber verliert die Bedeutung Schiff; während die andern hinzutretenden Bilder ihre lautliche (phonetische) Geltung aufgeben, dem Schriftcharakter aber die bestimmte Bedeutung verleihen, so z. B. das eben angeführte Bild tscheu, Schiff, mit dem Bilde 車 kiu Wagen würde 車舟 aussehen, tscheu ausgesprochen werden und „Deichsel" bedeuten. Die Vieldeutigkeit jenes Wortes ist also in der Schrift vermieden und für jede Bedeutung ein ganz bestimmtes Zeichen vorhanden. Manche Lautzeichen ändern auch ihren ursprünglichen Laut mehr oder weniger, selten jedoch ganz und gar in Verbindung mit gewissen Begriffszeichen, so daß ein Lautzeichen mehr als einen phonetischen Werth besitzen kann. In vielen Fällen sind nun die Lautzeichen aus der Menge der gleichlautenden Zeichen mit Rücksicht auf die ihnen ursprünglich innewohnende Bedeutung gewählt. Alle Schriftzeichen nun können für sich genommen, abgesehen von ihrer Bedeutung, als Lautzeichen angewendet werden, nur so vermag der Chinese fremde Wörter in seiner Sprache auszudrücken, z. B. ing — ki — li Englisch ist aus lauter chinesischen Wörtern zusammengesetzt, die in dieser Verbindung ihre Bedeutung verlieren; auf eine ähnliche Art benutzen andere Völker (Japanesen und andere) die chinesischen Schriftzeichen, um ihre Sprachen schriftlich darzustellen.

Die Beziehung der chinesischen Schrift zum Laute ist also demnach äußerst gering, bei allen Bildern gleich Null und bei den Schriftcharakteren eine so unsichere, daß an ein Lesenlernen im Sinne anderer Sprachen nicht im Entferntesten gedacht werden kann. Die Aussprache steht zur Gestalt der Charaktere in so gut als gar keinem Verhältnisse, sie läuft unabhängig von derselben neben den Schriftzeichen her. Selbst Jahrtausende alte Schriftdenkmäler vermögen uns also über die Lautveränderungen, welche die Sprache seitdem erfahren hat, nicht die geringste Auskunft zu geben. Während man in den Sprachen, die sich einer alphabetischen Schrift bedienen, leichter lesen, als das Gelesene verstehen lernt, so ist es im Chinesischen dagegen sehr gewöhnlich, daß man einen Satz vollkommen richtig zu verstehen im Stande ist, die phonetische Geltung einzelner Charaktere, von welchen uns die Umschreibung in abendländischer Schrift ein überdies nur sehr unvollkommenes Bild gibt, aber nicht gegenwärtig hat. Ja man kann es sogar dahin bringen, fließend zu übersetzen, ohne auch nur ein Wort aussprechen zu können. Wären die älteren, leichter erkennbaren Bilder noch im Gebrauche, so würde es dem Anfänger noch viel häufiger widerfahren, daß die Bedeutung der Bilder ihm fester im Gedächtnisse bleibt, als die Aussprache derselben. — Die wenigen Wörter oder Silben der chinesischen Sprache sind nun keiner Abänderung in Laut oder Schrift fähig, die Redetheile sind nicht gesondert; von einer Formen-

lehre kann demnach keine Rede sein, die Beziehung wird dem Principe nach nur durch die Stellung der Worte ausgedrückt, die chinesische Grammatik ist also nur Syntax. Hiernach kann also jedes Wort verschieden als jeder beliebige Redetheil, als Nomen, Verbum, Partikel auftreten.

Da die gesprochene Sprache so sehr wortarm ist, kommen natürlich Undeutlichkeiten im Ausdrucke öfters vor. Abel-Rémusat, essai sur la langue et la litterature chinoise. p. 56. f. berichtet, daß es im Falle von Unverständlichkeit durchaus nicht gegen den guten Ton chinesischer Etiquette verstoße, sich eine genauere Bestimmung des vieldeutigen Wortes zu erbitten, die dann in der Weise erfolgt, daß an der Stelle des einfachen Wortes zwei zusammengesetzt werden, deren eines auf irgend eine Weise die Bedeutung des anderen näher zu bestimmen geeignet ist. Da von solchen Zusammensetzungen die Umgangssprache häufigen Gebrauch macht und namentlich die synonymen Composita so charakteristisch für den Genius der chinesischen Sprache sind, so wollen wir hier ein Beispiel davon anführen. Das Wort taó bedeutet rauben, erreichen, umstürzen, bedecken, Fahne, mit Füßen treten, Getreide, führen, Weg; das Wort lú abwendig machen, Wagen, Edelstein, Thau, Seerabe, Name eines Flusses, schmieden, Art Bambus, Weg. Das zusammengesetzte Wort taó-lú kann aber nur Weg bedeuten, da ja die Silben taó und lú nur in der Bedeutung Weg zusammenstimmen.

Daß Geschlecht, Zahl, Fall u. s. w. nicht an den Worten selbst bezeichnet werden, ist nach dem Ausgeführten selbstverständlich. Man umschreibt sie durch Worte, welche Mann, Frau, Menge u. s. w. bedeuten, z. B. tschung jin Masse Menschen d. i. Leute; nan tsè Mann Kind d. i. Sohn; 'niu tsè Weib und Kind d. i. Tochter u. s. f. Der Genitiv kann durch eine Partikel tschi oder tĭ bezeichnet werden, welche zugleich Relativpronomen ist, also min (Volk) lĭ (Kraft) oder min tschi (tĭ) lĭ, die Kraft des Volkes. Auch zur Bezeichnung des andern Kasus bedient man sich besonderer Wörter. Auch andere Beziehungen werden auf ähnliche Weise ausgedrückt z. B. der Superlativ, pĕ fu tschi tĕ hundert Mann (als Genitiv aufzufassen) gut, d. h. der beste unter allen Männern u. s. f. Auch das Zeitwort wird nur durch seine Stellung im Satze als solches erkannt und unterscheidet sich in Nichts von den übrigen Wörtern; Passiv und Activ unterscheiden sich durch die Stellung oder ersteres wird umschrieben, z. B. kian paó, sehen Schutz, d. i. beschützt werden; ähnlich verhält es sich auch mit Modus und Tempus, die meist aus dem Zusammenhang erkannt werden, oder denen andere Wörter zur nähern Bestimmung beigegeben werden. So wird z. B. das Präteritum auf die verschiedenste Weise bezeichnet; durch pa, aufhören, was die Unterbrechung einer Thätigkeit ausdrückt, durch liaò, durch konó; das Futurum wird durch yaò, tsiang, hoeï, bezeichnet z. B. hoeï kiang, du wirst reden, yao chouĕ, du wirst dich

ausſprechen. Perſon und Zahl werden am Zeitwort nicht bezeichnet. Um eine richtige Vorſtellung vom Chineſiſchen zu erhalten, muß man ſich alle Worte als reine Wurzeln denken und unſere Unterſchiede der Wörter ja nicht mit hineintragen wollen.

Sollten wir nicht vom Standpunkte unſerer, in jeder Beziehung ſo biegſamen und durch Gedanken ſo richtig wiedergebenden Sprachen die chineſiſche in ihrer ſtarren Einſilbigkeit für die unvollkommenſte unter allen halten? Hierauf giebt uns der große Sprachforſcher Wilhelm von Humboldt in ſeiner Einleitung zur Kawiſprache die beſte Antwort S. CCCXXXIX f. Er ſagt: „Sie beſitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit und übt eine, wenn gleich einſeitige, doch mächtige Einwirkung auf das geiſtige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühern wiſſenſchaftlichen Bearbeitung und reichen Literatur ſuchen. Offenbar hat aber die Sprache ſelbſt, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu dieſen Fortſchritten der Bildung weſentlich mitgewirkt. Zuerſt kann ihr die große Conſequenz ihres Baues nicht beſtritten werden. Alle andern flexionsloſen Sprachen, wenn ſie auch noch ſo großes Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin ſtehen. Die Chineſiſche führt, indem ſie gänzlich dieſen Weg verläßt, ihren Grundſatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verſtändniß alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterſtützung bedeutſamer Laute, darauf hin, die verſchiedenen formalen Verhältniſſe ſtrenger zu beachten und ſyſtematiſch zu ordnen.

Endlich wird der Unterſchied zwiſchen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiſte dadurch von ſelbſt um ſo mehr klar, als die Sprache, wie ſie das Ohr vernimmt, bloß die materiell bedeutſamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältniß, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch dieſe faſt durchgängige lautloſe Bezeichnung der formellen Beziehungen unterſcheidet ſich die chineſiſche Sprache, ſoweit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen in einer innern Form Verſchiedenheit zuläßt, von allen andern bekannten. Man erkennt dies am deutlichſten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen verſucht. — Ihr charakteriſtiſcher Vorzug liegt in ihrem, von den andern Sprachen abweichenden Syſteme, wenn ſie gleich eben durch daſſelbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geiſtes, den Sanskritiſchen und Semitiſchen Sprachen nachſteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muß zugleich, und ſogar hauptſächlich, die Rückwirkung ins Auge faſſen, welche dieſer Mangel nothwendig auf den Geiſt ausübt, indem er ihn zwingt, dieſe Beziehungen auf feinere Weiſe mit den Worten zu *verbinden*, und doch nicht eigentlich in ſie zu legen, ſondern wahrhaft in

ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, daß im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln."

II. Die hinterindischen Sprachen.

Wir theilen die hierher gehörigen Sprachen in zwei Gruppen:

1) Die Gruppe der Anam-Sprachen. Ihr Gebiet ist der ganze südöstliche Theil der östlichen Halbinsel Hinterindiens, mit Ausnahme der Küstenlandschaft Champa. Sie werden gesprochen von den Tonkinesen, den Cochinchinesen und dem die Provinz Kambodscha bewohnendem Volke und wahrscheinlich auch von den Miao tse (d. i. Kinder des Bodens), den noch unbezwungenen Bergvölkern der chinesischen Provinz Kueitscheu. Diese hinterindischen, vor allen die Anam-Sprachen sind die unentwickeltsten und formlosesten, die es überhaupt gibt. Sie bestehen aus lauter einsilbigen Wurzeln und haben gar keinen Bau; der Satzbau ist ein Abbild des niedrigsten mechanischen Vorganges, da ja alle grammatischen Beziehungen und Unterscheidungen fehlen.*)

2) Die westliche Gruppe. Zu ihr ist zu rechnen die Sprache der Siamesen, der Laos, der Birmanen (richtiger wohl nach W. v. Humboldt, Einleitung zur Kawi-Sprache S. CCCL. Barmanen, da sie sich selbst „Mranma" oder „Mramma" nennen, was „Byamma" ausgesprochen wird), der Peguaner und der Ruk'heng-Barmanen. Ist nun zwar die heilige oder Gelehrtensprache dieser Völker das Pali, also eine Schwestersprache des Sanskrit, so gehört ihre Umgangssprache doch sicher zu den einsilbigen, obwohl die Verwandtschaft mit dem Chinesischen bis jetzt wenigstens noch dahin gestellt bleiben muß, während auf der andern Seite das Barmanische schon eine Art von Uebergang zu den agglutinirenden Sprachen bildet.**) Dasselbe gilt von dem hier noch anzuführenden Tibetanischen, dessen ausgebildetster Dialekt, die Sprache von H' lassa, Schrift- und zugleich Kirchensprache aller mongolisch-buddhaistischen Völkerschaften Hinter-Asiens ist und ein dem Devanagari ähnliches Alphabet besitzt. Die tibetanische Sprache erscheint als ein Verbindungsglied zwischen den tatarischen Sprachen und der chinesischen. Das persönliche Fürwort lautet:

*) Steinthal, Klassifikation der Sprachen S. 85.

**) W. v. Humboldt, Einleit. zur Kawi-Sprache S. CCCLXXXVI.

Nom. nga, ich; khyed, du; kong, er

Gen. nga-rang-gi, meiner; khyed-rang-gi, deiner; kho-rang-gi, seiner.

B. Agglutinirende Sprachen.

Diejenigen Sprachen, welche die große Kluft zwischen der völligen Nichtbezeichnung der Beziehung und der Flexion ausfüllen, lassen sich in zahlreiche Unterabtheilungen zerfällen. Wenn, wie wir bereits in der Einleitung bemerkten, unter Agglutination das lose Anfügen der Beziehungslaute an den Bedeutungslaut verstanden wird, so gibt es jedoch Sprachen, welche in diesem Anfügen an den Bedeutungslaut mehr oder weniger die Grenzen der bloßen Beziehung überschreiten, ja sogar selbstständige Bedeutungslaute der Verbalwurzel zusetzen und so einen ganzen Satz in ein Wort zusammenzufassen im Stande sind, wie z. B. die amerikanischen. In die Klasse der agglutinirenden Sprachen gehören die meisten Sprachstämme, als die japanischen Sprachen, der malayische, afrikanische, tatarische, finnische, kaukasische Sprachstamm, die baskischen, die amerikanischen Sprachen und der dekhanische Sprachstamm.

I. Die Sprachen der Japaner, der Koreaner und der Ainos.

1. Die japanische Sprache.

Sie ist nicht nur in ihrem Wörterschatze, sondern auch im grammatischen Baue gänzlich verschieden von dem Chinesischen, von dem es nur Wörter, die durch die Fortschritte in den Künsten und der Civilisation bedingt sind, entlehnt hat. Es ist eine vielsilbige Sprache und ihre Wörter werden zusammengesetzt, auch sind sie keineswegs ganz ohne Flexion. Die Verba haben verschiedene Tempora, Modus, Aktivum und Passivum, welche durch wirkliche Inflexionen hervorgebracht werden, lassen jedoch keine Veränderungen in Bezug auf Numerus und Person zu, z. B. aru, ich bin, atta, ich bin gewesen, arò, ich werde sein, are, sei, areba, indem ich bin, araba, wenn ich wäre; fuka, tief, fukai, es ist tief, fuka-k-atta, es ist tief gewesen, fuka-k-arò, es wird tief sein, fuka-k-are, es sei tief, fuka-k-areba, indem es tief ist, fuka-k-araba, wenn es tief wäre. Im Japanischen sind die nackten Stämme der Verba größtentheils Substantiva: motome, Erwerb, motomuru, ich erwerbe, motomete, ich habe erworben, motomea, ich werde erwerben, motomejo, erwirb, motomureba, indem ich erwerbe, motomeba, wenn ich erwerbe, motomururô, ich kann erwerben. Die Verschiedenheit des Japanischen vom Chinesischen beweise noch Folgendes:

Chinesisch.	Japanisch.
sen nin, guter Mensch.	jo fito, guter Mensch.
chi, Erde.	tsutsi, Erde.
ghe ten, ich steige vom Himmel.	ame-jori kudaru, Himmel von ich steige.

Es sind hierbei die chinesischen Wörter geschrieben, wie die Japaner sie aussprechen. Sie sprechen statt thian, Himmel, ten, statt jin, Mensch nin u. s. w.

Eine entschiedene Aehnlichkeit findet sich zwischen der japanischen und derjenigen Sprache, welche auf den Lieu-kieu oder Loo-koo Inseln gesprochen wird.

---

2. Die koreanische Sprache.

Sie hat viele Wörter aus dem Chinesischen entlehnt, ist aber wieder wesentlich davon verschieden. Das Grundwerk des Wörterschatzes ist eigenthümlich, doch gibt es viele Wörter, welche diese Sprache mit einigen des nördlichen Sibirien gemein hat.*) Die reinen koreanischen Wurzeln sind oft zwei- oder vielsilbig, wie hanol, Himmel; kulom, Wolke; pulami, Wind; salamî, Mann. Die Substantive haben kein Genus und keinen Numerus, sondern bilden den Plural entweder durch Wiederholung oder durch pluralisirende Partikeln, die Casus werden durch Suffixa gebildet.

---

3. Die Sprache der Ainos.

Die Ainos bewohnen den südlichen Theil der zu Japan gehörenden, längs der Küste der Mandschurei sich erstreckenden Insel Karafta oder Sachalin, sowie die Insel Jesso. Ihre Sprache zeigt zwar einige wenige Aehnlichkeiten mit andern nordasiatischen Sprachen, steht aber im Ganzen sehr vereinzelt. Manche Wörter sind lang und vielsilbig; die Zahlwörter sind sehr eigenthümlich.

II. Der malayische Sprachstamm.

Die Inseln des großen Oceans bieten eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Bewohner und ihrer Sprachen dar. Die ersteren sind entweder negerfarbig, größtentheils mit krausem Wollhaar, wild und der Civilisation abgeneigt, oder bald heller, bald dunkler olivenfarbig, mit langem glattem Haar, sanftmüthig, und in Sitten- und Kunstfertigkeiten zu einem hohen Grade menschlicher Bildung gelangt. Beide befinden sich entweder in gemeinschaftlichem Besitz einiger Inseln, wie auf Borneo, den Philippinen und anderwärts, oder nehmen jede für sich Inseln und Continente allein ein, die schwarze Race Neuholland und einige nördlich

*) Klaproth, Nouv. Journ. Asiat. 3.

davon gelegene Inseln, die olivenfarbige die übrigen zahllosen größern und kleineren Eilande, auf denen zum Theil aber die schwarze erst später untergegangen zu sein scheint. Die weißere ist überall die zahlreichere und bei gemeinschaftlichem Besitz die herrschende, die schwärzere die geringere an Zahl und die in das Innere und die Gebirge zurückgedrängte. Von den Sprachen der schwarzen Race besitzt man bis jetzt nur eine sehr geringe Kenntniß. Alle bisher bekannt gewordenen Sprachen der olivenfarbigen Race aber verrathen, von dem westlichsten Punkte, Madagascar, bis zum östlichsten, der Osterinsel, und von Süden nach Norden bis zum asiatischen Festlande, und im freien Meere bis zu den Sandwich-Inseln hin, eine, auch bei flüchtiger Vergleichung unverkennbare Gleichförmigkeit. — Der Name „Malaye" bezieht sich ursprünglich ganz allein auf die braunen Bewohner der Halbinsel Malakka. Obwohl nun diese eigentlichen Malayen blos eine einzelne, und zwar eine sehr bestimmt und charakteristisch ausgeprägte, ethnographische Erscheinung bilden, so ist ihr Name doch gewiß nicht allein darum zum Collectiv-Namen geworden, daß sie, wegen der geographischen Lage ihrer Heimath, unter allen malayischen Völkerschaften am längsten und frühesten bekannt geworden sind, — sondern vielmehr d a r u m, daß sie den lebendigsten, nachbarlichen Verkehr sowohl mit den Stammesgenossen, als mit andern Völkern unterhalten; daß sie, durch ihre Unternehmungsluft und Rastlosigkeit, ihren Handelsgeist und kriegerischen Sinn, in die ganze Inselwelt des indischen Oceans, den sie fortwährend und in allen Richtungen, als Handelsleute, Krieger oder Seeräuber, durchschwärmen, eine lebendige, frische Bewegung gebracht haben, daß sie daher auf allen Küsten heimisch sind, überall ihre Kolonien haben, und so in der That das gemeinsame, das nothwendige Bindemittel für alle verwandten Völkerschaften jenes Inselmeeres geworden sind. Aus sprachlichen Gründen nun dehnt W. v. Humboldt den Namen Malayen über die ganze Südsee aus, und man kann nicht läugnen, daß, wenn einst der noch zweifelhafte linguistische Zusammenhang aller braunen und Negrito's-Völkerschaften nachgewiesen werden sollte, der Name „Malayen" als Collectiv-Benennung allen übrigen vorzuziehen wäre, noch dazu, weil er mit der Bezeichnung des Racencharakters zusammenfällt.

Indem wir nun zur nähern Betrachtung der malayischen Sprachen übergehen, bemerken wir, daß sie fast alle zu ein und demselben Stamme gehören, was sich sowohl aus der Gleichheit der Wörter und Wurzeln, als aus der des grammatischen Baues ergibt. Folgende Sprachen sind es, die wir vorzüglich berücksichtigen werden: Malayisch im engern Sinne, Javanisch, Bugis, Madecassisch, Tagalisch, Tongisch, Neu-Seeländisch und Hawaiisch. —

Vergleichen wir zuvörderst einige Wörter, um daraus die merkwürdige Uebereinstimmung dieser Sprachen zu ersehen. Wir wählen dazu *die Wörter*; sterben, Frucht, Jahr, warm und Feuer, sowie die Zahlen:

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.	Tagalisch	Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
Sterben:	māt	mati	mate	matte	matay	mate	máte	mate	make
Frucht:	buah	woh	buwa	voha	bonga	fooa		hodu	hua
Jahr:	tāun	tahun	taung	taun	taon	tow			makahiki
Warm:	pānas	panas	mapöla	marfanne	mabanas	mafanna	mahána	mahana	mahana
Feuer:	āpi	hapi	api	affe	apuy	afi	ahi	auahi	ahi
1.	sa	sa	sedi	isa	ysa	taha	tāhi	tahi	kahi
2.	dūa	loro	duwa	roua	alaua	ua	dūa	rua	lua
3.	tīga	tiga	tölu	telou	tatlo	tolu	tōdu	toru	kolu
4.	ampat	papat	öpak	effatch	apat	fa	wā	eha	ha
5.	līma	lima	lima	limi	lima	nima	dīma	rima	lima
6.	anam	nem	önöng	enem	anim	ono	ōno	fene	ono
7.	tūjuh	pitu	pitu	fitou	pito	fitu	wītu	hitu	hiku
8.	salāpan	wolu	aruwa	valou	ualo	walu	wādu	waru	walu
9.	sambīlan	sangu	asera	sivi	siyam	hiwa	īwa	iwa	iwa
10.	sa-pūluh	sa-puluh	sö pulo	poulou	polo	fulu	ūdu	huru	umi

Auch der grammatische Typus aller hier verglichenen Sprachen ist insofern derselbe, daß sie alle zu einem und ebendemselben grammatischen System gehören, und ihre sehr großen eigenthümlichen Verschiedenheiten des grammatischen Baues sämmtlich innerhalb dieses Systems liegen. Die malayischen Sprachen haben sämmtlich ein an Lauten beschränktes Alphabet, ihr Silbenbau ist einfach und die Mehrsilbigkeit der Wörter gewöhnlich. In der verbundenen Rede bleiben die Grundwörter insofern ganz unverändert, als ihnen weder durch Anheftung, noch durch Beugung eine Veränderung widerfährt. Wenn sie auf diese Weise weder entschieden zu den Flexions-, noch zu den Agglutinations-Sprachen gehören, und ihre Bildungs-Methode, ihr Mangel an Declination und Conjugation, an den hauptsächlichsten grammatischen Mitteln — durch welche in anderen Sprachen das Verständniß der Rede bedingt wird, — sie zu der Weise der chinesischen Sprache hinüberzieht: so unterscheiden sie sich doch von dieser dadurch, daß die grammatischen Veränderungen, weniger durch den Gebrauch von Partikeln, nicht sowohl durch eine strenge Wortfügung und die scharfe charakteristische Sonderung und Scheidung der einzelnen Wörter des Satzes, als vielmehr durch Verbindung der Wörter, mittelst vor-, nach- oder zwischengesetzter nüancirender Affixa, zuweilen auch durch Silbenverdoppelung, auf eine sehr künstliche und sinnvolle Weise angedeutet werden. Sie bilden somit, wenn man blos die Sprachbildungsmethode im Auge hat, die Vermittelung sowohl zwischen dem chinesischen und sanskritischen, als zugleich zwischen diesen beiden und dem amerikanischen Sprachbau. — Einer andern Eigenthümlichkeit dieser Sprachen muß noch gedacht werden, weil sie zugleich für den Volkscharakter bezeichnend ist. So beschränkt nämlich die Zahl der Laute in diesen Sprachen, so unermeßlich ist dagegen der Wortreichthum derselben. Sie haben für einen und denselben Begriff immer eine Menge von gleichbedeutenden Ausdrücken, so daß sie — wie sie wirklich bei irgend einer Veranlassung, z. B. einem Unglücksfalle, beim Tode eines Fürsten u. s. w., zu thun pflegen — alle auf ein gewisses Ereigniß hindeutenden und bisher vorzugsweise im Gebrauch gewesenen Wörter verbannen können, ohne dadurch zu neuen Wortbildungen gezwungen zu sein. Es liegen nämlich diesen, schon in ihrem jetzigen Zustand, wie W. v. Humboldt sagt, so alterthümlich erscheinenden Sprachen sichtbar frühere, zum Theil schon wieder untergegangene Mundarten zum Grunde. Dies sind die sogenannten „heiligen Sprachen" der Tahitier, der Bugis u. a., die jetzt, wie das Kawi, durchaus unverständlich sind, aber doch einst gesprochen worden sein müssen.

In den malayischen Sprachen unterscheidet man zwei Gruppen, die westliche oder die malayischen im engeren Sinne und die östliche oder die polynesischen Sprachen.

1.) **Die westliche Gruppe**, von Madagaskar bis zu den *Philippinen.*

a. die malayische Sprache. Sie wird gesprochen in der Landschaft Menangkabar auf Sumatra, der Halbinsel Malakka, in der Küstenlandschaft Champa und zerstreut auf allen Inseln und Küsten des indischen Meeres, wo sie als Handelssprache bekannt ist. — Diese Sprache hat nicht die Menge abgerissen dastehender Partikeln der Polynesischen, und daher nicht den lallenden Kindheitscharakter dieser Sprache. Sie besitzt nur wenige, aber zur Worteinheit durch Buchstabenveränderung verbundene Affixa. In der Flexionslosigkeit übertrifft sie beinahe die Schwestersprachen, und die Einfachheit ihrer Grammatik, der es doch darum weder an Bestimmtheit, noch Gewandtheit fehlt, ist größer, als die der Persischen und Englischen, obgleich sonst diese drei Sprachen jede in ihrem Stamme ganz und gar dieselbe Stelle einnehmen Bei dieser grammatischen Beschaffenheit ist sie vorzugsweise fähig, wie sie es seit Jahrhunderten ist, die Verbindungssprache zwischen Menschen höchst verschiedener Wohnsitze zu sein. Die malayische Sprache ist zugleich eine gelehrte Sprache, auf deren Literatur indische Bildung und Wissenschaft eingewirkt haben. Aber ihr Bau* bleibt immer unvollkommner und dürftig und zeugt weniger, als der ihrer, in anderer Rücksicht roheren Schwestersprachen, von den befruchtendeu Walten des Bewußtseins des grammatischen Typus und der lebendigen Geschäftigkeit lautbildender Phantasie. Ungeachtet ihrer Einfachheit besitzt aber doch die malayische Sprache eine sehr künstliche Bildungsmethode in Absicht der Quantität der sich durch Affixa, oder durch Reduplication verlängernden Wörter.

b. die javanische Sprache auf der Insel Java und den kleinen Nachbar-Eilanden zerfällt in drei Mundarten, die Volkssprache oder niedere Sprache (Ngoko) die höfliche ceremonielle Mundart, das Hochjavanische (Kromo), und endlich die alte mystische Sprache, das Kawi.

Die höfliche ceremonielle Mundart (Kromo) findet in keiner asiatischen Sprache ihres Gleichen. Es scheint bei der Bildung dieser Sprache die Hauptabsicht gewesen zu sein, jedes Wort darin zu vermeiden, das durch zu häufigen Gebrauch bereits vulgär geworden, und umgekehrt, sich vorzüglich solcher Wörter zu bedienen, von denen dies nicht der Fall war. Man borgte zu diesem Behufe sogar Worte aus fremden Sprachen und benutzte manche aus dem Volksdialekt, indem man deren Endungen veränderte. Die ceremonielle Mundart ist weniger die Sprache des javanesischen Hofes, als die der Höflinge, da die javanesischen Fürsten stets in der Volkssprache mit einander verkehren und zu ihren Untergebenen reden, während sie selbst ausschließlich in der ceremoniellen Sprache angesprochen werden. — Im Briefstil wird stets der ceremonielle Dialekt gebraucht, sogar wenn ein Vorgesetzter an einen Untergebenen schreibt, in Büchern bedient man sich willkürlich bald der ceremoniellen, bald der Volkssprache.

Die häufigste Art und Weise, Worte aus der Volkssprache in die

ceremonielle Mundart zu übertragen, besteht darin, daß man die gedehnten, breitklingenden Vocale (gemeiniglich den Endvocal und zuweilen den mittlern, niemals aber den zu Anfang eines Wortes) durch einen scharfen, kurzen ersetzt. So z. B. heißt „sitzen" im Volksdialekt „lunguh" und wird im ceremoniellen Dialekt in „lungak", langah und lingih verwandelt, je nachdem man eine mehr oder minder hohe Person anredet, indem die Vocale meist in folgender Reihenfolge gebraucht werden: u, o, a, â, e, i. Ebenso erscheint die Endung eines Wortes in s, ng und tan als Achtung beweisend. Auf solche Weise wird im Gespräche des Mannes aus dem Volke mit dem Höhergestellten aus marieho, Pfeffer, mariyos; das vulgäre priyai, Häuptling, wird zu priyantan; kayú, Holz, verändert sich in kajang. Sogar die Namen von Orten erleiden eine Aenderung, wenn sie in der Rede oder Schrift eines Untergebenen an einen Vorgesetzten gebraucht werden. Es würde z. B. wenig Lebensart beweisen, gegen einen Höhergestellten die gewöhnlichen Namen der Städte: Cheribon, Garsik, Solo u. s. w. anzuwenden; der mit den Formen seines Landes wohl vertraute Javanese wird sich in einem solchen Falle der Worte Grage, Tandas und Surakarta bedienen. Die ceremonielle Mundart Java's steht in demselben Verhältnisse zur Volkssprache, wie das Sanskrit zu den heutigen Sprachen Hindostans.

Das Kawiidiom, jener dunkle, mystische, alte Dialekt, wird auf der Insel Bali und der Insel Lomboc noch immer von Priestern gesprochen, auf Java ist es eine todte Sprache, die nur noch in alten Inschriften und Manuscripten gefunden wird. Der Name der Sprache rührt angeblich von „Jawi" (verfeinert) her, im Gegensatz zur vulgären oder Volkssprache, und auch hier sehen wir den Endvocal a in i verwandelt, um das vulgäre Wort „Jawa" fähig zu machen, in die Sprache der Priester und Schriftgelehrten aufgenommen zu werden. Nach W. v. Humboldt's Meisterwerk ist das Kawi eine malayische Sprache, die den Einfluß des Sanskrit erfahren hat.

Das Javanische hat viele Wörter aus dem Sanskrit, dem Arabischen und der Telingasprache entlehnt, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der Religion und des Handels. Die größte Zahl der fremden Wörter ist nach den neuesten Forschungen Sanskrit.

c. Die tagalische Sprache auf den Philippinen. Bei dieser Sprache glaubt man anfangs in ein ganz neues Gebiet zu kommen. Sie besitzt lange und künstlich gebildete Formen und hat eine schwer zu übersehende, verwickelte Grammatik. Bei genauerer Untersuchung findet sich jedoch dasselbe System der malayischen Sprachen wieder, Flexionslosigkeit in Declination und Conjugation, und Andeutung der grammatischen Verhältnisse durch abgesonderte Partikeln. Die Methode der nuancirenden Affixa ist so weit, als immer möglich, getrieben; es gibt allein siebzehn Modificationen des Zeitwortes, deren jede ihr Aktivum und Passivum besitzt, und die man, um sich einen Begriff davon zu bilden, noch am

besten mit den Arten des arabischen Zeitwortes vergleichen kann. Jedes Zeitwort geht nun nach einer dieser siebzehn Conjugationen. — Uebrigens scheint der tangalischen Sprache die Verknüpfungsmethode im malayischen Sprachstamm allein eigenthümlich zu sein.

d. Die madecassische oder malecassische Sprache auf der Insel Madagascar. Sie ist die allein herrschende, blos in verschiedene, jedoch höchst verwandte und gar nicht als eigene Sprache anzusehende Mundarten getheilte Sprache. Im grammatischen Bau ähnelt sie sehr dem Tangalischen. Sie unterscheidet das Hauptwort durch einen Artikel, hat im Fürwort für die Casus obliqui eine andere Form, als für den Nominativ, bildet regelmäßige Affixa derselben und besitzt verschiedene Formen für die größere oder geringere Allgemeinheit, in welcher die erste Person der Mehrheit genommen werden soll. Einzelne Conjugationen des Tangalischen trifft man im Madecassischen wieder. Eine Literatur hat wahrscheinlich Madagascar nie besessen. Eine solche stammt in diesem ganzen Inselmeer wol nur aus Indien her. Von eigner Schrift findet sich ebenfalls keine Spur.

e. Die Bugis-Sprache auf Celebes. Diese noch wenig erforschte Sprache ist dadurch so merkwürdig, daß sie einen noch einfacheren Silben- oder Wortbau, als die Tagalische zu verrathen scheint, und doch zugleich eine ausgedehnte Literatur in der einheimischen Sprache besitzt. Die Silben scheinen fast blos einfache, nur consonantisch beginnende zu sein. Im grammatischen Bau scheint sie den Charakter des Tagalischen und Javanischen an sich zu tregen.

2) Die östliche Gruppe oder die Sprachen der Südsee. Zu diesen gehören höchst wahrscheinlich alle die zahlreichen Völker, welche auf der sogenannten äußeren australischen Inselreihe, sowie auf den Marianen, den Sandwich-Inseln, auf Neu-Seeland und (vielleicht) auf den Hebriden wohnen. Möglicherweise bildet die Sprache der Fidji Inseln eine andere sprachliche Vermittelung zwischen der östlichen und westlichen Sprachfamilie, sowie sich auf den Hebriden vielleicht die verwandtschaftliche Verknüpfung der erstern mit den unbekannten Negrito-Sprachen findet. — Wenn man behauptet hat, daß alle Sprachen der Südsee gleichsam eine Sprache ausmachten, so geht man wohl zu weit. Sind auch diese Sprachen allerdings sehr nahe verwandt, so sind sie dennoch zu verschieden, um sie blos als Dialekte zu betrachten. Am ehesten dürfte letzteres zwischen der Tahitischen Sprache und der der Sandwich-Inseln der Fall sein, wie es der Silbenbau und der regelmäßige Uebergang gewisser Buchstaben in einander in beiden Sprachen zu beweisen scheint. Diesen beiden am nächsten dürfte die neu-seeländische Sprache stehen. Von allen dreien aber entfernt sich bedeutend die der Freundschafts-Inseln oder Tongische und in ein ganz anderes Gebiet möchte eine genaue Untersuchung der der Fidji-Inseln führen. Grammatische Hilfsmittel besitzt man nur vom Tongischen, Tahitischen, Sandwichischen

und Neu-Seeländischen. Unter diesen vieren tragen aber nur die drei letzteren den wahren Charakter dieses Theiles des malayischen Sprachstammes rein und unvermischt an sich. Das Tongische liegt schon dem Striche zu nahe, wo der Charakter der Sprache den westlicher liegenden ähnlicher ist, und weicht schon darum mehr von den andern ab. Der abweichende Charakter des Tongischen besteht mit darin, daß sowohl in den Lauten, als in der grammatischen Fügung, die andern Südsee-Sprachen etwas noch Einfacheres und Kindlicheres haben, die tongische dagegen etwas Festeres und Männlicheres an sich trägt. Dies zeigt sich in den stärkeren oder häufigeren Consonanten, der geringern Fülle von Partikeln und einigen wirklichen mit Lautveränderung verbundenen Zusammenziehungen von Partikeln unter sich und mit den Grundwörtern. Auch scheint der grammatische Bau in der Regelmäßigkeit des Gebrauchs der Partikeln fester. In den andern Sprachen der östlichen Gruppe zeigt sich zuerst eine viel größere Zahl von Vocalen und Diphthongen, sowie eine ungemeine Einfachheit des Silbenbaues. Keine Silbe in ihnen hat mehr als einen Consonanten. Die größte Anzahl der Wörter sind zweisilbige. Weichen die Südsee-Sprachen in der Isolirung aller Redeelemente wenig vom Chinesischen ab, so liegt aber doch in ihrer festeren grammatischen Bedeutsamkeit, in der Bestimmung ihrer Stellung zum Grundworte und in der dadurch hervorgebrachten deutlicheren Unterscheidung der Redetheile auf der andern Seite wieder ein so bestimmter und so großer Unterschied, daß die Form beider Sprachen gar nicht verwechselt werden kann. — Ueberhaupt ist offenbar in diesen Sprachen ein nicht zu verkennendes Streben nach grammatischer Formung. Die Partikeln deuten gewissermaßen schon an, daß sie auch ohne Verschmelzung zur Worteinheit, als Affixa betrachtet werden. — Aus der Einfachheit der Silbenbildung dieser Sprachen scheint von selbst schon ihre Alterthümlichkeit hervorzugehen. Die westlichen Sprachen des Stammes scheinen neuer, indem ihre mehr zusammengesetzten Wörter und ihr mehr auf Worteinheit gerichteter grammatischer Bau, sowie auch die geringe Fülle der Partikeln, eine größere und längere Arbeit des sprachbildenden Geistes in ihnen verräth. Den in sehr jugendlichen Sprachen immer üppigen Partikelreichthum pflegt das Vorrücken der Sprachbildung überall zu beschneiden, und dies bringt hier die Erscheinung hervor, daß die Südsee-Sprachen zum Theil mehr Mittel zur Bezeichnung der Beziehungen, namentlich der Casus, besitzen, als einige der mehr ausgebildeten Sprachen des Stammes. —

Schließlich geben wir noch ein Beispiel aus der Conjugation eines tahitischen Zeitwortes, wobei wir jedoch bemerken, daß die erste Person der Mehrheit doppelt vorkommt, als Plural includens, wenn die angeredete Person zur Classe des Redenden gehört, der und als Plural excludens, wenn die Person nicht zur Classe des Redenden gehört.

Te haapii nei au, das Lehren jetzt ich, ich lehre.
te haapii nei oe, das Lehren jetzt du, du lehrst.
te haapii nei oia, das Lehren jetzt er, er lehrt.
te haapii nei tatou, das Lehren jetzt wir, wir lehren, mit Ausschließung Anderer zu denen gesprochen wird.
te haapii nei matou, das Lehren jetzt wir, wir lehren, wir alle, ohne Ausschließung Jemandes.
te haapii nei outou, das Lehren jetzt ihr, ihr lehret.
te haapii nei ratou, das Lehren jetzt sie, sie lehren.
te haapii nei taua, das Lehren jetzt wir beide, wir beide lehren, du und ich.
te haapii nei maua, das Lehren jetzt wir beide, wir beide lehren, er und ich.
te haapii nei orua, das Lehren jetzt ihr beide, ihr beide lehret.
te haapii nei raua, das Lehren jetzt sie beide, sie beide lehren.

Die Sprachen der Australier. Sie unterscheiden sich in der Form und der Zusammensetzung der Wörter bedeutend von den polynesischen Mundarten. Während die letzteren äußerst einfach in der Structur sind, zeichnen sich die australischen Sprachen durch die Mannigfaltigkeit und die Verwickelung der grammatischen Formen aus. Es gibt jedoch einige wenige Punkte auffallender Uebereinstimmung unter ihnen.

1) Es herrscht eine Uebereinstimmung in den Lautelementen oder den Bestandtheilen der Wörter, und dies ist um so merkwürdiger, als die Züge, die in beiden Sprachenreihen einander gleichen, sehr eigenthümlich sind. So kommen in beiden Sprachen Nasenlaute vor.

2) Eine andere Lautähnlichkeit ist der fast gänzliche Mangel an Zischlauten.

3) Es gibt kein Verbum substantivum oder Hilfszeitwort weder in den australischen, noch in den polynesischen Sprachen.

4) Beide Sprachen haben Singular, Dual und Plural.

5) In beiden sind die Wörter indeklinabel oder haben keine eigentliche Inflexion. Diese Eigenschaften haben die polynesischen und australischen Sprachen mit den tatarischen und hinterindischen gemein.

Unterschiede zwischen beiden sind: Die australischen Wörter sind reich an vielen Consonanten, lang, vielsilbig und künstlich. Die einsilbigen Wurzeln stehen im Worte zuerst und darauf folgen die manichfachen Zusätze, welche die ebenso zahlreichen und umfassenden Modificationen der Bedeutung hervorrufen, wie wir sie in den amerikanischen Sprachen finden. So haben wir von der Wurzel bu oder bum die Formen bumarac, ich schlage; bumal-guaim, ich habe geschlagen; bumal-gurani, ich schlug gestern; bumal-girri, ich werde schlagen; bumalugidgillinga, ich schlage mich selbst; bumallana, wir zwei schlagen einander; bumalalinga, ich schlage wieder; bumalmamblina, ich lasse wieder schlagen; bumabumara, ich fahre fort zu schlagen; bumala-garria, bumala-limam

bi lu garia wagorri, ich werde darauf bestehen, morgen wieder fortzufahren zu schlagen.

III. Der afrikanische Sprachstamm.

Die große Unbekanntschaft mit vielen, wenn nicht den meisten Sprachen Afrika's gestattet zwar bisher noch keine Uebersicht der Verwandtschafts-Verhältnisse seiner Völker; auch ist die große Mehrzahl der letzteren in unhistorisches Dunkel so tief verhüllt, daß wir oft weiter nichts als ihren Namen und ihr Dasein wissen, ihre räthselhafte Herkunft aber nicht durch geschichtliche Belege nachzuweisen vermögen: dennoch treten schon jetzt mehrere linguistische und physiologische Thatsachen mit Deutlichkeit in ein helleres Licht, welches uns die Ermittelung einiger sicherer und dadurch zugleich die Aufstellung anderer, mehr oder minder hypothetischer Resultate gestattet.

Zu den ersteren gehört vornehmlich die große, der physischen Einförmigkeit des Erdtheils entsprechende Uebereinstimmung seiner ethnographischen Verhältnisse und Erscheinungen. — Mit Ausnahme der bekannten historischen Einwanderungen semitischer und indoeuropäischer Völker in seine Gestadeländer, und abgesehen von den numerisch wie geographisch unbedeutenden Hottentotten-Völkern der äußersten Südspitze, umfaßt Afrika nur drei große, vermeintlich aborigine Völkergruppen, deren sprachliches Zusammengehören fast nachgewiesen, deren gegenseitige Verwandtschaft aber zugleich in hohem Grade wahrscheinlich geworden ist. — Die eine große Stamm- und Sprachgenossenschaft füllt den Süden, und hat mehrere ihrer Glieder bis weit über den Aequator vorgeschoben, eine zweite, zonenartig, die Mitte des Continents, und die dritte bevölkert im breiten Norden desselben alle Küsten und Inseln des ungeheuren Binnen-Sandmeeres und der umspülenden Oceane. —

Die gemeinsamen Sprachbildungsprincipien und die grammatischen Gesetze zeigen allerdings in diesen drei großen Sprachfamilien, so weit sie an einzelnen ihrer Glieder erforscht sind, eine große Uebereinstimmung. Sowohl im Aegyptischen, als in den minder ausgebildeten und ärmer organisirten Kaffern- und Kongo-Sprachen und ebenso in den Sprachen Mittel-Afrika's erscheinen die grammatischen Verhältnisse des Haupt- und Zeitwortes wesentlich vernachlässigt und mangelhaft ausgebildet. In allen drei Sprachfamilien treten Präfixa und Suffixa an die Stelle wahrer Flexion und dies gilt fast ebenso von dem Zeitworte, als von dem Hauptworte. Die Unterschiede im Geschlecht, der Zahl und dem Fall werden im Koptischen, wie in den anderen afrikanischen Sprachen ganz durch Präfixa, Infixa und Suffixa hervorgebracht, und in ähnlicher Weise werden die Beugungen des Zeitwortes durch vorgesetzte Silben gebildet, während die Wurzeln jeder Veränderung unfähig *sind*. Durch diese Eigenthümlichkeiten charakterisiren sich, wie es scheint,

alle afrikanischen Sprachen, welche nicht als die Zweige verschiedener, sondern eines und denselben Sprachstammes erscheinen.

A. Die südafrikanischen Sprachen.

Unter Südafrika verstehen wir jenen Theil des afrikanischen Festlandes, welcher südlich vom Aequator liegt. In den verschiedenen hierhier gehörenden Sprachen findet man eine auffallende Aehnlichkeit in den Wortformen und besonders in den gemeinsamen Präfixis vor National- und Lokalnamen. Die Silben ma, mu, n' und an, welche vor die Namen von Ländern und Stämmen von Majomba bis Angola, im Westen, zu stehen kommen, sind ebenso vorherrschend in den Namen der Kafirstaaten in den südöstlichen Theilen des Continents. Nach Bleek, einem der gründlichsten und verdienstvollsten afrikanischen Philologen, zerfallen die Sprachen Südafrika's in zwei große Hauptabtheilungen, in „Suffix Pronominal Languages" und „Prefix Pronominal Languages." Zu den Species der ersten dieser zwei Familien gehört: 1. die Sprache der Hottentotten, die wiederum in die vier Mundarten, die Nama-, die Kora-, die östliche und die Cap-Mundart zerfällt; 2. die Sprache der Buschmänner oder Bosjesmans. Die zweite Hauptabtheilung umfaßt in ihrem südöstlichen Zweige: 1. die Kaffernsprache, welche a. in den eigentlichen Kafferndialekt, vom Kaiskama bis zu den Südgrenzen von Natal und vom indischen Ocean bis zu den Storm- und Wittebergen von den Mampóndas, Latémbus und Maxósas gesprochen und b. in die Zulusprache, gegenwärtig in Natal und im Zulugebiet heimisch, zerfällt; 2. die Setschuanasprache, von den Betschuanen gesprochen, den westlichen Nachbarn der Kaffernstämme, von denen sie durch die Draken- oder Witteberge getrennt sind; südlich ist der Orangefluß ihre Grenze, westlich erstrecken sie sich bis zur Wüste Kalahari und nordwärts bis zur Breite des Nyamisees. 3. Die Tegezasprache, die früher das ganze Küstengebiet des heutigen Zululandes einnahm, ist von der Zulusprache bis in die nordöstlichen Theile des Zululandes zurückgedrängt und wird noch in einigen Landestheilen nordwärts von der Delagoa-Bai gesprochen. —

1) Die Sprache der Hottentotten. Sie ist im Allgemeinen merkwürdig wegen zahlreicher, rauher gellender Laute, aus der Tiefe der Brust mit starken Aspirationen hervorgestoßen und im Munde durch eine seltsame Bewegung der Zunge modificirt. Die Diphthonge eou, aao und ouu sind vorherrschend und der Satz endet häufig mit der Silbe ing, die in einem musikalischen Tone ausgesprochen wird. In dieser Bewegung der Zunge scheinen drei progressive Laute zu liegen, welche durch die verschiedene Art hervorgebracht werden, mit der der Rücken der Zunge von dem oberen Theile des Gaumens oder die Spitze

derselben entweder von den Schneide- oder von den oberen Backzähnen entfernt wird. Die eigenthümliche Construktion der Organe bei diesen Völkern erleichtert sehr die Bildung dieser Laute, welche bei anderen sehr schwierig sein würde.

Diese Sprache theilen wir ein, in:

a. Die Sprache der Buschmänner oder Bosjesmans an den linken Zuflüssen des obern Nu-Gariep und in den Wüsten nordwärts des untern Oranje-Stromes, im Quellgebiete des großen Fischflusses. Die Aussprache der Buschmänner hat das eigenthümliche Glucksen oder Schnalzen, was für die Hottentotten so charakteristisch ist, und was sich nur noch bei einigen Kafirstämmen findet.

b. Die Sprache der Quaiquä oder eigentlichen Hottentotten. Die hauptsächlichsten Mundarten sind:

α. Die Sprache der Koranas. Sie ist von der der Buschmänner beträchtlich verschieden, ist aber den Mundarten der Colonie-Hottentotten und der Namaquas genau ähnlich. Sie können sich mit Hottentotten vom Kap unterreden, verstehen aber nur die von den Buschmännern vollständig, welche gewöhnt sind, die Kolonie zu besuchen.

β. Die Sprache der Namaquas, zu beiden Seiten des untern Oranjestromes bis zur Meeresküste.

2) Die Sprachen der Kaffern, die in zahlreichen Gliedern und Zweigen ganz Süd-Afrika erfüllen, von dem Verbreitungsbezirk der Hottentotten nordwärts bis zum Aequator, ja wie man glaubt bis zum Südrande des abyssinischen Hochlandes einer- und bis zum mittlern Quorra oder 10. Grad nördlicher Breite andererseits. Die hierhier gehörenden Sprachen haben die Eigenheit, das Geschlecht (sie scheiden die Hauptwörter in viel zahlreichere Genera oder Klassen als wir) durch pronominale Elemente vor dem Hauptwort zu bezeichnen, etwa so, als sagte der Lateiner nicht bonus, bona, bonum, sondern usbon, abon, umbon. Die Unbekanntschaft mit den Völkern im Innern Mittel-Afrika's macht die Nordgrenze ihrer Verbreitung im Innern noch zweifelhaft. So unverkennbar indessen die sprachliche Familien-Verwandtschaft aller in diesem weiten Continental-Raum bekannt gewordenen Völker auch sein mag, so wenig gestattet jedoch bis jetzt der Grad unserer Kenntnisse eine die Verwandtschaftsgrade bezeichnende Gruppirung derselben. Denn stehen sich auch die Sprachen einzelner dieser Völker so nahe wie etwa das Polnische und Böhmische, die der Anderen nur wie das Deutsche und Englische, so ist bei noch Anderen nur eine allgemeine Familienähnlichkeit ersichtlich. Die nachfolgende Gruppirung konnte daher vorzugsweise der geographischen Motive nicht entbehren, wenngleich die Resultate der sprachlichen Forschung dabei möglichst berücksichtigt wurden. Wir unterscheiden:

a. Oestliche südafrikanische Sprachen oder die der Kaffern- oder Sitschuana-Völker, welche in dem weiten Raum der Scheitel-

Terrasse im Osten und Südosten der Kalahari-Wüste und den Gebirgs- und Wüsten-Terrassen des Ost-Randes gesprochen werden. — Die Suhaili-sprache auf der östlichen Küste, an dem Flusse Juba, die Kongosprachen im Westen und die Kafirsprache im Süden liegen an den äußersten Spitzen eines großen Dreiecks. Die Beispiele von Aehnlichkeit sind zahlreich genug, um einen unzweifelhaften Beweis für eine Verbindung zwischen allen diesen Sprachen zu liefern. Bei der Kosah- und Kongosprache ist eine Verwandtschaft verhälnißmäßig viel deutlicher hervorgetreten, als bei den übrigen. Die Mundarten der Kongosprache, welche die Mundart von Longo im Norden, die von Kongo im Süden und die von Cassanga im Innern umfassen, kann man zusammen als eine nahe verwandte Sprachenfamilie betrachten. Die der Kafirstämme bilden eine andere. Zwischen diesen beiden liegt die Betschuana- oder Sitschuana-Sprache. Wir unterscheiden nun:

α. Die Sprache der Sitschuanen im hohen Scheitelland im Innern und den obern Hoch-Terrassen des östlichen Gebirgsrandes von Hochafrika, nordwärts bis zu dem großen Binnensee Nyassi, ja bis jenseit desselben. — Die Bidschuanen oder Sitschuanen bestehen aus vielen Völkerschaften, den südlichen oder eigentlichen Bidschuanen an den nördlichen Quellflüssen des Oranje-Stromes, unter ihnen sind zu merken: die Bassutos auf der obern Terrasse des Nu-Gariep; die halbcivilisirten Matabile (Mateebeylai) und Murutsi auf den obern Hoch-Terrassen im Süden des Wendekreises; und den nördlichen Bidschuanen, unter denen die Macgunis (Macguaima) und Mahalasely, die Wambungo und die Wakamba vorzugsweise zu nennen sind. — Alle diese Völker reden eine volltönende, reiche, wohlklingende Sprache ohne Schnalzen. Die Wurzelwörter sind ein- oder zweisilbig, ihre Laute einfach. Ihre Aussprache ist langsam, bedeutend, auf der vorletzten Silbe ruhend. Die Mundarten sind auf mannigfache Weise von einander abweichend, aber die entferntesten Stämme sind einander verständlich. — Die Zahlen heißen in der Sitschuana-Sprache: 1. mongahela; 2. babéeri; 3. t'harro; 4. inn'ni; 5. thanon; 6. tharo; 7. liasjupa; 8. arinn'ni; 10. sjume.

β. Die Sprache der Kaffern im engern Sinne ist vorherrschend längs der Ostküste vom Kaplande bis über den Aequator hinaus, sowohl im flachen Küstenlande als auf den Terrassen des Randgebirges, theilweise auch auf den Scheiteln der Plateaus. Die Namen der zahlreichen durch die Sprache verwandten Kaffernstämme sind: Die Amakosa im Küstenlande; die Tambuki, Amatembu und andere auf den mittleren, die Amazulu auf den obern Gebirgsstufen; nördlicher die Bewohner der Delagoa Bai; die Marawi am Südende des Nyassi-Sees; die Nhamban in dem Monomotapa genannten Lande, im Südwesten des untern Zambeze; die Macua oder Macuana auf den Gebirgsvorstufen der Küste Mozambique, im Norden des Zambeze oder Cuama mit den Beiao (Sing. Muntu), den M'iao (Monjou) am Ost-

ende des Nyassi-Sees, den Meto und Mazimba; ferner die Matatan im Norden des untern Zambeze und die Suaheli oder Suhaili, die sich im Küstenlande Zanguebar vom Mündungslande des Quilimantsi bis zum Aequator ausbreiten. Vergleichen wir von einigen der hierher gehörenden Sprachen die Zahlwörter:

Sprache:	der Amakosa,	Delagoa Bai,	der Macua	und der Suhaili.
1.	ihnye	chingea	moosa	che-moje
2.	mabini	severey	pili	mabbere
3.	mat'hátu	trirarou	thára	madatoo
4.	mani	moonau	me-sana	muchéche
5.	masthlanu	thanou	thana	manoo
6.	sikana		thana moasa	funjáte
7.	sit handatte		thena pili	mukandeh
8.	zimboxo		thana ssessé	munnané
9.	t'huome		looko	kome
10.	sjume	koumau	mino komili	moje

Nördlich vom Aequator bis zum Cap Gardafui und bis zur Straße Bab el Mandeb wohnen die Somaulis und Gallas, welche ebenfalls demselben Sprachstamm anzugehören und den Uebergang zu dem mittelafrikanischen Sprachstamm zu vermitteln scheinen. Dasselbe gilt wol auch von den am rothen Meere wohnenden Danakil. Daß diese drei Völkerschaften sprachlich verwandt sind, beweisen schon die Zahlwörter.

Sprache:	der Somaulis,	Gallas,	Danakil.
1.	k'ow	to ko	inni-ke
2.	leb 'ba	lum ma	dum meh
3.	sud 'de	sed de	sud de o
4.	af four	af foor	fe re
5.	shan	shun	ko no you
6.	l' éh	ja	le hé ye
7.	t' dubbah	toor bah	mel né ne
8.	se deid	sed dét	bá bá ra
9.	sug gal	sug gul	se ga la
10.	tubban	koo dun	thub ban

b. Westliche südafrikanische Sprachen. Die hierher gehörenden Völkerschaften stehen mit den Sitschuana Völkern in sprachlicher Verwandtschaft. Hierher gehören:

β. Die Damaras oder wie sie sich selbst nennen Ovaherero. Sie bewohnen die Küste des atlantischen Ocean nördlich vom großen Namaqualande. Ihre Sprache hat das Eigenthümliche, daß das Tempus beim Zeitworte nicht nur an diesem, sondern auch an dem stets mit ihm verbundenen, vor dem Zeitworte stehenden Fürworte bezeichnet werden kann.

α. **Die Gruppe der Sprachen von Nieder-Guinea** an den Küsten von Benguela und Kongo, auf den ostwärts anliegenden Gebirgsstufen des West-Randes von Hochafrika und auf den angrenzenden Scheitellanden des unbekannten Innern. Vorzüglich kommt hier die Sprache des Kongoreiches in Betracht, die sich in viele Mundarten theilt, sanft, harmonisch und reich an Inflexionen ist, indem die Zeit- und Hauptwörter durch dieselben so modificirt werden, daß sie eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen des Sinnes ausdrücken. Die Zahlen in den hauptsächlichsten Kongomundarten lauten:

Mundart von:

	Malemba,	Embomma,	Loango,	Kongo,	Sonho u.	Banda.
1.	basey	mosey	boosé	moschi	móchi	móchi
2.	colé	meoly	soli	meere	sólle	yári
3.	tatau	tatoo	tattu	sitattu	sátu	sátu
4.	si-ja	yaea, kea	ena	siya.	máia	uána
5.	tanoo		tanu	sit-tan	sánu	sánu
6.	sanbanoo		sambaan		sámánu	samannu
7.	sambody			sanboari	samboári	sambuári
8.	enanu	n' ana	nane	sinan	náne	naqui
9.	e' vana	nana	voa	sivoa	eôua	ivoua
10.	coomy	ecaumi	kumi	sikami	cúmi	cunhi

Wie nahe die schon oben erwähnte Verwandtschaft zwischen der Sprache der Amakosa und den Kongomundarten ist, beweist eine Vergleichung der persönlichen Fürwörter.

Mundart von:	Loango,	Kongo.	Sprache der Amakosa.
ich	i	meno	mina
du	u	ngue	wena
er	ka	oyandi	yena
wir	tu	etu	tina
ihr	lu	enu	nina
sie	ba	au	yeana

Einen Uebergang gewissermaßen zu den mittelafrikanischen Völkern und Sprachen bilden die weit über den Aequator hinaus und bis in die Mitte des Continents sich ausbreitenden **Moko-Völker**. Die Zahlen in der Sprache dieser Völker lauten:

1. kiä, 2. iba, 3. itta, 4. inan, 5. uettin, 6. itjülehee, 7. ittiabu, 8. itteiata, 9. huschuki-et, 10. büb.

A. Die mittelafrikanischen Sprachen.

In diesen Sprachkreis gehören alle diejenigen Völker, welche von der Biafra-Küste und vom Busen von Guinea nordwärts sich ausbreiten bis zum Saume des großen Sandmeeres und von dem senegambischen Küstenlande ostwärts bis zum abyssinischen Hochlande.

1) Die Sprachen und Völker von Ober-Guinea an der gleichnamigen Küste vom Niger-Delta westwärts bis Liberia und auf den benachbarten Terrassen des Kong-Gebirges. Die hauptsächlichsten sind die Dahomey-, Papah- oder Popo-Völker nebst den Völkern von Whidah, Ardrah u. Foy. Nur sparsame und unvollkommene Proben besitzen wir von den in diesem Theile Afrika's üblichen Sprachen. — Die Zahlen in der Papah-Sprache lauten: 1. depoo, 2. auwi, 3. ottong, 4. enne, 5. attong, 6. attugo, 7. atjuwe, 8. attjatong, 9. atjeene, 10. awo.

2. Senegambische Sprachen und Völker in den Tiefländern zwischen dem Senegal und der Gambia sind die der Jolofs, der Serreres und der Fulups. In der Sprache der Jolofs heißen die Zahlwörter: 1. ben, 2. niar, 3. niat, 4. nianet, 5. diurom, 6. diuromben, 7. diuromniar, 6. diuromniat, 9. diuromnianet, 10. fuk.

3. Sprachen und Völker von Hoch-Sudan. Hierher gehören vorzüglich die Mandingo, welche als Handelsleute, Handwerker und Priester über fast ganz Westafrika verbreitet sind und deren Sprache, in diesem Theile des Continents, neben den übrigen Idiomen, als Verkehrssprache gebräuchlich den Verkehr zwischen den vielsprachigen Völkerschaften vermittelt.

Verwandt mit der Mandingosprache ist die der Bambarra, welche am Austritt des Djoliba aus dem hohen Sudan seßhaft sind. Hierher gehören noch die in den Gegenden hinter der Goldküste wohnenden Inta, Aschanti, Akim und Fanti, deren Sprachen unstreitig Mundarten einer Sprache sind. Die Zahlen in der Mandingo- und der Aschantisprache, letztere mit der Fanti- und Akim-Mundart lauten:

Sprache der Mandingos,	der Aschantis	m. d. Muntart v. Fanti	u. Akim.
1. kil-ing	mi-e-ku	e-ku	biakkung
2. fu-la	mie-nu	e-bi-en	miemu
3. sa-bi	mi-en-sa	e-bi-a-sa	biansang
4. na-ni	en-a-in	e-nang	anann
5. la-lu	iu-nu	e-num	num
6. uo-ra	in-si-a	es-si-a	mischiang
7. uo-ru-la	in-so	es-song	song
8. se-i	a-uo-tui	a-uo-tui	noaqui
9. ho-nan-to	un-ko-nu	a-ka-nu	onkonnung
10. tong	i-du	i-du	edu

4. **Völker und Sprachen von Central-Afrika.** Hierzu gehören:

a. **Das Tombuktu- oder Timbuktu-Volk,** worunter die verschiedenen Negerstämme verstanden werden, welche am obern Theile des mittlern Stromlaufes des Djoliba wohnen und deren sprachliche Classification noch nicht genau festgestellt ist. Die Zahlwörter der Sprache von Tombuktu sind: 1. afok, 2. ahing-ka, 3. ahing-ja, 4. atachi, 5. agù, 6. iddu, 7. iye, 8. yaha, 9. yagga, 10. awoï.

b. **Die Fellata oder Fulah,** das merkwürdigste aller mittelafrikanischen Völker, welches nicht blos in Central-Afrika als Eroberer und Culturbringer eine hervorragende Rolle spielt, sondern auch in den westlichen Theilen, wo es seine Urheimat zu haben scheint, verbreitet ist. Seine ebenfalls noch nicht genügend klassificirte Sprache ist daher weit verbreitet und hat für Central-Afrika eine ähnliche Bedeutung, wie die Mandingo-Sprache für den Westen. Sie zerfällt in 3 Mundarten, die von Pula im Quellbezirk des Bafing, die der senegambischen Fulah auf dem rechten Ufer des untern und mittleren Gambia und die der Fellata von Haussa, welche in dem weiten Raume vom obern Yeu bis zum untern Tschadda und vom Jauri am Quorra oder Niger bis Yakoba und Adamova als Herrscher und außerdem sporadisch als Kolonisten bis zum Tsad-See und selbst jenseits desselben verbreitet sind. — Die Zahlwörter in der Haussa-Sprache lauten: 1. deah, 2. bew, 3. booko, 4. fooko, 5. beaha, 6. shedah, 7. buckeree, 8. togus, 9. farra, 10. gomma.

c. **Die Völker und Sprachen um den Tsad-See:** Die Bornu-Völkerschaften im Westen des Sees, zu ihnen gehört aber auch die Kanem-Völkerschaft im Nordosten desselben, außerdem sind hier aufzuführen, die Völkerschaften von Kandia, von Bagermi im Südosten des Sees, von Loggun am mittleren Schary, von Mandara u. s. w., deren Sprachen noch so unbekannt sind, daß an eine Classificirung derselben nicht zu denken ist. — Die Zahlwörter der Sprache von Bornu sind: 1. lakka, 2. endee, 3. nieskoo, 4. dekoo, 5. okoo, 6. araskoo, 7. huskoo, 8. tattòre, 9. l'ilkar, 10. meiko.

d. **Nuba-Neger,** unter welchen Namen hier die Furi in Dar-Fur, und die Fungi in Sennaar, die diesen verwandten Schilluk-Dinka und andere Negerstämme in Nubien, Kordofan und am obern Bahar el Abiad zusammengefaßt werden. In wiefern auch die Schangallas und Gallas in der Kolla von Habesch und rings um dies ganze Alpenland hierherzurechnen sind; inwiefern diese Stämme unter einander und mit den oben erwähnten in den Gebirgswildnissen im Hinterlande der Küsten von Ajan und Zanguebar umherschweifenden Gallas-Horden verwandt sind: das sind Fragen, die noch der Entscheidung entgegen sehen.

C. Die nordafrikanischen Sprachen.

Sie werden gesprochen von der großen Völkerfamilie, welche die Inseln und Küstenränder der großen Wüste nicht nur, sondern auch die langgestreckte Berglandszone, welche jenes Sandmeer im Norden und Osten von zwei verschiedenen oceanischen Becken, dem atlantischen und indischen, scheidet, und welche von den luftigen Scheiteln des atlantischen Hochgebirges bis zu denen des äthiopischen, von der Straße von Gibraltar bis zur Meerenge von Bab el Mandeb, wenn auch unzusammenhängend, ausgebreitet ist. Diesem so merkwürdig individualisirten Verbreitungsbezirke fehlt ein natürlicher Mittelpunkt, oder vielmehr sein natürliches Centrum ist von sehr beschränkter Bewohnbarkeit und seine einzelnen Theile sind durch die Wüste von einander, noch mehr aber von dem Verbreitungsbezirk des mittelafrikanischen Völkerkreises geschieden; nur im äußersten Osten vermittelt das abyssinische Hochland und seine äthiopischen Nachbarlande den Zusammenhang mit jenem. Hierher gehören folgende Völker: Abyssinier; Barabra oder Berberi im Nubien und an den West-Gestaden des Rothen Meeres Abyssiniens bis nach Ober-Aegypten hinab; die Aegypter, deren Nachkommen unter dem Namen Kopten in dem Lande ihrer Väter noch ziemlich zahlreich anzutreffen sind; Tibbos in den Oasen und Wüstenrändern vornehmlich den südlichen der libyschen Wüste; die Berbernvölker am Atlas und in den Küstenländern des Mittelmeeres mit den Tuariks, einem fast durch die ganze Wüste verbreiteten Volke. — Die Sprachen der Abyssinier und Berbernvölker gehören höchst wahrscheinlich dem semitischen Sprachstamm an, ob dies auch vom Aegyptischen oder Koptischen gilt, ist noch zweifelhaft. — Die Wörter der Koptischen Sprache sind nämlich nur weniger Modificationen fähig außer durch Präfixa und Infixa. Geschlecht und Zahl werden bei den koptischen Hauptwörtern durch Präfixa oder Artikel, sowohl bestimmte, als unbestimmte, unterschieden. Die koptischen Zeitwörter haben, abweichend vom Semitischen, eine große Mannigfaltigkeit von Beugungen durch Modus und Tempus; sie haben fünf verschiedene Modus, ein Präsens, vier Präterita und drei Futura, alle durch verschiedene Biegungen bezeichnet. Diese Beugungen werden, entgegengesetzt dem, was man in den indoeuropäischen Sprachen findet, fast ganz durch Wechsel in den Präfixen hervorgebracht, wobei die Wurzel des Zeitwortes am Ende des Wortes ganz unverändert bleibt. Die Präfixa werden zuweilen mit Hilfszeitwörtern vermischt, deren Gebrauch im Semitischen ganz unbekannt ist. Es unterscheidet sich in diesen Beziehungen das Koptische wesentlich von den Hauptidiomen Europas und Asiens. Auf der andern Seite stellt sich aber bei einer Vergleichung namentlich der Zahl- und Fürwörter eine solche Aehnlichkeit zwischen dem Koptischen und Semitischen heraus, daß viele Sprachforscher ohne Bedenken das Koptische für eine semitische Sprache gehalten haben.

IV. Der tartarische Sprachstamm.

Zu ihm gehören die Sprachen der Tungusen, Mongolen und Türken. Während man früher diese hochasiatischen Völker für getrennt von einander betrachtete, ist es das Verdienst der vergleichenden Sprachwissenschaft den unwiderleglichen Beweis ihrer Verwandtschaft geliefert zu haben. Unter den diesen Gegenstand behandelnden Schriftstellern zeichnet sich besonders Schott aus (Versuch über die tatarischen Sprachen. Berlin 1836. Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht. 1849), der den Bau und die Zusammengehörigkeit der tatarischen Sprachen vollständiger untersucht hat, als irgend ein früherer Sprachforscher. Die Benennung tatarisch, welche daher kommt, daß man seit dem Einbrechen der Mongolen in Europa alle asiatischen von der Wolga bis nach China und von Tibet bis zum Eismeere hin wohnenden Völker Tataren nannte, erscheint deshalb um so passender, da sie kein eignes Volk bezeichnet und doch zugleich auf die Ursitze dieses mächtigen Sprachstammes, die asiatische Hochebene, hinweist.

Die Haupteigenthümlichkeiten, welche fast allen Sprachen dieses Stammes eigen sind, sind außer denen, die ihnen als agglutinirende Sprachen überhaupt zukommen, noch folgende:

1) Die Hauptwörter haben in diesen Sprachen streng genommen keine Flexion. Die Verhältnisse der Nomina werden nur durch angehängte Partikeln ausgedrückt, von denen eine bedeutende Anzahl existirt. Es duldet die Wurzel von vorne überhaupt niemals Zusätze, während das Princip der Agglutination den Ausdruck der Beziehung keineswegs auf das Ende der Wurzel beschränkt. Ebenso verhält es sich mit den Zeitwörtern, bei denen ebenfalls die Modificationen durch Suffixa bezeichnet werden; alle diese Suffixa oder Partikeln werden größtentheils an die unveränderte Wurzel, welche zugleich den Imperativ darstellt, angehängt und hängen dann nur mehr lose an, als daß sie verschmelzen. — Der Plural der Substantiva wird durch Zusatzpartikeln bezeichnet, welche nicht einen Theil der Wörter bilden und zuweilen getrennt geschrieben werden können. Eine Eigenthümlichkeit des Mandschu (einer tungusischen Mundart) ist es, daß blos die Substantiva einen Plural haben, welche lebendige Wesen bezeichnen.

2) Der Mangel an Flexion macht es immer nothwendig, bestimmte Regeln für die Stellung der Wörter einzuhalten. Es herrschen aber in den tatarischen Sprachen in Bezug auf die Satzbildung eigenthümliche Gesetze. Im ganzen Sprachstamme geht das Regierte dem Regierenden voraus. So stehen Adjectiva vor Substantiven, Aderbia vor Verbis, das Object vor dem Verbum und Clauseln, welche von einem Relativum abhängen, gehen dem Relativum voraus. Es folgt demnach hieraus, wie schon bemerkt, daß diese Sprachen keine Präpositionen, sondern nur Postpositionen haben können. Schon dieser Umstand, von allem Andern

abgesehen, zeigt das Unbegründete der Vermuthung, als ob diese Sprachen etwa zurückgekommene Flexionssprachen wären, ihr agglutinirender Bau nur ein Rest früherer Flexion sei. Denn der Gang der Sprachentwickelung ist der, daß das Abschleifen der Casusendungen durch Präpositionen und Artikel ersetzt wird z. B. du (de le) père: latein. patris, aber nicht durch Postpositionen; im Gegentheil setzen die Casus der flectirenden Sprachen aber die Postpositionen voraus, die dann zu Casusformen mit dem Nomen verschmelzen, so daß der sprachgeschichtliche Gang der Declination folgender ist: Wurzel (einsilbig); Wurzel und Postposition (agglutinirend). flectirte Wurzel; Präposition und Wurzel. Zu einem schon verbrauchten Mittel, wie es also hier die Postposition wäre, greift die Sprache später niemals wieder.*)

3) Sehr viele dieser Sprachen sind nur dürftig mit Conjunctionen versehen, aber reich an Gerundien, welche der Kraft nach Conjunctionen enthalten und getrennte und bestimmte Partikeln unnöthig machen. Auf diese Weise werden lange und seltsam verschlungene Perioden gebildet, die man gar nicht übersehen kann, wenn man die Construction beibehalten will. Wegen des Mangels an Conjunctionen und wegen der Tendenz verwickelte Perioden zu bilden, nehmen die Infinitive und Participien den Charakter verbaler Nomina an und werden häufiger und mit größerer Kühnheit mit pronominalen Suffixis und mit den für die Nomina bestimmten Casusendungen in Verbindung gebracht, als in jeder andern Sprache.

4) In diesen Sprachen zeigt sich fast durchgängig ein Gesetz, welches nur diesen Sprachen zukommt, nämlich das Gesetz der Vocalharmonie: die Vocale der Beziehungssilben müssen mit denen der Bedeutungslaute im Einklange stehen. Die Vocale der Wurzeln sind nun entweder harte: a, o, u; mittlere i (e) oder weiche ä, (e), ö, ü; demnach gestaltet sich das Gesetz der Vocalharmonie folgendermaßen: sind die Wurzelvocale hart, so sind es auch die Vocale der Endungen; sind die Wurzelvocale weich, so sind es auch die der Endungen; mittlere Vocale haben vorherrschend weiche, mitunter auch harte in den Endungen zur Folge; harte und mittlere Vocale im Stammworte erfordern harte, weiche und mittlere dagegen weiche Vocale in den Endungen.

Fassen wir das Ausgeführte zusammen, so ist es wohl für hinreichend begründet zu erachten, daß wir die tatarischen Sprachen nicht nur als eine besondere Klasse menschlicher Idiome hinstellen, sondern sie als eine große Sprachfamilie betrachten müssen, deren einzelne Glieder Eigenschaften besitzen, die man nicht anders, denn als die Züge einer sehr alten Verwandtschaft betrachten kann. Wir theilen den tatarischen Sprachstamm in drei Zweige, den tungusischen, mongolischen und türkischen.

*) A. Schleicher, die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht. Bonn, 1850.

Italienische Zeitgenossen.

Von

J. F. Neigebaur.

Liborio Romano.

Dieser bei der jetzigen Neugestaltung Italiens vielfach genannte Staatsmann gehört einer Familie an, welche, früher in Montesarno ansässig, bei den durch das Lehnwesen herbeigeführten Ritterfehden im 14. Jahrhundert nach Patu bei Lecce im südlichen Neapel übergesiedelt war. Der Vater dieses Liborio war Anhänger der Regierung Murats, denn die Errungenschaften der großen französischen Revolution hatten die hier unter den Bourbonen und der Priesterherrschaft alten eingewurzelten Mißbräuche abgeschafft und die Herrschaft der Menschenrechte eingeführt; so daß der 1794 geborene Liborio in dem Hause seines Vaters, der Großmeister der Freimaurerloge in Lecce war, unter dem Einflusse der Neuzeit aufwuchs. Der Restauration ungeachtet war das Gesetzbuch Napoleons und die Civilehe beibehalten, worden und das Jahr 1820 traf unsern Liborio als Professor der Rechte an der Universität zu Neapel. König Ferdinand I., welcher die Sicilianische Constitution von 1812 beschworen, aber nicht gehalten hatte, beschwor auch die Neapolitanische von 1820, ging aber nach Laibach und Verona, wo im Jahr 1821 die heilige Allianz unter Metternich allen Constitutionen den Krieg erklärte, und das österreichische Heer zum Executor für Italien bestellt wurde, während der Preußische Baron v. Kamptz Großinquisitor gegen die Burschenschaften in Deutschland ward. Liborio Romano wurde als Anhänger der Constitution verfolgt, und nachdem er zwei Jahre lang sich hatte verbergen müssen, wurde ihm Lecce als bleibender Aufenthalt angewiesen, wo er sich als Rechtsanwalt bald einen bedeutenden Ruf erwarb. Unter dem Könige Franz I., welcher oft mit Ludwig XI. von Frankreich verglichen wird, wurde Liborio Romano wiederholt wegen Verdachts und unter Ferdinand II. eben-

falls wegen einer Rechtsausführung in der Sicilianischen Schwefelfrage, welche beinah zu einem Kriege mit England geführt hätte, in den Kerker geworfen. Nachdem dieser König 1848 eine Constitution gegeben hatte, die er bald wieder brach, wurde Romano von seiner Provinz zum Abgeordneten gewählt und infolge dessen, weil er nämlich fest an der Constitution hielt, 2 Jahre lang eingekerkert und dann aus dem Lande verwiesen, wodurch er mit Thiers, Guizot und Thiery bekannt wurde. Nach zwei Jahren konnte er jedoch wieder zurückkehren, denn nach dem Tode Ferdinand's II. setzte man einige Hoffnungen auf das jugendliche Gemüth seines Sohnes, die aber eben so schnell verschwanden, wie diejenigen, welche durch den Frieden von Villafranca untergingen. Da infolge dessen ein italienischer Bund errichtet werden sollte, wurde der Senator Graf von Salomour von Victor Emanuel nach Neapel geschickt, um darüber zu unterhandeln; aber alle Versuche, das alte System zu beseitigen, waren vergeblich. Da bildete sich eine Gesellschaft von jungen Leuten unter dem Namen Comitato dell' Ordine, welche eine geheime Zeitung Corrìere di Napoli gründete und mit den Ausgewanderten in Turin und Genua in Verbindung stand. Endlich sah der König die Gefahr ein, und da Liborio Romano mit dem Grafen v. Aquila, dem Bruder des Königs, bekannt gewesen war, wurde er zum Justizminister in der letzten verzweifelten Lage vorgeschlagen. Zwar um seinen Ruf besorgt, entschloß er sich endlich doch, um die Stadt von großer Gefahr zu retten, die Stelle als Polizeipräfect anzunehmen. Die Beamten der alten Polizei hatten nämlich, selbst um jeden Fortschritt unmöglich zu machen, den Pöbel aufgewiegelt, um die neuen Beamten zu ermorden und die Bureaus zu plündern. Dabei wurde Romano von den Freisinnigen in dem Fall für eine Schutzwehr angesehen, daß die Regierung den in der letzten Angst eingeschlagenen Weg des Nachgebens wieder verlassen wollte, wobei sie die geheime Gesellschaft der Camorristen für ihre reaktionären Zwecke benutzt haben würde. Diese von der Regierung stets geduldete geheime Diebesgesellschaft war auch vielfach von den schlechten Beamten benutzt worden. Um den möglichen Ränken des jesuitischen Hofes zuvorzukommen, benutzte Romano diese Genossenschaft, damit sie nicht den Gegnern des Fortschritts in die Hände fiele. Das den einflußreichsten Häuptern dieser Verbrecherbande bewiesenen Vertrauen hatte den beabsichtigten Erfolg: die Ruhe wurde erhalten, und die Regierung konnte keine Rückschritte thun, vielmehr ward ein Vertrauter des Königs, Wienspeare mit dem Professor Manna nach Turin gesandt, um jetzt um die Aufnahme in den italienischen Bund zu bitten, und die Constitution verkündigt. Romano, zum ersten Minister befördert, hoffte mit derselben die Dynastie zu erhalten und wandte sich an seine politischen Freunde, um ihn zu unterstützen; allein diesen konnte der Hof kein Vertrauen einflößen; sie theilten Romano's Hoffnungen nicht und er sah sich daher nur von schlechten Beamten umgeben. Unterdeß

war Garibaldi in Sicilien gelandet, der Hof und der Graf Aquila selbst bereueten die gemachten Zugeständnisse, und Romano bemerkte bald, daß eine Contrerevolution gegen ihn im Werke sei. Romano suchte daher eine Bürgerwehr zu errichten, wozu der König sehr schwer zu bewegen war. Dennoch hatte sie den besten Fortgang, wurde aber von Barbalunga, dem Haupte der Camarilla, jedoch ohne Erfolg angefeindet; daneben leitete der Graf Aquila eine Verschwörung ein, um den eingeschlagenen constitutionellen Weg wieder zu verlassen. Unter dem Vorwande, die Republik auszurufen, sollte ein Kampf des Pöbels gegen die Nationalgarde herbeigeführt werden. Gelang der Streich, so würde der Prinz die Rolle der Wiederherstellers des Absolutismus übernommen haben, wenn nicht, so würde er bei den Ultraliberalen als deren Held angesehen werden und, von ihnen an die Spitze gestellt, die Herrschaft übernehmen können. Am 13. August 1860 erfuhr Romano diesen Plan und trug mit dem Gesammtministerium dem Könige die Nothwendigkeit vor, seinen Oheim des Landes zu verweisen. Der König genehmigte diesen Antrag, allein die Camarilla machte unter der Beihülfe der Brüder des Königs, die Grafen von Trani und Trapani, den General Castrofiano zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in Neapel und leitete eine Verschwörung mit Einwilligung des Königs ein, nach welcher am 26. August 1860 eine Proclamation verbreitet ward, die unter dem Vorwande, die Constitution zu befestigen, die Minister für Verräther erklärte. Romano ließ 8000 Exemplare dieser Proklamation in der Druckerei confisciren und unterdrückte so wiederum diese bourbonistische Verschwörung. Unterdeß hatte aber Garibaldi in Sicilien mit Tausend Freiwilligen der Herrschaft der Bourbonen ein Ende gemacht, gegen welche der Haß der Unterthanen, seit die Königin Caroline von dort die Räuberbanden unter Fra-Diavolo und den Cardinal Ruffo geleitet und der König Ferdinand I. die 1812 gegebene Constitution gebrochen hatte (S. die Insel Sicilien von J. F. Neigebaur. Leipzig 1849. II. Aufl. 2. Bd.), ein wahrhaft unauslöschlicher geworden war. Auch in der Basilicata, selbst bei Salerno, besonders diesseits des Taro brachen Unruhen aus, und Garibaldi landete in Calabrien. Da berief der König den Staatsrath, die Generale und die fremden Gesandten zu einer Berathung und forderte die Meinung Romano's über den von Turin aus vorgeschlagenen italienischen Bund. Romano erklärte: Jetzt ist es zu spät. Er rieth dabei dem Könige, die Stadt zu verlassen, um sie nicht zum Schauplatze des Blutvergießens und der Verwüstung zu machen, da sich inzwischen in Neapel verschiedene Parteien gebildet hätten, von denen die eine zwar für die Vereinigung mit Italien, aber nicht für eine Dictatur Garibaldi's war, so daß die größte Unordnung zu befürchten wäre. Obgleich der König nun noch 30,000 Mann ihm größtentheils ergebene Soldaten hatte, für welche er wie alle mehr auf das göttliche Recht, als auf das Vertrauen des Volkes

rechnenden Fürsten, so viel gethan hatte, so entschloß er sich doch dazu, seine Residenz zu verlassen.

Rathlos zog der König am 6. September ab, indem er der Nationalgarde die Aufrechthaltung der Ordnung empfahl, um in den starken Festungen von Capua und Gaeta den Kampf mit Garibaldi zu wagen. Von jetzt ab blieb das Ministerium sich selbst überlassen, allein die Meinung der Mehrheit des Landes war bekannt. Romano richtete daher eine Dankschrift an Garibaldi, in welchen er ihm als Symbol des Volkswillens erklärte, daß er sich ebenfalls der Einheit Italiens unter Victor Emanuel anschließe. Unterdeß hatte sich auch bereits eine provisorische Regierung gebildet, bestehend aus Libertini, Graf Ricciardi, Agresti, Fürst Colonna, Markgraf Bella und dem jetzigen Justizminister, dem tüchtigen Rechtsgelehrten Commandeur Pisanelli. Nachdem aber Garibaldi in Neapel eingezogen war und als Dictator auftrat, war er mit dieser Regierung durchaus unzufrieden und bat Romano, in seiner Stellung fernerhin zu verbleiben. Romano aber fand zu große Schwierigkeiten, da viele der Neapolitanischen Ausgewanderten, welche in ihre Heimath zurückgekehrt waren, nicht ganz mit den Ansichten Garibaldi's übereinstimmten und die Partei der Consorteria genannt wurden. Um die hierbei entstandne Mißstimmung zu beschwichtigen, wurde der Prinz von Carignan, ein Ehrenmann, der auch nicht einen Feind hat, als Statthalter nach Neapel geschickt und ihm als Minister der gewandte Staatsmann Nigra beigegeben, welcher ebenfalls Romano in den Ministerrath berief. Es hatten sich aber bereits so viele Parteien gebildet, daß dieser Ministerrath am 18. März 1861 seinen Abschied nahm und sammt Romano wieder in das Privatleben zurücktrat. Er wurde aber bald als Abgeordneter zu dem Parlamente des Königreichs Italien gewählt und füllte seine Stelle im linken Centrum mit vieler Achtung aus. (S. Liborio Romano, per. Gius. Lazzaro. Torino 1863, Casa Pomba.)

Carlo Bon-Compagni.

Die Nationalgalerie des neunzehnten Jahrhunderts, welche die bekannte Buchhandlung Pomba zu Turin auch unter dem Titel, „die italienischen Zeitgenossen" herausgiebt, enthält in dem 67. Bändchen das Leben des bekannten Staatsmannes Bon-Compagni nebst dessen in Stahl gestochenem Bildniß. Diese Sammlung bringt die Lebensbeschreibungen der jetzt bekannt gewordenen Italiener in gleicher Weise, wie dies der französische beliebte Literat, Hipolyt Castille, mit den französischen Zeitgenossen gethan hat. Die vorliegende Lebensbeschreibung ist von einem *jungen* Gelehrten, Cesare Gorrini aus Modena. BonCompagni ward-

am 25. Juli 1804 geboren, während sein Vater unter Napoleon I. und später unter dem König von Sardinien ein bedeutendes Richteramt bekleidete. Mit 20 Jahren war der Sohn bereits Doctor beider Rechte auf der Universität zu Turin und wurde bald darauf im Justizdienste angestellt, wobei er zugleich mit dem berühmten Cavour gemeinschaftlich arbeitete. Als Appellationsrath seit 1845 zu Turin lebend, suchte Bon-Compagni zugleich für Volksschulen und Kinder-Bewahranstalten thätig zu sein, was damals, zur Zeit der Jesuitischen Reaction, in Italien für eben so anstößig gehalten ward, wie später in Deutschland die Kindergärten, weil dieselben an einen Mann von freisinnigen Ansichten erinnerten. Obgleich Männer wie Lambruschini, Aporti, Cavour, Sclopis, Manna, Solazzo, Alfini und Provana mit Bon-Compagni einverstanden waren, wurde die Genehmigung zur Errichtung einer solchen Anstalt nur unter der Bedingung ertheilt, daß sie unter den christlichen Körperschaften stehen mußte. Außerdem arbeitete Bon-Compagni auch als beliebter Schriftsteller, wobei er hier nicht zu fürchten hatte, daß seine Collegen wie in Deutschland von einem Appellationsrathe sagten: wie kann er ein tüchtiger Beamter sein, da er sich mit literarischen Nebendingen beschäftigt, und doch verbrachten diese Klugsprecher täglich wenigstens fünf Stunden, die jener auf wissenschaftliche Arbeiten verwendeten, mit Ernst und Würde am Spieltische. Bon-Compagni schrieb eine Einleitung in die Rechtswissenschaft, worin er auf die Nothwendigkeit constitutioneller Reformen hinwies. Endlich entschloß sich Carlo Alberto, der im Privatleben und in Paris erzogen bei wissenschaftlicher Bildung liberale Neigungen erhalten hatte, zur Erlassung einer Constitution, welche er jedoch nach der Revolution i. J. 1821 und durch die heilige Allianz auf dem Congresse zu Verona gezwungen wieder aufheben mußte.

Bon-Compagni war unterdeß unter dem Minister Markgraf Alfieri Generalsecretär des öffentlichen Unterrichtsministeriums geworden und erhielt selbst dies Portefeuille, da er auch zum Abgeordneten gewählt worden war, unter dem ersten constitutionellen Ministerium.

Bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben war die Errichtung eines italienischen Bundes im Werke (worüber in folgender Schrift Nachricht gegeben ist: „Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag, von J. F. Neigebaur. Leipzig, J. A. Bergson-Sonnenberg 1863.), wonach Italien zwar keinen Bund, aber Einheit und Unabhängigkeit erhielt. Der Papst war die Seele dieses Bündnisses und deshalb damals von den Italienern hochverehrt, weil er sie aus der Abhängigkeit von Oesterreich befreien wollte. Schon waren die Einleitungen zu einem italienischen Staatenbunde getroffen, als die französische Februar-Revolution Alles wieder über den Haufen warf. Dennoch war von dem Turiner Ministerium Casati der berühmte Philosoph, Priester und Staatsmann Rosmini nach Rom geschickt worden, der mit Balbo,

rechnenden Fürsten, so viel gethan hatte, so entschloß er sich doch dazu, seine Residenz zu verlassen.

Rathlos zog der König am 6. September ab, indem er der Nationalgarde die Aufrechthaltung der Ordnung empfahl, um in den starken Festungen von Capua und Gaeta den Kampf mit Garibaldi zu wagen. Von jetzt ab blieb das Ministerium sich selbst überlassen, allein die Meinung der Mehrheit des Landes war bekannt. Romano richtete daher eine Dankschrift an Garibaldi, in welchen er ihm als Symbol des Volkswillens erklärte, daß er sich ebenfalls der Einheit Italiens unter Victor Emanuel anschließe. Unterdeß hatte sich auch bereits eine provisorische Regierung gebildet, bestehend aus Libertini, Graf Ricciardi, Agresti, Fürst Colonna, Markgraf Bella und dem jetzigen Justizminister, dem tüchtigen Rechtsgelehrten Commandeur Pisanelli. Nachdem aber Garibaldi in Neapel eingezogen war und als Dictator auftrat, war er mit dieser Regierung durchaus unzufrieden und bat Romano, in seiner Stellung fernerhin zu verbleiben. Romano aber fand zu große Schwierigkeiten, da viele der Neapolitanischen Ausgewanderten, welche in ihre Heimath zurückgekehrt waren, nicht ganz mit den Ansichten Garibaldi's übereinstimmten und die Partei der Consorteria genannt wurden. Um die hierbei entstandne Mißstimmung zu beschwichtigen, wurde der Prinz von Carignan, ein Ehrenmann, der auch nicht einen Feind hat, als Statthalter nach Neapel geschickt und ihm als Minister der gewandte Staatsmann Nigra beigegeben, welcher ebenfalls Romano in den Ministerrath berief. Es hatten sich aber bereits so viele Parteien gebildet, daß dieser Ministerrath am 18. März 1861 seinen Abschied nahm und sammt Romano wieder in das Privatleben zurücktrat. Er wurde aber bald als Abgeordneter zu dem Parlamente des Königreichs Italien gewählt und füllte seine Stelle im linken Centrum mit vieler Achtung aus. (S. Liborio Romano, per. Gius. Lazzaro. Torino 1863, Casa Pomba.)

Carlo Bon-Compagni.

Die Nationalgalerie des neunzehnten Jahrhunderts, welche die bekannte Buchhandlung Pomba zu Turin auch unter dem Titel, „die italienischen Zeitgenossen" herausgiebt, enthält in dem 67. Bändchen das Leben des bekannten Staatsmannes Bon-Compagni nebst dessen in Stahl gestochenem Bildniß. Diese Sammlung bringt die Lebensbeschreibungen der jetzt bekannt gewordenen Italiener in gleicher Weise, wie dies der französische beliebte Literat, Hipolyt Castille, mit den französischen Zeitgenossen gethan hat. Die vorliegende Lebensbeschreibung ist von einem *jungen* Gelehrten, Cesare Gorrini aus Modena. BonCompagni ward-

am 25. Juli 1804 geboren, während sein Vater unter Napoleon I. und später unter dem König von Sardinien ein bedeutendes Richteramt bekleidete. Mit 20 Jahren war der Sohn bereits Doctor beider Rechte auf der Universität zu Turin und wurde bald darauf im Justizdienste angestellt, wobei er zugleich mit dem berühmten Cavour gemeinschaftlich arbeitete. Als Appellationsrath seit 1845 zu Turin lebend, suchte Bon-Compagni zugleich für Volksschulen und Kinder-Bewahranstalten thätig zu sein, was damals, zur Zeit der Jesuitischen Reaction, in Italien für eben so anstößig gehalten ward, wie später in Deutschland die Kindergärten, weil dieselben an einen Mann von freisinnigen Ansichten erinnerten. Obgleich Männer wie Lambruschini, Aporti, Cavour, Sclopis, Manna, Solazzo, Alfini und Provana mit Bon-Compagni einverstanden waren, wurde die Genehmigung zur Errichtung einer solchen Anstalt nur unter der Bedingung ertheilt, daß sie unter den christlichen Körperschaften stehen mußte. Außerdem arbeitete Bon-Compagni auch als beliebter Schriftsteller, wobei er hier nicht zu fürchten hatte, daß seine Collegen wie in Deutschland von einem Appellationsrathe sagten: wie kann er ein tüchtiger Beamter sein, da er sich mit literarischen Nebendingen beschäftigt, und doch verbrachten diese Klugsprecher täglich wenigstens fünf Stunden, die jener auf wissenschaftliche Arbeiten verwendeten, mit Ernst und Würde am Spieltische. Bon-Compagni schrieb eine Einleitung in die Rechtswissenschaft, worin er auf die Nothwendigkeit constitutioneller Reformen hinwies. Endlich entschloß sich Carlo Alberto, der im Privatleben und in Paris erzogen bei wissenschaftlicher Bildung liberale Neigungen erhalten hatte, zur Erlassung einer Constitution, welche er jedoch nach der Revolution i. J. 1821 und durch die heilige Allianz auf dem Congresse zu Verona gezwungen wieder aufheben mußte.

Bon-Compagni war unterdeß unter dem Minister Markgraf Alfieri Generalsecretär des öffentlichen Unterrichtsministeriums geworden und erhielt selbst dies Portefeuille, da er auch zum Abgeordneten gewählt worden war, unter dem ersten constitutionellen Ministerium.

Bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben war die Errichtung eines italienischen Bundes im Werke (worüber in folgender Schrift Nachricht gegeben ist: „Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag, von J. F. Neigebaur. Leipzig, J. A. Bergson-Sonnenberg 1863.), wonach Italien zwar keinen Bund, aber Einheit und Unabhängigkeit erhielt. Der Papst war die Seele dieses Bündnisses und deshalb damals von den Italienern hochverehrt, weil er sie aus der Abhängigkeit von Oesterreich befreien wollte. Schon waren die Einleitungen zu einem italienischen Staatenbunde getroffen, als die französische Februar-Revolution Alles wieder über den Haufen warf. Dennoch war von dem Turiner Ministerium Casati der berühmte Philosoph, Priester und Staatsmann Rosmini nach Rom geschickt worden, der mit Balbo,

Massimo d' Azeglio und Gioberti der italienischen Freiheit vorgearbeitet hatte. Allein die von Rosmini in Rom gethanen Schritte gefielen dem Ministerium Alfieri nicht, und so wurde Bon-Compagni mit diesen Unterhandlungen beauftragt, deren Grundlage die Befreiung Italiens von Metternich, dem bisher Allmächtigen war. Allein damals war der Papst aber bereits so eingeschüchtet, daß er die Erklärung abgab, er würde sich nie zu einem Kriege zwischen Katholiken entschließen können. Hierdurch wurden alle Verhandlungen in Rom abgebrochen, und da unterdeß die Schlacht von Novarra für Italien verloren gegangen war, wurde Bon-Compagni mit dem General Bormida nach Mailand zur Abschließung des Friedensvertrages geschickt, wobei er selbst nach dem Geständnisse seiner Feinde mehr erreicht hatte, als man hätte hoffen können. Seitdem ward Bon-Compagni als Abgeordneter im Parlamente vielfach genannt, und besonders war er bei den Verhandlungen mit dem Papste über die Civilehe betheiligt, die so scharf ausfielen, daß, als der sardinische Gesandte in Rom, die folgenden Worte der hierauf bezüglichen Depesche an den Papst las „man höre nicht auf ein Christ zu sein, wenn man auch nicht an alle Worte des Tridentinischen Concils glaubte" sich bekreuzte und die Depesche als unausführbar zurückschickte. Der fromme Graf Sambui erhielt aber den Befehl, dieselbe auf jeden Fall zu übergeben, und ward abberufen. Bon-Compagni trat darauf wieder in das Ministerium bis zum Jahre 1854, wo er sich aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen mußte. Doch wurde er bald wieder und zwar bis zum Jahre 1857 Präsident des Hauses der Abgeordneten, in welchem er sich stets durch vorzügliche Rednergabe ausgezeichnet hatte.

Nunmehr eröffnete sich diesem bedeutenden Staatsmanne eine neue Laufbahn; er wurde als Gesandter nach Florenz mit der Instruktion geschickt, gegen alle Schritte aufzutreten, welche dem Vortheil Italiens widerstrebten, und dem Großherzoge zu rathen, den Anforderungen der Zeit nachzugeben. Allein der Verfasser sagt, daß er an dem Hofe eines Fürsten nichts ausrichten konnte, welcher seinen Eid gebrochen hatte, um sich von Oesterreich in's Schlepptau nehmen zu lassen. Der Gesandte machte zu Ende Januar 1859 den Großherzog auf die ihm drohenden Gefahren aufmerksam und bemerkte ihm, daß ein Krieg vorauszusehn wäre. Damals hätten die oben erwähnten Unterhandlungen über einen italienischen Bund leicht wieder angeknüpft werden können, allein man vermag wohl guten Rath, aber man kann nicht gleichzeitig die Einsicht geben, denselben zu benutzen. So blieb die Toskanische Regierung bei dem Widerstande gegen jeden Fortschritt und den Anschluß an das constitutionelle Piemont. Noch anfangs März wurden diese Ermahnungen wiederholt und selbst noch zu Ende dieses Monats. Als endlich Oesterreich die Worte an den Hof zu Turin erlassen hatte, in Folge deren der Tessin angriffsweise überschritten wurde, da erließ der Gesandte

eine ausdrückliche Note, in welcher er darauf antrug, die Regierung möchte endlich einen andern Weg einschlagen. Aber fußend auf das göttliche Recht des Absolutismus, blieb man für jede Vorstellung taub, ja der Großherzog verließ sogar seine Residenz und das Land, ohne im Mindesten belästigt zu sein. Er fühlte seine unhaltbare Lage, welcher er, wenn er den Rathschlag des Gesandten ein williges Ohr geliehen, eine ganz andere Wendung hätte geben können, da sein Volk nicht seine Entfernung, sondern nur eine Constitution wünschte. Nach dem Abzuge des Großherzogs trat eine provisorische Regierung zusammen, zu welcher die ersten Personen des Landes, wie der Markgraf Ridolfi und Baron Ricasoli, gehörten. Auch den sardinischen Gesandten lud man zur Theilnahme an den Verhandlungen ein, jedoch lehnte dieser seine Mitwirkung ab und ermahnte nur zur Ruhe. Die provisorische Regierung bot am 21. April 1859 dem König Victor Emanuel die Dictatur über das Land an, worauf dieser seinen Gesandten zum außerordentlichen Commissar ernannte. Bon-Compagni verwaltete diesen hohen Posten so einsichtsvoll, daß ihm die Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh. Nachdem die allgemeine Volksabstimmung sich für den König Victor Emanuel ausgesprochen hatte, trat Bon-Compagni wieder in das Privatleben zurück und gab mehrere politische Schriften heraus: z. B. Neapel und das Königreich Italien. Turin 1860; die Einheit Italiens. Turin 1861; das Ministerium Ratazzi und das Parlament. Mailand 1861 u. a. m. Die Universität zu Turin hat ihn honoris causa zum Mitgliede der philosophischen Facultät ernannt und seine Vorlesungen sprachen ebenso an, wie seine parlamentarischen Reden.

Allardo Aleardi.

Dieser jetzt sehr beliebte italienische Dichter war in Verona geboren, als der Widerwille gegen die Metternich'sche Mißachtung der Italienischen Nationalität die dortige Jugend erbitterte. Er studirte in Padua die Rechte und wurde daselbst der österreichischen Polizei bald anrüchig. Zu seinem ersten größeren Gedichte, Arnolda, wählte er eine Begebenheit aus der Zeit der Venetianischen Herrschaft in Cypern vom Jahre 1570 und ließ es 1842 in Mailand drucken. Als bei der stets wachsenden Bewegung in Italien die beiden bedeutenden Advocaten Manin und Tomaseo zu Venedig verhaftet wurden, hielt es der Dichter gerathen, sich zu entfernen, und ging nach dem Kirchenstaat, wo damals der Papst die Hoffnung erweckt hatte, durch einen italienischen Bund die Einheit und Unabhängigkeit Italiens zu erreichen. In Rom traf ihn die Nachricht von dem im Frühjahr 1848 ausgebrochnen Aufstande in Mailand und Venedig; sofort eilte er zu Manin nach Venedig, der ihm

als Stellvertreter seiner Vaterstadt Verona einen Platz in der Consulta anwies und ihn nicht lange darauf als Gesandten der Venetianischen neuen Republik nach Paris schickte. Er sah jedoch sehr bald ein, daß hier alle Verhältnisse des festen Bodens ermangelten, und faßte in diesem Sinne seine Berichte ab. Manin fand alle seine Darstellungen zu schwarz, allein der socialistische Juniaufstand in Paris überzeugte auch ihn, daß ruhige Ueberlegung bei den Franzosen nicht zu finden sei, obwohl Beranger, Lamennais und Mickiewicz nach seiner Ansicht hiervon eine Ausnahme machten. Nachdem ihn Tomaseo ersetzt hatte, ging Aleardi nach Florenz und Bologna, welches er gegen die Oesterreicher vertheidigen half.

Nachdem die Franzosen dem Papst seine Hauptstadt wieder verschafft hatten und alle Hoffnung geschwunden war, ging Aleardi nach seiner Heimath zurück, wo er aber im October 1852 in das Militärgefängniß zu Verona eingesperrt und später nach Mantua transportirt wurde. Im letztern Orte erhielt er Bücher, um deutsch zu lernen, während Tazzoli und andere politisch Verdächtige gehangen wurden. Endlich ward Aleardi entlassen und lebte in Verona wieder den Wissenschaften und der Dichtkunst. Ein im Jahre 1856 von ihm herausgegebenes Werk über die italienischen Handels- und Seestädte giebt Zeugniß von seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Diesem Werke folgte das Gedicht „Raphael und die Fornarina", an das sich mehrere andere anschlossen, bis Oesterreich an Piemont die Forderung der Entwaffnung stellte und nach erfolgter Weigerung den Tessin überschritt. Für Aleardi brachte dieses Ereigniß eine Durchsuchung seiner Papiere mit, und obwohl man nichts Verdächtiges bei ihm fand, wurde er doch als Gefangener nach Josephstadt geführt. Nach dem Frieden von Villafranca wurde Aleardi seiner Haft entlassen; er ging nach dem jetzt italienisch gewordenen Brescia und ward zum Abgeordneten gewählt. Seitdem erschien von ihm neben mehreren anderen poetischen Schöpfungen ein Gedicht: Die sieben Soldaten, Florenz 1861, welche sämmtlich einen so ungetheilten Beifall anden, daß Aleardi jetzt als der erste Dichter Italiens genannt wird. Für einen Dichter ist das herrlich gelegene Brescia ein sehr geeigneter Aufenthalt, zumal sich hier fast alle reichen Einwohner vielfach mit Wissenschaft und Kunst beschäftigen und die Vornehmsten darin mit dem besten Beispiel vorangehen. Ein Spaziergang nach dem großartigen Campo santé zeigt Denkmäler von großen Künstlern, und für Künstler, wie sie selten eine Stadt, selbst mit hohen Hofhaltungen aufzuweisen hat.

Gregor Ugdulena.

Es dürfte nicht viele Professoren der hebräischen Sprache geben, welche zugleich eine so bedeutende politische Rolle gespielt haben, wie der am 20. April 1815 zu Termini (thermie himerenses) geborene Gregor Ugdulena, welcher das Collegium seiner Vaterstadt besuchte, das ihn trotz der bekannten Mißregierung von Neapel dennoch bei der Achtung, in welcher die wissenschaftliche Bildung in Italien überall steht, so weit vorzubereiten vermochte, daß er seine Studien beginnen konnte. Anfangs hatte er für mathematische Wissenschaften eine besondere Vorliebe, bald aber wandte sich seine Aufmerksamkeit und sein Streben den orientalischen Sprachen zu, die er mit so großem Erfolg trieb, daß er, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, im Jahre 1848 zum Professor der biblischen Exegese und der hebräischen Sprache an der Universität zu Palermo ernannt ward. Dabei lernte er die deutsche Sprache, um die bekannten deutschen Orientalisten für sein Fach benutzen zu können. Ohne Lehrer übersetzte er das erste deutsche Buch, welches er dort fand, nämlich die Walhallagenossen vom Könige von Baiern, und übersandte diese Arbeit demselben mit einem deutschen Briefe, den er dem damals in Palermo lebenden Geheimrath Neigebaur zeigte. Derselbe sagte zu ihm: Zum Glück liegt Ihre Uebersetzung bei, welche treu, aber wörtlich ist, der König wird daher sehen, daß Sie gefunden haben, wie man auch in Deutschland italienisch denken und schreiben kann, wenn auch in deutscher Sprache, wie dieser geistreiche König. Leider übersieht man oft über die Form das Wesen. Das Gedicht z. B. „Als ich König war.“ hätte die Kritik für einen Fürsten begeistern müssen, der solche Gesinnungen hegt, wenn der Stil auch noch so wenig dem gewöhnlichen Gebrauche entsprochen hätte.

Ugdulena war aber nicht blos ein strebsamer Professor der morgenländischen Sprachen, sondern auch ein echter italienischer Patriot. Ein Geistlicher und Anhänger des Fortschrittes, Paul Bolsomo, hatte in politischer Hinsicht viel auf ihn eingewirkt, und ebenso sollte auch der bekannte Statistiker Palmieri einen großen Einfluß auf die politische Richtung Ugdulenas ausgeübt. Der reiche und gelehrte Baron Palmieri war keineswegs das, was man sich in Deutschland unter einem rothen Democraten vorstellt, sondern ein Vaterlandsfreund, welcher das Unglück der reichen Insel Sicilien begriff, die unter dem Arabern und unter Kaiser Friedrich II. das blühendste Land Europas war, und wie sie immer mehr in Verfall gerieth, da die Regierung der Bourbonen sich nur durch die Priesterherrschaft und Verdummung des Volkes halten konnte. In solchem Geiste hatte sich in dem Jahre 1847 in Sicilien eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden gebildet, welche den Fortschritt anstrebten. Da in Italien auch unter den Geistlichen Viele sind, welche die Religion von der Kirche zu unter-

scheiden wissen, — ein Unterschied, den Viele jenseits der Alpen nicht verstehen, — war es nicht zu verwundern, daß ein so gebildeter Priester wie Ugdulena sich dieser Verbindung anschloß. Als daher am 12. Januar 1848 Palermo den Anfang der in jenem Jahre ausgebrochenen Volksbewegungen machte, war er sofort unter den fünf Männern, welche das öffentliche Vertrauen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten berief. Als bald darauf der Mann des allgemeinen Vertrauens der ganzen Insel, Roggiero Settimo, Fürst von Fitalia, zum Dictator ausgerufen wurde, und das Parlament nach der von dem Könige Ferdinand beschwornen, aber verrathenen Constitution berufen worden war, wurde Ugdulena natürlich zum Abgeordneten gewählt und bekleidete den Posten eines Präsident-Stellvertreters im Departement der Justiz und des Cultus und Großcaplans des Heeres. Da er als Abgeordneter bei dem Beschlusse mitgestimmt hatte, daß Ferdinand I. aufgehört habe zu regieren, und nach der Restauration im Jahr 1849 es unter seiner Würde hielt, zu widerrufen, so wurde er seiner Professur entsetzt und in das Exil auf die Insel Javignano, (das alte Aegosa) geschickt, nachdem er eine dreimonatliche Haft in dem Schlosse S. Catterina daselbst hatte aushalten müssen. Später wurden ihm Marsala und Termini zum Aufenthaltsorte angewiesen und erst im Jahre 1856 erhielt er durch Verwendung der französischen Gesandtschaft die Erlaubniß, nach Palermo zurückzukehren. In seine Professur wurde er zwar nicht wieder eingesetzt, dagegen aber mit dem Unterricht in der griechischen Sprache und Archäologie auf dieser Universität beauftragt. Nachdem Garibaldi mit seinen 1000 Mann auf Sicilien gelandet, am 27. Mai 1860 in Palermo eingezogen war und als Dictator sein erstes Ministerium bildete, ernannte er den Ugdulena, der unterdeß Canonicus im Metropolitancapitel zu Palermo geworden war, zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts. Während Garibaldi weiter zog, war ein Zwiespalt in Sicilien entstanden, sodaß ein neues Ministerium ernannt wurde, doch als Garibaldi den Mordini zum stellvertretenden Dictator am 17. Sept. 1860 ernannt hatte, übernahm Ugdulena wieder dasselbe Ministerium und führte die piemontesische Einrichtung des öffentlichen Unterrichts ein. Nachdem Sicilien den König Victor Emanuel als wahrhaft constitutionellen König anerkannt hatte und die Wahlen zu dem Italienischen Parlamente stattfanden, entsagte Ugdulena seinem Canonicat, weil nur eine geringe Anzahl von Abgeordneten aus der Zahl besoldeter Männer gewählt werden darf. Auch hatte er auf seinen Gehalt als Professor verzichtet, obwohl er sofort von dem Dictator seine Stelle als Professor der hebräischen Sprache und Exegese wieder erhalten hatte; der Wahlbezirk von Marsala erwählte ihn hierauf zum Abgeordneten. Bei den Parlamentsverhandlungen ist Ugdulena eine treue Stütze der Regierung im Sinne der Einheit und der constitutionellen Freiheit; er gehörte nicht zu der Partei der Ungeduldigen welche der Regierung wegen Garibaldi, der jetzt das Unmögliche will, viele Schwierigkeiten macht, da der Grundsatz Cavours noch als sein

Testament von der Regierung und allen besonnenen Italienern festgehalten wird: Wegen Venedig müssen wir weinen, können aber keinen europäischen Krieg anfangen, und wegen Rom müssen wir warten, bis die Bildung so weit vorgeschritten sein wird, daß der Papst von selbst fällt. Freilich wird man noch lange warten müssen, da noch vor Kurzem ein Preußischer Professor einer Juristenfacultät eine Adresse unterschrieb, in welcher er aufforderte, Gut und Blut zu opfern für die älteste und heiligste Legitimität. Ugdulena hat aber neben seiner politischen Thätigkeit Zeit gehabt, auch als Schriftsteller sich auszuzeichnen. Außer der eben erwähnten Uebersetzung der Walhalla ließ er eine Rede drucken, welche er bei der Einsegnung der antibourbonischen Fahnen im Jahr 1848 in der Cathedrale zu Palermo hielt; ferner eine Denkschrift zu Ehren der Märtyrer der Freiheit im Jahr 1848 und 1849, ferner über die Münzen der Carthaginienser in Sicilien, im Jahr 1857, wofür er einen Preis erhielt. Endlich hat er sich besonders in weitern Kreisen durch seine Bibelübersetzung bekannt gemacht, welche nach dem Urtext bearbeitet, mit einem so umfassenden kritischen Commentar bereits bis zum zweiten Bande fortgeschritten und mit einer dem Stande der Wissenschaft in der Gegenwart angemessenen Erläuterung begleitet ist, daß diese gelehrte Arbeit Ugdulenas sich mit dem berühmten Bibelwerke unsres gelehrten Bunsen messen dürfte.

Verwandlung der Pflanzentheile.

Von

Joh. Benz.

Betrachten wir die Pflanzen, wie sie sich uns bei eben nicht tiefer eindringender Untersuchung gewöhnlich darstellen, so unterscheiden wir ohne weitere Mühe gewisse Haupttheile an ihnen, die wesentlich von einander unterschieden sind, und die wir an Pflanzen, die uns bisher unbekannt waren, leicht wieder erkennen. So unterscheiden wir gleich die Wurzel einer Pflanze, den Stengel, die Blätter, die Blume mit dem Kelch, die Staubfäden und den Fruchtknoten, die Frucht und den Samen.

Ein tieferer Blick in die Natur, eine genauere Untersuchung dieser Theile an einer Pflanze, wo sich Abweichungen von dem Gewöhnlichen offenbaren, und eine genaue Vergleichung verschiedener Pflanzen mit einander, wo die nämlichen Hauptbestandtheile derselben unter verschiedenen Formen auftreten, führt uns jedoch zu der Erkenntniß, daß die Hauptbestandtheile, wenigstens der größeren Zahl nach, durch Zwischenglieder ineinander übergehen, umgeformt und verwandelt werden, dergestalt, daß ein Theil, der uns bei oberflächlicher Betrachtung als ein selbstständiger Hauptbestandtheil der Pflanze erschien, nun vom höheren Gesichtspunkte sich blos als Umbildung oder Verwandlung eines anderen bekannten darstellt, der uns nur darum so fremd und verschieden vorkam. Eine solche Verwandlung stellt sich uns am deutlichsten vor Augen, wenn wir die Uebergänge beobachten, welche beim Vergleichen der Samenblättchen mit den wirklichen Blättern der Pflanze, und wiederum dieser mit den Theilen der Blume und der Frucht, sichtbar werden.

Der Keim der meisten Pflanzen ist im Samenkorn von zwei Körpern *umgeben*, die wir S a m e n b l ä t t e r nennen und welche in der Regel *das Erste sind*, was sich von dem keimenden Saatkorn über der Erde

zeigt. Bei der Erbse und der Bohne sehen wir sie als zwei halbkugelförmige, fleischige Körper, welche nur geringe Aehnlichkeit mit Blättern haben, aber bei der Senfpflanze und dem Kohl sind sie schon dünner und mehr blattförmig, bei der Kresse flatterig wie Stengelblätter. Gleichwie man nun so die Uebergänge zwischen Samenblättern und Stengelblättern durch Zusammenhalten verschiedener Pflanzen verfolgen kann, so zeigt sich ein solcher Uebergang auch in manchen Fällen bei einer und derselben Pflanze, indem die untersten Blätter oft den Samenblättern ähnlich sind, während die oberen bedeutend davon abweichen. Bei vielen Pflanzen, z. B. bei vielen lilienartigen Gewächsen, sieht man die untersten Blätter als dünne, hautgleiche, farbenlose Schuppen oder als fleischige Lappen hängen, und diese welkigen Anhängsel gehen allmälig und fast unmerklich in wirkliche Blätter über. Bei Zwiebelgewächsen schließen sich dergleichen kurze fleischige und saftreiche Schuppen dicht um den Keim, und dadurch entsteht zuletzt die Zwiebel, welche füglich als Knospe, nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Wurzel angesehen werden müßte. — Vom untersten Theil des Stengels, mitunter erst von der Mitte an, werden die Blätter weiter nach oben und besonders da, wo die Blumen an den Blattenden hervorschießen, gemeiniglich kleiner, zarter von Bau, weniger getheilt und in mancher Hinsicht abweichend. Wird der Unterschied beträchtlich, oder nehmen diese Blätter ein andere Farbe an als die grüne, so nennt man sie nicht mehr Blätter, sondern Blumenblätter, Bracteae.

Der Uebergang von Blättern und Blumenblättern zum Blumenkelch ist leicht nachzuweisen. Der Kelch besteht eigentlich in einem Büschel von Blättern, die einen Kranz bilden, sich dicht um die inneren Theile der Blume schließen und gewöhnlich mehr oder weniger miteinander verwachsen sind. Die Kelchblätter sind meistens, wie die Stengelblätter, von grüner Farbe, oft ebenso geadert und bekleidet und nicht selten auch ebenso getheilt, z. B. bei der Rose, wo sie sinnig-flatterig sind. Und wie es einestheils oftmals vorkommt, daß die eigentlichen Blätter im Kranze sitzen, Asperula, oder miteinander verwachsen sind, Caprifolium, Silphium, so findet man auch ebenso oft, daß die Kelchblätter frei und unabhängig von einander sitzen und auf verschiedenen Stellen am Stengel zum Vorschein kommen, wie man es ganz besonders deutlich an der Päonie sieht. Auch bei der Tulpe findet man bisweilen einige Blätter des Blumenkelchs äußerlich sitzen und so einen Uebergang zu den Stengelblättern abgebend.

Innerhalb des von den Kelchblättern gebildeten Kranzes sitzen die Kronblätter als ein nächster Kranz. Die Krone unterscheidet sich gemeinhin dadurch von dem Kelch, daß sie größer, ausgebreiteter, von feinerem Baue und von anderer Farbe als der grünen ist. Aber diese Verschiedenheiten sind nicht ausschließlich, denn man findet auch Kelche von anderer Farbe als der grünen; er ist z. B. roth bei der Fuchsia,

gelb bei dem Tropäolum, blau bei der Aquilegie, und ebenso findet man grüne Kronen, z. B. bei der Johannisbeere und dem Ahorn. Bisweilen, namentlich wo die Kelchblätter und Kronblätter keine Kränze bilden, sondern an verschiedenen Stellen hervorschießen, geben jene so unbemerkbar in diese über, daß man hinsichtlich der mittleren Blätter ganz in Zweifel bleibt, ob sie zum Kelche oder zur Krone gehören, wie z. B. bei den meisten Cactusarten und der Nymphenblume.

Gleichwie also die Kronblätter als umgestaltete Kelchblätter anzusehen sind, ebenso können wieder die Staubfäden als umgewandelte Kronblätter betrachtet werden. In ihrer gewöhnlichen Gestalt erscheinen diese als drahtförmige Körper, Staubfäden, die im Kranze innerhalb der Kronblätter sitzen, und oben mit einem knopfartigen Körper, dem Staubkolben, versehen sind, der den Samenstaub enthält. Oft werden aber die Staubfäden flach und breit und nehmen die Form und Farbe der Kronblätter an, wie z. B. Ornithogalum, Nymphaea und Canna, und sind bisweilen zu einem Rohr mit einander verwachsen, was ebenfalls sehr oft bei den Kronblättern der Fall ist. Entwickelt sich nun in solchen Fällen kein Staubkolben, so werden die Staubfäden den Kronblättern so genau ähnlich, daß man nicht mehr unterscheiden kann, wofür man sie zu halten hat. Der Uebergang vom Kronblatt zum Staubfaden ist besonders leicht bei gefüllten Blumen zu erkennen, wie bei Rosen, Nelken und Päonien, bei welchen man Kronblätter mit Staubkolben am Ende oder an den Seiten findet.

Innerhalb des Staubfädenkranzes sitzt der Fruchtknoten, oder es sitzen auch mehre Fruchtknoten in einem Kranze. Auch diese kann man als ungebildete Blätter ansehen, denen sie sich noch fast mehr als die Staubfäden nähern. Betrachten wir die äußere Schale einer Erbse oder einer Bohne, so finden wir in der Farbe, den Adern und der Bauart dieser Frucht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Blättern. Es ist diese Schale nur ein zusammengefaltetes und am Rande zusammengewachsenes Blatt, und wie man am Blatte eine Oberhaut an der oberen und unteren Seite und das dazwischenliegende Fleisch und die Adern unterscheidet, ebenso erkennt man an dem Fruchtblatte die äußere und innere Oberhaut und das von beiden eingeschlossene Fleisch mit dem dasselbe durchziehenden Geäder. Mehrere solche voneinander getrennte Fruchtblätter sitzen auch mitunter nebeneinander, wie es an der Nigelle, Aquilegie, Päonie zu sehen ist. Bei anderen Blumen sind sie mehr oder weniger miteinander verwachsen, wodurch dann eine sogenannte mehrkammerige Kapsel gebildet wird, wie z. B. bei den Kaiserkronen und Tulpen. Wird der andauernde Kelch, der die Kapsel umgibt, fleischig, so entsteht dadurch Kernobst, wie Aepfel, Birnen u. s. w.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Fruchtknoten und den Blättern tritt auch bei solchen Blumen hervor, wo der oberste Theil des Fruchtblattes, die Narbe, ganz dem Kronblatte gleich wird, was sich besonders deutlich

an der Iris zeigt, wozu aber viele andere Pflanzen unmerkliche Uebergänge aufweisen.

Nach allem Diesen ist eine Blume nur ein verkürzter Zweig, dessen Blätter nebeneinander im Kranze sitzen, sich dicht aneinander schließen und von feinerem Baue als die andern Blätter sind. Bisweilen tritt der Fall ein, daß der Zweig sich durch die Blume hier verlängert, indem aus der Mitte der Blume sich Blätter entwickeln, oder wol gar eine neue Blume zum Vorschein kommt — eine Fortpflanzung, Prolifikation, wie sie bei der Rose und Nelke sichtbar wird. Die Blumenknospe ist eine Blätterknospe, welche sich zu früh entwickelt hat. Wenn man also einen Baum durch künstliche Mittel am Blühen verhindert oder ihm überflüssige Nahrung gibt, so entwickeln sich an demselben blätterreiche Zweige anstatt Blüthen und Früchte.

Was hier von den Pflanzentheilen und der Verwandlung der Blätter gesagt worden, enthält die wesentlichen Gedanken der zwar schon in Linné's Schriften enthaltenen Winke, die aber bestimmter und klarer, obgleich mit Annahmen untermischt, die keine genauere Prüfung bestehen, von Göthe dargestellt wurden. Auf seiner Reise in Italien 1786—87, bei Betrachtung und genauer Beobachtung einer an verschiedenen Pflanzenformen so überreichen Natur, entstand zuerst der Hauptgedanke bei ihm, welcher dieser Lehre zum Grunde liegt. Der Dichter und Naturforscher stellte seine Ansicht 1790 in der bekannten Schrift: „die Metamorphose der Pflanzen" dar. Sie erweckte keine große Aufmerksamkeit, weil das Bestreben der damaligen Botaniker mehr auf das Kennen und Beschreiben einzelner Pflanzen als auf eine Betrachtung des Pflanzenlebens in seinem Zusammenhange gerichtet war. Philosophische Betrachtungen dieser Art wurden damals nicht selten für leere Grübeleien gehalten, und vielleicht trug auch der Umstand das Seinige zu der geringen Aufmerksamkeit bei, welche Göthe's Schrift zu Theil wurde, daß er nicht zur Zunft gehörte. Erst in seinem Alter hatte der Dichter die Befriedigung, daß die Bedeutung seiner geistreichen Lehre Anerkennung fand und eine reiche Quelle zu neuen Forschungen wurde.

Viele buchstabiren, Wenige lesen im Buche der Natur, und nicht immer liest Derjenige am besten, der am längsten buchstabirte. Das Genie fliegt, wo minder begabte Geister gehen oder kriechen müssen.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß des 8. Bandes.

als Stellvertreter seiner Vaterstadt Verona einen Platz in der Consulta anwies und ihn nicht lange darauf als Gesandten der Venetianischen neuen Republik nach Paris schickte. Er sah jedoch sehr bald ein, daß hier alle Verhältnisse des festen Bodens ermangelten, und faßte in diesem Sinne seine Berichte ab. Manin fand alle seine Darstellungen zu schwarz, allein der socialistische Juniaufstand in Paris überzeugte auch ihn, daß ruhige Ueberlegung bei den Franzosen nicht zu finden sei, obwohl Beranger, Lamennais und Mickiewicz nach seiner Ansicht hiervon eine Ausnahme machten. Nachdem ihn Tomaseo ersetzt hatte, ging Aleardi nach Florenz und Bologna, welches er gegen die Oesterreicher vertheidigen half.

Nachdem die Franzosen dem Papst seine Hauptstadt wieder verschafft hatten und alle Hoffnung geschwunden war, ging Aleardi nach seiner Heimath zurück, wo er aber im October 1852 in das Militärgefängniß zu Verona eingesperrt und später nach Mantua transportirt wurde. Im letztern Orte erhielt er Bücher, um deutsch zu lernen, während Tazzoli und andere politisch Verdächtige gehangen wurden. Endlich ward Aleardi entlassen und lebte in Verona wieder den Wissenschaften und der Dichtkunst. Ein im Jahre 1856 von ihm herausgegebenes Werk über die italienischen Handels- und Seestädte giebt Zeugniß von seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Diesem Werke folgte das Gedicht „Raphael und die Fornarina", an das sich mehrere andere anschloſſen, bis Oesterreich an Piemont die Forderung der Entwaffnung stellte und nach erfolgter Weigerung den Tessin überschritt. Für Aleardi brachte dieses Ereigniß eine Durchsuchung seiner Papiere mit, und obwohl man nichts Verdächtiges bei ihm fand, wurde er doch als Gefangener nach Josephstadt geführt. Nach dem Frieden von Villafranca wurde Aleardi seiner Haft entlassen; er ging nach dem jetzt italienisch gewordenen Brescia und ward zum Abgeordneten gewählt. Seitdem erschien von ihm neben mehreren anderen poetischen Schöpfungen ein Gedicht: Die sieben Soldaten, Florenz 1861, welche sämmtlich einen so ungetheilten Beifall anden, daß Aleardi jetzt als der erste Dichter Italiens genannt wird. Für einen Dichter ist das herrlich gelegene Brescia ein sehr geeigneter Aufenthalt, zumal sich hier fast alle reichen Einwohner vielfach mit Wissenschaft und Kunst beschäftigen und die Vornehmsten darin mit dem besten Beispiel vorangehen. Ein Spaziergang nach dem großartigen Campo santé zeigt Denkmäler von großen Künstlern, und für Künstler, wie sie selten eine Stadt, selbst mit hohen Hofhaltungen aufzuweisen hat.

Gregor Ugdulena.

Es dürfte nicht viele Professoren der hebräischen Sprache geben, welche zugleich eine so bedeutende politische Rolle gespielt haben, wie der am 20. April 1815 zu Termini (thermie himerenses) geborene Gregor Ugdulena, welcher das Collegium seiner Vaterstadt besuchte, das ihn trotz der bekannten Mißregierung von Neapel dennoch bei der Achtung, in welcher die wissenschaftliche Bildung in Italien überall steht, so weit vorzubereiten vermochte, daß er seine Studien beginnen konnte. Anfangs hatte er für mathematische Wissenschaften eine besondere Vorliebe, bald aber wandte sich seine Aufmerksamkeit und sein Streben den orientalischen Sprachen zu, die er mit so großem Erfolg trieb, daß er, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, im Jahre 1848 zum Professor der biblischen Exegese und der hebräischen Sprache an der Universität zu Palermo ernannt ward. Dabei lernte er die deutsche Sprache, um die bekannten deutschen Orientalisten für sein Fach benutzen zu können. Ohne Lehrer übersetzte er das erste deutsche Buch, welches er dort fand, nämlich die Walhallagenossen vom Könige von Baiern, und übersandte diese Arbeit demselben mit einem deutschen Briefe, den er dem damals in Palermo lebenden Geheimrath Neigebaur zeigte. Derselbe sagte zu ihm: Zum Glück liegt Ihre Uebersetzung bei, welche treu, aber wörtlich ist, der König wird daher sehen, daß Sie gefunden haben, wie man auch in Deutschland italienisch denken und schreiben kann, wenn auch in deutscher Sprache, wie dieser geistreiche König. Leider übersieht man oft über die Form das Wesen. Das Gedicht z. B. „Als ich König war.“ hätte die Kritik für einen Fürsten begeistern müssen, der solche Gesinnungen hegt, wenn der Stil auch noch so wenig dem gewöhnlichen Gebrauche entsprochen hätte.

Ugdulena war aber nicht blos ein strebsamer Professor der morgenländischen Sprachen, sondern auch ein echter italienischer Patriot. Ein Geistlicher und Anhänger des Fortschrittes, Paul Bolsomo, hatte in politischer Hinsicht viel auf ihn eingewirkt, und ebenso sollte auch der bekannte Statistiker Palmieri einen großen Einfluß auf die politische Richtung Ugdulenas ausgeübt. Der reiche und gelehrte Baron Palmieri war keineswegs das, was man sich in Deutschland unter einem rothen Democraten vorstellt, sondern ein Vaterlandsfreund, welcher das Unglück der reichen Insel Sicilien begriff, die unter dem Arabern und unter Kaiser Friedrich II. das blühendste Land Europas war, und wie sie immer mehr in Verfall gerieth, da die Regierung der Bourbonen sich nur durch die Priesterherrschaft und Verdummung des Volkes halten konnte. In solchem Geiste hatte sich in dem Jahre 1847 in Sicilien eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden gebildet, welche den Fortschritt anstrebten. Da in Italien auch unter den Geistlichen Viele sind, welche die Religion von der Kirche zu unter-

scheiden wissen, — ein Unterschied, den Viele jenseits der Alpen nicht verstehen, — war es nicht zu verwundern, daß ein so gebildeter Priester wie Ugdulena sich dieser Verbindung anschloß. Als daher am 12. Januar 1848 Palermo den Anfang der in jenem Jahre ausgebrochenen Volksbewegungen machte, war er sofort unter den fünf Männern, welche das öffentliche Vertrauen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten berief. Als bald darauf der Mann des allgemeinen Vertrauens der ganzen Insel, Roggiero Settimo, Fürst von Fitalia, zum Dictator ausgerufen wurde, und das Parlament nach der von dem Könige Ferdinand beschwornen, aber verrathenen Constitution berufen worden war, wurde Ugdulena natürlich zum Abgeordneten gewählt und bekleidete den Posten eines Präsident-Stellvertreters im Departement der Justiz und des Cultus und Großcaplans des Heeres. Da er als Abgeordneter bei dem Beschlusse mitgestimmt hatte, daß Ferdinand I. aufgehört habe zu regieren, und nach der Restauration im Jahr 1849 es unter seiner Würde hielt, zu widerrufen, so wurde er seiner Professur entsetzt und in das Exil auf die Insel Javignano, (das alte Aegosa) geschickt, nachdem er eine dreimonatliche Haft in dem Schlosse S. Catterina daselbst hatte aushalten müssen. Später wurden ihm Marsala und Termini zum Aufenthaltsorte angewiesen und erst im Jahre 1856 erhielt er durch Verwendung der französischen Gesandtschaft die Erlaubniß, nach Palermo zurückzukehren. In seine Professur wurde er zwar nicht wieder eingesetzt, dagegen aber mit dem Unterricht in der griechischen Sprache und Archäologie auf dieser Universität beauftragt. Nachdem Garibaldi mit seinen 1000 Mann auf Sicilien gelandet, am 27. Mai 1860 in Palermo eingezogen war und als Dictator sein erstes Ministerium bildete, ernannte er den Ugdulena, der unterdeß Canonicus im Metropolitancapitel zu Palermo geworden war, zum Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts. Während Garibaldi weiter zog, war ein Zwiespalt in Sicilien entstanden, sodaß ein neues Ministerium ernannt wurde, doch als Garibaldi den Mordini zum stellvertretenden Dictator am 17. Sept. 1860 ernannt hatte, übernahm Ugdulena wieder dasselbe Ministerium und führte die piemontesische Einrichtung des öffentlichen Unterrichts ein. Nachdem Sicilien den König Victor Emanuel als wahrhaft constitutionellen König anerkannt hatte und die Wahlen zu dem Italienischen Parlamente stattfanden, entsagte Ugdulena seinem Canonicat, weil nur eine geringe Anzahl von Abgeordneten aus der Zahl besoldeter Männer gewählt werden darf. Auch hatte er auf seinen Gehalt als Professor verzichtet, obwohl er sofort von dem Dictator seine Stelle als Professor der hebräischen Sprache und Exegese wieder erhalten hatte; der Wahlbezirk von Marsala erwählte ihn hierauf zum Abgeordneten. Bei den Parlamentsverhandlungen ist Ugdulena eine treue Stütze der Regierung im Sinne der Einheit und der constitutionellen Freiheit; er gehörte nicht zu der Partei der Ungeduldigen welche der Regierung wegen Garibaldi, der jetzt das Unmögliche will, viele Schwierigkeiten macht, da der Grundsatz Cavours noch als sein

Testament von der Regierung und allen besonnenen Italienern festgehalten wird: Wegen Venedig müssen wir weinen, können aber keinen europäischen Krieg anfangen, und wegen Rom müssen wir warten, bis die Bildung so weit vorgeschritten sein wird, daß der Papst von selbst fällt. Freilich wird man noch lange warten müssen, da noch vor Kurzem ein Preußischer Professor einer Juristenfacultät eine Adresse unterschrieb, in welcher er aufforderte, Gut und Blut zu opfern für die älteste und heiligste Legitimität. Ugdulena hat aber neben seiner politischen Thätigkeit Zeit gehabt, auch als Schriftsteller sich auszuzeichnen. Außer der eben erwähnten Uebersetzung der Walhalla ließ er eine Rede drucken, welche er bei der Einsegnung der antibourbonischen Fahnen im Jahr 1848 in der Cathedrale zu Palermo hielt; ferner eine Denkschrift zu Ehren der Märtyrer der Freiheit im Jahr 1848 und 1849, ferner über die Münzen der Carthaginienser in Sicilien, im Jahr 1857, wofür er einen Preis erhielt. Endlich hat er sich besonders in weitern Kreisen durch seine Bibelübersetzung bekannt gemacht, welche nach dem Urtext bearbeitet, mit einem so umfassenden kritischen Commentar bereits bis zum zweiten Bande fortgeschritten und mit einer dem Stande der Wissenschaft in der Gegenwart angemessenen Erläuterung begleitet ist, daß diese gelehrte Arbeit Ugdulenas sich mit dem berühmten Bibelwerke unsres gelehrten Bunsen messen dürfte.

Verwandlung der Pflanzentheile.

Von

Joh. Benz.

Betrachten wir die Pflanzen, wie sie sich uns bei eben nicht tiefer eindringender Untersuchung gewöhnlich darstellen, so unterscheiden wir ohne weitere Mühe gewisse Haupttheile an ihnen, die wesentlich von einander unterschieden sind, und die wir an Pflanzen, die uns bisher unbekannt waren, leicht wieder erkennen. So unterscheiden wir gleich die Wurzel einer Pflanze, den Stengel, die Blätter, die Blume mit dem Kelch, die Staubfäden und den Fruchtknoten, die Frucht und den Samen.

Ein tieferer Blick in die Natur, eine genauere Untersuchung dieser Theile an einer Pflanze, wo sich Abweichungen von dem Gewöhnlichen offenbaren, und eine genaue Vergleichung verschiedener Pflanzen mit einander, wo die nämlichen Hauptbestandtheile derselben unter verschiedenen Formen auftreten, führt uns jedoch zu der Erkenntniß, daß die Hauptbestandtheile, wenigstens der größeren Zahl nach, durch Zwischenglieder ineinander übergehen, umgeformt und verwandelt werden, dergestalt, daß ein Theil, der uns bei oberflächlicher Betrachtung als ein selbstständiger Hauptbestandtheil der Pflanze erschien, nun vom höheren Gesichtspunkte sich blos als Umbildung oder Verwandlung eines anderen bekannten darstellt, der uns nur darum so fremd und verschieden vorkam. Eine solche Verwandlung stellt sich uns am deutlichsten vor Augen, wenn wir die Uebergänge beobachten, welche beim Vergleichen der Samenblättchen mit den wirklichen Blättern der Pflanze, und wiederum dieser mit den Theilen der Blume und der Frucht, sichtbar werden.

Der Keim der meisten Pflanzen ist im Samenkorn von zwei Körpern *umgeben*, die wir S a m e n b l ä t t e r nennen und welche in der Regel *das Erste* sind, was sich von dem keimenden Saatkorn über der Erde

zeigt. Bei der Erbse und der Bohne sehen wir sie als zwei halbkugelförmige, fleischige Körper, welche nur geringe Aehnlichkeit mit Blättern haben, aber bei der Senfpflanze und dem Kohl sind sie schon dünner und mehr blattförmig, bei der Kresse flatterig wie Stengelblätter. Gleichwie man nun so die Uebergänge zwischen Samenblättern und Stengelblättern durch Zusammenhalten verschiedener Pflanzen verfolgen kann, so zeigt sich ein solcher Uebergang auch in manchen Fällen bei einer und derselben Pflanze, indem die untersten Blätter oft den Samenblättern ähnlich sind, während die oberen bedeutend davon abweichen. Bei vielen Pflanzen, z. B. bei vielen lilienartigen Gewächsen, sieht man die untersten Blätter als dünne, hautgleiche, farbenlose Schuppen oder als fleischige Lappen hängen, und diese welkigen Anhängsel gehen allmälig und fast unmerklich in wirkliche Blätter über. Bei Zwiebelgewächsen schließen sich dergleichen kurze fleischige und saftreiche Schuppen dicht um den Keim, und dadurch entsteht zuletzt die Zwiebel, welche füglich als Knospe, nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als Wurzel angesehen werden müßte. — Vom untersten Theil des Stengels, mitunter erst von der Mitte an, werden die Blätter weiter nach oben und besonders da, wo die Blumen an den Blattenden hervorschießen, gemeiniglich kleiner, zarter von Bau, weniger getheilt und in mancher Hinsicht abweichend. Wird der Unterschied beträchtlich, oder nehmen diese Blätter ein andere Farbe an als die grüne, so nennt man sie nicht mehr Blätter, sondern Blumenblätter, Bracteae.

Der Uebergang von Blättern und Blumenblättern zum Blumenkelch ist leicht nachzuweisen. Der Kelch besteht eigentlich in einem Büschel von Blättern, die einen Kranz bilden, sich dicht um die inneren Theile der Blume schließen und gewöhnlich mehr oder weniger miteinander verwachsen sind. Die Kelchblätter sind meistens, wie die Stengelblätter, von grüner Farbe, oft ebenso geadert und bekleidet und nicht selten auch ebenso getheilt, z. B. bei der Rose, wo sie sinnig-flatterig sind. Und wie es einestheils oftmals vorkommt, daß die eigentlichen Blätter im Kranze sitzen, Asperula, oder miteinander verwachsen sind, Caprifolium, Silphium, so findet man auch ebenso oft, daß die Kelchblätter frei und unabhängig von einander sitzen und auf verschiedenen Stellen am Stengel zum Vorschein kommen, wie man es ganz besonders deutlich an der Päonie sieht. Auch bei der Tulpe findet man bisweilen einige Blätter des Blumenkelchs äußerlich sitzen und so einen Uebergang zu den Stengelblättern abgebend.

Innerhalb des von den Kelchblättern gebildeten Kranzes sitzen die Kronblätter als ein nächster Kranz. Die Krone unterscheidet sich gemeinhin dadurch von dem Kelch, daß sie größer, ausgebreiteter, von feinerem Baue und von anderer Farbe als der grünen ist. Aber diese Verschiedenheiten sind nicht ausschließlich, denn man findet auch Kelche von anderer Farbe als der grünen; er ist z. B. roth bei der Fuchsia,

gelb bei dem Tropäolum, blau bei der Aquilegie, und ebenso findet man grüne Kronen, z. B. bei der Johannisbeere und dem Ahorn. Bisweilen, namentlich wo die Kelchblätter und Kronblätter keine Kränze bilden, sondern an verschiedenen Stellen hervorschießen, gehen jene so unbemerkbar in diese über, daß man hinsichtlich der mittleren Blätter ganz in Zweifel bleibt, ob sie zum Kelche oder zur Krone gehören, wie z. B. bei den meisten Cactusarten und der Nymphenblume.

Gleichwie also die Kronblätter als umgestaltete Kelchblätter anzusehen sind, ebenso können wieder die Staubfäden als umgewandelte Kronblätter betrachtet werden. In ihrer gewöhnlichen Gestalt erscheinen diese als drahtförmige Körper, Staubfäden, die im Kranze innerhalb der Kronblätter sitzen, und oben mit einem knopfartigen Körper, dem Staubkolben, versehen sind, der den Samenstaub enthält. Oft werden aber die Staubfäden flach und breit und nehmen die Form und Farbe der Kronblätter an, wie z. B. Ornithogalum, Nymphaea und Canna, und sind bisweilen zu einem Rohr mit einander verwachsen, was ebenfalls sehr oft bei den Kronblättern der Fall ist. Entwickelt sich nun in solchen Fällen kein Staubkolben, so werden die Staubfäden den Kronblättern so genau ähnlich, daß man nicht mehr unterscheiden kann, wofür man sie zu halten hat. Der Uebergang vom Kronblatt zum Staubfaden ist besonders leicht bei gefüllten Blumen zu erkennen, wie bei Rosen, Nelken und Päonien, bei welchen man Kronblätter mit Staubkolben am Ende oder an den Seiten findet.

Innerhalb des Staubfädenkranzes sitzt der Fruchtknoten, oder es sitzen auch mehre Fruchtknoten in einem Kranze. Auch diese kann man als umgebildete Blätter ansehen, denen sie sich noch fast mehr als die Staubfäden nähern. Betrachten wir die äußere Schale einer Erbse oder einer Bohne, so finden wir in der Farbe, den Adern und der Bauart dieser Frucht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Blättern. Es ist diese Schale nur ein zusammengefaltetes und am Rande zusammengewachsenes Blatt, und wie man am Blatte eine Oberhaut an der oberen und unteren Seite und das dazwischenliegende Fleisch und die Adern unterscheidet, ebenso erkennt man an dem Fruchtblatte die äußere und innere Oberhaut und das von beiden eingeschlossene Fleisch mit dem dasselbe durchziehenden Geäder. Mehrere solche voneinander getrennte Fruchtblätter sitzen auch mitunter nebeneinander, wie es an der Nigelle, Aquilegie, Päonie zu sehen ist. Bei anderen Blumen sind sie mehr oder weniger miteinander verwachsen, wodurch dann eine sogenannte mehrkammerige Kapsel gebildet wird, wie z. B. bei den Kaiserkronen und Tulpen. Wird der andauernde Kelch, der die Kapsel umgibt, fleischig, so entsteht dadurch Kernobst, wie Aepfel, Birnen u. s. w.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Fruchtknoten und den Blättern tritt auch bei solchen Blumen hervor, wo der oberste Theil des Fruchtblattes, *die Narbe*, ganz dem Kronblatte gleich wird, was sich besonders deutlich

an der Iris zeigt, wozu aber viele andere Pflanzen unmerkliche Uebergänge aufweisen.

Nach allem Diesen ist eine Blume nur ein verkürzter Zweig, dessen Blätter nebeneinander im Kranze sitzen, sich dicht aneinander schließen und von feinerem Baue als die andern Blätter sind. Bisweilen tritt der Fall ein, daß der Zweig sich durch die Blume hier verlängert, indem aus der Mitte der Blume sich Blätter entwickeln, oder wol gar eine neue Blume zum Vorschein kommt — eine Fortpflanzung, Prolifikation, wie sie bei der Rose und Nelke sichtbar wird. Die Blumenknospe ist eine Blätterknospe, welche sich zu früh entwickelt hat. Wenn man also einen Baum durch künstliche Mittel am Blühen verhindert oder ihm überflüssige Nahrung gibt, so entwickeln sich an demselben blätterreiche Zweige anstatt Blüthen und Früchte.

Was hier von den Pflanzentheilen und der Verwandlung der Blätter gesagt worden, enthält die wesentlichen Gedanken der zwar schon in Linné's Schriften enthaltenen Winke, die aber bestimmter und klarer, obgleich mit Annahmen untermischt, die keine genauere Prüfung bestehen, von Göthe dargestellt wurden. Auf seiner Reise in Italien 1786—87, bei Betrachtung und genauer Beobachtung einer an verschiedenen Pflanzenformen so überreichen Natur, entstand zuerst der Hauptgedanke bei ihm, welcher dieser Lehre zum Grunde liegt. Der Dichter und Naturforscher stellte seine Ansicht 1790 in der bekannten Schrift: „die Metamorphose der Pflanzen" dar. Sie erweckte keine große Aufmerksamkeit, weil das Bestreben der damaligen Botaniker mehr auf das Kennen und Beschreiben einzelner Pflanzen als auf eine Betrachtung des Pflanzenlebens in seinem Zusammenhange gerichtet war. Philosophische Betrachtungen dieser Art wurden damals nicht selten für leere Grübeleien gehalten, und vielleicht trug auch der Umstand das Seinige zu der geringen Aufmerksamkeit bei, welche Göthe's Schrift zu Theil wurde, daß er nicht zur Zunft gehörte. Erst in seinem Alter hatte der Dichter die Befriedigung, daß die Bedeutung seiner geistreichen Lehre Anerkennung fand und eine reiche Quelle zu neuen Forschungen wurde.

Viele buchstabiren, Wenige lesen im Buche der Natur, und nicht immer liest Derjenige am besten, der am längsten buchstabirte. Das Genie fliegt, wo minder begabte Geister gehen oder kriechen müssen.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Inhalts-Verzeichniß des 8. Bandes.





Stanford University Libraries
3 6105 015 181 592
Q
171
.W68
v.8
DATE DUE
Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305

